Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radierung: Robert Franz, Georg Brandes, Jules Verne.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
<table>
<thead>
<tr>
<th>Inhalt des 38. Bandes.</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Juli. — August. — September.</td>
</tr>
<tr>
<td>1886.</td>
</tr>
</tbody>
</table>

<table>
<thead>
<tr>
<th>Seite</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>J. Baron in Bern. .................................................. 33</td>
</tr>
<tr>
<td>Die Frauen im römischen Recht .................................. 33</td>
</tr>
<tr>
<td>Georg Brandes in Kopenhagen. ................................... 50</td>
</tr>
<tr>
<td>Schaff von Staffeld, ein deutsch-dänischer Dichter .......... 106</td>
</tr>
<tr>
<td>Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig. .............................. 349</td>
</tr>
<tr>
<td>Unschuldig verurteilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert .................................................. 372</td>
</tr>
<tr>
<td>Dito und Jdem in Bukarest. ........................................ 572</td>
</tr>
<tr>
<td>Es war ein Zerthum. Novelle ..................................... 159</td>
</tr>
<tr>
<td>Heinrich Ehrlich in Berlin. ...................................... 55</td>
</tr>
<tr>
<td>Robert Franz .......................................................... 55</td>
</tr>
<tr>
<td>Philipp zu Eulenburg in München. ............................... 226</td>
</tr>
<tr>
<td>Die lebten Weekow. Novelle ...................................... 226</td>
</tr>
<tr>
<td>H. Haefer in Breslau. ................................................. 97</td>
</tr>
<tr>
<td>Alpenfahrten in früherer Zeit .................................... 97</td>
</tr>
<tr>
<td>F. Henricke in Berlin. .............................................. 336</td>
</tr>
<tr>
<td>Die Telegraphie in Berlin .......................................... 336</td>
</tr>
<tr>
<td>Das Fernsprechwesen ................................................. 336</td>
</tr>
<tr>
<td>Paul Heyse in München. ............................................. 180</td>
</tr>
<tr>
<td>Eine Dante-Lektüre. Charakterbild in einem Act ................ 77</td>
</tr>
<tr>
<td>Alfons Kistner in Königsberg. .................................... 594</td>
</tr>
<tr>
<td>Hypnotismus in England und Frankreich ......................... 594</td>
</tr>
<tr>
<td>Paul Lindau in Berlin. .............................................. 1</td>
</tr>
<tr>
<td>Mein Freund Hilaris. Novelle ..................................... 1</td>
</tr>
</tbody>
</table>
Inhalt des 38. Bandes.

Emil Pacully in Genf.
   Pietro Siciliani ........................................ 251

Erich Schmidt in Weimar.
   Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 .......... 110

Ch. Seignobos in Paris.
   Jules Verne. ........................................... 299

Friedrich Uhl in Wien.
   Sie muß mich küssen. Erzählung. ....................... 277

Georg Winter in Marburg.
   Erinnerungen an Leopold von Ranke .................... 204

Bibliographie ............................................ 127. 261. 404

Bibliographische Notizen ................................ 135. 271. 411
Inhalt.

Paul Lindau in Berlin.
Mein Freund Hilarus. Novelle .................................. 1

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Robert Franz ....................................................... 35

J. Baron in Bern.
Die Frauen im römischen Recht .................................. 53

Paul Heyse in München.
Eine Dante-Lektüre. Charakterbild in einem Act .................. 77

H. Haeser in Breslau. †
Alpenfahrten in früherer Zeit ..................................... 97

Erich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 .................. 110

Bibliographie. ..................................................... 127


Bibliographische Notizen. Geographische Literatur .................. 135

Hierzu ein Portrait von Robert Franz.
Rabindran von F. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postansalten nehmen jedeszeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaktion nach Breslau, Siebenhüenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Heft
von
Ludwig Philp in Holtenburg. (Nach dem Norden.)
Mein Freund Hilarious.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —


worden. Wir hatten die Bänke der Vorbereitungsschule zusammen gedrückt und unser Frühstück regelmäßig getaucht, da jedes von uns die fremde Küche besser schmeckte als die eigene. Wenn sich auch unsere Schulmege bald trennten — Hilarius kam auf die Handelsschule und ich aufs Gymnasium —, so war unsere Kinderfreundschaft gleichwohl bestehen geblieben.


Eines Tages herrschte in der unteren Stadtgegend an der Elbe große Ausregung. Die Kinder waren nun neugierig und fragten, was denn geschehen sei? weshalb die Leute vor dem schönen Gauer'schen Hause, einem Prachtbau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, stehen blieben und die Köpfe zusammentestelten? Aber wir erhielten keinen anderen Beschluß als: „das geht euch nichts an!“ Wir schnappten in dem doch genug auf, um zu erfahren,

Biel tiefen gingen meine kindlichen Wahrnehmungen nicht. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, was die gute Frau, die immer so liebensvoll und freundlich zu uns gewesen war, in den glücklichsten Familienverhältnissen, im Nebel der des Reichstums lebte, von ihrem Manne auf Händen getragen wurde und ihre Kinder auf das Färberhütte liebte, zu dem verzweifelten Entschluß getrieben haben könnte. Daß es etwas sehr Trauriges gewesen sein müßte, merkte indessen auch ich.


Vor fünf oder sechs Jahren führte mich endlich der Zufall wieder einmal mit ihm zusammen. Er lebte schon seit mehreren Jahren in Berlin, ohne daß ich darum gewußt hätte. Er hatte sich mit einem erheblichen Capital an einem bekannten Berliner Bankgeschäft beteiligt. Aber er verkehrte wenig in Gesellschaften.


Wir beobachteten in der Stellung von Fragen über unsere Erlebnisse während der dreißigjährigen Trennung gegenseitig eine gewisse natürliche Zurückhaltung. Was konnte in der langen Zeit Alles geschehen sein! Wie viel Traurigkeiten, die inzwischen durch die lindernde Zeit beschattet worden waren, konnten da durch ein unvorhergesehenes Wort wieder wachgerufen werden? Er erzählte mir aber gelegentlich aus freien Stücken, daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sei; und eines Tages sagte er mir: „Meine arme Schwester macht mir recht viele Sorge.“ Da er nichts weiter hinzufügte, erschien es mir auch nicht mehr.


Wir sprachen über dies und das, aber vielmehr ich sprach; denn er war offenbar von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen, zerstreut und befangen. Nach kurzer Zeit stand er auf und sagte zu mir:

"Wenn Du nichts Beseres vorhast, begleite mich, ich möchte Dir etwas sagen, was hier sich leicht sagen lässt. Es ist mir sehr lieb, Dich getroffen zu haben. Wenn die Geschichte nicht so plötzlich gekommen wäre, hätte ich Dich sogar unbedingt aufgesucht."

Wir zählten und begaben uns in die nahegelegene Wohnung meines Freundes.


"Bist Du auf Reisen gewesen?" fragte ich.

"Ja," antwortete Hilaris. "Und der Kopf ist mir entleertisch schwer, denn ich habe eine sehr traurige Reise vor mir. Ich will morgen früh nach Bonn gehen zu meiner Schwester; sie verlangt dringend nach mir. Sie befragt sich, daß sie widersprüchlich der Freiheit beraubt werde, und der Arzt, der den Brief an mich hat gelangen lassen, bemerkt dazu: er glaube, daß meine Anzeichen dazu beitragen könne, die arme Kranke zu beruhigen."

"Deine Schwester ist leidend?" fragte ich.

Er blieb ernst auf zu dem großen Delikaté, das ihm gegenüber hing, und das den gutmütigen und traurigen Ausdruck der Verstorbenen weiferten wiedergab, und setzte dann mit leiferer Stimme hinzu:


"Wie lange gedenkt Du in Bonn zu bleiben?" erfragte ich mich weiter.

"Ich habe mich auf unbestimmte Zeit frei gemacht. Ich will den Zustand meiner Schwester genau kennen lernen, denn das Urtheil der Ärzte ist für mich nicht maßgebend. Auf meine telegraphische Anfrage hat sich Dr. Philipp bereit erklärt, mir in seiner Privatwohnung für einige Wochen ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. Da werde ich täglich mit meiner Schwester zusammen sein können und dann meinen Entschluß fassen. Du kannst Dir denken, daß der Aufenthalt für mich einigermaßen schreckhaft ist und voller Aufregungen."

"Das kann ich mir allerdings denken, und ich weis nicht, ob Du Dir nicht zuviel zumuthest. Du solltest wirklich den Rat eines Mannes der Wissenschaft einholen, ob Dir Beginnen recht ist oder nicht."

Mein Freund Hilarus.

Ganz er schöpft bin und mit beinahe willenshüpf darunter mache, dem ärztlichen Gutachten zu leicht Glauben geschenkt zu haben.

"Aber Du sagtest doch selbst, daß Deine Schwester schwer leidend sei."

"Ja, weil ich kritisch das nachsuhe, was die Ärzte sagen, vielleicht auch, weil es mir jetzt zur Rechtfertigung meines Verhaltens gegen meine Schwester leuchten sein würde, wenn sie recht hätten. Aber der sonderbare, ja erstaunliche Brief meiner Schwester hat mich aus meiner Schlaffheit aufgerüttelt. Und wenn ich mich nun überzeuge, daß meine Schwester recht hat, daß es wirklich die Umgebung ist, die sie furcht, dann sollt Du mich feinen lernen! Dann will ich der Welt eine Geschichte erzählen von Arzten und Kranken, — eine Geschichte, die furchtbar und grausig sein soll als die tollsten Schaferromane!"

Mein lieber Hilarus," nahm ich das Wort, "Deine bruderliche Liebe, jürgte ich, läßt Dein glaubhaft erscheinen, was Du von Herzen wünschen magst. Daß der Arzt nicht daran denkt, Deine Schwester ohne Grund von der Außenwelt abzunehmen, das ersiehst Du ja aus seinen begleitenden Schreiben, in dem er Dich selbst ausordnet, zur Verhütung der armen Kranken nach Bonn hinüberzuholen."


Wir trennten uns zu später Stunde, und beim Abschied verpflicht ich mein Freund, daß er mir kehrt bald schreiben werde, wie er die Verhältnisse in Bonn vorgefunden habe.


Da las ich denn den folgenden Bericht, der mir über das Schicksal meines Freundes seit unserer Trennung vollkommenen Aufschluß gab.

---

**Mandau in Dakota, Mitte Februar 1886.**

Mein lieber alter Freund!


Der leitende Arzt, Dr. Philipp, bei dem ich wohnte — übrigens ein sehr wohlwollender und vernünftiger Mann —, war über diese wunderbare Befreiung selbst in hohem Grade erstaunt; er hielt es indessen für geraten, den Aufenthalt meiner Schwester in der Anstalt, in der sie vor allen verdorbenen und aufr egyen Eindrücken am gebeugten war, noch etwas zu verlängern, und wir beide waren damit einverstanden, meine Schwester und ich.

Du mußt Dir nämlich nicht vorstellen, daß diese Pension für Gemüths- kranke jenen schauerlichen Charakter hat, den der Laie dem Irrenhaus bei- zulegen pflegt. Tenterv Dir eine freundliche Anwendung in der ruhigen Umgebung der Stadt, in der nächsten Nähe des Alpines. In einem freundlichen Haufe, das an der Straße liegt, wohnt der Leiter der Anstalt mit seiner Familie und seinen Ärzten. Da hatte auch ich ein behagliches Unterkommen

 Nur manchmal inmitten der stillen Nacht, wenn ich aus irgendwelchen Gründen meine Nase fühlen konnte, war mir's, als hätte ich aus der Ferne fliegende oder geistige Laute zu mir bringen...

Die Umfassungsmauern, welche das ganze Grundstück einschließen, sind mit Schlingenwächten und rautendem Gestühl völlig bedeckt, so daß die leichten Kranken, die in den Villen wohnen, die schmerzliche Vergegenwärtigung ihrer Absperrung nahezu völlig erblendet bleibt. Diese, den Ruhigen und ungefährlichen, werden alle erdenklichen Zerstreuungen gern gewährt. Sie können spazieren gehen, wann es ihnen beliebt, können sich gegen seitig besuchen, sie können sich mit dem beschäftigen, was ihnen gefällt; es ist ein Billiardhalle, eine Regelschau, ein Spielzimmer, ein Musikzimmer mit einem sehr guten Flügel, in dem selig musiziert und oft Auftragsgetanzt wird; im Park ist ein Spielfeld für Croquet und Lawn-tennis — mit einem Worte: alles Schauertliche und Gruselige ist aus der Umgebung der Kranken verbannt, und sie können sich in einem Luxus-Badeorte wähnen, in dem sie unter den angenehmsten Bedingungen des Daseins ihre erschütterte Gesundheit wieder zu bestehigen suchen.


Meine Schwester bewohnte mit ihrer Gesellschafterin das Erstgeschoss der mittleren Villa, die meinem Feuster gerade gegenüber lag. Im oberen Stockwerk wohnte eine junge Amerikanerin, Mrs Sarah Westernborough, die zur Zeit meiner Anwesenheit sehr schwer leidend war und deshalb das Zimmer nicht verließ. Sie bildete sich ein, daß man sie mit den Speisen der Anstalt vergiften wollte, verweigerte die Nahrung und war zum Stehle herabgemagert.

Ich sah sie zum ersten Mal im Jahrhut an einem leuchtenden hellen Sommertage. Ihr schmales, bleiches Gesicht trug den unerfahrenheit
Stempel schweren Lebens, aber sie sah wunderschön aus. Ich fühlte eine tiefe innerliche Bewegung, als ich ihr von meiner Schwester vorgestellt wurde. Wir frühten, ich weiss nicht mehr über welchen Gegenstand, eine Unterhaltung an und sprachen, ich weiss nicht wie lange; aber es war mir wahrhaft schmerzlich, als einer der Arzte sich zu uns gejellt und mir durch ein ausdrucksvolles Schließen der Lippen in nicht missverständlicher Weise deutete, dass es nun an der Zeit sei, die Unterhaltung, die die Kranken aufregen könne, abzubrechen. Ich erhob mich, und der Arzt gab nun in gatter, vorrichtiger Weise den Kranken zu versichern, dass es wohl an der Zeit sei, jetzt zur Ruhe ihres Zimmers zurückzukehren.


Sie hatte mir's angethan, Miß Sarah; ich konnte an nichts anderes mehr denken.


Sollte mich das Verhängnis meiner Familie nun auch noch erreichen, zwar in einer anderen, aber vielleicht noch schrecklicherer Gestalt? Sollte ich mich klaren und nächsternmals in eine Geisterszürtie verlieren, deren Zufluch nach den Anschlagen der jahrzehntenden Arzte als ein nimmer zu verweiselter bezeichnet wurde? So graumlich konnte das Schicksal nicht sein!

An meiner armen Schwester hatte ich schon die Beobachtung gemacht, wie mein Wehen gewisse, mir selbst nicht verständliche Eigenschaften beistand, die beruhigend und heilsam fühlte bewährt hatten. Wäre ich ein etwas weniger

Es war mir eine unbeschreibliche Freude, daß Miss Sarah Bertrauen zu mir zu fassen schien und sich in freundschaftlicher Zuneigung mir gestatt näherte. Mit meiner Schwester war sie schon vor ihrer letzten Krise intim befreundet gewesen, und so ergaben sich unsere häufigen Zusammenkünfte in ungezwungenster Weise und ganz von selbst. Der Verkehr zwischen uns wurde immer vertraulicher und herzlicher. Wir waren schließlich fast den ganzen Tag zusammen. Schon am zweiten Tage hatte ich vermutet, was die Arzte seit Monaten durchziehen ver sucht hatten. Wir hatten in der Vorhalle der Villa den frühstückstisch zu Dreienc anrichten lassen. Miss Sarah nahm meinen Arm an und legte sich zu uns. Ich nötigte sie schließlich, wie ein kleinstädtischer Wirth, zuzugehen. Sie ließ sich freilich zunächst ein wenig bitten, aber als sie sah, mit wie gutem Appetit wir unser Mahl verzehrten, sprach sie seit langen Wochen zum ersten Male wieder den Speisen und Getränken freiwillig zu. Und von nun ab war sie unser regelmäßiger Gast bei den Mahlzeiten. Sie kam verhältnismäßig ziemlich schnell wieder zu Kräften; die Schlaflosigkeit wich von ihr, und der rosige Hauch der Genügsaft lagerte sich auf ihre Wangen.

Ich war glücklich, glücklich wie ein Vater, der sein todtkrankes Kind gesund hat.

Nach kaum einem Vierteljahre war sie jowiethergestellt, daß sie an unseren Aufzügen außerhalb der Anstalt in den warmen sommerlichen Herbsttagen teilnehmen durfte.


Um so auffälliger war es mir, und es beunruhigte mich, als ich sie eines Tages recht niedergegeschlagen fand. Sie hatte offenbar geweint.

Ich fragte sie in schonender Weise nach dem Grunde ihrer plötzlichen Traurigkeit. Und da gestand sie mir, während wir unter den schattigen Linden auf- und abgingen, daß der Gedanke, uns, meine Schwester und mich, über kurz oder lang verlassen zu müssen und wieder allein zu bleiben, bis ihr Vater sie abholen würde, sie so unglücklich machte; und selbst die Erwägung, geheilt zu den Jährigen zurückzukehren, vermöge sie nicht seither zu stimmen;
sie habe sich eben zu sehr an unseren Umgang gewöhnt, und sie könne sich nicht vergebenwärts, wie sie die dauernde Trennung von uns ertragen werde. Ich blieb stehen, nahm ihre beiden Hände in die meinen, sah sie an und sagte ihr:

„Weshalb sollen wir uns denn trennen? Wenn Sie es wollen, bleiben wir immer zusammen.“

Sie machte keine Bewegung, um ihre Hände den meinen zu entschießen. Trägend blickte sie zu mir auf. Sie zitterte ein wenig, ihre reizenden Lippen öffneten sich zu einem glücklichen Lächeln, und die Tränen traten ihr in die Augen.

Als ich sie so vor mir sah, da übermannte es mich. Ich zog sie an mich, schloß sie in meine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wir sprachen kein Wort.

Da hörte ich die Stimme meiner Schwester, die nach mir rief; und ich sah nun Greta, wie sie in den Lindenweg einbog. Ich ließ ihre entgehen, und übermütig wie ein Kind umfächte ich sie, hob sie laut laschend vom Boden auf, fügte sie und konnte nichts Anderes sagen als: „Sarah, meine Braut.“

Meine Schwester war viel weniger überrascht, als ich angenommen hatte. Sie eilte zu ihrer Freundin und umschlang sie als Schwester. Sarah war mit ungläublichen Augen ganz betroffen stehen geblickt und noch immer keinen Wortes fähig.


Zwischen waren sowohl bei meiner Schwester, als auch bei meiner Braut die lebten Spuren ihrer Krankheit verweht. Beide hatten sich vollkommen erholt, und beide Schwägerinnen, die so starke Verbindungspunkte hatten: die Gemeinsamkeit ihrer Krankheit, des Aufenthalts, der Pflege, der gleichzeitigen Gegenwart und der Liebe zu mir, verbanden sich in immer herzlicherer Freundschaft. Wir zimmerten uns unsere Zukunft zurecht, und wir hatten beschlossen, Deutschland, daß in uns so viele traurige Erinnerungen wachrufen mußte, zu verlassen und in der Neuen Welt ein neues Leben anzufangen.

Sarah war vor einem Jahre, als sie mit ihrem Vater Europa bereiste, erkrankt; er hatte sie notgedrungen hier zurücklassen müssen, da die Arzte übereinstimmend der Ansicht waren, daß die lange und beschwerliche Reise Gefahren für ihr Leben haben könnte. Unter dem Schutze einer alten bewährten Dienerin, die Sarah von Kindheit an kannte, war meine Braut der Pflege des Dr. Philippis übergeben worden. Für den kommenden Frühling hatte Mr. Westemborough Dr. Philippis seinen Besuch angefunden, um, wenn es irgend möglich wäre, seine Tochter mit sich zu nehmen. Es war ein großes Entsetzen, daß der Vater seiner Tochter zu bringen hatte, denn gerade in dieser Zeit war er von seinen Geschäften unerwartet in Angriff genommen. Durch die bisher unzugänglichen Gebiete wurde ein neuer Schienenstrang gelegt, der für den kommenden Sommer eine abenteuerliche gewaltige Verbindung zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean herstellen sollte und völlig veränderte Bedingungen des Daseins für die nördlichen Districte der Vereinigten Staaten schaffen mußte. jeden Tag stand, wie man ohne Überschätzung sagen darf, ein Vermögen auf dem Spiele, ein großes Vermögen, Millionen.

An jenem Abend also schrieb ich an meinen Schwiegersohn und schrieb —
Du kannst Dir denken, mit welcher Vorfreude einen langen sachtischen Brief an meinen jungen Schwiegersohn. Ich schilderte ihm, unter welchen Umständen ich die Bekanntschaft seiner Tochter gemacht, und wie ich mich in sie verliebt hatte; ich sagte ihm, daß sie meine Reigung erwiderte und mit meiner Schwester in inniger Freundschaft zusammen lebte; ich gab ihm ein getreues Bild meiner Verhältnisse, sagte ihm in den Stand, die Wahrheit meiner Angaben zu prüfen, und schloß mit der ehrerbietigen Bitte um die Erlaubnis, mit meiner Schwester eine völlig geneigte Tochter nach Dakota begleiten zu dürfen und dort um ihre Hand anzuhalten. — Sarah schrieb in demselben Sinne.

Der Beruf mit Dakota war aber zu jener Zeit noch schmerzlich und langsam. Vor Weihnachten dürften wir die Antwort des Vaters kaum erwarten. Bis dahin wollten wir unseren ruhigen Bonner Aufenthalt, der für uns alles Schreckhafte und Peinliche des Krankenhauses durchaus verloren hatte, beibehalten. Wir lebten also unter stilles, heiteres Leben für uns.

Trotz aller Vorzüge, die wir beobachteten, konnte der vertrauliche Charakter unseres Verhältnisses und unserer Absonderung von den Wesen nicht unmerklich bleiben. Und an einem Orte wie jenem wird alles, was bemerkt wird, als auffällig und nicht normal aufgefaßt. Es ist nicht zu verwundern, daß die Anstaltsärzte, die den ganzen Tag mit Kranken verkehrten, eine jede Erkennung, die sich ihrem prüfenden Auge darbot, als eine symptomatische
betrachten. Sie leben sich schließlich ganz in den Bahn hinein, daß Jeder-
mann mehr oder minder traut und als Patient zu behandeln sei, und eine
jede unerwartete Reueferung oder Handlung gilt ihnen als ein Beweis der
Richtigkeit ihrer pathologischen Beobachtungen.

Mit dem Hauptarzte und auch mit den beiden Assistenten stand ich auf
gutem Fuße. Ich hatte nun eine genügend lange Zeit mit ihnen verbracht,
um die Einrichtung der Anstalt vollkommen kennen zu lernen. Manches er-
schien mir muntergültig, manches Andere aber erachtete ich für verbesserungs-
fähig und äußerte darüber meine unversehrte Ansicht. Sie sahen sich, als
ich ihnen meine Verbesserungsentwürfe auswendiglegte, mit bedeutenden
Blicken an, und ich täuschte mich gewiß nicht: sie hielten diese ruhigen Vor-
schläge für die Reueferungen eines trauhaften Geistes.

Von jener Zeit an widmeten sie mir ihre besondere Aufmerksamkeit.
Es machte mir Spaß zu bemerken, wie sie sich mit regster Theilnahme nach
meinem Schlaf, nach meinem Appetit erkundigten, mir Weisungen gaben in
Betreff der Tät, der Tageseinführung, der Ernährung, die ich suchte zu
Die ärztliche Fürsorge der Ärzte und namentlich des Hauptarztes Dr. Philippi
für mein Wohlbefinden steigerte sich nach meiner heimlichen Verlobung immer
mehr. Du tanzt Dir vorzüglich, wie mich das belustigte.

Eines Abends war ich besonders gut ausgelegt und konnte mich des
Ladens kaum erwehren, als ich wahrnahm, wie der Arzt mit mir immer
besorgteren Gesichte musterte. Ich lud ihn beinahe übermäßt ein, mit mir
auf mein Zimmer zu kommen und dort nach Tisch den Kaffee bei mir zu
trinken, ich hätte Manöverleit mit ihm zu besprechen. Ich hatte einen ge-
wisser Galgenhumor und wollte ihn aufziehen. Der Arzt nahm meine Ein-
ladung an. Als er mir in meinem Zimmer gegenüber saß, legte er sein
Gerüst in so sinnreiche Gestalten, daß ich laut auslassen mußte.

„Nun, Doctor meiner Seele!“ rief ich vergnügt, „weshalb sehen Sie
denn so furchtbar düster aus?“

„Eine Miene zu versuchen, sagte er mir in stürzer Ruhe:"

„Ich fürchte, Herr Gauer, der Aufenthalt hier bekommt Ihnen nicht
gut . . .“

Ich ergriff bei dem Gedanken, daß der Doctor mir die Gastfreundschaft
früher unendlich möchte. Er hatte schon früher derartige Anflechtungen gemacht.
Ich bat ihn daher doch brüllig, wie der Anstand es galtte, mir den berühren
Verbleib in seinem Hause zu gewähren. Nach langen Zureden willigte er ein.

„Aber Sie sollten wenigstens den Verkehr mit den frischen Damen
einschränken“, fuhr er fort. Und abermals sagte er mir:

„Vielleicht würde es Ihnen dienlich sein, wenn Sie in dieser unbelehrbaren
Jahrzeit ein wärmere Klima aufsuchten. Die mildere Natur, die ver-
änderte Umgebung würde Sie erfrischen und erfreuen.“

„Sehe ich aus wie ein Mann, der der Verkehr bedarf?“ fragte ich.

„Ich bin niemals heiterer gewesen und habe mich nie fräher gefühlt.“

Rord und Sud, XXXVIII., 112.
„Ihre unbegründete Ausgelassenheit ist ein Symptom, das mich ernstlich beunruhigt."

„Rund, und wenn ich schermützig und verächtlich wäre, würde Sie das weniger beunruhigen? Würde Ihnen meine gebückte Gemütsstimmung nicht ebenfalls Besorgnisse einlösen? Wie soll ich es Ihnen recht machen, lieber Doctor?"

„Lassen wir das," gab er zur Antwort. „Eine ernste und traurige Stimmung würde mir unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls erklärlicher erscheinen als Ihr Uebernuth, zu dem hier wahrschein keine Veranlassung vorliegt. Aber nicht das allein ist es, was mir in Ihrem Benehmen auffällt. Sie haben gewisse Eigenthümlichkeiten, die mich bedenklich stimmen müssen."

„Welche?" fragte ich.

„Rund, erklären Sie mir z. B. die folgende: Die Villa, in der Ihre Schwester wohnt, liegt unferer Hausthür gerade gegenüber; Sie brauchen nur über den Steigweg um den Springbrunnen zu gehen, und Sie sind da. Anstatt dessen machen Sie jedesmal einen großen Umweg, umgeben den ganzen Schmuckplatz und schleiden an den Mauern entlang."


„So, so," brummte Dr. Philipp vor sich hin. „Und was halt suchen Sie denn so oft eine verlassene Ecke im Parke auf und verbleiben da stundenlang in derfelben Stellung?"

„Also das ist auch auffällig?" entgegnete ich, noch immer lachend. „Lieber Doctor, ich befürchte ernsthaft, daß Ihr Veruf Ihre Beobachtungen allzu sehr schärfst und dadurch fälscht. Jedermann hat doch seine Stunden einzamer Grübeleien, nicht wahr? Der Eine macht sie so ab, der Anderer so. Der Eine legt sich auf's Sophia, streckt die Beine von sich und pofft eine Cigarre; ein Anderer geht spazieren und schleudert mit dem Stock die kleinen Kiesel des Weges vor sich her. Ich hänge meinen Gedanzen am liebsten nach und überlege mir, was ich mir zu überlegen habe, am besten, wenn ich mich auf irgendeinen entlegenen Nekt mit gesenktm Kopf ruhig hinstelle, abgewandt vom Treiben der Uebrogen, und mich um keine Menschen bekämmerge. Ich wiedehole Ihnen aber, wenn es Ihnen Befugnisse macht, will ich auch diese alte Gewohnheit ablegen und will mich in den Stunden, in denen ich mit meinen Gedanzen allein sein will, in mein Zimmer zurückziehen."
Aber mehr als diese Einzelheiten beunruhigte den Doctor meine gehobene Stimmung. Er hatte mich ja gesehen, als ich angekommen war. Damals war ich nachdenklich und kummervoll; jetzt erblühte er mein glückstrahlendes Gesicht, jetzt hörte er mich oft in meinem Zimmer übermütig trällern, und diese rosige Laune, die er sich in Unterricht der Verhältnisse nicht erklären konnte, erschien ihm überaus Verdächtig! Er wußte ja nicht, was mich so glücklich machte, und so wußte ich denn mit der Wahrheit herauszurücken.

Ich sagte ihm also, daß meine Freude darüber, meine Schwester vollkommen geheilt zu sehen, und die Aussicht, mit ihr vereint später leben zu können, doch wohl schon genügend sei, um meine veränderte Stimmung zu erklären. Aber es sei noch ein stärkerer Grund dafür vorhanden: meine herzliche Freude über die Genesung Sarahs, und endlich und hauptsächlich — meine Liebe zu ihr.

Der Arzt hatte mir sehr ausmerksam zugehört, und während ich so sprach, versteinernte sich sein ernstes Gesicht immer mehr. Er legte vaterlicher und freundschaftlich seine Hand auf die meinige und sagte beinahe feierlich:

„Bereiter Freund, Sie sind wirklich traut! Sie befinden sich in vollkommener Irrthum, wenn Sie glauben, daß Ihr Fräulein Schwester geheilt ist. Seit Ihrem Hiersein hat Ihre Erkrankung allerdings eine andere Ersehnsform angenommen, aber die Krankheit selbst ist leider nicht gehoben. Sie irren sich soweit, wenn Sie annehmen, daß Fräulein Sarah geheilt sei; ihr Zustand hat sich im Gegenteil erheblich verschlimmert. Ihre Beurteilung des Gesundheitszustandes Ihrer Schwester und der amerikanischen Dame, dieser völlig unberechtigte Optimismus und Ihre abenteuerliche Neigung zu der unglaublichen Kranken — es tut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber die Pflicht gebietet es — es ist traurig! Sie müssen wirklich etwas für sich thun! Wenn Sie durchaus bei uns bleiben wollen, so muß ich Sie bitten, daß Sie sich unserer Pflege völlig anvertrauen, und daß Sie unsere Weisungen gewissenhaft befolgen. Ich will Sie keineswegs erschrecken. Daß ich wahrhaft bin, werden Sie ja wissen; ich beschränke also auch nichts, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht etwa an einem schweren Leiden erkrankt sind. Es handelt sich für Sie nur, wie ich seits überzeugt bin, um ein vorübergehendes Unbehagen, das durch die starken Erregungen, denen Sie hier ausgejagt gewesen sind, verursacht worden ist, und das bei ratiocinierender Behandlung bald völlig beiseitigt werden wird."

Ich glaubte zunächst nicht recht verstanden zu haben. Eine Weile widersprach ich, zunächst in irkerhaftem, dannach in ernsteren Tönen, wie man eben einem vernünftigen Manne gegenüber seine abweichende Ansicht vertritt.

Aber während unserer Erörterung bemächtigte sich meiner die Umgebung, und sie wurde immer seifer, daß der Leiter der Anstalt durch den beständigen Umgang mit Kranken selbst in der klarheit seines Urteils- und Denkformen gelitten habe.

Ich hatte mich in Folge der Unglücke in meiner Familie sehr


Nachdem ich so sein Vertrauen bestärkt hatte, erlaubte ich mir, in aller Behutsamkeit auch ihm einige freundliche Wünsche zuzusagen.


Mit einem eigenthümlichen blöden Lächeln hörte Dr. Philipp mich an, mit einem Lächeln, das meine Wahrnehmungen leider nur noch bestätigen mußte. In seiner Antwort kam er auf meine Vorschläge gar nicht zurück, sondern ging sofort mit der den Geisteskranken eigenthümlichen Beharrlichkeit auf sein Thema über: auf seine angebliche Erkenntnis meiner Erkrankung.

„Sie müssen den täglichen und standlichen Verkehr mit den beiden Damen etwas einschränken,‟ sagte er wiederum.

Daß war nun einmal sein Strebenpferd. Ich erhob Biderpruch dagegen in maßvoller Weise, aber der Doctor wurde darüber so aufgeregt, daß ich einen heftigen Auftritt befürchtete mußte. Ich lentte also ein und versprach ihm, daß ich mich auch in dieser Beziehung seinen Wünschen unterordnen wolle.

Und es war mir Ernst mit meinem Berichten. Denn ich wußte ja daß die Antwort meines Schwiegersvaters Westenborough nun nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte; in vierzehn Tagen bis drei Wochen mußte diejelbe bei uns eintreffen.

Am anderen Tage erzählte ich dem Damen die seltsame und unheimliche Scene, die sich in meinem Zimmer abgespielt hatte. Meine Braut und meine Schwester hatten ebenfalls schon wahrgenommen, daß es mit dem Doctor nicht ganz richtig sei. Sie belobten mich wegen meines schonenden
Mein Freund Hilarious.

Verhaltens ihm gegenüber. Wir verabredeten, daß wir uns bis zum Eintreffen der Antwort meines Schwiegervaters den Zwang aufzulegen wollten, uns weniger zu sehen.


Die Tage des Wartens krochen langsam dahin. Die Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwester scharte mir unendlich, und dies verstimmte mich tief.


So hatte sich zwischen uns ein vollkommen verändertes Verhältnis herausgebildet. Ich stüffte für den unglücklichen Mann tiebes Mitleid, und er legte in seiner Erkrankung das tießte Misstrauen gegen mich. Allmählich machte er sich nun auch an, mir gegenüber eine Autorität geltend zu machen, zu der
ihn nichts berechtigte. Ich war nicht sein Patient, ich war sein Mieter; ich war zuvorommend und artig gegen Sebermann im Hause, ich fügte mich polllommen in die Gewohnheiten des Hauses, zeigte mich für die Aufnahme so dankbar, wie es mir möglich war, und ersuchte alle Verbindlichkeiten. Ich durfte also den Anspruch darauf erheben, ebenso höflich und ebenso freundlich behandelt zu werden, wie ich die Ändern behandelte.

Jetzt aber spiel es dem Arzte bei, mich von Zeit zu Zeit anzuheischen, als ob ich sein Untergebener sei. Er forderte mich in beinahe schroffer Weise auf, das Zimmer zu verlassen, wenn ich seine Luft dazu hatte; er verbot mir gewisse Speisen und Getränke, die mir behagten — kurz und gut: er that alles Erdenliche, um mich rebellisch zu machen. Aber ich entwickelte eine Langmut, die die äußersten Grenzen des Menschenmöglichen erreichte, immer durchbringen von dem Gefühl, daß ein Befehlswechsel, der nicht wußte, was er that, mit mir seine lästigen Verfuchs vornahm. Wie mein Widerspruch, so reiste ihn schließlich jedoch auch mein Gehorsam; er ärgerte sich darüber, daß ich that, was er wollte, und er fing nun mit kleinen Chicanen an.

Er ließ mir eine ganz harte Matratze in meinem Bett legen, aus der ich nicht mehr schlafen konnte.


Ebdann veränderte er, ohne daß ich im Geringsten den Wunsch danach geäußert hätte, die Vorhänge in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, daß sie gewaschen werden müßten. Um Vorhänge, die ganz plausibel klingen, sind die Kranken dieser Art ja nie in Verlegenheit. Die Vorhänge waren vollkommen sauber . . .


Mein Schwiegervater schrieb mir genau so, wie ich es erwartet hatte.
Bei der großen Entfernung, die uns von einander trennte, und bei der völligen Unkenntnis der veränderten Verhältnisse war es natürlich, daß er einige Beförderung darüber empfinden mußte, ob das, was Sarah und ich ihm geschrieben hatten, auch dem Thatschwanze vollkommen entspräche. Er hoffte zu Gott, daß ich mich nicht getäuscht hätte, und er fügte hinzu, daß er sich zu dieser Hoffnung berechtigt glaube, denn der ruhige überzeugende Ton meines Briefes lasse ihn taum noch an der Erfüllung seines sehnsitzen Herzenswünsche zweifeln. Er würde also vollkommen einverstanden damit sein, daß ich mit meiner Schwester seine Tochter und deren Dienerin über's Meer nach der Heimat begleite. Die unerlässliche Vorbedingung sei jedoch die, daß die Ärzte ihre vollkommene Genehmigung dazu erteilten. Er habe zu Dr. Philippis das unumschränkte Vertrauen, und wenn dieser einverstanden sei, so werde er glücklich sein, sein Kind bald wiederzusehen und mich kennen zu lernen. Er wolle nur das Glück seines geliebten Kindes, wir würden uns daher über alles Andere sicherlich verständigen.

Beim Lesen des Briefes bemächtigten sich meiner geteilte Gefühle. Ich war beglückt, zwischen den Zeilen die Zustimmung des Mr. Westernborough zur Verbindung seiner Tochter mit mir zu lesen; aber ich war auch einigermaßen beunruhigt bei dem Gebanen, wie sich Philippis zu der Sache stellen werde. Ich wollte keinen übereilten Schritt thun, Alles sollte weislich überlegt und beraten werden.


Nach dem Frühstück ließ ich mich sogleich bei Dr. Philippis melden.

Ich gebe Dir hiermit die sfe Verstärkung, daß ich so wohlgelitten und so stürmisch möglich gehandelt und, um einem stürmischen Auftritte auszuweichen, das Menschenmögliche getan habe. Aber schon nach den ersten Worten erkannte ich, daß es schlecht um unsere Sache stand.

Philippi wusste bereits ganz genau Befehl. Er hatte gleichzeitig von meinem Schwiegervater ein Schreiben erhalten, und er bemerkte mir, daß er es bereits beantwortet habe. Wie diese Antwort ausgefallen war, konnte ich mir nicht sagen, denn Philippis war von seinem Wahn, daß wir drei schwer traut seien, vollkommen überzeugt.

Ich versuchte ihn zu überzeugen, aber Du weist vielleicht nicht, daß gerade Vatammige in der Motivwirung ihrer unsinnigen Handlungen oft einen an's Unglaubliche grenzenden Scharfsinn entwickeln. Er durchschaute jeden meiner Schaghüge.
Wohl eine Stunde hatte ich in ihn hineingesprochen, ohne daß wir vom Fleck gerückt wären. Meine Gebuld war längst bis auf die Rege erschöpft.
Aber aus Schönung für ihn wollte ich es noch immer nicht aufgeben, die Sache gütlich zu Ende zu führen. Da verlor auch er schließlich die Gebuld und sagte unwirsch:

„Nun lassen Sie es gut sein, die Sache ist abgemacht! Ich werde nicht nur nicht meine Erlaubnis dazu erheben, daß die Damen das Haus verlassen, sondern ich werde durch die behegte Behörde feststellen lassen, wie es um Ihren Gesundheitszustand beschaffen ist, denn ich halte Sie jetzt für gemeingefährlich."

Vergegenwärtige Dir nun meine Situation, vergegenwärtige Dir all die mannigfachen aufregungen, die ich in den letzten Tagen durchgemacht hatte, die erzwungene Trennung von meiner Braut und meiner Schwester, der unheimliche Verkehr mit einem Kranken, der mich für krank hielt, die langen Stunden grübelnder Alleinseins, die kleinen Neuerien und Chicanen, die ich zu erdulden hatte, die Schlaflösigkeit, von der ich gepeinigt wurde, die beständige Neudelei, zu der mich das Mitleid zwang, und nun als Gipsel aller dieser Erregungen die äußerste Gewalttätigkeit von Seiten deines schwererkrankten Menschen, dessen Krankheit noch nicht erkannt worden war, und der traut seiner Stellung die Macht beijaß, drei Menschen, die Niemand etwas zu Leibe gehan, der Freiheit zu berußen, — eine Macht, wie sie ohne den Spruch der Richter keinem anderen Menschen gegeben ist, und von der nur der Irrfun Gebrang machte, um unser Lebensglück zu zerstören! Als alles das vor meine erregte Seele trat, da verlor ich auf einen Augenblick meine Selbstbeherrschung. Ich riß die Mäste herunter, sprang auf, schlug auf den Tisch und sagte mit donnernder Stimme:

„Ich werde Sie zwingen, meinen Willen zu thun!! Lassen Sie es nicht zum Neuersten kommen, Sie würden es besser zu bereuen haben."

Wißt ihr, wollte mich beruhigen. Er mich! Aber ich bestand nun auf meiner Forderung, und da er in seinem unfinnigen Widerstande beharrte, und da ich alles Eingek von Augen sah, das durch diesen Unglücksmenschen ange- richtet wurde, da verwirrten sich meine Gedanken, es lachte und blaute in mir, und in Augenblick äußerster Überreizung überkam mich blinde Wuth. Ich packte den Unglücklichen an der Kehle, packte ihn fest und rief mit gebiterischer Stimme:

„Ender, unter schreib!"

Aber schon im nächsten Augenblick war mir die ruhige Besinnung wiedergekommen. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schämte mich wirtschaft.

Der Doctor war bleich. Er schluckte schwer und antwortete kein Wort. Ich bemerke aber sehr wohl, wie er sich, ohne mir den Rücken zuzuwenden, langsam von mir entfernte, an den Schreibtisch trat und den Knopf der
elektrischen Glocke brüllte, die dort angebracht war. Gleich darauf erschien der Oberwärter.

Ich war gespannt, was sich nun wohl ereignen sollte.

Philippi sagte ruhig:

"Nehmen Sie zwei Wärter und sorgen Sie dafür, daß Herr Gauer isoliert wird."

Höhnisch lachte ich auf. Das war denn doch zu arg! Ich sollte mich abführen, von zwei rohen blödsinnigen Kerlen in eine Zelle sperren lassen, bloß weil ein wahnsinniger Arzt es ihnen befohlen hatte! Das überschritt denn doch die äußersten Grenzen der Zumutung.

Wir stiegen das Blut zu Köpfe, ich war außer mir. Ich schrie ihm entgegen, daß ich mich aufs Äußerste der Gewaltthätigkeit widerlegen würde.

Auf einmal füllte ich mich von hinten gepackt. Ich schlug um mich. Man überwältigte mich und knekelte mich. Nun raste ich allerdings wie ein Wahnsinniger über diese unmenschliche Behandlung...

Was dann mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht mehr.


In einem merkwürdigen traumhaften Halbwachen duselte ich von einem Tage zum anderen. Ich sprach nun kein Wort mehr und gab auf keine Frage Antwort. Wozu hatte mir das Sprechen genützt?

„Mutismus,“ sagte der eine Arzt zum andern, als sie an meinem Lager standen.


Ich schlich mich zu der mittleren Villa und stopfte leise an das Fenster meiner Schwester.

Wunderbar, sie schien auf mich gewartet zu haben. Sie hörte mich jähzornig und liess mich ein, ohne ein Wort zu sagen. Es bedurfte keiner Bemerkung unter uns. Sie schlüpfte die Treppe hinauf, und es war wohl kaum eine halbe Stunde vergangen, so waren wir Drei, völlig angestoßen, in dem stockfinsteren Garten, Sarah, meine Schwester und ich. Die Dienerin meiner Schwester war nicht einmal in ihrem Schlaf gestört worden. Sarahs amerikanische Begleiterin war meiner Braut beim Anfleiden behilflich gewesen; sie wollte sich schlafend stellen, was konnte man ihr anhaben?


Es war etwa fünf Uhr Morgens, als wir in den Anlagen vor der Stadt zusamm waren — frei!

Meine Schwester und meine Braut hatten ihre Täuschung, die eine ziemlich beträchtliche Summe ausmachte, zu sich geübt. Schweigsam gingen wir nach dem Bahnhof; wir konnten unserer Freiheit nicht nach froh werden. Als wir aber mit sechs Uhr im Schnellzuge saßen, der in der Richtung auf Bingerbrück Bonn passierte — da jubelten wir auf; da traten uns die Tränen in die Augen, da schlossen wir uns in die Arme, da waren wir glücklich.


 Nun, da wir uns ganz geborgen fühlten, da jede Gefahr der Wiedervergreitung bejetigt war, nun verbiehen mich meine Kräfte.

Am ersten Tage konnte ich mit den Damen noch am Lunch theilnehmen, aber schon Nachmittags fühlte ich mich so elend, daß ich meine Kajüte nicht


Ein Unglücksfall rüttelte mich aus dieser Schwere auf.

zu bestreiten; sie wollten, daß ich zuerst gerettet werden sollte. Ich hatte die Befehnung verloren, mich nur noch verschwommene Umriffe, die wie Nebelbilder zerrannen.

Und dann sah ich nichts mehr.


Tant der hingebenden Pflege meiner Braut und meiner Schwester, die durch den Unverstand der Kerze nicht erheblich beeinträchtigt wurde, war ich nach etwa zwei Monaten soweit wiederhergestellt, daß wir nun daran denken konnten, auf unser Reiseziel fortzusteigen.


Ob ich glücklich bin?


Nebenbei ist es mir geschäftlich über alle Begriffe gut gegangen. Ich nenne Dir absichtlich keine Zahlen, denn Du würdest glauben dürfen, daß ich

Aber es giebt kein vollkommenes Glück. Das haben alle Genfer, die je gelebt, gejagt, und es ist kein Zufall, daß sie es gejagt haben, denn es ist ein sehr tiefes, tiefes Wort. Mein Unglück ist meine Vergangenheit in Bonn.


Aber allmählich zerrinnt das beängstigende Traumgeblöde, ich erlaube den Wühlen wieder, ich erwache und bin wiederum der glückliche, der in Wahrheit bin.

Nur Eines ist und bleibt mir auch in wachen Zustände unerträglich: die Erinnerung an das kalte Wasser. Ich habe das Empfinden, als ob man mich in feuchte Laken einschlage. Das ist gewöhnlich das Ende meines
Traumes. Wenn ich dann erwache, glühe ich, aber die Erinnerung an die sauberernde Kälte läßt mich nicht los. Das sind die Narben, die mir von der grausamen Verwundung in Bonn geblieben sind.

Und doch fühle ich für den, der diese Bunde mir geschlagen, nur warmes Mitgefühl. Das mag Dir folgender Zug beweisen.


Auch hauptsächlich hat meine heisse Neuschöpfung unwissentlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den Einrichtungen der Bonner Anstalt angenommen. Es hat sich zufällig so gemacht, wenn man es eben einen Zufall nennen kann. Wahrscheinlich ist die Erinnerung an die Bonner Vorgänge so rege in mir gewesen, daß ich bei jeder meiner Unternehmungen unter deren Bonn geblieben habe.


Der belagenswerthe Mann hatte noch immer keine Ahnung von seiner

Ich habe ihn also aufgefordert, mit Sack und Pack hierherzukommen. Ich habe ihm ein glänzendes Anerbieten gemacht, und habe die Summe, die ich ihm zur Verfügung stellte, notariell hinterlegt. Und siehe da, die Geldsäger hat zu Stande gebracht, was mein Zureden wohl schwerlich jemals erreicht haben würde: Philipp hat mein Anerbieten angenommen.


Und so lebe ich denn als Glücklicher in einer Welt von Glücklichen. Mein Schwiegervater, meine Frau, meine Schwester, Dr. Philipp, — wir alle sind glücklich!


Aber nicht mit einer Klage will ich diese überlange Schilderung schließen, ich will sie vielmehr schlitten in Freude und mit innigstem Danke an die Borjierung, die mich aus den schrecklichen Gefahren befreit, die mir meine Lebenskraft erhalten und mein Gemüt nicht verhärzt hat. Ich bin stark, geund, reich und gut, und es ist mein höchster Ehregeiz, diese Gaben segensreich zum Befen der Menschheit zu verwerten. Ich will das allgemeine Elend bekämpfen, und wenn Tänzen stiegen, sollen es nur Tänzen der Freude sein. Wenn das ein Wahninsinn ist, dann allerdings, lieber Freund, bin ich krank. Weberzeuge Dich selber davon und komm!

In treuer Herzigkeit
Dein ältester Freund

Hilarian.
Der Morgen graute, als ich die lange Schilderung meines Freundes aus der Hand legte. Ich las mehrere Stellen noch einmal durch. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte.

Das Ganze wirfte auf mich abenteuerlich und unheimlich, aber es war wiederum Alles so klar und richtig, daß ich auf die Frage, die sich mir immer wieder aufdrängte, keine Antwort zu geben wagte.

Im Laufe des Tages las ich den Brief noch einmal durch, stützte bei manchen bedenkenlichen Wendungen; aber sie fanden immer wieder ihre logisch wirksende Erklärung. Was hatte das Alles zu bedeuten? Ich wußte mir Gewißheit versichern.

Ich besuchte einen bekannten Arzt und erfandigte mich nach Dr. Philippi in Bonn. Er wurde mir als ein ausgezeichneter Spezialist von hervorragender Kenntnis, bedeutenden Erfahrungen, voller Wohltaten und Güte gerühmt. Eine gewisse Ehe hielt mich davon ab, mich danach zu erfindigen, ob Dr. Philippi noch in Bonn oder ob er nach Amerika übergesiedelt sei?


Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete:


Dazu kamen noch mancherlei andere Selbstzwecke. Er verliebt sich in eine junge Amerikanerin, eine Schwerkrankte, die in derselben Villa wohnt wie seine Schwester, und schrieb hinter meinem Rücken an deren Vater, um um ihre Hand anzuhalten. Er behauptete, dieselbe sei vollkommen geneigt, während sie tatsächlich zu den Schwerkranken unserer Anstalt gehört. Eben
so jei war er davon überzeugt, daß auch seine Schwestern, die an tierer Schwermuth leidet, vollkommen genesen sei.


Eine Zeit lang haben wir ihn hydropathisch behandelt, aber er scheint das Wasser enttäuschend und spricht immer davon, wie stümperlich falt es sei. Dazu hat er sich einen Schiffsbruch, den er erlebt haben will, hinzugebracht. Wenn der Schauer überwunden ist, stellt sie bei ihm eine ruhige, wohlwollende und freundliche Gemütstimmung ein.

Er hat sich ein vollkommenes Bahnneben ausgesogen, das bis in die kleinsten Einzelheiten jorgiam ausgearbeitet ist. Er hat hier in den Zeitungen

Er ist jetzt vollkommen ungesund, körperlich rüstig und geistig und in ruhiger, heiterer Gemütsstimmung. Er ist so glücklich, wie man in seiner unglücklichen Lage sein kann.

Leider ist die Familie so stark erblich belastet, daß ich die Hoffnung auf Genesung kaum auszusprechen vermag. Der Großvater ihres Freundes mütterlicherseits ist gemütstark gestorben, die Mutter hat sich das Leben genommen, die Schwester leidet an unheilbarer Schwere. Indessen wollen wir doch nicht die Hoffnung gänzlich aufgeben; namentlich in den letzten Monaten zeigt der Kranker eine merkwürdige Ruhe und Klärheit.

Er ist ungemein fleißig, er liest viel und schreibt oft tagelang ausführliche Darstellungen, die fast alle in demselben Sinne gehalten sind. Es ist immer dasselbe Mahlzeiten, das er da entwickelt. Es ist Alles logisch und vernünftig gegliedert, nur Zeit und Ort wirft er in jetziger Weise durchsinnend; er verwieselt Bonn mit Dakota, und hat keine rechte Vorstellung von der Zeiteinheit. Er weiß nicht genau, seit wie lange wir uns kennen, und verlegt Ereignisse, die gestern geschienen sind, in eine ferne Vergangenheit. Es würde mich interessiren, dem Brief zu lesen, den er an Sie gerichtet, und den er, wie er es gewöhnlich tut, wahrscheinlich bei einem seiner Ausgänge, die wir ihm gern gestatten, irgend einem Reisenden zu persönlicher Beförderung anvertraut hat. Zur Post hat er sein Vertrauen.

Es wird Sie berühren, wenn ich Ihnen sage, daß wir Alle Ihrem Freund, dessen Güte und Freundlichkeit ihm hier nur Freunde erworben hat, mit wärmer Theilnahme und liebenswürdiger Aufmerksamkeit begegnen. Wenn Sie Ihr Weg einmal nach dem Rhein führen, so bejuchen Sie uns, denn es wird Ihnen eine ernste Genugthuung sein, sich davon zu überzeugen, daß Ihr Freund unter seiner schweren Krankheit nicht zu leiden hat, und daß sein Bahn ein glücklicher ist.

In den allernächsten Tagen gedachte ich der Einladung des Dr. Philippi Folge zu leisten.
Robert Franz.
Von
Heinrich Ehrlich.
— Berlin.—

Es ist ungemein schwierig, selbst dem musikalisch gebildeten Leser richtigen Begriff von einer bedeutenden Tonschöpfung zu geben, wenn die Bemerkungen und Betrachtungen nicht durch Notenbeispiele unterstützt werden, des Leiers Phantasie nicht in vorgeführten Themen Anregung findet. Noch größer gestaltet sich die Schwierigkeit, wenn die geniale Weihheit eines Componisten zu beschreiben ist, der wie Robert Franz auf einem beideren Kunstgebiete eine hochbedeutende Stellung so zu sagen sich selbst geschaffen hat. Hier muß die Bezeichnung, wenn sie sich nicht bloss in schenklingenden Satzeihen bewegen will, den Leser zu weitem Rückblicken auf jenes Kunstgebiet veranlassen, bevor sie ihm die besondere Stellung des Künstlers zeigt.


Die Entstehung, Entwicklung und Verbreitung des Volkstliedes scheint mir am besten durch einen Satz der „Kabinets Chronik“ zu erklären, den Schillerer in seinem freundschaftlichen Buche „Das deutsche Singspiel“ anführt: „Im beseligen Zeit (um 1350) sang man ein neues Lied in der deutschen Lande, das war gemein zu pfeifen, und zu trommeten, und zu allen Freunden. Damals

*) „Nächt Jhr“ (b. h. die Künder der Rezeption) „werdet das Kunstwerck der Zukunft schaffen, sondern das Volk.“ sagt H. Wagner in seinem ersten Buche „Kunstwerck der Zukunft“: und in Oper und Drama hat er immer daran hingewiesen, daß die Grundlage aller Compositionen im Volkstliebe und in der Tanzmusik zu finden sei. Ganz falsche, wenn auch mit anderen Worten, haben heitigste Gegner Wagners in ihren Schriften gesagt.

**) Reisbach.

***) Ambros.
machte ein Bartscher-Mönch am Mainstrom die besten Lieder und Rheimen in der Welt, von Gebiért und Meloden, daß ihn Niemand am Rheinestrom oder sonst wo gleich finden mochte. Und was er jung, das fingen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gebiért.


Die genaue Prüfung und Darlegung der Ursachen, welche während des 17. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des 18. eine Abnahme der Verbreitung und Wirkung des Volksstiebes herbeiführten, verlangte eine lange Abhandlung für sich, mit weit ausgreifenden Abhandlungen nach verschiedenen Gebieten. Der 

Hinweis auf ein culturhistorisches Hauptmoment, das viele andere in sich fasst, wird dem Zwecke dieser Studie genügen. Die Geschichtselehrt, dass überall die zunehmende Bildung zuerst das Ursprüng- 
liche, Poetische im Volke zurückdrängt, um sich ihm später wieder zuzu- 

wenden und aus ihm vielschäfige Anregung zu schöpfen. So lang das Volk noch wenig oder nichts gelernt hat, verwandeln sich alle die äusseren Einbrüche, die es empfangt, in religiöse Ideen oder poetische Ergüsse. Jeder 

einigermaßen Begabter im Volke, der sich nicht bis zur Geschichtsamkeit oder zur Kunst der Großen erheben konnte, war ein Volksdichter, der Lebensge- 

fähle oder Ereignisse die gemeinsames Empfinden anregten (bejag); trafen 

seine Worte und Töne das Richtige, so gingen sie von Mund zu Mund, 

mit Veränderungen und Zusätzen, die andere Mitempfundende dichteten. 

Als dann Schönkunst und Musik in Regen gebraucht wurden, in den Hofdiens 

trat oder zum ehrjamen Zunstwezen gehörten, da trat die Bedeutung des 

Volksstiebes als solches insowein ein wenig zurück, als es mehr in den 

unteren Schichten verbliess; es gewann aber Beziehung zur Kunst, indem die Tonreicher von Fach es verwerteten. Es ist bezeichnend, dass die Nationen, 

die am längsten dem allgemeinen Bildungsgang fern gestanden haben, bei 

denen es keine Sachkomponisten und Hofdichter gab, ihre Volkslieder am 

reinsten bewahrten: Finn, Kleinrusen, Schotten, Ungarn.*) Als durch die 

Reformation das Volk angeregt ward, auch über die mysterien der Religion 

nochzudenken, die heilige Schrift in deutscher Sprache zu lesen, die Selbst- 

wälf der Priester vorzunehmen; als die sich immer mehr verbreitende Buch- 

druckkunst das Wissen dem Volke zugänglicher machte und auch das Volks- 

lied nicht mehr durch Ueberlieferung allein, sondern durch den Druck bekannt 

*) Einen ganz merkwürdigen Beleg zu der Verflächlichung des Volksstiebes kann 

ich aus meinen eigenen Lebensersahrungen bieten. In den 40. Jahren lebte ich in 

den Donausirtenstübchen Moldo-Bolascz, jetzigem Königreich Rumänien. Damals wurden 

noch überall die „Volkslieder“ gespielt und gesungen: Die Spielszene „Lautar“ 

Zigeuner, welche Geige, Pauflöte und Kloba (eine Art Mandoline) spielten, und dazu 

sangen, schienen bei keinem Feur der „Bojaren“ und da fast alle Völker eigentlich 

Zanzweisen (Hora) waren, so gehörte es zum „bon ton“ der guten Gesellschaft, auch 

einsmal „Hora“ zu tanzen. Ich habe 1849 eine Sammlung dieser höchst origin- 

ellen Weisen herausgegeben. Als ich im December 1888 auf zwei Wochen 

nach Bukarest, der Hauptstadt des neuen Reiches, kam, waren die „Lautari“ fust ver- 

schwunden, nur mehr in den entlegenen Kneipen zu vernehmen. Die am häufig 

stehenden „Volksmänner“ erklärten mir, die kosmopolitische demokratische Bildung der 

Nation habe mit diesen alten Knepen nichts zu schaffen. Der Preußische General-Comité, 

später Gesandte in Konstantinopel trat alsbald (†) sich einmal für mich den „Mod“- 

Lautar kommen, der spielte Gitarre, und sang ein Lied „Winter kommt, Sommer geht“ 

von Basil Alexandry, dem rumänischen Kämmerpräsidenten.


Ich habe schon oben ange deutet, dass die „Richtlinie“ zuerst den natürlichen Ton anschlug. Der ungeheure Umischung, den Herders Anregung und Goethes Schöpfungen in der lyrischen Richtung herbeiführten, musste notwendigerweise auch auf die Geangs-Composition natürliche Einfluss üben, und andere Tonnweisen für das Lied in's Leben rufen. Während das alte Volkstied für die verschiedenartigsten Stimmungen des Geangs dieselbe Melodie beibehielt; während die vollstämmlichen Melodien der Loden-Componisten gar oft sehr nüchtern und steif klangen, gaben Haydn und besonders der göttliche Mozart dem Liede eine andere Gestaltung mit vollstämmlichen, b. i. leicht verständlichen und charakteristischen Melodien, die je nach dem Wechsel des Inhaltes in der Stimmung sich änderten, dem Texte anpassten. Auch

*) Es ist ungläublich, wie erübrigend, vertiefend, verbildend die „Bildung“ mit dem Volkslied umgegangen war, wie der Begriff der Berieinigung manchem Geschicht den ganzen Charakter des neuen Empfindenens bewusstet hatte. Zu Liede „Der rechte Trost“ fragt der Jäger: „Wie tommt’s, dass du so traurig bist?“ u. i. w. Das Mädchen der Liederersammlung antwortet recht sein „Und wenn ich auch geweint hab, was geht es dich denn an? Ich wein, dass du es weist, um freud, die mir nicht werden kann.“ Die urprüngliche Fassung lautet: „Und wer’s jungen Meier hat, dazu ‘nen tümpeln Ring, und wenn sein Schäbel untert wird, der hat wohl Kreuz genug.“ Man vergleiche auch Herders Bemerkungen über die Sache „Der Gisfl und die Nichtigall“ und über das Lied „Es siedt ein Knab‘ ein Kößlein zehn“. **) Man vergleiche das Wortspiel zur „Danzugang an den Bach“ mit den ersten Tacten des „Müh i denn“; durchaus nicht dieselben Töne, aber derselbe Ton.
die Clavierbegleitung zeigt schon die ersten Versuche einer Verschärfung des Ausdrucks durch größeren Wechsel der Harmonien.

Daß Mozart bei vollendeter Kunst der Form auch den richtigen volks-
thümlichen Ton so gut traf, ist vor allem seinem göttlichen Genie zuzue-
ähren; doch ist auch der Umstand nicht zu übersehen, daß er in
Salzburg geboren und da schon bis zu junger Manch eine Zeit lang ständig
war, in unmittelbarer Nähe von Oesterreich, Steiermark und Bairen,
also den Gegenden, in welchen von jeher die schönsten Volkstrepfen, der
Jodler und das Zitherpiel heimisch sind. Nach meiner Überzeugung ist
überhaupt der Einstuß des süddeutschen Volksstreiches auf gewisse melodische
Wendungen in den Gefängen und manchen Instrumentalwerken der großen Wiener
Meister noch niemals in genügender Weise dargelegt und gewürdigt worden.
Auch auf Webers Melodienbildung hat der Aufenthalt in Süddeutschland nach-
haltige Wirkung geübt. Am stärksten tritt jedoch der Einfluß der nieder-
österreichischen und steirischen Weisen in manchen Werken Schuberts hervor.
Ein ganz merkwürdiges Beispiel bietet das Menuett des A-moll-Quartetts.
Diese tiefe traurigen Moll-Weisen, die sich in den höchsten Ubergängen be-
wegen, erinnern an einen „Jodler“, den ich als ganz junger Mensch auf meinen
Höhenwanderungen durch den Wienerwald gegen die Steierischen Alpen häufig
oben im Gebirge vom „Gaisbua“ (Ziegenhirten) gehört hatte*), lange bevor mir
die Töne dieses Schubertschen Stückes eröffneten waren; besonders der zweite
Theil und das Trio (das in A-dur geschrieben) zeigen unverfehlbare Aehhnlichkeit.
Auch das zweite Thema im Finale des himmlischen Quintetts,
mehrere Stellen im Scherzo der C-dur-Symphonie, das Trio des Scherzo der
ersten A-moll-Sonate und noch viele Stellen seiner Instrumental- oder
Zeugnifs, wie Schuberts unvergleichbare Melodienquelle so recht aus dem öster-
reichischen Volkston entspringen ist, wie ein großes Kindertogen einen
unschätzbaren Stoff zum herrlichsten Kunstgebilde umschafft, wie unter
seinen Händen die einfache melodische Wendung irgendeines Volkstreiches zum
höchsten Kunststück werden kann; die so unendlich traurig klingenden Töne
ten den Worten „Da ist meiner Lichtest Haus“ in „Wasserfluth“ (Winterreise)
lassen, in der umgebettet, sofort eine allgemein bekannte Jodlerweise erkennen.

Schubert hat durch seine Liederchöpfungen einen größeren Umschwung
in dieser Form der Tonkunft hervorgebracht, als vor ihm irgend ein großer
Componist in einer anderen. Es gab vor Bach und Händel Meister, die
unvergleichliche Werke religiöser Musik schufen, Werke, die wir Alle noch heute
mit Entzücken und Anbacht vernehmen. S. Bacgs Orchesternuten, seine
Pasatorale aus dem Weihnachtsoratorium kann man nach einer Beethoven'schen,
Haydn'schen oder Mozartschen Symphonie, mit vollstem festerischen Hochgenüße
hören; die meisten seiner Clavierwerke stehen in ihrer Art einzig da, und
deren Technik weist bereits auf die größeren Schwierigkeiten viel späterer Zeiten.

*) Selbstverständlich in der.
hin*). Aber ein Vergleich der Melodien, der Harmonienführung und der Clavierbegleitung in den zwei ersten veröffentlichten Werken Schuberts, „Erstürm“ und „Gretchen am Spinnrade“, mit denen der leiden-
nommen worden waren.

Die Blütezeit Schuberts fiel in die Periode, da die italienischen Sänger und Hoffiniis Opern die Wiener in einen ähnlichen Taumel versetzten, als Webers Freischütz erst bei des Componisten Anwesenheit zur richtigen Aus-
lieder, „Stimmen“, zu protegieren, und sofort verbreitete sich diese Vorliebe in allen Kreisen. Hofdamen spielten Gitarre, sogar Querflöte. Baron Klesheim dichtete sentimentale Berce in österreichischer Mundart, Herr Bauman ward patriotischer Hofpoet durch sein „Verbrechen hinter’n Herd“, das sich bis heute als ein Lieblingsstück der eleganten Welt erhalten hat. Bis in die fünfziger Jahre herrschte diese Richtung in Wien vor, auch in manchen vor-
nehmen Kreisen Deutschlands war sie zu finden***). Aber in den musikalischen


***) Als ich im Jahre 1852 das erste Mal nach Deutschland kam, spielte mir eine hochgeborene Dame aus Mecklenburg Gitarre vor; im Jahre 1853 gab der Hofgästever-
spieler des Herzogs Max in Bayern ein Concert in Baden-Baden und spielte Variationen über Lucia di Lammermoor.

Schumann ist auf dem von Schubert zuerst eingeschlagenen Wege weiter fortgeschritten, hat die Charakteristik, die musikalische Betonung jedes Stimmungswechsels im Texte noch verstärkt und der Clavierbegleitung eine fast neue Rolle zugeteilt. Bei Schubert eröfnet die Vorstrophe mit den seltensten Ausnahmen (wie beim „Erkönig“) nur als Vorbereitungen der Gesangsmelodien, an welche sie sich anschmiegen; sobald diese beginnt, tritt die Begleitung zurück, und nur in den wunderbaren harmonischen Wendungen zeigt sie ihre Selbständigkeit.***） In Schumanns Liebern bildet die Begleitung sehr oft ein Musikstück für sich, das saft über der Melodie steht, und nur bei gezielterer Ausführung des Begleitend, nicht dem Gesang dient; und zwar ist das nicht etwa der Fall bei Vierern, in welchen ein tief leidenschaftlich heitiges Gefühl durch den Gesang allein nicht zum vollen Ausdruck

*) Von Brahms, der erst im Jahre 1854 seine herrliche Lautschrift begann, wird später die Rede sein.

**) Mendelssohn steht am höchsten, wo seine Phantasie sich in Schaiben großer Chöre und Orchestervorstellungen entfalten konnte: Im „Einlad“, in der „Waldschriftenacht“, in „Als Israel aus Ägypten sah“. Da kann man sagen: „Das ist Er, das ist sein Eigen.“

gelangen könnte, und in der instrumentalen Bewegung die symbolische Wirkung auszubreiten und erweitern, sondern auch in solchen, deren Worte keinerlei Luft und innerliche Gemütsstimmung ausdrücken, wie z. B. „Im Frühlingslied“ und „Im Ruhbaum“. Diese Lieder erscheinen mir um so merkwürdiger, weil der Text nur Melodie herauszufordern scheint, und weil Schumann gerade in der Begeisterung herzliche Toneilbe geschaffen hat, die rechte Jugend mit für den Genuss, der dort eine prachtselige Note hervorruft, wo sich Anderen nur das trockene Gestein zeigt. Auch hat Schumann der unbereisten unvermittelten Dissonanz ein weit größeres Feld geöffnet, als Schubert, der nur in den Momenten höchster Erregung (Doppelpgänger „Was äßt Du nach“) Ausdruck in der Engharmonik und Chromatik gegeben hat. In seinen Liedern spricht sich die norddeutsche Romantik musikalisch aus, und sie werden immer zu den edelsten Schätzen der Nation gehören.

Als eine ganz eigenartige, merkwürdige, künstlerische Individualität, als ein Wanderer auf eigener Bahn, als ein Romantiker, der nur Lieder schrieb, aber gerade durch die Einseitigkeit der ihn geprägten Gattung und Form ganz Hochbegüterter und ganz Eigenthümliches schuf, wirkt Robert Franz seit den vierziger Jahren.


Der Vater war ein stommeter Mann aus der Pietisten-Schule des vorigen Jahrhunderts, die in Halle ihren Mittelpunkt hatte. Er sang seinen Kindern gern Choräle vor, die er mit sicheren Tonanfänge und richtiger Empfindung ausführte. Des kleinen Robert’s erste musikalische Eindrücke waren einerseits das Kirchenlied — das ihn später zu Bach und Händel führte, andererseits der Gesang ohne alle Begleitung. Als er die Schule besuchte, offenbarte sich seine Begabung für Musik und für das Lied zuerst dadurch, daß er Choräle, welche die Knaben einstimmig zu singen hatten, immer als zweite Stimme in der Terz zu singen versuchte, was ihm vom Gesangsmeister handgreiflich übel vernebelt wurde. In seinem vierzehnten Jahre fühlte Robert, wie die Neigung zur Musik immer stärker, immer alle anderen Bestrebungen übertragen anwuchs, und hat die Eltern, daß sie ihn Musiker werden ließen. Sein Vater begegnete dem heftigen Widerwillen des Vaters, der die Musik als „brotosie Munt“ betrachtete, und den Sohn
vielleicht des Leichtsinns und der Unlust zur Arbeit beschuldigte, weil dieser
hie und da über die Beischaffung mit der Müßt den Schularbeiten nicht
volle Aufmerksamkeit zuwendete und nicht die geforderten Fortschritte zeigte.
Es war eine wahre glückliche Zügung für den Kunstjünger, daß der würdige
Cantor und Gejchehrer der lateinischen Schule, Schöna, Gefallen an ihm
fand, und ihm die Chorbegeleitung bei den Chorübungen der Schüler über-
trug. Das stärkte seinen Mut und wohal auch die Eltern für die
Bitte des Sohnes milder gestimmt und bewogen haben, ihm regelmäßigen
Musikunterricht geben zu lassen. Der war aber damals in Halle gar wenig
gereignet, ein derartiges Talent vollständig auszubilden, und so wurde Robert
in seinem zwanzigsten Jahre nach Dessau zu Friedrich Schneider gesandt, der
als herzoglicher Hofkapellmeister, als Componist vieler Oratorien, (unter
welchen „Das Weherricht“ sich noch erhalten hat,) dann einer Masse von
Symphonien, Ouvertüren, endlich als auszeichneter Lehrer im vollen Nuhm
stand. Man dent sich nun einen zwanzigjährigen Musiker, der eigentlich nur
Begeisterung hegte und fast noch nichts geleistet hatte, der noch dazu schon,
schweigam in sich getieft, als selbstgenügend erscheinen mochte, gegenüber einem
vierzigjährigen berühmten Meister, der an Huldigungen selbst jünger Schüler
gewohnt war, die mit zwanzig Jahren schon jenes ganze Knötzung der Theorie
beießen, das der neu angekommenen Halleiter erst erwerben mußte. Daß die
Dinge ein besonderes Gefallen an einander fanden, läßt sich mit Zug und
Recht behaupten; der Lehrer, der strenge Theoretiker mußte gerade an den
Regeln der Harmonie und des reinen Gesanges festhalten, denen der junge
Romantiker am fernsten stand, und dieser mochte durch seine Harmonien
und sonstigen Verzichte der strengen Schule manche Schaubek bereitet haben.
Nach zwei Jahren ging Robert Franz nach Halle zurück, um manche
notwendige Kenntnis bereichert, aber ohne die Fähigkeit, das Gelernte praktisch
tzu verwerten; seine künstlerischen Ideen gingen nach anderer Richtung! Eine
trübe Zeit begann! Von jeher hatten die Eltern und die meisten Lehrer Zweifel
an seinem Talente gehegt; diese schienen jetzt vollkommen gerechtfertigt, da
der Zweunahmenzwanzigjährige noch gar nichts geschaffen hatte, und außerdem sich
nach Erwerb umzusehen, immer mehr nach Innen abgeschlossen lebte. Vor-
würfe und Schon fehlten nicht und verbitterten die Gemütsstimmung, die
 durch das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit des Schaffens trübe genug
sein mußte. Den einzigen Trost fand der junge Künstler im Umgange mit
einigen Gelehrten und Kunstfreunden, die altitalienische und altdeutsche Ton-
kunst pflegten, Bach und Händel studierten. Er vertiefe sich in die Werke
 der Großmeister, an ihnen bildete und erweiterte er seine Kenntnisse des Contrapunktles. Aber zum entschiedenen Selbstständen gelangte er noch immer nicht,
lebte und träumte im elterlichen Hause, bis die gewaltige geistige Bewegung
der vierziger Jahre auf allen Gebieten, und gleichzeitig eine tiefe Leidenschaft
alle seine Gefühle stärmerich erfaßte und in eine Richtung zum tontöntüberstandigen
Erguß brachte.


Seit jenem Jahre hat Robert Franz die Musikwelt mit vielen neuen Liedergaben beichnet, sein Ruhm ist überall hingebrungen. Auch seine Vaterstadt, die am meisten und am längsten an seinem Genius geweicht hat, sollte ihm noch noch die verdiente Anerkennung. Er war zuerst Organist an der Ulrichskirche, dann Direktor der Singakademie und der Gesellschaftskonserte, welche unter seiner Leitung die hohen Werke Bachs und Händels der Kenntniss des größeren Publikums der Stadt vermittelten. Endlich eroberte ihm die Universität, an welcher er als Musikdirektor wirkte, durch Verleihung der philosophischen Doctorwürde. Seit 1848 glücklich verheiratet, lebte er in beidseitigen, aber angenehmen Verhältnissen. Doch seine Gefährtin ward durch die überaus treue Thätigkeit immer mehr erhärtert; ein Gefährlein, das sich schon im Anfang der vierziger Jahre gezeigt hatte, verharmlichte sich derart, daß es ihn zuletzt an jeder gesellschaftlichen Beschäftigung mit

* ) Hochgeehrter Herr! Sie haben mir durch ihre zweifache Sendung eine sehr große Freude gemacht, aber am meisten in jeder Beziehung durch die Gesänge, auf die Sie meinen Namen so freundlich waren zu legen. Wenn mir auch die Schumann'schen sehr gefallen haben, so sind mir diese letzten Gesänge doch bei weitem die liebsten, und gehören sogar nach meinem Gefühlstiefsten zum Heben, was ich von Ihnen kenne. Und daß dies für mich was sagen will, wissen Sie wohl! Das erste und zweite (vor allem die erste Seite dieses zweiten, und wieder vor allem der Anfang) dann das dritte und fünfte sind meine Lieblings, obwohl ich sie altert sich habe. Mögen Sie, ich viele Werke, ebenso schön gestützt, ebenso ausgeführt, ebenso eignenthümlich und so reich an Wohlfung, diesen folgen lassen; Sie werden allen wahren Kunstruenden den größten Genuss bereiten, der „Markt" wird sich von denen endlich auch in's Schlechter nehmen lassen müssen, wie er das schon so oft, eignentlich immer geblieben hat und gleich wird. Keiner von Allen wird aber über dies Werth, wie über jedes Ihrer künstlichen mehr Freude haben und Ihnen dankbar sein, als Ihr Hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Berlin v. 10. März 1844.

Auch und Zvi, XXXVIII., 112.

Robert Franz' künstlerisches Schaffen hat sich auf Liedercompositionen und auf Bearbeitungen vieler Bach'scher und einiger Händelscher Vocalcompositionen*) beschränkt. Von diesen letzteren können wir hier nur sagen, daß wir sie für geistvoll und von gründlichstem Studium und Berfänglichkeit zeugend halten. Eine ausführlichere Darlegung müßte die Frage von der Methode solcher Bearbeitungen erörtern; die von Franz hat vielerlei Wider- und Einspruch erfahren, der nicht übersehen werden dürfte; wir wollen aber an dieser Stelle allen Schriftstätter vermeiden**) und daher nur von den Liedern sprechen.

Ein jedes Kunstwerk ist das Erzeugniß verschiebbartiger Kräfte (Faktoren). In erster Reihe wirkt die angeborene Anlage, dann der Entwickelungsgang der Lehre, dann — und sehr mächtig — die anderweitige geistige Veranlagung des Künstlers, die seiner Lebensanschauung und die Art bestimmt, in welcher die äußeren Eindrücke in seinem Innern sich ändern und zur Kunstäußerung umwandeln, die sogar auf den Gang seiner Studien großen Einfluß übt, und sie nach jeher Richtung leitet, wo sie mit den angeborenen Gaben zusammentreffen.***)

*) Diese Bearbeitungen beziehen sich in Ergänzungen der Orchesterbegleitung und der Instrumentation, teils in Clavierauszügen.


In letzter Reihe wirken dann die Zeitideen bei dem Schaffen jedes Kunstwerkes mit; sein Künstler kann sich ihnen entziehen, der größere trägt sie in höhere Regionen und verklärt sie, der kleine steigt mit ihnen hinab und erniedrigt sie bis zur Unsentichtigkeit. Aber der Maler kann nicht malen, der Bildhauer nicht bilden ohne die Modelle des Landes, in dem er lebt, und die er ja veredelt darstellt, der Dichter kann nicht dichten und nicht Menschen schaffen, ohne an Gedanken der Menschen, an die geistige Stimmung anzuknüpfen; der Architekt kann nicht Tempel und Paläste bauen, wenn nicht der Künstler der vonangebenden Gesellschaft ihn belebt, und der Musiker muß in den Ideen seiner Zeit, in den Gedichten seiner Zeitgenossen die Anregung der Stimmungen, der Bewegungen finden, denen er dann tödenden Ausdruck verleiht, je nach seiner musikalischen Begabung und Formkraft. In der Wechselwirkung zwischen dem großen Künstler und seiner Zeit ist selbstverständlich die größere auf der Seite des schöpferischen Künstlers; aber ohne die Zeitideen ist sein Werk nicht derselben.

Wenden wir nun diese allgemeinen Betrachtungen im Besonderen auf Robert Franz' Wesenheit und seine „Geänge“ an, so finden wir: Seine musikalische Begabung ist eine ganz entschieden ausgeprägte lyrische, d. h. eine solche, die sich in bestimmten begrenzten Formen der Empfindungsbewegungen und gibt, nicht in den ausgedehnteren, welche eine vielsätzige Entwicklung der Themen, einen Aufbau, eine Zusammenlegung verschiedener Elemente verlangen. Sie hat daher auch gleich von Anfang die Richtung genommen, in welcher sein Geist nicht das Bedürfnis der Anregung zu stärkeren epischen und dramatischen Formen fühlte; und so mochte ihn der Aufenthalt in Düsseldorf sehr wenig gefallen haben, da ihm erst noch manches von der musikalischen Grammatik und Syntax unverständlich ward, bevor er zu den höheren Formen gelangte. Wichtig ergriff ihn dann die tiefe, geheimnisvolle, romantische Geist S. Bachs, der den schwierigsten Formen höchste Weise verleiht; er fühlte ihn zu den contrapunktischen Studien, die sich in der Clavierbegleitung mancher seiner Geänge unverfembar fundgaben; zu gleicher Zeit flangen ihm aus Schuberts Melodien die seinem Gemüth verwandtensten vollstümlichen Wendungen entgegen. Seinem bezeichnenden, nach

Schrift: seine Beischreibern der Hängenden sind sein thatsächlicher Art. In Altore bezeichnet er „eine hübsche Art, das kurze Brummet in Regen eingufassen,“ „artige Thürzischlöser“ im Birthshausie, „berauchte Flühe auf der Weide; jahrelang Stück lösten einen Louisdor per Tag,“ „ein Pilger- und Mineralogenstieg in das Modetanenthal!“ Er fährt an Schüller, wie interessant es war, „sich durch unmittelbares Anschauen mit den naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen des Landes zu vergrößern. Aber daneben dichtet er „Der Junggesell und der Mühlbach“ und die unbestechlich heroische Elegie „Lupinowine“. Ein göttliches Genius findet überall sich selbst wieder, das Talent schürt sich der Außenwelt an, das Genius muß und schafft, das Talent will, verfracht...
Heinrich Ehrlich in Berlin.

innen gerichtet, dem Genusseben fern stehenden, den höchsten Idealen zugewandten Geist brachte die in Halle an entschiedensten hervortretende neue philosophische Richtung die stärkste Auseinandersetzung, bewog ihn die bisherige strenge Zurückhaltung aufzugeben, an Gleitsäulen heranzutreten, sich im Schaffen zu versuchen; die Leidenschaft der Liebe müßte alle seine Gedanken und Empfindungen auf; und als alle die verschiedenenartigen Gähnungsstoffe sich gekräftigt hatten, da trat Robert Franz als der Liedesänger hervor, der in der selben Gattung musikalischer Kleinmalerei die verschiedenenartigsten, mannigfaltigsten Gebilde schuf, von denen die meisten dauernd werden, so lange das deutsche Lied dauert.

Ich habe schon im Anfang dieser Studie auf die große Schwierigkeit hingewiesen, ohne Notenbeispiele von der Eigentümlichkeit eines Componisten zu sprechen und dabei Schürzenbäre zu vermeiden. Ich muß mich beschaffen, das an Robert Franz Gesungen hervorragend Charakteristische in der Weise anudeuten, daß der musikalische Leser sich angeregt fühle, durch eigenes Nachdenken die Weisheit meiner Anbemerkungen zu bestätigen.


In den eben genannten Gesängen tritt die Melodie gleich beim Anfang in den Vordergrund; in anderen dagegen läßt Robert Franz den Gesang mit einer ihm ganz eigentümlichen Wendung mit einem Male so zu jagen an das Clavier heranreten; die Begleitung beginnt die Melodie, der Gejang legt sie fort: hier erflingt also kein einleitendes Vorripiel, das zum Gejange führt, sondern ein Innendurch-Tönen der Begleitung und der Stimme. Auf ein be-
jonders schönes Beispiel: „Es hat die Rose sich betägt“ (op. 42) sei hier hingewiesen; aber auch viele andere Lieder bieten dieselbe Robert Franz eigen-
thümliche Wendung. Das ersterwähnte zeigte auch eine andere besondere Eigen-
thümlichkeit, die meines Wissens zweifel in Robert Franz' Gefängen so offen
hervorgetreten ist: daß es nämlich in einer anderen verwandten Tonart endet
als es begann.* Dies in ihrer Art merkwürdige Veränderung läßt sich immer
durch die Veränderung der Stimmung im Texte erklären, ist also im Hinblick
auf die poetische Auffassung vollkommen berechtigt. Die Frage, ob sie den
einheitlichen Eindruck des Ganzen verstärkt oder nicht, bleibt dem Gesäßige des
Einzelnen überlassen. Dass sie, in so vielen Liedern hervortretend, sied und da
als Manier erscheinen kann, kann ich nicht unerwähnt lassen; der gerechte
Beurtheiler muß aber zugestehen, daß jeder schaffende Künstler die Eigen-
thümlichkeit seiner Weisheit, in welcher er sich leistet, unwillkürlich am
häufigsten walten läßt; es hat große Worte gegeben, die Gesalten maßen, um
ihre Leistungsfähigkeit im Hellekent oder in Lichtfülle, oder die Farbenpracht
der Stoffe oder sonstige Vorzüge zu zeigen, die mit den Gesalten selbst nicht
in direktem Zusammenhange standen, aber doch neue Kunstgebilde boten.

So auch wirken die oberwähnten Wendungen in den Franz'schen Liedern
ganz eigenartig und schön. (Man vergleiche „Untern weißen Bäume“, op. 40,
und „Es ziehen die braunen Bellen“ ebendaebst, in letzterem ist der Schluss
besonders wirksam.)

Eine andere besondere und durchwegs rein künstlerische Eigen tümlichkeit
mancher Franz'schen Gesänge ist die polyphone, oft fast contrapunktisch zu
nennende Clavierbegleitung, wie in „Der schwere Abend“ (op. 37) und in dem
eben genannten „Es ziehn“ und vielen anderen. Allerdings ist diese Clavier-
begleitung oft schwierig und verlangt einen tüchtig musikalisch durchgebildeten
Pianisten. Aber der geneigte Leister, der meinen Darlegungen hierher seine
Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird es begreiflich finden, wenn ich diese contrap-
unktischen Schwierigkeiten eher als einen Vorzug denn als Fehler betrachte.
Und gab es nicht eine Zeit, wo die Begleitung in Schumanns „Frühlings lied“
viele Pianisten Schauscher erweckte? Jetzt wird sie von jedem gebildeten
Pianisten sicherlos kaum geführt. Auch die zarte Wendung, daß die
Stimme manchmal mit einer Art von Trugschluß endet, und die Begleitung
die Melodie erst richtig abrundet, muß hier angesetzt werden. Und was

deutschen Gefänges gehören. Aber seine großen Chorwerke stehen doch noch höher —
und nun gar seine neue, die vierte Symphonie!

Man hat ihn öfters mit Chopin verglichen, weil er eben so auschließlich im Liedercomponiren verweilt und seine andere Form verachtet hat, wie Chopin am Tondichter für das Clavier verharrte. Die Vergleichung ist nur in dem einen Punkte statthaft, als beide vollkommen in sich abgeschlossene Wesenheiten zeigen, Niemanden nachahmten, und auch nicht nachgeahmt werden können und sollen. Aber eine Wanderung durch Franz’ Gesänge ist wie die durch einen Buchen- und Eichenforst: manche dunkle Pfade, manches Gestürpe, aber herrliche erfrischende Luft, Gesang der Vögel, schlaffe Rehe, mitunter ein lustiges Häuslein, wundervolle Aussicht in Schnufft erwachsende Ferne; der Gang durch Chopins Clavierwerke führt durch einen Zaubergarten mit seltsamsten Blumenbrettern, mit Blüthen, die man vordem nicht gesehen, mit berührenden Düften — Alles erscheint so selbstam, eigenthümlich, poetisch; aber die Luft ist fein und langem Aufenthalle nicht zuträglich. Chopin ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, aber wenn man von seinen Mazurken und Polonaisen absieht, so läßt sich eine nationale Angehörigkeit seiner Musik nicht bestimmen: in Robert Franz’ Liedern aber ist nicht ein Tact, der nicht deutsch wäre, und als ganz eigenthümlichen aber tief innigen deutschen lyrischen Tondichter erkannten ihn seine Zeitgenossen und wird ihn die Nachwelt ehren *)

Die Frauen im römischen Recht.

Von

J. Baron.

— Bern. —

Mehr als je spielt heutzutage der Studium der Geschichte eine Rolle; kein Historiker glaubt heutzutage irgendwelche Epoche irgendeines Volkes sattflam geschildert zu haben, wenn er die Rechtsverhältnisse in dieser Epoche dargestellt hat; die größten geschichtlichen Bewegungen, sie mögen heissen wie sie wollen, vermögen das Recht ein wenig zur Seite zu schieben, keineswegs aber zu verdrängen; denn das Recht selbst ist eine fortwährende Bewegung in der Geschichte, eine Bewegung, die mit dem ganzen Aufbau und Zersplittern der menschlichen Gesellschaft in so engem Zusammenhang steht, daß ich breit behaupten darf: Geht mir das Gesetzbuch eines Volkes, und ich will daraus den Höhen- oder Tiefenpunkt seiner Civilisation ablesen.

Diese Auffassung des Rechts ist, wenn ich so sagen darf, eine von den befreienden Thaten der deutschen Wissenschaft unseres Jahrhunderts. Bis zu dieser Zeit betrachtete man das Recht als eine Willkürhandlung des Gesetzesgebers, als ein Zwang auferlegt von der mächtigen Staatsgewalt dem zum Gehorsam verpflichteten Volk, als eine Jezel, die der Freiheit der Menschen, welche sich als willenskraftige Individuen fühlen, ausgenötigt worden ist. Heut wissen wir, daß das Recht aus dem Leben des Volkes hervorgeht, daß es ein Produkt des Volksgeistes ist, daß an diesem Produkte alle unzweckmäßige Vorarbeiten mitgearbeitet haben, und daß wir selbst daran fortarbeiten. Es ist ein Produkt des Volksgeistes gerade wie die Sprache und die Sitte und weil die Menschheit in dem bisherigen Laufe der Weltgeschichte nicht als solche, sondern in der Unterabteilung der Völker aufgetreten ist, so gibt es
behalten ebensoviel Sprachen, Sitte und Rechte, als es Völker gibt. Sprache, Sitte und Recht sind das Charakteristische der Nationalität; je mehr mit einem Gehemltniß umwoben, die mehr offentländig; denn weshalb der Orientale Abbé spricht, wo wir Vater sagen, das kann durch keine Sprachfürsorge entfernt werden; aber weshalb die einzelnen Völker das Alter erhalten, in welcher Weise sie die Frauen behandeln, in welcher Art sie das Eigenthum, die Ehe und das Erbrecht gestalten, das können wir in ihren Gedankenoperationen verfolgen und erschließen. Und so ist denn das Verhältniß der Menschen zum Recht in unserem Jahrhundert ein ganz anderes geworden, ich möchte sagen, ein freundliches oder gar ein herzliches. Denn wir befolgen unser Recht nicht, weil wir durch die Rechtsbeachtung in Strafe oder Nachtheil verfallen, sondern je charaktervoller ein Mensch ist, um so mehr lebt er den Geisegen deshalb nach, weil der Vollstreit in ihm mächtig ist, weil er sich selbst und das Recht als zum Recht gehören betrachtet; unserer aller Aufgabe ist es, das Recht eines Volkes mit derseits Liebe zu umschaffen, wie seine Sprache und seine Sitte. Es würde eine falsche Folgerung sein, wenn jemand mir deshalb nachsagte, daß ich aus jedem guten Bürger einen Juristen machen wollte; das will ich ebenso wenig, wie ich ihm die Pflicht der Sprachfürsorge über von Sitte und Studien aufzwingen. Aber an's Herz will ich ihm das Recht legen; ich finde eine Zurückziehung der Wissenschafft, welcher mir Juristen uns ergeben haben, darin, daß man sie gewöhnlich als den Inbegriff aller bestehenden Advocatenstoffe betrachtet, während sie ein gewaltiges Stück unseres Volkslebens begreift, daß man sie als ein gleichsam unendliches Nebel paßieren läßt, während sie die Ordnung unter den Menschen gestaltet und ihnen den Frieden bringt; um Frieden bitten wir in jenen ebenso schlichten wie heiligen Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“; es ist zwar nicht der ganze Friede, aber doch ein Stück desselben, welchen sich ein jedes Volk in seinem Rechte erarbeitet.

Boden, den jetzt die modernen Staaten breiter Welttheile einnehmen; das römische Privatrecht aber ist die Grundlage des Rechtssystems in allen Staaten des mittleren und südlichen Europas geworden; wie hoch wir von ihm denken, mag ein Ausdruck erklären. Bekannt ist das Wort: "die künstliche Kunst, die künstliche Poese, die künstliche Philosophie"; wir vertraten darunter die Kunst, die Poese, die Philosophie der Griechen auf ihrem Höhepunkt. Nun gut! wir Juristen sprechen ebenso von einem künstlichen Recht, und wir vertraten darunter das römische Privatrecht auf seinem Höhepunkt zur Zeit der Kaiser Augustus bis Diocletian. Im Mittelalter ging man noch weiter, man erklärte damals das römische Recht als geschriebene Vernunft: das war nicht bloß ein Irrthum, sondern eine Verunsicherung, denn damit sprach man dem römischen Recht die Unersetzbarkeit zu, allerdings nicht aus Annahme und Überzeugung, sondern aus Denuth und Selbsterniedrigung; aber so sehr uns auch dieses Motiv zur Verherrlichung stimmt, so bleibt doch jene Auffassung eine verwerfliche, weil sie das Rechtsleben aller nachromischen Völker unterzeichnet, weil sie ihnen alle juristische Schöpfertätigkeit abpricht. Und gerade das Thema des gegenwärtigen Aufsatzes zeigt, daß die juristische Meisterschaft der Römer in der menschlichen Feltbarkeit ihre Grenze hatte; auch sie haben gesucht, und haben uns genug zu thun übrig gelassen.

Dieses Thema ist die Frau im römischen Recht.

Von römischen Männern nämlich weiß der Leier genug; denn reich ist die römische Geschichte an großen, aber auch an gewaltthätigen Männern: Kriegsherren, Staatsmänner, Männer, die durch Muth und Einsicht, durch Zucht und Sitte verhümt, die durch die Kunst des Beschaffens wie die des Gehorsams ausgezeichnet, die durch den ärtesten Nöthbrauch der Gewalt befriedigt sind. Ich darf daraus folgern, daß es nicht nötig ist, von den Männern im römischen Recht etwas zu jagen; der Leier hat sich das Bild der juristischen Stellung des römischen Mannes schon von selbst entworfen; sonst ich die eingängen Züge dieses Bildes mit drei Worten zusammenfassen, so jage ich: Der römische Mann ist ein Bollfreier, und das ganze römische Privatrecht ist eine Oration des Freiheitsgedanbens, d. h. die ganze römische Privatrecht zielt darauf ab, die Bewegung des Mannes Raum zu schaffen, ihm das freie Handeln zu ermöglichen, ihm ein Gebiet herzustellen, worin er als Herr waltet, wo sein Wille gilt. Von diesem Gedanken sind alle Institutionen des römischen Privatrechts getragen. So das römische Eigentum; es gibt bei den alten Römern keinen abhängigen Bauern, der Jinien, Dienste, Roboten an einen Grundherrn zu leisten hätte. So die römische Fortberung; das römische Recht bekennt sich zur vollen Vertragsfreiheit mit geringen, verschwindenden Ausnahmen. So das römische Erbrecht; bei den Römern spielt das Verwandtenerbrecht die zweite Rolle; an erster Stelle steht das testamentarische Erbrecht, d. h. der Wille des Römers gilt über seinen Tod hinaus, das Testament sichert dem Römer gleichsam die juristische Unsterb-

Die römische Familie ist in republikanischer Zeit dadurch charakterisiert, daß der Vater die volle Herrschaft über die Kinder eingeräumt ist: er kann sie nach dem Rechte der römischen Republik bei der Geburt ausziehen, er kann sie verkaufen, er kann das Hausgericht über sie halten, d. h. er ist bei irgend welchen Vergehungen ihr Richter und kann selbst das Todesurteil über sie aus sprechen; das Kind hat kein eigenes Vermögen, sondern Alles, was es erwißt, gehört seinem Vater; daß er das Kind in Adoption geben, ihm einen Vormund ernennen kann, daß das Kind zu seiner Verlobung und zu seiner Heirath der Zustimmung des Vaters bedarf, versucht sich von selbst.

Zu all diesen Beziehungen machte man keinen Unterschied zwischen Sohn und Tochter — mit einer einzigen Ausnahme. Die Eingehung der Ehe wurde bei den Römern wie bei allen antiken Völkern ganzhahrlich unter anderen Gesichtspunkten als heute aufgesetzt: das, was wir heute die romantische Liebe nennen, jene plötzlich erwachsende Zuneigung, die in vielen Fällen wie in einem schönen Geist ihre Anlaß hat, ist dem Alterthum fremd; man betrachtete die Ehe als eine Institution der Naturordnung, und nunmehr konnten sich bei ihrer Eingehung andere Momente geltend machen als diejenen von mir bezeichnete romantische Liebe; vor allen Dingen das wirtschaftliche Moment, wenigstens aber der Bauer namentlich deshalb heutzutage, weil das Bauergut einer Wirthschafterin bedarf; in höheren Familien machte sich das politische Element geltend, gerade wie heutzutage in den Fürstenreichen, die Ehe war also nicht bloß eine Vereinigung eines jungen Mannes und eines Mädchens, sondern eine Verbindung zweier Familien. Bei solcher Echtheit ist es kein Wunder, daß die jungen Leute sich häufig nicht selbst fanden, sondern daß sie von ihren Eltern vergeblich, und dabei galt eine verschiedenbe Beziehung des Sohnes und der Tochter, der Sohn hatte ein absolutes Widerrufsrecht, er konnte erklären, das Mädchen gefalle ihm nicht, und dann war die Ehe unmöglich, die Tochter hingegen durfte nur dann widersprechen, wenn der ihr bestimmte Bräutigam ein sittenloser Mench war. Das ist nun offenbar eine Zurückziehung der Tochter vor dem Sohn, aber ist die Zurückziehung nicht derartig, daß man vor ihr den Hut ziehen muß? Über das etwa für die heutige Zeit behaupten, daß das Mädchen dieselbe Freiheit bei der Wahl des Gatten genießt wie der Sohn bei der Wahl der Gattin? Und in diese Materie schlägt eine Geschichte ein, von welcher ich später Gebrauch machen werde, um die Stellung der Gattin zu beleuchten. Unter den Geschlechtern der Republik sagten die Corneltier und Sempronier hervor; zu einer gewissen Zeit waren sie Gegner, dann aber
Die Frauen im römischen Recht.


Hier nun nimmt das römische Volk einen ganz ausgezeichneten Platz ein, und wenn es wahr ist, daß man die sittliche Höhe eines Volkes aus der Behandlung des Weibes abnehmen kann, so tagt das römische Volk hoch über allen anderen des Alterthums hervor. Das römische Volk allein hat den Frauen eine würdige Stellung gegeben, eine Stellung, welche hinter der Stellung der Frau bei der germanisch-romanischen Völkerfamilie um nichts zurückbleibt. Ich rede nicht von den Ländern des Orients, überall wo Polygamie herrscht, kann die Frau unmöglich zu der Stellung einer Lebensgefährtin, einer vollständigen Mitbewohnerin an des Mannes Freund und Leid aufsteigen. Aber zu betonen ist, daß die Griechen, und zumal die Athener, jenes Volk, welches uns in ihrer Poetik, in ihrer bildenden Kunst und in ihrer Philosophie gleichsam den Höhepunkt des Idealen erreicht zu haben scheint, die Frauen, die zu Homer's Zeiten die größte Verehrung genossen, tief unter die Männer gestellt haben, sie haben auch nicht die reine Monogamie, denn jeder Mann kann neben seiner Frau eine Concubine halten. Ich lege kein Gewicht auf den Auspruch des Euripides, wonach ein Mann besser ist als eine Myriade von Frauen, denn dieser Dichter ist als Weibseind bekannt; auch nicht auf die Worte Plato's, in denen er die Natur der Frauen hinfühlfzig und verschlagen nennt, in denen er sie viel unzüglicher der Jugend bezeichnet als die Männer; auch darin mag man die Nebentreibung eines in einer idealen Welt lebenden Philosophen sehen. Aber die ganze Einrichtung des Hauses und die Gestaltung des Lebens stellt es über jeden Zweifel, wie gering bei den Griechen die Stellung vor den Frauen war, das heilige Leben weniger zart und liebvoll, und die Freiheit des weiblichen Geschlechts eine befränkte. Die Erziehung der Mädchen war den Müttern und Wärterinnen
überlassen, es gab weder Unterrichtsanstalten für Mädchen noch Privatlehrer, und Alles, was das Mädchen bei den älteren beiden lernte, war, sie solle möglichst wenig hören, sehen und reden, sie solle stets das Haus hüten und den Eltern sowie dem Ehemann gehorchen. Den erwachsenen Männern aber und selbst der verheirateten Frau selbst der Beruf mit den Männern, das weiblichste Förderungsmittel weiblicher Bildung. Im Haufe sind die Räume getrennt; die männlichen und weiblichen Giebler der Familie wohnen getrennt, die weiblichen jüng im Frauengemach, kein fremder Mann, selbst nicht ein zu Hälfte genauer Verwandter oder Freund darf dasselbe betreten; man bemacht, sagt ein griechischer Schriftsteller, den Zutritt zum Frauengemach wie den Ein- gang zu einer Zeitung, und die Frauen dürfen dasselbe ohne Bormissen des Mannes nicht verlassen; als die Nachricht von der Niederlage bei Chunukova nach Athen kommt, eilen die Männer und Knaben auf die Straßen, die Frauen und Mädchen aber an die Thüren der Häuser, und dort erkundigen sie sich, ob ihre Männer, Bäuter, Brüder in der Schlacht gesunken sind oder leben; es gibt in jedem Haufe der höheren Gesellschaft einen Frauenwächter; kaum daß die Frau ausgehen darf, um die Eintäufe für das Haus zu machen, hierzu wird vielmehr das dienende Personal verwendet. Die Frauen geben sich untereinander feste; aber an einem Mische, an welchem Männer theilnehmen, darf (außer bei Hochzeiten) seine Frau gegenwärtig sein; selbst wenn der Mann einen Freund mit sich als Gast zufällig nach Hause bringt, so darf die Frau nicht bei Tisch erscheinen. Auch der Theatersucht scheint den unverheiratheten Mädchen niemals, den verheiratheten Frauen nur bei der Tragödie, nicht bei der Comödie gestattet gewesen zu sein. Daher ist denn auch jene besondere Artigkeit und Zuversienheit gegenüber den Frauen, bei welcher der Mann seinen eigenen Werth aus den Augen sieht, ich meine das, was wir Galanterie nennen, den Griechen völlig fremd. Die Nächtwirkung dieser Zurücklegung des weiblichen Reichtums auf die Gesellschaft konnte nicht ausbleiben; ein Hevict von Solon bestimmt, daß Alles, was ein Mann auf Rath oder Bitten eines Weibes gehab habe, ungültig sei. Eine Ausnahme will ich nicht unerwähnt lassen, das ist die Hetäre; die Aspasia, die Leuça, und wie sie sonst Heiren, wie sie einerseits durch Heit und Bildung ausgezeichnet sind; so genießen sie andererseits ganz dieselbe Freiheit wie die Männer; aber freilich haben sie mit dem Eys der weiblichen Sitthamkeit erlaubt.

Wie ganz anders ist die gesellschaftliche Stellung der Frauen bei den Römern! Da gibt es Privatlichen und Hauslehrer für Mädchen wie für Knaben; da gibt es kein Frauengemach; da genießt vor Allen die verheirathete Frau die Achtung, auf welche die Lebensgefährin des Mannes begründeten Anspruch hat.

Die römische Frau wird von ihrem Gatten zum Wohl geleitet, sie es bei Freunden, sie es bei öffentlicher Feier. Sie ist Herrin im Hause, und empfängt deshalb Freunde wie Fremde. Der Partizim gegenüber den römischen
Frauen befindet sich selbst in mehreren Rechtsvorschriften. So dürfen die Victoren, welche dem Consul vorausgeschritten, einen Jeden aus dem Wege räumen, um dem Consul freie Bahn zu schaffen; allein einer entgegenkommenden Matrone mich der Consul selbst aus. Es durfte der Glaubiger, welcher seinen Schuldner verlachten wollte, behielten, wo er ihn traf, ausforschen, mit ihm sofort vor Gericht zu gehen; solgte der Schuldner nicht, so durfte der Glaubiger Hand an ihn legen und ihn mit Gewalt vor Gericht schleppen; allein schon die Berührung der Matrone war bei dieser Gelegenheit verboten. Etwas Unaufländiges in Gegenwart einer Frau gelagt oder gethan ward strenger als sonst gerügt, und ein Senator ward einmal deshalb aus dem Senat gestossen, weil er in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter seine Frau geliebtest hat. Neben dem Zartsein steht die Galanterie; so ist es z. B. gesagt, daß eine Frau bei Abwesenheit oder Verhinderung ihres Mannes von Freunden in's Theater geleitet wird; davon machte ebenso der Affe v. Livio, die Gemahlin des Kaiser Augustus, wie seine Tochter Julia gebraucht; nur das Livio sich von alten Männern, Julia hingegen von einer Schaar junger Herren geleitet ließ, und als Augustus seiner Tochter darüber Vorstellungen machte, und sie auf das Beispiel ihrer Stiefschwestern vernimmt, so erwiderte sie ihm fast: Wenn sie so alt wie ihre Stiefschwestern sein werde, so werde sie sich auch an die alten Männer halten. Am bezeichnendsten (schreibt Herwig, der geistvollste Schriftsteller über römisches Recht) für die sociale Stellung der Frauen, der verheiratheten wie der unverheiratheten, bei den Römern ist die Rolle, welche ihnen die römische Gesellschaft oder vielmehr die Mutterausbildung der Römer zuteilt: die wichtigsten Erziehungsbringt sie mit Frauen in Verbindung, und immer zeigt sie sie in den Glanz der Jugend. Der erste Krieg entbrennt um die Frauen, er droht Rom im Strome zu erstickten, aber die getauften Sablierinnen, von Liebe zu ihren Männern getrieben, retten Rom und lehnen es ab, zu den Römer zurückzukehren. Die Vertreibung der Könige fußt auf Lucretia, der Sturz der Decemviri an Virginia an; das Maß der Entrüstung läuft erst über, der Unwill braucht erst dann in Empörung aus, wenn sich die Willkür gegen ein Weib wendet. Die Abwärts des Coriolan erfolgt nach fruchtloser Erhöpfung aller Mittel durch seine Mutter und die römischen Matronen. Der Vorsatz der von den Gallien eingenommenen Stadt geichah zum großen Theil durch das Geschmeide, welches die Matronen freivillig an die Heröden ablieferen. Die Verlassung der Plebejer zum Consulat ward, wenn auch nicht in ihrem Grunde, so doch in ihrem Anlaß aus eine Frau zurückgeführt; sie war aus patricischem Stande und an einen Plebejer verheirathet, und sie hatte bei Gelegenheit eines öffentlichen Tygers eine Zurück- jegung von ihren früheren Standesgenossinnen erzittert; nicht eher rührte sie, nicht eher hielt sie den ihrer Ehre angethanen Flecken getilgt, als bis sie selbst die Gattin eines Consuls hieß.

Aber sicher ist, daß diese hohe geschäftliche Stellung der Frauen den Römern seit dem Ende der Republik theuer zu stehen kam. Denn als durch

Wenn es nun wahr ist, was ich oben gesagt habe, daß man aus dem Gesichtspunkt dieser Civilisation ab- leiten könnte, wenn mit anderen Worten Recht und Schrift im engsten Zu- sammenhang stechen, so muß auch die Veränderung, welche in der Beurteilung der Frauen für die römische Gesellschaft vor sich ging, ihren Ausdruck im Recht gefunden haben. Und so ist es in der That. Man muß bezüglich der Stellung der Frauen im römischen Recht zwei Perioden unterscheiden, eine frühere und eine spätere, eine Periode der Zucht und der guten Sitte und eine Periode der Emancipation, richtig der Zuchtlosigkeit der Frauen. Diese beiden Perioden lassen sich ebenso bei den unverheirateten wie bei den verheirateten Frauen unterscheiden.

Ich handel zuerst von den Unverheirateten, weil ich bei ihnen nur weniges zu sagen habe, den Hauptgegenstand meiner Erörterung werden die Verheirateten bilden.

Das überste Princip des römischen Rechts ist, daß im Privatrecht die unverheiratete Frau dieselbe Stellung genießt wie der Mann; im öffent- lichen Recht tritt sie völlig zurück, sie hat gar keine öffentlichen Rechte: aber auch im Privatrecht erleidet sie eine Beleidigung: sie steht, falls sie sich nicht noch in der Gewalt ihres Vaters befindet, zeitlebens unter Vor-
Die Frauen im römischen Recht.

mündschaft. Diese Vormundschaft selbst, so sehr sie uns heute bestritten mag, ist nichts den Römern Eigenthümliches, sie findet sich ebenso bei Griechen und Germanen, sie beruht offenbar auf der großen Bedeutung, welche bei allen Völkern in den ersten Epochen ihrer Entwicklung der Wechsehaftigkeit zufolge, nur der Wechsehaftie gewieht die volle Selbstständigkeit, der Unverehrhaftigkeit der Vormundschaft bedarf eines Schutzes, des Vormunds. Aber wenngleich die alten Römer diesen Grundgedanken mit den Griechen und Germanen gemein haben, so gehen sie im übrigen ihre eigenen Wege, sie sind weit davon entfernt, dem Vormund einer Frau dieselben Rechte zu geben wie dem eines Unmündigen, vielmehr sind seine Rechtmässigkeitsverhältnisse viel geringer; seine Stellung läßt sich ungefäls in den Satz zusammenfassen: die Unverheirathete behält ihr Vermögen in ihrer Hand, sie verwaltet es und nicht der Vormund, aber zu allen bedeutenden Rechtsgeschäften bedarf sie der Zustimmung des Vormunds. 3. 2. Wenn sie ein Testament machen, einen Schaden frei erlassen, einen Prozeß führen, eine sogenannte strenge Ehe eingehen will (Ich komme auf die strenge Ehe bald zurück.) In der ersten von mir gedachten Periode wurde diese Abhängigkeit von den Frauen gern getragen; in der zweiten suchten sie sich ihr zu entziehen, und zwar, was sehr bemerkenswürdig ist, meist nicht durch direkten Wege sondern durch Umgänge, durch Schliche. Zunächst wunderten sie sich, wenn der Vormund ihnen die Einwilligung zu dem von ihnen beabsichtigten Rechtsgemach verweigerte, an die vorgesehene Vormundschaftsbehörde, und diese Behörde, die in der Zeit der untergehenden Republik sittlich kaum höher stand als die Frauen, ja, die sich vielfach unter dem Einfluß hochgestellter Frauen befand, — diese Behörde, sagte ich, stellte den Grundbau auf, daß jeder Frauenvor- mund, der nicht auf Grund seiner Vervandtschaft die Vormundschaft übernehmen habe, die Zustimmung zu dem Rechtsgemach erheilen müsse; sie machte also einen Unterschied zwischen einem Vormund aus der Vervandtschaft und einem sonstigen Vormund; dem ersteren belächte sie seine bisherigen Rechte, weil er als Vervandter auch ein Erbrecht gegenüber seinem Mündel behaftet, und weil man annahm, daß er seine Zustimmung im Interesse seines Erbrechts verweigere; die anderen Vormünder hingegen, die, weil sie kein Erbrecht behaften, zur Erteilung der Zustimmung gezwungen wurden, waren offenbar zu keinen Scheinvormündern degradirt. Nachdem dies erreicht war, so mußten die Frauen ihren Angriff gegen die Vervandten-Vormünder (Bruder, Sohn, Vetter) richten. Bevor ich dies schliedere, will ich noch einer besonderen Intrigue der Wittwen gedenken, denn die Wittwen unterlagen der Vormundschaft geradezu wie die alten Jungfern. Nebe seine Ehefrau konnte der Mann in seinem Testament einen Vormund ernennen; das benützte nun die Ehefrau; sie lag ihrem Manne in den Ohren, nicht einen bestimmten Freund zum Vormund zu benennen, sondern sein Testament dahin zu setzen, daß er ihr selbst die Auswahl des Vormunds überließ; und man gewährte diese Nebenlassung in doppelter Weise. Entweder verordnete der Mann: „meiner Frau gebe ich die Auswahl ihres Vormundes ganz allgemein“, dann hatte die Witwe das
Die Frauen im römischen Recht.

stellung mit der frivolen Auffassung einer modernen Partei, welche in dem Worte „freie Liebe“ ihren Ausdruck gefunden hat. Nichts wäre verkehrter als dies; die römische freie Ehe ist eine wahre Ehe, nur ist die Stellung der Frau in derelten eine durchaus freie.

In der strengen Ehe nämlich verfüßt die Ehefrau der Gewalt ihres Mannes, und diese Gewalt hat denselben Inhalt, wie diejenige des Vaters über seine Kinder; oder wie die römischen Juristen es ausgesprochen: die Hausfrau hat in der strengen Ehe die Stellung einer Hausdienstt. Die väterliche Gewalt habe ich schon oben beschrieben; für unseren gegenwärtigen Zweck, d. h. zur Charakterisierung der strengen Ehe genügt es, wenn ich (ausser der religiösen Gemeinschaft, in welche die Frau zu ihrem Manne tritt) zwei Rechte des Ehemannes hervorhebe: das Recht des Gerichts über die Frau, sowie das des Vermögenserwerbs durch die Frau. Das Recht des Gerichts über die Frau bedeutet, daß der Ehemann sie vor sein Hausgericht ziehen kann, und zwar bei allen Vergehen, nicht bloß bei Vergehen gegen die Ehe, vielmehr natürlich die letzteren den hauptsächlichsten Gegenstand der Strafaufsichtsbarkeit des Ehemannes bilden. Und der Mann kann bei dieser Gelegenheit Strafen aller Art ausprochen, selbst die Todesstrafe ist nicht ausgeblufen, und mehrere Fälle derselben (namentlich wegen Ehebruchs und wegen Weintrinkens) sind uns überliefert. Der Vermögenserwerb durch die Frau bedeutet, daß die in strenger Ehe lebende Frau sein Eigenthum haben kann, sondern daß Alles, was sie bei Eingeweit der Ehe besitzt, und Alles, was sie während stehender Ehe erwirbt, in das Vermögen ihres Mannes fällt.


Was nämlich das Hausgericht anbetrifft, so ist es altrömische Sitte, bei allen wichtigen, die Familie betreffenden Rechtsachen einen Verwandten rath zuzuziehen; dies geschieht bei Verlobungen, bei Mündigkeitsverlauterungen, bei Emancipationen und natürlich auch dann, wenn der Hausvater über die Kinder, oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht sitzt. Im letzteren Falle werden auch die Verwandten der Frau zugezogen. Diese Verwandten bilden den Rath; sie wohnen der Gerichtsverhandlung bei, sie sprechen, bevor das

Nord und Sud. XXXVIII., 112.

Schwieriger ist es, den zweiten Grundjah zu erklären, den Grundjah, daß die Frau in strenger Ehe absolut vermögenslos ist, daß Alles, was sie hat und was sie erwirkt, ihrem Manne zusteht. Auch hier ist man geneigt einen Gegenbahn zwischen dem Buchstaben des Geiges und der Thatsächlichkeit der Lebensverhältnisse anzunehmen. Daß nämlich rechte Eheleute thatsächlich Alles gemeinsam haben, daß sie keinen Unterschied zwischen Mein und Dein machen, daβ selbst am Vermögen des Mannes die Frau eine Herrschaft in gewissem Sinne übt, das wird von den römischen Historiern und Juristen deutlich ausgesprochen; sie erklären die Ehe in würdiger Weise als die volle Lebensgemeinschaft, als die Mitbeteilung alles göttlichen und menschlichen Rechts; ein altes Geiges bezeichnet die in strengere Ehe lebende Frau als Theilnehmerin an den Heilsgütern und an dem ganzen Vermögen des Mannes; sie wird von Allen im Haus, auch von ihrem Manne Herrin, domina genannt. Aber man sieht sich hier vergebens nach einer Einrichtung um, welche geeignet war, die Frau in ihrer thatsächlichen Stellung zu schützen, wie sie der Verwandtenrath gegen eine Ausartung des Hausgerichts schützte. Und deshalb meine ich noch ein Argument vorbringen zu wollen, ein Argument, dessen Würdigung den Rechtjuristen schwer fällt, und bei dessen Darstellung ich daher strenge, nicht ganz klar mir ausdrücken zu können, so sehr ich auch mein Augenmerk darauf richte. Ich nenne das Argument kurz: die Armuth der älteren Zeit an Rechtsbegriffen, und ich bemerke zu seiner Erklärung, daß wir auch in der Rechtsgeschichte gewissermaßen ein eierschale Zeitalter wahrnehmen können, d. h. ein Zeitalter, in welchem zwar einzelne Rechts-
Die Frauen im römischen Recht.


Nur, die Vermögenslosigkeit der Frau in der Ehe bestand nur dem Buchstaben des Gesetzes nach, in Wahrheit, in der Thatfächlichkeit des Lebens stand sie ebenfalls bezüglich des Vermögens hoch über ihren Kindern; thatsächlich war die Frau in strenger Ehe ungefähr in derjenigen Lage, in welcher sich heutzutage eine in der Gütigkeit lebende Frau befindet, v. s. das Vermögen gehört beiden Gatten gemeinjam, der Mann führt die Verwaltung, bei allen wichtigeren Rechtsgeschäften holt er die Zustimmung der Frau ein.

Aber freilich, daran ist nicht zu zweifeln, daß nicht bloß rechtlich, sondern auch thatsächlich das Vermögen der Frau in der strengen Ehe in die Hände des Mannes kam, auch thatsächlich stand der Frau keine selbständige Verwaltung darüber zu; es mußte sie darüber zu verfügen, so beschränkte sie unzweideutig der Zustimmung ihres Mannes, sie war also auch bezüglich ihres Vermögens von ihrem Manne durchaus abhängig. Und gerade dies erreicht

5*
den Frauen der zweiten Periode, die ich oben geschildert habe, und die ich nicht anders als die emanzipierten Frauen bezeichnen kann, unerträglich. Sie wollten nicht von ihrem Ehemann abhängig sein, und sie wollten vor allem ihr Vermögen in ihren Händen behalten, um ihren Launen freihändig zu können. Und es gelang ihnen dies bis auf's Pünktchen in der Ehe der späteren Zeit, die bei uns Juristen den Namen der freien Ehe führt. Die freie Ehe ist, wie ich schon bemerktte, eine wahre Ehe, aber die Ehefrau ist frei, nämlich von ihrem Manne frei, sie ist fast vollständig unabhängig von ihm, er hat ihr so gut wie nichts zu sagen; zwar schuldet sie ihm Achtung, allein Achtung und Abhängigkeit sind heimelweit verschieden, die einzige Abhängigkeit der Frau besteht darin, daß sie an den Wohnums des Mannes gebunden ist, sie muß ihm daher folgen, wo er seinen Wohnsitz ausläßt. Zugleich ist in der freien Ehe keine Rede mehr von dem Hausgericht des Mannes; die Frau etwas verbrachen, und selbst wenn sie sich gegen die Ehe vergangen hat, so gehört die Sache vor die öffentlichen Gerichte des Staats, und gerade diejenigen Vorfälle, welche nach der Empfindung eines jeden gemütlichen Menschen den Ehren von dritten Personen vorenthalten, aber um nicht ungefähr zu bleiben, im Geheimniss der Familie verhüllt und gelegentlich werden müssen, werden der Allgemeinheit preisgegeben und zu einem öffentlichen Scandal gemacht. Und freier hat in der freien Ehe der Mann sein Recht am Vermögen der Frau; was die Frau bei Eingehung der Ehe besitzt, behält sie, wenn nicht besondere Abrechnungen getroffen werden, in ihren Händen; was sie während der Ehe erwirbt (z. B. sie herbergt ihre Eltern oder sonst Jemanden), fällt ihr allein zu; der Mann kann nicht die Sitten davon beanspruchen, er kann nicht verlangen, daß sie es ihm zur Verwaltung übertrage. Das ist der hauptsächliche Punkt, unter welchem die freie Ehe betrachtet werden muß. Bekanntlich ist derjenige, welcher den Daumen auf den Geldbeutel hält, immer in der Lage, die Herrschaft an sich zu reiben, und so sind die späteren römischen Schriftsteller voll von Spott und Klage über die reichen Ehefrauen. Vom alten Cato wird eine humoristische Beschreibung überliefert: „wir Römer sind die Herren der Welt, aber unsere Herren sind unsere Frauen“; die Lustspieldichter aber lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um die Männer von reichen Frauen zu verstöhnen; „ich habe“ (heisst es bei Plautus), „in meinem Hause nichts zu sagen, denn ich habe eine reiche Frau“; „heirathe keine reiche Frau“ (wörtlich Martial), „denn dann spielt Du die Frau und Deine Frau den Mann“; „nichts ist unerträglicher als eine reiche Frau“ ruft Juvénal aus. Es leuchtet von selbst ein, daß die Frauen, die sie selbst von der Vermögensverwaltung nichts verstanden, jemanden brauchten, welcher ihre Geschäfte beaufsichtigte; da fand sich denn immer ein guter Freund, der seine Dienste zur Verfügung stellte, und die Stelle des Mannes verfah. „Wer ist der Kraustopf (sottet Martial), „der Deine Frau stetig begleitet?“ „„Der beaufsichtigt die Geschäfte meiner Frau.“ „„Nein, er beaufsichtigt nicht die Geschäfte Deiner Frau, sondern Deine eigenen.“ Die Sache
war so arg, daß die Geiβgebung schon frühzeitig eintritt, und zwar in
welcher ganz sonderbaren Weise. Sie suchte nämlich zu verhindern,
daß Rechtshöher in die Hände von Frauen gelangten, und da dies namentlich
möglich und die Macht der Ettvichten bestand, so beschränkte sie die Ettfähigkeit und das
Erbrecht aller Frauen, sowohl der verheirateten wie der unverheirateten.
Nicht minder aber schritt die Geiβgebung gegen den Verstand der Frauen
ein, weil dieser nicht bloß aus dem gesellschaftlichen Gebiet, sondern in dem
des Rechtsverkehrs sich fürend geltend machte. Es war die Erziehung
wahrzunehmen, daß die Frauen sich nicht begnügen, ihre eigenen Angelegen-
heiten zu betreiben, sondern daß sie ihre Thätigkeit und ihr Vermögen den
Interessen dritter dienstbar machten; da ward ihnen dreierlei verboten. Ein-
mal durften sie nicht vor Gericht als Anwälte oder als Vertreter von Anderen
auftreten; das war in alter Zeit nicht verboten gewesen, wahrhaftig, weil
man keinen Anlaß dazu hatte; aber in der Zeit der Emancipation der
Frauen traten dieselben nicht bloß für sich, sondern auch für andere vor Ge-
richt aus, und als eine gewisse Atavismus, die Frau eines Senators, bei einer
jüngeren Gelegenheit nicht bloß ihrem Redestrom eine ungewöhnliche Länge ver-
lieh, sondern zugleich sich in ungehörigen Redensarten gegen das Gericht
erging, kurz, als sie alle die Eigenschaften eines Querulanten zeigte, so war
vom Recht, für Anderes gerichtlich auftreten entzogen. Ebdann wurde allen Frauen untersagt, sich für Andere zu vertreten. Die Bürg-
lichkeit ist eines der verständigsten und gleichsam faszinierenden Rechtsorganisation;
bei der Vernehmung hat man das Bewußtsein, einem Fremden einen wesent-
lichen Dienst zu leisten, und gleichzeitig die Hoffnung, daß einem dieser
Dienst nichts losen werde. Diese Hoffnung macht jugendliche Menschen
leicht zu Bürgerschaften bereit, erweist sich aber später häufig als eine trügerische.
Es ist einleuchtend, daß am meisten Gefahr hierbei die Frauen liefen, da sie,
je weniger sie etwas von dem Weisen der Bürgerschaft verstanden, um so
leichter von einem Mann dazu überredet wurden, und es war eine wohlbegründete
Zurückweisung der Frauen von dem Markt und dem Geschäftsvor-
kehr, als im Anfang der Kaiserzeit ihre Bürgerschaften für ungültig erklärt
wurden. Ebdann wurde den Frauen das Handelsrecht untersagt; um dies
zu verhindern, muß man wissen, daß der Bankier bei den Römern eine ganz
andere Stellung hatte als bei uns; er war nicht bloß Geldwechsler und
Depositar, sondern er plazierte Gelder, er machte Auktionen, kurz, er war
der Agent für die vermögenden Privatpersonen, er beförderte die Geschäfte von
Anderen, und das war es ja gerade, was die römische Geiβgebung den
Frauen verboten hatte.

Alle diese Tugenden blieben erklärlich durch die vollkommen selbständige
Stellung, welche die Frauen in der zweiten Periode gewonnen hatten, eine
Stellung, welche sowohl ihre Person, als ihr Vermögen betraf. Daß bis-
her gezeichnete Bild würde aber unwirklich sein, wenn ich nicht eine bei
den Römern allgemein verbreitete Sitt zur Sprache brächte, das ist die
Sitte, dem Manne bei Eingehung der Ehe eine Mitgift für die Frau zu übergeben. Jedes römische Mädchen, welches nur halblich über die Armutshinaus ist, erhält eine Mitgift, je es vom Vater oder von der Mutter oder vom Bruder oder von sonst einem Verwandten. Die Mitgift ist nicht etwa bloß als die Aussteuer zu verstehen, wie sie ja heute sehr gebräuchlich ist und die erste Einrichtung des Hausstandes des jungen Ehepaares bildet, sondern die römische Mitgift ist Geld und Geldeswert, Grundstücke, Häuser, Schäfte, zinsbare Forderungen, kurz Alles, was einen Ertrag abwirkt, der zur Tragung der sog. ehemaligen Lasten verwendbar ist. Ueber die Mitgift hat nun die Frau nichts zu sagen, sie ist im Vermögen des Mannes und er allein hat die Verfügung darüber. Eine Frau, die bloß eine Mitgift und kein sonniges Vermögen hat, besticht offenbar nicht die Unabhängigkeit, wie sie oben geschildert habe; allein man darf diesen Fall nicht als den normalen ansehen, denn auch heute, wo bei den Börsen der romanischen Zunge die Mitgift allgemein üblich ist, und bei den Börsen der germanischen Abstammung sie üblich zu werden beginnt, — auch heute, sage ich, pflegt ein Vater seiner Tochter nicht ihren vollen Erbteil als Mitgift zu bestehen, sie erhält demnach noch immer etwas bei dem Tode des Vaters, ebenso bei dem Tode der Mutter, kurz das Vermögen der Frau ist nicht auf die Mitgift beschränkt.

der ersten Zeit zwar wird man es loben, weil es die bisher vorgenommenen Mißbräuche abgestellt hat; bald aber wird man durch die Erfahrung inne
werden, daß aus einem solchen Geis mit Notwendigkeit die Emancipation
der Frauen hervorgeht. Nebrigens ist in England selbst das Geis lebhaft
angestoßen worden; vergl. die Law-Times vom 4. November 1882, wo es
gerechtzweifelt, daß verschwenderische Frauen in ihrer separate property den
deren Kühle finden, und daß treulose Frauen vermöge der separate property das Durchgehen mit ihren Liebhabern sehr erleichtert werde.
Ich gelange nuemehr zu der Eingehung der Ehe. Daß auch bei ihr
die beiden Perioden zu unterscheiden sind, daß die strenge Ehe in anderer
Weise geschlossen worden ist als die freie, das liegt auf der Hand.
Der eine Eingehungssatz der strengen Ehe ist ein religiöser, er trägt
den Namen „Conjarreatio“. Wir sehen die Römer uns darin geistes-
verwandt, daß sie alle wichtigen zumindesten, mit religiösen Formen
umgeben; unserer Taufe entspricht die römische Namengebung, unserer Con-
firmation die römische Mündigkeitserklärung, unserer Trauung die römische
Conjarreatio. Mit diesen Acten beginnt das Leben selbst oder eine neue
Lebenswoche, beide in eine dunkle, für uns undurchdringliche Zukunft gehüllt;
und in dem Berauschen unserer menschlichen Unzulänglichkeit und im Gefühl
unserer Abhängigkeit von einer höheren Macht erscheinen wir dem Gegen bei
der Bönahme des Actes. Nur darin waltet ein Unterschied zwischen den
Römern und uns ab, daß bei jenen die Sache sich nicht im Tempel abspielt;
jedes römische Haus hat Haussäule und einen Hausaltar, und alle reli-
giösen Handlungen, welche lediglich den Einzelnen betreffen, können im Haufe
vollzogen werden.
An dem Altar im Hause des Brautvaters find die religiöse ceremonie
statt, welche den Namen der Conjarreatio trägt. Nicht bloß die Brautleute,
ihre Verwandten und Freunde sind dabei gegenwärtig, sondern auch der oberste
Priester von Rom, andere Priester und auch Bürger als Zeugen. Zuerst
wird der Vater der Göttin erkannt aus dem Fluge der Vögel, aus den
Geweihten eines geschleppten Schaftes; und wenn diese der Eingehung der
Ehe günstig sind, so umwandeln Alle den Hausaltar; zwei Knaben schleien
ihnen voran, der eine trägt Wasser und Feuer, das erstere geweicht, das
letztere eine am Hausaltar angehängte Jachet; der andere trägt einen Ophä-
lichen; ihnen folgt das Brautpaar, mit diesem sich setzen die übrigen
Theilnehmer an. Dann beginnt das Opfer, die Priester sprechen dabei heilige
Formeln, die Pronuba (nicht eine Brautjungfrau sondern eine Brautfrau) legt
die rechten Hände der Brautleute einander, und der Ophäcluden wird in
das Feuer auf dem Hausaltar geworfen; dann setzen sich die beiden Braut-
leute vereinigt auf ein über zwei Eßtisch gelegtes Schaft, nieder und ver-
harren dort mit verbüßtem Haupthe schweigend im Gebet. Ich darin die Be-
merkung nicht unterlassen, daß die Braut in altersüblichem Schmucke erscheint;
ih Haar war in jebs Abtheilungen gescheitelt und mit wollenen Bändern
verflossen; es war mit einem Krantz aus Blumen und Blättern (corolla) geziert, die sie selbst gepflückt hatte; darüber trug sie das Flammenum, einen rothen Kopfschleier, welcher das Hinterhaupt, die Stirn und Wangen bedeckte und in den Nacken und auf die Schultern herabsieht, aber das Gesicht frei ließ; ihre Kleidung bestand aus einem weissen Oberkleid (toga pura) und einem weissen in altherthümlicher Weise gewebten Unterkleid (tunica regilla), das durch einen Gürtel mit dem jungenatigen herculischen Knoten geschürzt wurde.

Im Nebrigen war diese religiöse Eingangsform bei den Eben gewisser höchstes Priester vorgeschrieben; sie mussten aus einer solchen Ehe entspringen sein und in einer solchen selbst leben. Daraus ist es zu erklären, daß sie sich selbst noch in den Zeiten erhielt, in denen die Emancipation der Frauen längst vollzogen war; nur freilich sanden sich jetzt höchst selten Mädchen, die sich dieser Form und mit ihr der strengen Ehe unterwarfen; unter Tiberius erging deshalb ein Gesetz, welches die Wirkungen der Confratatio auf die religiöse Stellung der Frauen beschränkte, das Hausgericht des Mannes aber sowie die vermögensrechtliche Abhängigkeit der Frau völlig bezeichnete.


Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne eine andere zu berühren, welche mit ihr in engem Zusammenhange steht, und welche sicherlich für den Leser von höchstem Interesse ist; ich meine die Sitte des Verlobungs- und des Trauringes. Weshalb (so lautet die Frage) wird ein Ring gegeben, weshalb werden Ringe ausgetauscht? Unmöglich kann dies in dem Sinn des Geschenks eines schmückenden Gegenstandes geschehen; denn bekanntlich muß wenigstens der Trauring ein einfacher goldener Reif sein, er darf keinen Edelstein enthalten, er darf nicht zierlich und kunstlerisch gestaltet werden.
Die Frauen im römischen Recht.

Da hat denn die Phantasie einen weiten Spielraum, und in früherer Zeit erklärte man den goldenen Ring daraus, daß er ein Symbol der Gattenliebe sei, die letzter jo oft sein wie Gold und ohne Ende wie der Ring. Ich muß diese gemütvolle Deutung zerstören; die Rechtsgeächichte lehrt, daß der Ring eine nützliche juristische Funktion versieht, welche heut freilich längst vergessen ist.

Der Ring hat in der Rechtsgeächichte eine doppelte Bedeutung, er ist ein Symbol einmal der Herrschermacht und sodann der Wahrhaftigkeit. Für das erstere erinnere ich zum Belege, daß der sterbende Alexander seinen Ring dem Perdiccas gibt, und ihn dadurch zu seinem Nachfolger in der Herrschaft bezeichnet: ferner daran, daß der sterbende Tiberius seinen Ring vom Finger zieht, als ob er ihn jemanden übergeben wolle, daß er dann aber sich anders befinnend ihn wieder ansetzt und die Hand heft schüttet; endlich daran, daß im Mittelalter die Belehnung mit dem Ringe erfolgt. Für das letztere (d. h. für den Ring als das Symbol der Wahrhaftigkeit) führte ich an, daß Zeugen, um eine Urkunde zu beglauben, mit ihrem Ringen dieselben besiegeln, daher der Siegelering; die Unterschrift der Zeugen unter die Urkunde gehört erst einer späteren Zeit an. Der Siegelering wird am vierten Finger der linken Hand getragen, weil nach dem Glauben der Aegypter, Griechen und Römer dieser Finger durch einen zarten Nerv mit dem Herzen verbunden ist und er deshalb ihnen eine Auszeichnung zu verdienen schien. In der zweiten Eigenschaft nun kommt der Ring beim Kauf vor, nämlich bei demjenigen Kauf, der nicht sofort durch Übergabe des Kaufgegenstandes und Zahlung des Kaufpreises erfüllt wird; der Käufer giebt bei der Absicht der Erstreckung des Kaufes dem Verkäufer seinen Ring, um ihm zu versichern, daß er später den Kaufvertrag ehrlich erfüllen werde. Zweierlei ist hierbei zu constatiren: einmal, daß die Hingabe des Ringes eine einseitige ist, nur der Käufer giebt ihn dem Verkäufer, nicht aber umgekehrt auch der Verkäufer dem Käufer; sodann, daß auf die Substanz des Ringes nichts ankommt, und in der That haben die Römer in alter Zeit nur einen eisernen Ring getragen und bei Kaufverträgen gegeben. Wenden wir uns nunmehr zum römischen Frauenkauf. Die Coömtio ist die Erfüllung des Kaufvertrages, ihr voran geht eine Vereinbarung des Kaufvertrages d. h. die Verlobung; zur Verjüngung, daß dieser Vertrag erfüllt, daß also später die Coömtio vollzogen, die Ehe eingegangen werde, gibt der Bräutigam der Braut bei der Verlobung einen Ring; nur der Bräutigam gibt ihn der Braut; er empfängt keinen solchen, und noch in den Zeiten des unmäßigen Luxus, noch in der Kaiserzeit gibt er ihr, wie Plinius berichtet, einen eisernen Ring ohne Edelstein. Man sieht der Verlobungseid ist nichts anderes als ein Specialfall des beim Kaufe gebräuchlichen Ringes. Nun ist aber im Laufe der Jahrhunderte eine gewaltige Umgestaltung mit dem Ring vor sich gegangen; beim gewöhnlichen Kauf hat er sich verloren, bei der Ehe hat er sich erhalten, aber er ist bedeutenden Anderungen unterworfen worden. Die erstere
Anderung trat schon bei den Römern ein; in der späteren Kaiserzeit ward aus dem eisernen Ringe ein goldener. So übernahm ihn das Mittelalter; nunmehr geschah die weiteren Veränderungen. Aus dem Verlobungerring wurde ein Trauring, d. h. im späteren Mittelalter ist der Ring bei der Verlobung in's individuelle Belieben gestellt und kann nunmehr beliebig künstlerisch gestaltet werden, dahingegen ist der Ring bei der Trauung obligatorisch, und hier ist er der einfache goldene Keil. Endlich die dritte Anderung ist der Ringwechsel; gegen Ende des Mittelalters erhält auch der Bräutigam von der Braut einen Ring. So hat denn unser Trauring nichts mehr von der römischen Sitte an sich, außer daß er allein am rechten Finger der linken Hand getragen wird. Doch haben nicht alle Völker jene Veränderungen mitgemacht; ein Theil der Schweizer (Canton Bern) nennt zwar den Ring Trauring, allein sie wechseln ihn nicht bei der Trauung, sondern bei der Verlobung aus; bei den Juden und Schweden findet noch heute kein Ringwechsel statt, sondern bloss der Bräutigam gibt der Braut einen Ring.

Jedoch ich mich zur Eingehung der strengen Ehe zurückwende, habe ich noch zu bemerken, daß dieselbe noch auf eine dritte Art entstand; diese dritte Art war aber kein juristischer Art, sondern ein Zufall. Eine freie Ehe nämlich, welche ein Jahr lang gedauert hatte, wurde in eine strenge verwandelt, außer wenn die Frau sich drei Nächte lang aus dem Hause des Mannes entfernt hatte. Es liegt hierin der Beweis, wie abhohlt die alten Römer der freien Ehe waren; als die normale Ehe betrachteten sie die strenge.

Alle Formlichkeiten fielen bei Eingehung der freien Ehe weg; juristisch wurde die freie Ehe lediglich durch den Willen der Brautleute und ihrer Eltern abgeschlossen, und eine besondere Form war für die Erklärung des Willens nicht vorgeschrieben. Das war freilich ein sehr gefährlicher Grundfall; denn dadurch konnte es dahin kommen, daß später es an jedem Beweismittel für die Eingehung der Ehe fehlte. Die fahlselige Kirche hat im Mittelalter diesen Grundfall aus dem römischen Recht übernommen, und behält bilden im Mittelalter die sogennanten heimischen Ehen ein schweres Uneben und den Gegenstand bauernrger Magen. Vor diesem Unbein waßten sich die Römer zu bewahren. Von Alters her war nämlich bei der strengen Ehe eine feierliche Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams üblich; diese Ueberführung wurde bei der freien Ehe für obligatorisch erklärt, so daß aller Welt die Eingehung der Ehe bund gethan und sie niemals in Zweifel gezogen werden konnte. Die Ueberführung fand gegen Abend statt. Ihr voraus geht ein Opfer, welches die Brautleute gewöhnlich im Hause der Braut den Götern darbringen; dann werden sie von den Hochzeitsgästen beglückwünscht, und es wird ein Mahl abgehalten. Nunmehr soll die Braut das elterliche Haus verlassen, aber sie fräut sich und weint, sie frischt zu ihrer Mutter, und muß aus deren Armen gewaltsam gerissen werden. Vor der Thür wartet sie Hüttenpfleger und drei Knaben, der eine der letzten trägt ihr die Jacke vor, die anderen beiden geleiten sie an den Armen; Hochzeit
und Spindel werden ihr nachgetragen; hinter ihr ordnet sich der Zug der Hochzeitsgäste und des theilnehmenden Publizums; sie singen ein sogenanntes Geleimenslied, das von derbem Wigen voll ist; unter die Knaben werden Hüße vertheilt; am Hause des Bräutigams angekommen, fahlt die Braut die Thürpforten, dann wird sie über die Schnelle gehoben, wie einstmal die geraubten Sabinerinnen, sie spricht zu dem Mann, die Worte: "Wo Du waltest, will ich auch walten", und endlich wird sie vom Mann in die Gemeinschaft des Feuers und Wasser, der beiden für das Leben nothwendigen Elemente, aufgenommen; die Ceremonie wird durch ein Gebet der Frau befohren.

Der letzte von mir zu behandelnde Punkt ist die Auslösung der Ehe. Für den Juristen ist nur eine Aufhebungsart von Interesse, das ist die Scheidung.

Hier ist nun auf eine grundverschiedene Anschauung des Alterthums und unserer Zeit hinzuzweisen. Bei uns geschicht jede Scheidung durch den Richter; an ihn hat sich der Gatte, der geschieden werden will, zu wenden, und natürlich scheidet er nur dann, wenn ihm bestimmte Gründe nachgewiesen werden, aus denen die Scheidung sich rechtfertigt. Das ist im Alterthum anders; die Gerichte haben mit der Scheidung gar nichts zu thun, die Scheidung liegt lediglich im Ermessen des Gatten, und daraus folgt, daß eine Scheidung auch dann möglich ist, wenn keine genügenden Scheidungsgründe vorhanden sind.

So ist es im jüdischen Recht; nach dem alten Testament (5. Buch Mose, Cap. 24 B. 1) kann sich der Mann von seinem Weibe scheiden, wenn „sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen“, d. h. wenn sie ihm nicht gefällt, und erst Christus verdirbt sich mit den strengen Worten der Bergpredigt gegen diese Willkür. So ist es aber auch im römischen Recht; es ist eine Scheidung möglich nicht bloß, wenn gute Gründe vorhanden sind, sondern auch wenn es an solchen fehlt, und nur darin besteht eine verschiebene Befandlung, daß, wer sich ohne Grund scheidet, eine Strafe und zwar eine Barmgensstrafe erleidet. In dieser Beziehung besteht auch keine Differenz zwischen den strengen und freien Ehe; auch die strenge Ehe ist regelmäßig durch Scheidung auflösbar. Nichts destoweniger müssen wir auch hier den Gegenst hose zweier geschichtlicher Perioden festhalten. In der ersten Periode hat nur der Mann ein Scheiderecht; dies war mit der sonstigen Stellung der römischen Frauen ganz unvereinbar und ward daher in der zweiten Periode geändert: die Frau hatte seitdem ganz dasselbe Scheidungsrecht wie der Mann. Wichtiger ist der thatsächliche Gegenstand der beiden Perioden; in der ersten Periode famen nur solche Scheidungen vor, welche maßgebend waren, in der zweiten kamen sich die grundlosen Scheidungen derartig, daß man zu Ciceros Zeiten das widerwärtigste Bild von der Zerrüttung des ehelichen Lebens erhält. Und dabei traten es die Frauen den Männern voran; Seneca spricht von Frauen, die ihre Lebensjahre nicht nach den Consuln, sondern nach ihren Männern rechnen, beim Heirathen (meint er) tragen sie sich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden
mit Heirathsgedanken; schon bevor die grünen Zweige abgewelkt sind, welche bei der Ueberführung der jungen Frau die Haustüre schmücken, läßt sich (nach Juvenal) manche Frau scheiden, und in fünf Jahren bringt eine es zu acht Männern: in dreißig Tagen (erzählt Martial) heirathet Therefalla den zehnten Mann. Hält man dies für schierhafte Ueberreibungen, so muß es doch um die Wirksamkeit schilderm besitzen sein, die zu solcher Ueberreibung Anlaß gibt; aber wir haben Beweise dafür, daß jene Berichte nicht übertrieben sind, denn der heilige Hieronymus verichtet, daß in Rom eine Frau lebe, die an den dreundzwanzigsten Mann verheirathet und selbst heisen ein-
dundzwanzigste Frau sei. Das Unglaubliche wird berichtet, daß eine Schavin, in welche sich ihr eigen Herr verliebt, und die er deshalb freigelassen und zur Gattin genommen hat, nach einiger Zeit die Ehe ihrer Mannes kündigt. Es würde ungerecht sein, den Verfall der Ehe und den Mißbrauch des Scheidungsrechts den Frauen allein zuzuschreiben; wir wissen von Männern, daß Vib breimal, Täfus viermal, Sulla und Pompejius fünfmal verheirathet waren, und wir befeßen eine Graubinsicht, die von einer siebenten Frau erzählt. Nur das will ich betonen, daß die Frauen für sich völbig die gleiche Freiheit beanspruchen wie die Männer, mit anderen Worten, daß wir es mit emanzipierten Frauen zu thun haben. Die Folge davon war, daß einem die Luft am Heirathen verging. „Du warst doch könnt (schreibt Juvenal) ein vernünftiger Mensch; hat Dich plötzlich der Wahnsinn gepackt, daß Du eine Frau nehmen willst?“ Und Cicero schreibt zu der Zeit, wo er sich von seiner Frau geschieden hatte, an einen Freund, der ihm eine neue Gattin antrag: „Ich kann nicht Philosophie treiben und gleichzeitig mich um eine Frau befümmern, denn die Frau herrscht und besieht, sie ordnet an und verbietet ganz, was ich beliebe. Die Abneigung vor der Ehe griff namentlich in den höheren Ständen um sich; die Ehesucht wurde zur allgemeinen Calamät, es schien, als wenn das römische Bürgerthum in den höheren Stäben aussterben würde, als wenn die ganze römische Aristokratie dem Untergang geweiht wäre. Da griff der Kaiser Augustus ein, und suchte durch Belohnungen und Strafen in einem berühmten Chegenize (lex Julia et Papia) das eheliche Leben wieder herzustellen; die Vergehen gegen die Ehe unter-


wir sind zu ihr gelangt ohne eine Emancipation der Frauen, und daß wir sie beitragen, ist wesentlich auf die beiden Unterschiede zurückzuführen, die zwischen unserem und dem römischen Eherecht bestehen, unsere Ehefrauen haben keine vermögensrechtliche Selbständigkeit, sondern sie stehen bezüglich ihres Vermögens in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Manne, unsere Männer wie Frauen haben kein freies Scheidungsrecht, sondern der Richter scheidet sie, wenn ihm gute Gründe nachgewiesen werden. An diesen beiden Grundsätzen müssen wir festhalten, wenn unsere Familie die Stätte echter Sittlichkeit bleiben soll. Und rühmen wollen wir uns dabei, daß, trotzdem das römische Volk uns an juristischem Geschick um eines Haupthes Länge überragt, wir in dem Ideen des Eherechts den Römern überlegen sind. Hierin liegt zugleich der schönste Trost für den Rechtshistoriker, er erkennt, in welchen Schlangenwindungen sich die geschichtliche Entwicklung auch vollzieht, so läßt sich doch das Resultat immer in die Worte zusammenfassen: es ist ein Fortschritt erfolgt.
Eine Dante-Lecture.
Charakterbild in einem Act
von
Paul Heyse.

München.

Personen:
Odo von Leßdorff, Landrath.
Lenore, seine Frau.
Dr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt.
Ein Bediener.


Erste Scene.


Lenore (ihm eintiefend, immer mit einem Ausdruck sanfter Designation). Die Herbstnebel kommen auch so früh in diesem Jahr.
Ddo (ihrer Hand fassend, während sie ihm die Tasse hinstellt). Tant, meine kleine Fee! Rein, ehrlich gefagt: das Nebelwetter ist nur ein Vorwand; die neuen Wagenlaternen brennen so feurig, und Johann feint die Straße wie seine Tafche. Aber du hast's hier so gemütlich, dein Thee ist so gut, diese kleinen Kuchen sind der Marke mess' so vorzüglich geraten — (ist einen.)

Lenore (mit einem zerstreuten Lächeln). Du weißt noch ganz zur Hausmischerei werden.


Lenore. Wir werden in einer Stunde zu Abend essen.

Ddo. Hoffentlich die Beccasinnen, die ich gestern gesessen habe. Es waren mehr gewesen, aber ich war gestreut, ich dachte immer an dich, und daß ich gerade heute vor drei Jahren dich zum ersten Mal gesessen habe, und an das Kleid couleur mauve, das du anhattest, und wie das eine Lächchen dir immer über die Stirne fiel, so oft du es zurücktriebst, und dann wie ich vor lauter Befürchtung über deine großen Augen etwas so Dummes sagte und putzroth wurde, weißt du noch?"

Lenore. Ich entsinne mich nicht mehr.


Lenore (trümerisch, ohne ihn anzulehen). Du bist so gut, Ddo.

Ddo. O lange nicht gut genug für dich! (zieht sie an sich, richtet sie auf die Wangen, was sie sich fiel gefallen läßt.) Daß du es nicht zu merken scheinst, ist noch mein einziger Trost. Aber weißt du was, Herz? Ich habe mir gestern ausgedacht, ich will meinen Landrathsposten aufgeben.


Ddo. Weil ich dann so vermüht bin, wenn ich zu dir zurückkommen und dein liebes Gesicht wiedersehe? Nein, Schatz, rede mir's nicht aus. (steht auf, geht im Zimmer herum, die Hände in den Taschen.) Der verwünschte kleine Krän,
zu dem meine paar juristischen Reminiscenzen kaum nützig sind — nein, ich
fahle die Amtshandlungen rein unserem Glück. Statt dessen, alle freie Zeit
mit dir zusammen, steil dir vor, wie mir das zu Gute kommen würde.
Ich erüchre manchmal, was für Lüden in meiner Bildung sind. Da könnten
wir ganz ordentlich zusammen studieren, du weist ja Alles, du nähmst mich
dann in die Schule, und wenu ich fleißig gewesen wäre, triegte ich einen
kleinen Nachen zur Belohnung, ha ha! Gebe ich doch alle Theater und Con-
certe darum hin, sich vorzügen zu hören.

Lenore (mit miidern Lächen). Zumal nach einer anstrengenden Jagd, wo
ich meine Stimme so behaglich in Schlummer wiegt.

Ddo bleibt vor ihr stehen. Du spielt auf gestern an, du Böse. Aber ich
war wirklich todmüde, und der Tanz ist keine hollich schwere Lektüre.
Lenore. Du hast doch selbst vorgeschlagen.

Ddo. Gewiß! 's ist ja auch eine Schande, ein so weltberühmtes Buch
nicht zu kennen. Und es interessiert mich auch, wahrhaftig. Aber die langen,
melancholischen Berge, die vielen dunkten Stellen —

Lenore. Wollen wir nicht lieber etwas Leichteres lesen?

Ddo. Nein, nein. Ich bin nun einmal jo; ein Buch, das ich ange-
schaften, leise ich mit Todesverachtung zu Ende. Komm! Wir haben noch
gerade Zeit für einen Gejang, bis die Beaaffinen serviert werden. (nimmt ein Buch
von einem Tischentlichen.) Wo sind wir doch stehe gebieben? (geht ihr das Buch.)

Lenore (erregt). Nun, wie du willst; wir waren bis zum dritten
Gejang gekommen. Das Ende des zweiten wirft du freilich nur geträumt
haben.

Ddo. D ich weiß Alles. Sie sind in den finsteren Schlund hinab-
gestiegen, in den fabelhaften Trichter, nachdem die curiösen Thiere sie ver-
lassen hatten. Lies nur! (liest sich auf den Erffel.)

Lenore (das Buch öffnend). Willst du nicht deinen gewohnten Platz
neben mir —

Ddo. Nein, ich mag gern dein Gesicht dabei sehen. Und das Tröpf
verführt zum Träumen, ha ha! Aber heute hatte ich die Augen offen.

Lenore. Nun kommt die berühmte Inschrift über dem Höllesthor. (zieht)

„Durch mich geht's in die Stadt, zur Waal erforren,
Durch mich geht's in das ewigliche Leid,
Durch mich zu Tenen, so ihr Heil verloren.

„Göttliche Allmacht und Gerechtagkeit
Trieb meinen hohen Meister mich zu gründen,
Die erste Lieb' und die Allwissenheit.

„Bor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Nur Gwges; und auch ich soll ewig dauer.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwimmen!"
Odo (lacht). Hahahaha!

Lenore (betroffen aufstehend). Du lachst?

Odo. Verzeih! Es erinnerte mich nur — Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!" — da also steht das! Haha!

Lenore. Was fällt dir dabei ein?

Odo. Hab' ich dir nicht von Hardegg erzählt? Nun, du hast es verlassen. Wir bienten in demselben Regiment unser Jahr ab, ein stotter Kamerad, etwas sehr leichtsinnig, in Schulden bis über die Ohren, aber ein trefflicher Junge. Wir rieten ihm oft, sich durch eine reiche Heirath zu rägiren. Weißt du, was seine stehende Antwort war? „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!“ Haha!

Lenore (laust). Eine seltsame Anwendung, in der That!


Lenore (mit einem leichten Zaudern). Wollen wir weiterlesen?

Odo. Ja lies, lies! Ich unterbreche dich jetzt nicht mehr.

(Ter. Bediente tritt durch die Mitte ein, überreicht Odo auf einem silbernen Platten eine Karte.)


Bediener. Der Herr ist zu Pferde gekommen.

Odo (ließ die Karte). „Dr. Rudolf Franck, Rechtsanwalt“? (Lenore führte zusammen, das Buch entfalt. Ihr.) Entschmu ich mich doch nicht. Aber halts! War nicht ein Dr. Franck damals in eurem Haufe, einer deiner Verwandten?


Lenore (erhebt sich). Ich bitte dich, lieber Odo, empfangen den Besuch allein.

Odo. Was hast du nur, Kind? Man kann sich ja aus dem Lande nicht verleugnen lassen, und überlegens, wenn es dein alter Anbeter ist, für meine schönen Augen hat er sich gewiß nicht herbeimüht.

Lenore. Nur einen Augenblick, ich muß auch noch für den Abenddich —

Odo. Freilich! Wir müssen ihn ja hier behalten. Schade um die zwei Becassin, daß man sie nicht unter vier Augen essen wird! (Lenore rutscht ab nach rechts.)
Eine Dante-Überlegung.

Zweite Scene.

Dvo. Frant (durch die Mitte).

Frant (zurückhaltend). Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Baron —

Dvo. (geht ihm treuherzig entgegen). Seien Sie herzlich willkommen, Herr Doctor! Meine Frau erinnert sich mit Vergnügen, Sie in ihrer Eltern Haue gesehen zu haben, und auch ich, so freudig unser Begegnen war — (schüttelt ihm die Hand.)

Frant. Sie sind sehr gutig, Herr Baron.

Dvo. Legen Sie ab (nimmt ihm Hut und Reitstock ab.) Und nun erzählen Sie, wie Sie den Weg durch den nebligen Wald zu unserem verwunscheneen Schlösschen gefunden haben.


Dvo. Es soll gut verpflegt werden, zum Dank, daß es Sie zu uns gebracht hat, und morgen früh —

Frant. Unmöglich! Was würden mein Haushofbren denken!


Frant. Na sowieso. Ihre Frau Gemahlin befindet sich wohl?

Dvo. Sie blüht wie eine Rose, eine weisse freilich. Sie hatte nie viel Farbe. Sonst aber — die Landlust und das häusliche Glück befördern ihr wortreichlich.

Frant. Ich zweifele durchaus nicht.


Frant. Ich freue mich ausdrücklich. Auch die Mutter der Frau Baronin wird glücklich sein.
Frant. Sie sind ein beneidenswerther Mann, Herr von Lebsdorf.
Dvo. Da kommt meine Frau.

Dritte Scene.

Borige. Lenore (von rechts).

Dvo. Sieh nur, Schatz, welche Überraschung. Es ist doch der liebe Rudolf Frant, unser wohlbekannter Freund.
Lenore (gemeinsam). Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie sich unser erinnert haben. (Frant verneigt sich, sie reicht ihm die Hand, die er ohne Herztiefliebt trägt.)

Frant. Ich bitte sich nicht zu bemühen, gnädige Frau. Ich nehme Nichts.

Lenore fegt sich in das Sopha, vermeidet Frant angusten, der einen Stuhl genommen.)
Frant. Sie haben Ihre alten Studien in Ihr neues Glück mit hinübergenommen, gnädige Frau?
Dvo (der sich neben Lenore gelegt hat). Ich habe dem Doctor nämlich erzählt, Kind, wie du mit mir vorlieb nimmst und wie unrecht ich es finde, daß du
die Stadt ein für alle Mal verschworen haft, so schmeichlerhaft es ja für mich ist. Aber nun erzählen Sie uns auch von sich, werther Freund. Sie sind inzwischen ein berühmter Advocat geworden, dem die setten Prozesse nur so in's Haus laufen, und der alle gewinnt, haha!

Franz (immer sieh' ernst). Ich habe allerdings ein wenig Glück gehabt.

Vdo. Auch in der Liebe, wie? Auch glücklich verheirathet?

Franz. Noch nicht, Herr Baron.


Lenore. Ich bitte dich, Vdo!

Vdo. Ist denn nicht die Wahrheit? Schade, daß Lenore hier so einiam lebt. Sie könnte Ihnen sonst eine Frau ausuchen. (zu dem Bedienten, der durch die Mitte eintritt.) Was bringen Sie, Franz?

Bedienter. Der Herr Verwalter —

Vdo (aufstehend). Ah ja! Ich komme. (Bedienter ab.) Immer die leidigen Geschäfte! Entschuldigen Sie mich, werther Freund. Ich hoffe, in sechs Minuten — ich sehe dann auch nach Ihrem Pferde. Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß wir Sie heute reiten lassen. Unterhalt ihn gut, Herz! (läßt Lenore die Hand, ab durch die Mitte.)

Vierte Scene.

Lenore. Franz.

Franz (nach einer Pause). Sie wohnten hier so hübsch, gnädige Frau. Der Wald muß im Sommer herrlich sein.

Lenore. Auch im Winter.

Franz. Zumal, wenn man die Einfamkeit liebt.

Lenore. Ich liebe sie.

Franz. Wir werden einen frühen Winter haben. Ihr Herr Gemahl läßt die Jagd? Musiciren Sie noch viel?


Franz. O Nichts, gnädige Frau. Nichts — was Sie nicht selber wüßten.


Lenore (nicht deutlich vor sich hin). O gewiß!

Franz. Und Sie kannten ihn noch kaum, und schlugen es doch ab, ihn näher kennen zu lernen, auch nicht aus Freundschaft für mich.

Lenore (bitter). Aus Freundschaft für Sie!

Franz. O wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich, der ich von klein auf seine herrlichen Gaben sich hatte entfalten sehen! In Allem war er der Wegabente, hinter dem ich neidlos zurücktrat; nicht nur in der Musik, wo sein Genie ihm eine glänzende Zukunft versprach. Alles, was er angriß, glückte ihm mühelos, und nur das Eine, daß er am leidenschaftlichsten erfürchte, das verzagte sich ihm. Er hat es wahrhaft nicht durch Neidermuth vertilgert. Er, der verwöhnte Liebling der Götter und Menschen — als er Sie liebte, war er so verzagt, als sei es Wahnsinn, zu hoffen. Sie wird mich ihrer unerth halten, sagte er, und das ist mein Todesurtheil. — Er hat Recht behalten.


Franz (leise und abstehend). Und als Sie bald darauf einem anderen Bewerber Ihr Jawort gaben, sprach da Ihr Herz die Wahrheit?

Lenore (mit stolzem Aufblicken). Franz!


Lenore. Das jagte der Sterbende? Und sein Bruder, der mich seit drei Jahren kannte, der berühmte Anwalt — hatte sein Wort zu meiner Rechtfertigung?

Franz. Ich! Nun wahrhaft, von allen Menschen war ich zu diesem Amt der Ungeschickten. Wissen Sie es denn nicht, daß ich diewe drei Jahre hindurch Sie wie ein überirdisches Weisen verehrte, ja selbst den verwegenen Traum geträumt hatte, wenn ich nur erst eine feste Stellung errungen, Sie zu fragen, ob Sie die Meine werden wollten? Es war gewiß ein ver-
messener Gebäude, und mir selbst ist damals die erste Enttäuschung erwartet geblieben, die meinen Bruder in den Tod trieb. Doch daß ich ihn verlor, war wahrscheinlich nicht dazu angethan, mich mildr darüber denten zu lassen, daß dieses Mädchen, das uns beiden unerreichbar blieb, zu einer — „vortrefflichen Partie" sich herablassen konnte.

Lenore (fieht in den Sitz).  


Lenore (rausch aussehend). Mein! Jetzt bleiben Sie! Jetzt hören Sie mich an! Sie haben mich der schmerzten Sünde gezeichen, die ein Weib begehren kann: daß ich mich verkauft hätte, — leugnen Sie es nicht!

Frank (bitter). Ich wußte nicht, daß Sie Ihrem Gatten aus Liebe hierher folgten sind.


Frank. Lenore!

Lenore (immer von ihm abgewendet). Ja wohl, ich habe Sie geliebt! Haben Sie das wirklich nicht gewußt? — Sonderbar! Und ich wußte doch vom ersten Tage an, daß Sie mich liebten — bis zu jenem, an dem Sie kamen und fragten, ob ich die Frau Ihres Bruders werden wolle!
Franz (hält auf einen Zeffel, starrt vor sich hin). Gott! Gott!


Lenore (mit träumerischem Lächeln). Dies traurige Geprüft wird hoffentlich bald durch ein lebensdiges Glück verbringt werden, das Sie mit hellen Augen anlaßt.

Franz. Nie, nie! ... im Zimmer herum.) O mein Gott, wie hab' ich Ihnen Unrecht gethan! Ich blinder Thor! Ich Wahnsinniger! Haben Sie sich denn Niemand anvertraut? Weiß Ihre Mutter —

Lenore (hoheitsvoll). Kein Wort zu ihr, niemals — geloben Sie mir das! Sie glaubt an mein Glück. Die Wahnsinn würde sie um ihren Brüden bringen. Und jetzt — der Wind scheint den Rebel verjagt zu haben, — es ist besser, Sie gehen, und wir hier kehren zu unserem Damente zurück, der mich, so lange ich lebe, an einen verlorenen Freund erinnern wird. (Sie wendet sich ab. Ihre Bewegung zu verbergen. Lemo öffnet rasch mit beider Hand die Mittelsturz, holt die leichten Worte Lenores, bleibt regungslos an der Schwelle stehen.)

Franz. Und ich soll gehen und Sie hier zurücklassen, in dieser Herzens-öde, wie eine leidvulc Begrabene?

Lenore (vor sich hin). „Lasst, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!“ Es gibt falsche Schritte, mein Freund, die man nie zurückthun kann. Aber alles nimmt ja einmal ein Ende, auch das Hoffnungsloge. (Lemo tritt zurück und faßt sich geduldlos die Thür.)

Franz. Sie können — Sie dürfen nicht! Sie sind sich noch ein Leben schulzig.

Lenore. Mir? — Mir bin ich nur schuldig, meine Pflicht zu thun und einen Menschen, dem ich über alles theuer bin, nicht mitbüßen zu lassen, was ich verschuldet habe.
Fünfte Scene.


Lenore. Dvo — mein Gott, wie siehst du aus? Was ist vorgefallen?

Dvo. Ist Nichts, Nichts!


Dvo. In der That, es ist nicht Alles, was es sein sollte, man kann sich auf Niemand ganz verlassen. Ich habe eine schlimme Nachricht erhalten, aber ich bitte sehr, sich nicht daran zu erinnern, mit vergleichen — muß man Andern nicht zur Last fallen, am wenigsten einem verlorenen Gast.

Lenore (siehe zu ihm, der immer starr vor sich hinblickt). Es kann nichts Böreiches sein, Dvo. So sah ich dich nie, auch wenn etwas noch so Unangenehmes vorgefallen war. Darf ich's nicht wissen?


Frank. Ich bebeure, Herr Baron, zu so ungelegener Zeit —


Lenore (sie ihn behändig aufgergt betratjet hat). Darf ich es nicht wissen, Dvo?

Dvo. Gewiß, gewiß! Später, später! (macht eine abwechselnde Bewegung. Sie wendet sich scharfesches betroffen ab, nimmt den Arm Frank's und geht mit ihm in das Gäßimmer, an der Schwelle sich noch einmal nach Dvo umsehend.)

Sechste Scene.


Ja, nun begreif ich! Dieser trefflich Hausfreund hat sich ihrer Bildung angenommen und ist niemals darüber eingenickt. Aber warum hat sie sich
dann doch zu mir herabgelassen, einem ganz unbedeutenden Verlasseneiger?
(Dies das Buch wieder auf den Tisch.) Gleichviel! der „falsche Schritt“ ist geschehen. 
Auch der Hunde ist kein Entrinnen! Oh! oh! (singt in den Zeite am Loh, drückt 
die Hände vor Gesicht, zähflüssiger wieder aufstehend) Aber nein, wenn es so ist, wenn 
ein redlicher Mench, der doch auch sein Kind ist, der seiner Frau die Hände 
unter die Füße legen möchte und ihr auch sonst seine Schande macht, wenn 
ander nur gerade gut genug sein soll, die Gruft einer „lebendig Begrabenen“ 
zu bevölkern, wer kann ihn dazu zwingen? (springt auf.) Almosen zu empfangen 
sind die Lsdorfs doch nicht gewöhnt. Rein, der Stein soll von ihrem 
Grabe gewältzt werden, die Mörderlust ihr den freien Athem nicht mehr 
besitzen. War's eine Thorheit, sie zu lieben? Ich fürchte, die wird erst 
mit meinem letzten Herzschlag ausgesprochen. Aber die andere, daß ich glaubte, 
se Fünf mir nicht gesehen — ein erwärmicher Wacht war ich, wenn ich mir die 
mit an dem Herzen fühle! (gibt aufgeregt hin und her.) So, so muß es geschehen! 
Und heute noch, noch in dieser Stunde. Als sie mir werde, hab' ich mir gelobt, 
was ich nicht höhere Füße fernen wollte, als ihr Glück: — die Lsdorfs, gnädige 
Frau, sind nur simple Landjunker, aber ihr Wort pflegen sie zu halten.

Siedente Scene.

Dvo. Lenore. (tritt wieder ein, bleibt einen Augenblick an der Schwelle stehen, kommt dann rasch 
in den Vorhang.)

Lenore. Es läßt mir keine Ruhe, Dvo. Ich muß wissen, was sich 
so verkehrt hat. (wendet seine Hand erregt, er bracht es nicht.)

Dvo. Ich bitte dich — unter Host —

Lenore. Nein, weise mich nicht fort. Wie soll ich trinnen ein gleich- 
gültiges Gepräch führen, während du hier — Es muß etwas Schwieriges, 
etwas sehr Niederlichkeitenbees sein, das gleich aus deinern Gleichmuth bringt. 
Hast du nicht schon immer gleich wieder heiter geworden, wenn du einen 
geschäftigten Verdruss hattest und kamst dann zu mir?

Dvo. Sonst, ja wohl! Aber es giebt Dinge, die man zum ersten Mal 
erlebt.

Lenore. Wenn du mir nur ein wenig lieb hatt, Dvo, quäle mich 
nicht länger! Hab', ich nicht das heiligste Recht, seine Sorgen, all dein Wohlf 
und Wehe mit dir zu teilen? ich, deine Frau, der du Alles bisher ver- 
traut hast?

Dvo (so anhängend, mit verhaltener Bewegung). Ich danke dir für dein Mitgesfühl. 
Du hatt Recht, ich bin es dir schuldig, dein Geheimnis vor dir zu haben, (süffter) 
wie ja auch du keines vor mir haft. Mit einem Wort denn: der Boden 
wannst mir unter den Füßen, meine ganze Existenz ist bedroht, ich werde diesen 
Schlag vielleicht nie verhindern!

Lenore. Allmächtiger Host, was jagst du!

Lenore. Nein, nein! Du siehst zu schwarz.


Lenore. Ldo, du beleidigest mich! Kann ich mein Los von deinem trennen?


Lenore (ihn anfretend). Fort? Du willst fort? Ohne mich?


Lenore (eine Hand faßend, die schaff herabhängt). Ldo, du verbiegst mir etwas, du bist verantwortlich gegen mich — du bleibst mich nicht wie sonstliebevoll an. Was ist geschehen? Was habe ich dir zu Leide gethan? O diese Angst, diese entsetzliche Qual!


Ldo (ich lacht losmachend). Du würst mir diesmal gehorden, Kind. Es ist zu deinem und meinem Besten. Ich habe, was man so nennt, einen fasslichen Schritt gethan. Ich muß suchen, ihn rückgängig zu machen.


zu schaffen habe. Nur hier, hier bin ich einzweilen abgesessen. Was ich durchzustehen habe, muß an anderem Ort geschehen. Sei also ganz ruhig, Kind. Ich kenne meine Schuldigkeit. (brüstet ihr die Hand, reicht sie an mich, fügt sie auf die Stirn.)


**Achte Scene.**

Lenore. Dann Frank.

Lenore (ihn entgeistert nachblickend). Er weiss Alles! (wurmt, hält sich an einem Stuhl.) O das ist jammervoll! Das wird nie wieder gut, nie, nie wird er es verwischen und vergessen! (zu Frank, der mit fragender Miene eintritt.) Kommen Sie, Frank, kommen Sie ganz nah heran — ich — mir verjagen die Kräfte —

Frank (ruhender). Unser Gepräch? Wie ist es möglich?

Lenore (haßig und leise). Ich ahn' es nicht. Aber er weiss Alles. (hüttet auf den Stuhl.)

Frank. Er hat Ihnen eine Scene gemacht?

Lenore. Er! Sie kennen ihn schlecht. Wenn ich ihm das Härteste angethan hätte — aber gibt es noch etwas härteres, als was er hat hören müssen? — und doch, kein Wort, das mich anlagte, nur sein todstrauriger Blick, und daß er von einem „falschen Schritte“ sprach, das selbe unruhige Wort, das mir entschlüpste, da wucht' ich's!

Frank. Und was hat er von Ihnen verlangt?

Lenore. Er will eine Reise antreten, in Geisthöfen, heute noch. Ich soll indessen zu den Eltern gehen. Dort soll ich erfahren — o, Alles ist verloren! (brüstet ihr Ain' gegen die Augen.)

Frank. Wollen Sie verloren gehen, was vielleicht nur auf diesem Wege zu retten ist? Ihr Glück, Lenore, Ihr Leben, Ihre ganze Zukunft! Glauben Sie mir, obwohl ich Ihren Hatten nicht liebe, ich betlage ihn aus- richtig. Niemand kann tiefer empfinden, was es ihn kosten muß, aus Sie zu verzichten. Es macht ihm Ehre, daß er es mit so hochherzigem Entschluß tut. Aber Sie würden an sich und ihm ein Unrecht begehen, wenn Sie nicht annahmen, was er Ihnen bietet: Ihre Freiheit.

Lenore (heftig). Ein Unrecht! Sie wissen nicht, was Sie reden.

Frank. Er hat kein Recht darauf, Sie um Ihr ganzes Leben zu betrügen. Zwei Jahre hat er Sie bejubelt, zwei Jahre sich in einem über- schwänglichen Traum von Glück gewiegt. Er hat mehr vom Schicksal empfangen, als er wert war, und wenn er jetzt das angemachte Gut zurückgibt —
Lenore (steht auf, sehr ernst). Das angemahnte Gut? das sich mit freiem Willen in seine Hände gab? Und wissen Sie so genau, was er wert ist? Hab' ich es selbst gewußt bis diese Stunde? Sie sind ein gescheiter Advocaat, Doctor Frank, aber Ihre Künste werden an dem Richterspruch meines eigenen Herzens zu Schanden.

Frank (betroffen). Lenore!

Lenore (rauht). Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Mein Mann' läßt Sie bitten, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen. Sie sollen ihm einen Gefallen thun. Ich hoffe, was es auch sei, aus alter Freundschaft für mich werden Sie's ihm nicht abschlagen. Leben Sie wohl — für immer! (Franz steht sie forschend an, will etwas erwirken, sie weint sich ab. Er verneigt sich stumm und geht in Dbo's Zimmer.)

Lenore (bricht die Hände gegen das Gelicht, bliebt dann plötzlich entschlafen auf). Obo! O mein Gott, er liebt mich nicht mehr, ihm graut vor dem, was er sein Glück nannte, was eine einzige Stunde ihm als eine grausame Lüge entthüllt hat. Wüßt er die Lüge nicht hassen? Aber nein, nein, sie soll Wahrheit werden, sie ist es ja schon geworden, ich selbst hab' es nur noch nicht glauben wollen. O mein thörichtes Herz! Hab' ich nicht wirklich geglaubt, ich sei es diesem Jugendtraum schuldig, ihn ewig fortzuträumen? Nein, da er wieder vor mich hintritt, ich begreif' es nicht, wie er so viel Macht über mich haben konnte. Und jetzt, was will ich denn? Was kann ich anders wollen, als was ich muß! (lautend) Sie kommen zurück. Fort! Ich kann nur noch Dbo's Unblick ertragen! (eilt nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Obo. Frank (von links. Frank hat ein Papier in der Hand, das er zusammensattet und in die Tasche steckt).

Obo (nachdem er das Zimmer übereilt und geblieben hat, daß sie allein sind). Sie werden meiner Frau Nichts davon jagen, nicht eher, als bis diese Generalvollmacht in Kraft tritt.

Frank. Ich hoffe, das wird erst später gehen, oder Sie selbst werden sie von mir zurückfordern.


Frank. Berichten Sie die Frage, Herr Baron: Sie treten eine Reise an, um geschäftliche Verwickelungen zu ordnen? (Obo nicht.) Wenn mein Rath, meine Erfahrung —

Frank (bewegt). Herr Baron —


Zehnte Scene.


Lenore (stapt, wie sie Frank erblickt). Sie noch hier?


Lenore. Ich würde doch nicht.


Frank. Sie haben mir einmal Freundsrechte eingeräumt, Frau Lenore. Wenn ich dieselben nicht ganz vericherst habe, lassen Sie mich jetzt von Ihnen scheiden mit der Bitte, diesen Mann so glücklich zu machen, wie er es verdient. (verneigt sich, geht.)

Lenore. Ihn glücklich machen? Was gäb' ich darum, daß es noch in meiner Macht stände!

Elfte Scene.

Dbo. Lenore.

Dbo (tritt wieder ein, reiztig, erblickt Lenore, steht er befreundet an). Lenore! Du willst noch ausgehen? So spät? Wohl du!


Dbo. Du weißt, daß ich allein weisen muß.
Lenore. Ich bin deine Frau, Dvo, und was du mir auch vorzu-
werfen haft, ich lehne meine Pflicht, und Niemand soll mich abhalten, sie zu erfüllen. Der Wagen muß indessen vorgefahren sein. Wir wollen nicht jügern. (wendet sich nach der Mittelstür.)


Lenore. (geht auf ihn zu, bläst ihm mit innigem Ausdruck ins Gesicht.) Dvo, du bist der Ebelste aller Menschen, aber du vernichtest mich mit deinem Edelmuth.


Lenore. Sich mir ins Gesicht, Dvo. Kannst du es leugnen, daß du gefügt haft, was vor einer Stunde hier gesprochen worden ist?


Dvo. Du hast noch viel, Lenore: deine Jugend, deine Mutter, deinen Freund —


Lenore (mit einer Hand leidenschaftlich ergreifend). Habe Mitteid, Dvo! Sieh, ich war krank, ich war verunrein mit meinem Innern. Und dich jag ich immer lachend und glücklich und begriff nicht, was du an einer Liebe haben konntest, die sich in sich selbst zurückzog, und nahm Alles hin, als müßte es so sein, als hätte ich nichts zu thun, als deiner Liebe stillzuhalten und aus Gnaden
mich zu einem Lächeln zu zwingen. Aber wie es über dich kam, das zürch- 
pare, da kam's auch über mich — und jetzt, wenn du mich verstoßen kannst, 
von mir gehen, um nie zurückzukehren —

**Der Bediente (tritt ein). Der Wagen, Herr Baron.**

Odo. Es ist gut. Ich komme. (Bedienst ab.) Du täuschst dich selbst, 
Lenore. Dein gutes Herz täuscht dich. Vor zwei Jahren hast du zu rasch 
über deine Zünftin entschieden. Du darfst nicht wieder geschehen. Ich weiß, 
ich bin dein Genie. Aber in der Kunst, die jeden Stein aus dem Wege zu 
räumen, hab' ich es bis zur Virtuosität gebracht, und da ich nun selbst ein 
jolcher Stein des Anstoßes bin —

Lenore (stehend). Odo!

Odo. Ja siehst du, Steine sind hart. Vielleicht aber schmelzen sie 
mit der Zeit. Und auch du — glaube nur, ich lasse nicht alle Hoffnung 
jahren, daß in Jahr und Tag, wenn du dich bei deiner Mutter in aller 
Ruhe wieder gefunden hast und mir dann dein letztes Wort schickst —

Lenore. In Jahr und Tag? Aber du hast Recht! Was ich auch 
jagen möchte, heute kannst du mir noch nicht glauben. (wendet sich ab. geht nach 
dem Liz.) Reise mit Gott! Ich — ich werde nicht verlassen sein. Ich habe 
hier ja die ganze Hölle zur Gesellschaft. (sitzt in das Sofa, nimmt das Buch, 
leicht es auf, als ob sie leiden möchte.)

Odo. (blickt sie in tiefer Bewegung an, beunruhigt sich dann und geht nach der Tür. Auf der 
Schwelle wendet er sich noch einmal um, sagt dann rasch:) Lebewohl! (eilt hinaus.)

**Zwölfte Scene.**

Lenore (allein, dann) Odo.

Lenore (zusammenfassend). Odo! — Nein, es ist Alles umsonst. (büßt vor 
sich hin.) Ich hab' es verdient, aber es ist hart, härter als ich's tragen kann. 
Er in die weite Welt hinaus — hoffnungslos — und ich — o Gott! Von 
solcher Schuld und Buße zieht hier Nichts geschrieben. (blickt langsam in dem 
Buch, blättert auf eine Seite.) Francesca von Rimini — ist das auch eine Hölle-
strafe, ewig mit Dem vereinigt zu sein, den man liebt? (blickt weiter.) Und 
nun das lange Fegefeuer — über Gedeit und Fürbitte können daraus erlösen, 
doch bittet für mich, und auf meinen Fürbitte würde er hören? O wenn 
ich ein Wort finde, das ihm so recht sage, wie es in mir auszieht! 
(blickt wieder in das Buch.) Aber hier — was steht hier? (leicht.) Das ist ja Wort 
für Wort — so führend schön, wie nur ein großer Dichter es sagen kann! 
Ich Odo! (blickt auf.) Aber er ist ja fort! — Nein, noch nicht! Noch kann 
ich ihn erreichen. (stirget, nimmt einen Rechtssitz und zeichnet eine Stelle an. Ein Mädch en 
tritt ein.) Bringen Sie das Buch dem Herrn hinunter. Sagen Sie ihm, wo 
ich das Zeichen eingefügt habe (sie legt ein Blatt ein) stünde die Stelle, die ich
vorhin vergebens gesucht hätte. Gehen Sie! (Das Mädchen ab.) D, es ist
umsonst, er wird es nicht glauben, wird die Buße nicht von mir nehmen.

(Leicht auf.)

Jetzt erst wird es zur Wahrheit werden: ich werde hier fortleben,
wie eine lebendig Begrabene. (Lebt aus der Seite.) Die Pferde stampfen ungehemmt,
der Augenblick kann er aus der Thür eintreten. Er wird in den Wagen
steigen, wird fortfahren, ohne nur einen Blick zu mir hinauszunehmen — und
ich — ich habe es verdient! (Ddo tritt ein.) Ddo! (Sie macht eine Bewegung ihn ent-
gegen, bleibt wieder stehen, mit einer hemmenden Bemerkung.)

Ddo (bleibt in das aufgeschlagene Buch blickend, an der Schwelle stehen, leis).)

„Ich tauch’ aus jener heil’gen Flut empor,
Als ob ich neu erwachsen wäre im Herze,
Wie junges Laut in neuen Lenzes Flor,
Nein und bereit zum Flug bis an die Sterne.“

Was soll ich davon denken, Lenore, daß du mir das Buch nach-
geschickt hast?

Lenore (aufleisernd und störend). Verzeih, Ddo, — die Stelle hat mir in die
Augen, als ich in dem Buch blätterte, sie steht freilich am Ende des Regen-
vor’s und ich — ich soll meines erst noch durchmachen, aber dennoch, Ddo! es ist mir aus der Seele gesprochen, auch in Jahr und Tag wird es nicht anders sein. Und weil du mir selbst es nicht glauben wolltest, ich dachte, wenn ich dir zuerst zum Fürspruch wählte —

Ddo (Sie erst wieder ansprechend). Wir glauben oft, wenn so ein Dichter uns mit
sich fortzieht, die erhabenen Gefühle seien auch die unseren. Wenn dann
die prophetische Wahrheit wieder in ihre Rechte tritt —

Lenore. Nein, Ddo, es ist wahrhaft so! Ich, es war ja nur ein
Selbstbetrug meiner Phantasie, daß ich an jenem Jugendtraum festhielt und
all mein würtzisches Glück darüber verwäinte. Auf einmal bin ich aufgewacht
und fühlte mich — wie neu erwacht.“ Das kann mir Niemand mehr nehmen,
dafs ich nun wirklich, mein bestes, mein einziges Glück geht von mir und ich
ist Jahr und Tag daraus warten, bis es mir zurückkehrt. Aber dann —
icht wahr, Ddo? Dann wird der Stein geschmolzen sein, dann wirft du
dies thörichte, beriierte Herz nicht mehr von dir stoßen, dann — (die Stimme ver-

tagt ihr, sie merkt sich ab.)

Ddo (Leise und betörend). Du bist besser in deinem Dante beleben,
und, als ich, und doch hast du den schönsten Vers in dem ganzen Buche
vergessen.

Lenore. Den schönsten?

Ddo. Er ist mir in die Augen als ich im Heraussteigen das Buch
ausschlug. Es ist der letzte der ganzen göttlichen Komödie, mit dem das
Paradies beschlossen wird. (öffnet das Buch und leis.) „Die Liebe, die betreuet
Zorn‘ und Sterne.“ Nun, wenn sie so viel Macht hat — sollte sie nicht auch
einen Stein schmelzen können, zumal — wenn es keiner von den härtesten ist?
Lenore (halsst nach seiner Hand, die sie fassen will). Odo —!


Lenore (befürchtet). Wie? Ich soll —?


Lenore. Wahrheit ist es, ewige, unumstößliche Wahrheit, aber schöner, als jedes Dichterwort! (an seine Brust fassend) O, mein einzig geehrter Freund, ich liebe dich!

(Borhang fällt.)
Alpenfahrten in früherer Zeit.
Aus dem Nachlasse
von
H. Haeser.
— Breslau.—

Seit wenigen Jahren führt eine Eisenstraße, die großartigste der alten Welt, vom Fuße der Alpen in das Wunderland Italien, gerade an der Stelle, wo sich alte Schrecknisse des Gebirges, himmelaufragende Gipfel, schauerliche Abgründe, wildbrausende Bergströme und Tod bringende Lawinen zu einem Bilde vereinigen, wie die Alpen kein zweites aufweisen.


Die ersten zuverlässigen Nachrichten finden sich in der römischen Kaiserzeit. Schon unter Augustus waren die wilden Stämme der südlichen Schweiz besiegt und gangbare Gebirgsstraßen hergestellt worden. Unter seinen Nachfolgern wurden Colonien und Castelle gegründet, z. B. die Curia Rhaetorum (Chur), am Ballonsee, wo noch jetzt die Namen der Ortschaften Terzen und Luienten an römische Militär-Stationen erinnern; in der Enge des Alpentales zwischen Ober- und Unterwallis Octodunum (Martigny) und Aganunum (St. Maurice), Aventicum (Avens-p-en) nördlich vom Genfer See, schon zur Zeit Cäsars die Hauptstadt der Schweiz; am Bodensee die Curia Romanorum (Romanshorn) und andere.
Aber auch die über die Centralfette der Alpen führenden Pässe wurden, wie Reste römischer Straßenzüge am Brenner, am Julier, wo der Name von Tiefentalen (ina castra) an die strategische Bedeutung dieses Punktes erinnert, am Septimer, im Mittelalter eine der bejahrtesten Alpenstraßen, am großen Bernhard, am Bernhardin, und Inschriften beweisen, schon in der Kaiserzeit benutzt. Dasselbe gilt von den meisten, rechtwinklig auf die Centralfette einschneidenden Nebentälern, z. B. denen des Pusterthales, in welchem Lium (Aguntum) einen Knotenpunkt für die vom Tagliamento heraus über den Monte Croce führende Straße bildete, denen des Engadin u. s. w.


Schichten der landschaftlichen Eindrücke, welche sich den die Alpen überschreitenden in reicher Fülle darboten, finden sich meines Wissens in keiner vor dem Jahre 1417 verfassten Schrift. In dem genannten Jahre geruht Paggi, ein vornehmer italienischer Pfalz, in seinem Berichte über seinen Aufenthalt in Baden bei Zürich, in jener Zeit einem Hauptsitz des
ihm namentlich eine Beschreibung des Reifens und des Stockhorns,) welche, gleich dem Pilatus, durch ihre geringe Entfernung von größeren Städten, ihre nach allen Seiten freie Lage, am frühesten die Beachtung der Naturforscher auf sich zogen.

Bei Conrad Gesnur tritt uns bereits neben der Begeisterung für die Naturfunde zugleich in vollem Masse die mit der Erforschung der Alpen verbundene Freude am Naturgenusse entgegen. „So lange mir Gott Leben schenken wird,“ sagt er in einem seiner Briefe, „habe ich bestrebt, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuss gewährt es nicht, die ungesehenen Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie lehr ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umher irren, nur um zu erwerben und fleißburgertisch zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen."


Sehr anschaulich ist der bekannte Bericht über die Reise, welche die

*) Abgedruckt in Gesnurs Ausgabe der Werke des Valerius Cordus, 1564.
**) Die Beschreibung der Reise findet sich mit einer anderen des Pilatus von du Thou (?) in C. Gesnurs Descriptio montis frecti. 1. Pilati Fig. 1555a.
***) Benvenuto Cellini, Firenze 1829 I. 422.


Verhältnißmäßig weit ärmer in Betreff ihres Umfanges sowohl wie ihres Werthes, ist die alpinistische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts; großen Theils wohl zufolge des Einflusses des dreißigjährigen Krieges, von diesen Wirrungen auch die Schweiz nicht ganz verschont blieb, und durch den tiefen Fall des wissenschaftlichen Lebens. Ein solches Zeugniß ist z. B. die im Jahre 1637 in heroischen Werfen abgefaßte Besichtigung des Stockhorn's von Johann Müller von Kelstorn bei Zürich, nach seiner Heimath gewöhnlich „Kellerianus“ genannt, Professor in Bern.

Zu den besseren Werken gehören die im Jahre 1652 erschienene Topographia Helvetiae von dem Kupferstecher Matthias Merian in Basel, und

die von Jean Baptiste Plantin, zuletzt Pfarrer in Lutry bei Lausanne, im
Jahre 1656 herausgegebene „Helvetia antiqua et nova“ in welcher namentlich
die Berge, Flüsse und Seen sehr gut beschrieben werden. Der bedeutendste
von den uns beschäftigenden Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts ist
Joh. Zac. Wagner aus Zürich (1641—1695), welcher wie die meisten der
früheren und viele der späteren Alpenforscher dem ärztlichen Stande angehörte.
Seine im Jahre 1680 in Zürich erschienene, auch in’s Deutsche übersetzte
Historia naturalis Helvetiae curiosa ist das erste Werk, welches sich auf die
naturrechtliche Beschreibung der Schweiz bezieht, und bildet die Grund-
lage aller späteren. Sein alphabetischer Index memorabilium Helvetiae
(Zürich 1684, 12), welcher später noch mehrmals unter dem Titel Thesaurus
Helvetici erschien, ist, wie Lienbrüggen sagt, der Vorläufer unserer „Bäderer.”
Aber von eigentlichen Bergbesteigungen ist auch bei Wagner noch nicht die Rede.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geben sich schon die Anfänge des im Verlaufe der Zeit immer mächtiger hervortretenden Antheils der
Engländer an der Erörterung der Alpenwelt, hauptsächlich der Schweiz, zu
erkennen. So z. B. in der Beschreibung seiner Reise in die Schweiz und
nach Italien, welche Gilbert Burnet, später Bischof von Salisbury, im
Jahre 1686 herausgab. Aber noch bis in die zweite Hälfte des achtzehnten
Jahrhunderts hinein blieben die Hochgebirge der Urschweiz, das Berner
Oberland, das Wallis und die Montblanc-Gruppe, unbekannt. Selbst in
den bewohnten Gegenenden des Gebirges gab es kaum andere Wege, als die
von den Bichserden begangenen Pfade, und kaum eine andere Zufahrt, als
in ärztlichen Tumulten. Noch im Jahre 1754 war eine Reise in die
Schweiz ein Unternehmen, welches ohne Empfehlungsbrieve an die Cantonals-
Behörden nicht zu wagen war.

Eine neue Periode der Alpenforschung beginnt mit einem Schüler
Wagners: dem unermüdlichen, um alle Theile der Naturfunde hervorgerufenen
Joh. Jacob Scheuchzer (II) 1672—1738, Sohn eines Arztes in Zürich und
gleichfalls Arzt in seiner Vaterstadt; die von ihm in den Jahren 1702
bis 1711 unternommenen neun Alpenreisen sind im Druck erschienen. Die
des Jahres 1705, welche Scheuchzer in Begleitung von fünf jungen Männern
unternahm, führte in das Glarner-Thal bis zur Pachtenbrücke, über
den Pragelpass nach Schwyz, über den Gotthard nach Airolo, über den
Luftmatier nach Mebul und Toffentis, über die Cheralp zurück in das
Uferental, über die Jurfa in’s Wallis, Leuf, die (bereits seit dem Jahre 1741
für Pferde gangbare) Gemmi, über Thun, Bern und Brugg (zu Schiff) nach
Zürich. Scheuchzer war, wie Studer sagt, der Erste, welcher physischische
Instrumente, Winkelmeister, Barometer und Thermometer in die Alpen trug,
und sich bemühte, die in denselben vorkommenden Naturerscheinungen
physi-
tatisch zu erklären.

Aus seinen Bemerkungen über Gletscher verdient hervorgehoben zu
werden, daß er das Wachsthum und das Vorbruch derselben der Ausdehnung

Ein deutsches Bild von der Unfahigkeit der geographischen Anschauung, welche sich selbst noch bei Schuchter findet, gibt folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund in Einsiedeln:


Das Schuchter auch den zahlreichen und wichtigen Heilquellen seines Vaterlandes volle Beachtung schenkte, braucht nicht bemerkt zu werden. Am berühmtesten wurde er durch seine botanischen Arbeiten, namentlich die noch jetzt geächtete Agrostographia (Zürich, 1719), eine Beschreibung der Gräser, binzenartigen Gewächse u. j. w., von welcher Haller im Jahre 1775 eine neue Ausgabe verausgabte. Freilich erklärte er auch ein bei Lepiney am Vobensee (einer berühmten Landstätte von Versteinerungen) gefundenes Stelet eines Nieses = Salamanders für das eines in der Zündluth umgeschömmnen Wesenen**).

*) Das Weggili-Thal bei Lachen am östlichen Ende des Zürcher Sees.


Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Alpenfunde wird durch Albrecht Haller aus Bern bezeichnet. Dies gilt ebenso sehr in Betreff der großen Berdienfte, welche sich derlei um die wissenschaftlichen, namentlich die botanische Erforschung der Alpen erwarb, als in Bezug darauf, daß durch sein Gebicht „Die Alpen“ zum ersten Male den Gebildeten von ganz Europa die Majestät des Hochgebirges vor Augen trat. Aber so wenig kannte man die Herrlichkeit desselben, daß Bielen die Schilderungen Hallers als Uebertreibung erschienen.

Die bis dahin erschienenen Beschreibungen der Schweiz waren aufserhalb des Kreises der Gelehrten schon befohl fast unbeachtet geblieben, weil sie


Es ist hier nicht der Ort, auf die poetische Bedeutung Hallers näher einzugehen, um so weniger, als dies bereits durch Hirzel (in seiner meisternhaften Ausgabe der Gedichte Hallers, Frauenfeld 1882) in unübertrefflicher Weise geschehen ist. Im Grunde hat Haller, das Muster eines gottesfürchtigen Mannes, wie in seinem ganzen sittlichen Leben und Streben, so auch als Dichter nichts im Auge, als das, was Goethes Haft von sich weist: „die Menschen zu hefieren und zu bekehren“. In den Alpen tritt weit weniger die Majeität des Hohegebirges und die erhabende Wirkung seines Anblicks auf Geist und Herz hervor, als die Schilderung der Einfachheit und Unschuld des Hirtenelebens, welche der Unnatural und Verbundenheit der Städter als Spiegel vorgehalten wird. Leider freilich gelangte Haller später zu der Uberzeugung, daß des von ihm den Tugenden des Hirtenvolkes der Alpen geprägten Lob vielfach ein unverdientes war.

erhabenen Schönheit um so bewundernswürdiger, als Schiller’s Fuß bekanntlich niemals den Boden der Schweiz betreten hat.


Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatten zuerst Zürich, dann Bern die hauptächlichsten Ausgangspunkte der Alpenforschung gebildet. Im letzten Drittel des Jahrhunderts trat Genf an ihre Stelle. Durch den großen Horace Benedict de Saussure aus Genf (17. Februar 1740 bis 22. Januar 1799), eine mit allen für die Erreichung der höchsten Ziele auf diesem Gebiete erforderlichen Eigenschaften ausgestattete Person, wurde eine neue Periode der eigentlich wissenschaftlichen Alpenkunde nicht nur, sondern der wichtigen Gegenstände der Mineralogie und Geologie überhaupt begründet.


Räthlich den im Vorigen genannten Schweizern hat sich keine Nation um die Alpenwelt so früh und so große Verdienste erworben, als die Englänner. Von denjenigen, welche schon im siebzehnten Jahrhundert ihre Landsleute

Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Goethe unternommenen Alpenreisen wurden in seiner Aufzählung nicht selten dürfen, auch wenn sie nicht von dem großen Dichterfürsten ausgeführt und durch unvergängliche Schilderungen beireizt worden wären.


Sehr anprechend ist auch Goethes Schilderung der Reise des Jahres 1797, namentlich die der Wanderung den Gotthard hinauf bis zu Goethes alten Freunden, den Rapunzeln von Realp.

Zu Ende des achtzehnten und in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts tritt das Interesse für die Erwahrung der Alpen zufolge der ganz Europa erschütternden politischen und kriegerischen Ereignisse sehr erheblich zurück. Jedenfalls fällt gerade in diese Periode die Schrift eines Deutschen,

Die Darstellung dessen, was im serneren Verlaufe unseres Jahrhunderts für die wissenschaftliche Erforschung der Alpenländer nicht bloß Europas, sondern, zuerst durch Männer wie von Humboldt, Bonpland und Condamine, in jüngster Zeit durch Gügelert für die Gebirgswelt Süd-Amerikas, für die des Kaukasis, durch Graham für die die Schweizer Alpen um das Doppelfe überragenden Riesen des indischen und tibetanischen Hochlandes, die Alpen von Neu-Guinea, daran sich in Kurzem die des östlichen Afrika anschließen werden, geschildert worden ist, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Die wichtigsten Abschnitte dieser neueren Periode werden bezeichnet durch die in das Jahr 1815 fallende Gründung der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, des Schweizerischen Alpenclubs (im Jahre 1857), welchem seitdem ähnliche Vereine in Österreich, Italien und Frankreich folgten, deren jüngster, der deutsch-österreichische Alpen-Verein, seinen Vorgängern durch edlen Wetteifer und erfreuliche Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826.
Mittheilung von
Erich Schmidt.
— Weimar. —


Während einiger Tage sehr gedrängten Grillparzerstudiums kam mir auch ein dünnst Heft in die Hand, von dem ich wohl wußte, daß es Laube erst hart vor Thoresühl gefertigte und von ihm bereits vollendetem Buche nur andeutend hatte benutzt werden können: das Tagebuch der Reise nach Weimar 1826, die Grundlage für bekannte Seiten der Grillparzer’schen Selbstbiographie, eine hochwillkommene Ergänzung. Fräulein Haas

8

Leider verzieht unsere Luecke in Berlin.
1826. Am 21. August Abends um 1/2 10 Uhr von Wien abgereist. Mit trautigem Gemüth. Vorzüglich anregt durch die unwillkürliche Ver- 
gleichung des gegenwärtigen Zustandes mit jenem, in dem ich Wien vor 
7 Jahren zur Reise nach Italien verließ. Damals voll Hoffnung und 
Blüthe, im We Hermuth des Wagens und der Tat — jetzt beinahe verwelkt 
und kleinlaut. Weiß Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich appliziere 
sie mir wie eine Bißlatur, als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht 
und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.

Ich beginne diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorgeschichte.

Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und 2 Juden. Höchst unangenehm.

Die Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von 
Znaim. Erinnerung an die fatale Reisen, die ich auf derfelben Straße mit 
dem nunmehr verstorbenen Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun 
der gegenwärtige Ausflug ist, so soll er doch, will ich hoffen, besser ausfallen, 
as jene Frohnachtten.

Der Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten 
Nacht, verspöttelt, von Hobe und dem ungeliebten Staub gequält, vis-à-vis 
von 2 Juden zu bringen kann. Gegen Abend glücklicher Weise vor Zglau die 
Achse gebrochen. Glücklicher Weise, da der Zufall uns Gelegenheit gab, ein 
wenig sich zu erholen.

Kölnisch war angewiesen, wie eine Station vor Zglau der Schmied des 
Ortes den Conduktur auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Der 
Mann hatte auf eine fast unbegründliche Weise das am unteren Theile der 
Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen sogleich bemerkt. Stauf aber hatte 
er es ausgeprüchen, als Alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten 
überhaupt, seine angebotenen Dienste zurückwies, und doch war die Achse 
weitlich gebrochen und wir waren ihm eher Dank schuldig. Ich erstande 
mich und erfuhr nun, daß der Mann, wie gesagt, Schmied des Ortes, und 
wohl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus machte, den ankommenden 
Wagen auszuhalten und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines 
Gebrechens an dieserlei zu verleihen; daher ist der Mann bekannt und ver- 
dächtig, Niemand läßt etwas bei ihm reparieren, sondern man fährt aus Ab-
gnitt lieber mit Gefahr eine Station weiter: und doch sagt der Schmied sein 
obfoes Geschäft immer fort.

Ich bewunderte, wie ruhig er dort ging, wie er auf alle Schmähungen 
nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu 
jagen. Er houtuirt wenigstens seinen Charakter.

In Zglau 2 Stunben, während der Wiederherstellung der Achse herum-
geschäftigert. Die Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Haus 
nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien 
bedeckt. Den und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reise den 
Einzug eines großen Herrn darstellend, Karl V., wie man mir sagte. Das 
Ganze recht gut gemalt; besonders scheinen in dem Festzuge die Gestalter all
dieser Ritter und Herren meist mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt zu haben, als von einer solchen Schilderei zu erwarten ist.


Da wir in der Station angekommen waren, begehrte der Postillon ein eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.

Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umkreise seiner Berge.


Diese vielen Thürme mit vielfachen Spitzen, jede anders und nur in der Seltsamkeit übereinimmend, diese Kirchen, kaum eine schön, aber alle ausfallend, mitunter wunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und ihren Bogen, die nichts üben, ein treffendes Bild der Willkürlichkeit, jedes Ei Glied gleichsam ohne Zweck, wie nur um seiner selbst willen hingestellt und doch im Gesammt- eindruck so wunderbar. Kurz, diese Stadt trägt nicht das Gepräge des betriebigen Bürgerstills, sondern der freien, schaffenden Geisteskraft, die besteht nicht aus Wohnungen, sondern aus Gebäuden. Denn dieses letztere freilich nur von den Ueberbleibseln der älteren Zeit gilt, so reinen sich die
neueren Säufer ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.

Die Brücke etwas breit, aber schön, die angebrachten Bildstümpfe, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen. Dieser ärztliche Fuß befudt sich hier zum breiten Strome aus, freilich ebenso feist, als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei!


Diese Stadt bringt mir außer einem wirklich aufgeführten (Ottokar) auch noch zwei entworfene Trauerpriere in’s Gebächtnis. Trachomira und Rudolf II. Von ersterer und besonders dem H. Wenzel ist namentlich diese Domkirche überwoll. Gemälde, seine Lebensgeschichtse darstellend, sein Helm und Panzerhemde, der Ring, an den sich haltend er getötet wurde (wenn man anders damals in Hohmen Mefing schon kannte), alles erinnert an ihn und an seinen Bruder Boleslaw.

Hingegen kaum eine Spur von Rudolf II. zu finden, und doch muß er für Prag so viel gethan haben.

Das königliche Schloß trägt seines Bruders Matthäus Namen an der Stirne. Hat es denn nicht schon Rudolf bewohnt? Der stille Käfer Rudolf.


Es wäre eine eigentliche Hyperphagie (Anthropophagie). Und doch sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, in dieser Judenstadt und alle drei offenbar Judinnen. Die eine beinahe griechisch und ideal, die anderen menschlich, leiblich, fleißlich, was man will; aber äußerst hübsch.


Bei Tische die Bekanntschaft einer hübschen Sächsin gemacht, die mit ihrem Manne da war. Schöne blaue Augen, das übrige freilich weniger bedeutend.


Die hübsche Sächsin in der Schänke wieder gesehen und gesprochen. Der Mann scheint eifersüchtig.

Die Dunkelheit nimmt zu, die Berge werden dunkellos, es ist Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Töpfer von Töpfliz.


Angehalten. In der Birchesruhe ein Mädchen, das mich durch die Unverschämtheit, mit der sie sich alles bieten ließ, wirklich empörte und dazu die reine, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Einbruch.


Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Deisterreicher kann mit seinem Jargon einem Fremden bäuerlich vorkommen, die Sprache dieser Leute aber ist unleiblich. Sie ist unmännlich, gedenhaft wie von und für Hoplosie. Alle scharf denkenden und lebhaft fühlenden Nationen sprechen (nicht so wohl schnell, das thun die Sachsen im Nebenmaß) als abbreviert.
Sie ziehen zusammen, verzichten einen Theil der Buchstaben, z. B. Franzosen, Engländer; aber die Leute dahier behalten jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein Lieblings-E an, so daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.


Abends bei Tief. Er las den Kaufmann von Benedig vortrefflich. Sein Vorlesen bringt die Wirtung der besten Darstellung auf der Bühne
hervor. Da er aber während der Aste nicht absiehte, und die Aufmerksamkeit immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hsfe das Ganze zuletzt in hohem Grade ermutend und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten. 28. Konnte Nacht's nicht schlafen. Der kleine Kerl mit seiner Vor-
leistung hatte mich ganz wahrlich gemacht. (Es regnet.)

Die Galerie bejagen. Himmel, welcher Reichtum! Ich dachte immer, die Gemäldeansammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in 4 Stunden 413 Nummern bejagen und mich abseitslich genau nach der Erdbild der Gemälde gehalten, obwohl es mich brachte, einen Blick auf den Raphael zu anticipiren. In die äußere Galerie sind die Holländer, Deutschen und Franzosen verwiesen, das innere Heiligtum haben die Italiener. Mit Recht, du schst mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondern, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.

In Niederländern nun hat diese Galerie den ungläublichsten Reichtum, Historien und Stilleben, Schlacht-, Blumen- und Fruchtstudie, Landschaften in höchster Vollendung; alles ist da aufgehangt, obwohl meistens mehr dem Bezeichneten huldigend, als dem Schönen. Alle unvergebbändig, was ich heute gesehen, steht die „Verstößung der Hagar“ von Adrian van der Werff, ein Bild, das nach meinem Gefühl dem Herrschaften an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht.


war daher nur Theil für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat (viel-
leicht nur wegen dieses Umstandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht,
die ich erwartete. Das Licht, das vom Stinde ausgeht, zieht in seiner, nicht
von der Natur hergenommenen Weise dem Ganzen etwas Sonderbares, be-
sonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entfesselt. Die Hirten,
in der Erstennung viel greller seicht, machen sich lebhafte. Der heilige
Joseph vorzüglich. Wie gejagt, wäre es möglich gewesen das Bild in ge-
hörigen Abstände und als Ganzes zu betrachten, so würde das Nettoh
vielleicht anders ausgefallen sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite
Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde stand
ich besonders den heiligen Nochus mit seinem Helfhutel außerdorntlich.
Zum h. Georg. Dieser Heilage so schön man sich nur denken kann, dagegen
der h. Johannes viel zu hässlich, die Engel tolofaj, die Madonna unange-
nehm dingfauert und wohl gar zu triebich, das Ganze nach meinem Gefühl
zu bunt.

Durch besondere Güte Rafael's Madonna di S. Sisto gesehen, die eben
unter den Händen des Restaurateurs sich befindet.

Was ist da viel zu sagen? Die übrigen Bilder und Maler sind unter
sich der Stufe nach verschrieben, Rafael der Gattung nach. Dieser Hube,
mehr ein Erzähler, als Erzüger, die Augen brennen ihm im Kopfe. Da
gegen die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen
Kupferstichen und Copien hat die heil. Katharina etwas wederlich fotettes,
auf dem Bilde selbst nun so anders, wie verschädigt zielich. Der heil. Papst
zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus, das
Kind schont bestimmt, die Mutter etwas obenhin, in der Richtung des
zeigenen Fingers. Katharinas gesenkte Augen blieken beinahe verkehren nach
derfelben Gegend. Zeigt nicht der Papst den beiden himmlischen die Kirche,
die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar
darin, der heil. Katharina gewobnet, die bekehmt und still erfreut über so
viel Ehre verkehren danach hinsicht? Ich wäre begierig, das Eigentliche
der Sache zu wissen.

Die Antiken bejaiben, mit schmerzlicher Empfindung. Es brachte mir die
Tage in Rom in's Gebächtniß, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe,
Was stand Alles zu hoffen, wie wenig hat sich erfüllt. Der Welt war ein
Dichter geboren und die Prosa hat ihn getöbtet. Ich glaube bald, diese
Begeisterung war bloss physisch, und hat sich mit den physischen Urtachen
zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausarbeiten, bis
an's Ende.

Wenn ein eigentlicher Dichter durch nähere Bekanntschaft leicht verliert,
so kann dagegen ein schlechter nur dadurch gewinnen. Theodor Hell (Wintler)
scheint ein gotmütziger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich
und ich habe die Fähigkeit, glücklich zu sein, immer unter die Tugenbot gezielt.
Leicht sind die Leuten hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich
mußte lachen, wie die Tochter des Hofrath Böttiger ihrem Vater etwas zu melben kam und, während sie sprach, ihren Augen gegenüber ein Stellbrett voll Reliken und egyptischen Götterfiguren hatte.

Ich bin krank. Das Herumirren in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advocat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.


Abends mit Wendt, Justizrath Blümner und Graf Hohenthal im Kursenhalle. Blümner, ein offener, sehr geheuer Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, denn er wurde zuweilen färber, als ich über einige Dinge mein Urtheil geäußt, das offenbar nicht das einzige war.

Mein Nebel verschließt sich; die vergangene Nacht nicht geschlafen, mich verflüssigt, weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh schlief.

Hofrath Küßner warf wohl nicht schwer. Ein literarischer petit-maitre. Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen, indem...
das weibliche Geschlecht in Dresden zu den unbegabtesten gehört, die mir noch vorgekommen.


Es ist 4 Uhr; um 7 Uhr geht's nach Berlin. Weiß Gott, ich möchte lieber umkehren!


bronn mit einer solch obskuren Begegnung sehen wollte, noch der französischen könöäbie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien entsprang, so beschied ich nach der Königsstadt zu gehen; zu fahren vielmehr, dem ich nicht eine Ergießliche, deren Führer auf eine mich anetelnde Weise.


Ich will wieder nach Haue; acht Tage in Berlin.

Wie bald diese Freun gen ihre Constitutionstit verloren haben! Sie vergättern ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 1806 wäre und als ob sie Alles erhalten, was sie im Jahre 1816 so heis zu wünschen schienen; aber am Ende ist er ihr König und sie wollen nicht haben, daß etwas an dem ihrien mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß
die hiesige Regierung, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts ausgeben will, sich in Bezug auf das Zufällige mütterhaft benimmt, und Oesterreich könnte und sollte sich davon ein Beispiel nehmen. Eine Verengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeiverordnungen stören nirgends, Kunst und Wissenschaften sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich in den gezogenen Schranken irgend verlebend stören sollte.

Daher haben die Preußen ihre politischen Anforderungen, auch so bald vergessen. Der Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlaffeste kaum mehr vermißt. In Oesterreich zieht man aber die Grenzen immer enger und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es muß einen Satz wagen, wie der eingesegte Hirzweg — und im Springen kommt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weh' Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren Osterreichs auch von Seite des Interesses der Regierung betrachtet als völlig unzweckmäßig.

Die hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblick etwas höchst imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber theils durch eine gewisse Neubebauung an Verzierungen, die häufig an die Haarbeamtentanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säulen angebracht sind, die alle ohne Start vortretende Substraktion vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was auf mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, auf dem Boden ruhen soll. In ihrer häufigen Anwendung erscheint sie mehr als ein müßiges Bewerk.

Eine Generalprobe der Oper Normahal von Spontini unter persönlicher Leitung des Componisten begonnen. Wichtig ist, daß er den kleinsten Verstich gegen den Rhythmus und die äußerste Delicatez der Instrumentalisten, also alles Ungehörige der äußeren Anordnung auf's Strengste rügte, falsche Insitionen der Sänger gar nicht zu merken schien.

Da mein Vater sich immer verschlummerte und der Wein darst mir zuteil alles Schreiben verbot, so will ich jetzt verfassen, abgerissen aus dem Gedächtniffe *) nachzutragen, so viel ich vermag."

Aus Coburg schreibt er am 5. Oktober 1826 an Katharina Fröhlich:


den nächsten oben mit Tinte: „Zahlreicher Enthusiasmus abwechslungsvolle Auskünfte“, dann, kaum noch zu entzielen, in frischen Nebelsitzungen:

Leb wohl, o Weimar, gutes Land,  
Die Pferde sind ja frisch gespannt,  
Jetzt muß ich, heimatwärts.  
Noch einmal es ganz entschwind,  
Begrüßt sich wirtend diese Hand  
Und von seiner bos Herz.


*) In der Selbstbiographie heißt es: „As es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verfasserung der deutschen Poesie, der mir in der Entfremdung und dem urmezischen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in’s Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe zum Vortheil, und ich brach in Tränen aus . . . Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater.“
wo Goethes Sohn, unser Hummel, kurz die halbe Stadt zugegen war. Nach Tische begleiteten sie mich mit Musik und Lebewohlruhen bis zum Wagen.


Grillparzer, der ausgezogen war um Goethe zu sehen und um zu prüfen, ob in Mittel- und Norddeutschland der Schriftsteller freier athme, scheint seinerlei äußere Verbindung mit Weimar unterhalten zu haben; doch im Herbst 1844, als die liebliche Alma von Goethe in Wien so früh dahinstarb, begann er seine Räume mit eigenen Erinnerungen:

Das hast Du nicht gedacht, bewalt’ger Du,
Als Du noch weiltest in der Menschheit Schlachten,
Das einst Dein Enkelkind frühzeit’ge Ruh
Sollst’ finden in dem „Rande der Phainken“;

Und daß der Mann, der schützten vor Dir stand,
Den Blick geneigt vorant hehen Strahl des Deinen,
Um fabelhaften fernen Jüterstrand
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.
Illustrirte Bibliographie.


Die beiden statlichen Quartabände, welche die 200 Bilchen enthalten, haben ihre Geschichte, deren auch von uns schon wiederholt gedacht worden ist (vgl. Bd. XXI, Seite 421 und XXII, Seite 140 [1882]). Als der große Künstler, der heute faßt auf demselben Höhepunkte des Lebens angekommen ist, den zu erreichen seinem Heiden be-
schieden war, in der Zeit vom Sommer 1843 bis Weihnachten 1849 seine Zeichnungen schuf, da durfte er an eine größere Verbreitung herzlich kaum zu denken wagen. Neherhand fehlte seinen Arbeiten manches, was desselbe anregen und begeistern konnte, wenn man von dem idealen Zuge, der in der Ausgabe, in dem gegebenen Stoffe selbst lag, abzieht oder wenn man die hohe Ehre, die Manegel durch den Auftrag des königlichen Kunstfreundes Friedrich Wilhelms IV. zu Theil wurde, nicht in Anrechnung bringt. In den 30 farbigen der Prachtausgabe von Friedrichs des Großen Werken bildeten die Zeichnungen, Vignetten und Schlüsselstück der einzelnen Exzerpten und Abschnitte ein Beweis, daß im engsten Rahmen gar nicht bestimmt war hervorzu treten und doch die höchste Bewunderung aller erreichte, die Sinn für kunstlerische Beschäftigung haben. Den lebhaft und wiedersoll ausgesprochenen Wunsch, diese Zeichnungen bestens in fortlaufender Reihe geziert zu können, hat die Regierung unseres erlaubten Kaisers schon vor nunmehr vier Jahren erfüllt, indem sie den Ritter des überaus händigen Verlegers Gehör schenkte und die Herstellung einer sogenannten Liebhaberausgabe in vier Bänden nach den im Königl. Kupferstichkabinet zu Berlin bewahrten Originalstücken gestattete. Diese Ausgabe ist das deutlich spürbare, was äußere Aufsättigung und scharfe Wiedergabe der Zeichnung anbelangt. Um so mehr bedauerten wir es selbst

damals, daß auch dieses Kunstwerk auf einen verzichtungsmäßigen engen Kreis beschränkt blieb, denn Leute, die sich ein Buch für 300 Mark schaffen können, sind in Deutschland nicht zu zahlreich; man hatte auch nur auf 500 gerechnet, um nicht durch eine zu große Auflage die Stöcke selbst zu sehr anzutreiben. Unablängig ist aber der Verleger mit dem Gedanken an eine weitere Verbreitung beschäftigt gewesen, und so verbauchte wir ihm endlich die vorliegende Publizumsausgabe, die wohl allen Wünschen gerecht werden wird. Wenn auch jede auf rein mechanischem Wege hergestellte Wiedergabe eines Poetiebits nicht so vollkommen ist wie dieser selbst — die notwendige stärkere Farbaufdruckung in den bunten Partien zerspricht die feine Strich manier leicht —, so thut doch dieser Mangel den Illustrationen in den Augen des Publizums kaum einen Eintrag; denn was gezeichnet werden konnte, ist wirklich geleistet: Auf schwarzes Kupferdruckpapier ist ziert ein leichter gelber Ton aufgelegt, welcher dem darüber gedruckten Bild eine vorzügliche Untuchtung gibt. Der Text, welcher in der Liebhaberausgabe sich unmittelbar dem einzelnen Bilde anschloß, geht dieses Mal jedem Bande voran. Ludwig Pietzsch hat ihn auf das Sorgfältigste abgefaßt und wieder verbessert, obgleich dies nur äußerst selten notwendig war.
Um unsern Lesern wenigstens einen Begriff von dem Geboten geben zu können, fügen wir unserer Anzeige einige Illustrationen bei. Die Mengels Eigenart in hellstem Lichte zeigen. Der sehr realistische Zug des Künstlers, die liebevolle Verköstigung in den Geist der fridericianischen Zeit, die tiefe Symbolik, welche er einem an sich äußerst profanen Tage unterzulegen weiß, die innige Verbindung, die er mit zum illustrierenden Texte getreten ist, und die ihm stets den geeigneten Anknüpfungspunkt finden sich, werden jedem Betrachter einleuchten, wenn er die Erklärung des Bildes zu Hilfe nimmt: die Bewunderung der schönen Einheit, die Freude an der gelungenen Wiedergabe eines physischen, historischen, genreartigen, romantischen, ergreifenden Auges bedarf beredten gar nicht. Mengel war nichts zu schwer zu illustrieren, der Vorlaut eines politischen Documents ebenso wenig wie eine literarische Blauderei oder ein vertraulicher Brief über künstliche Angelegenheiten: überall ist er zum richtigen Verständniss und zur anschaulichen Wiedergabe gekommen. — Der zornige Adler, welcher an der Spize dieser Zeiten, über einem rings von Kugeln geflochtenen Reichsapfel, schwebt, ist der beste Beweis für seine Beschäftigung: er ist der preußische Adler, welcher ergrimmt über den unter-

landesteilichen „Alliances-Tractat, geschlossen zu Versailles am 3. December 1758 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Frankreich.“ Unserer neuerfahrt erhabener Andichtung hat die seingefüllten sich sträubenden Schwanzfedern getreulich wiedergegeben. (Bild Nr. 94 des Werks.)

stellung eines Gedankens Friedrichs, den er in einem französischen Gedicht ausdrückt, das miten im französischen Kriegslager abgefaßt ist, des Gedankens der Sehnsucht nach dem „Tempel Apollon und der Muren“, welches der hohe Dichter so lange fest beibehalten mußte. — Echteht auf dieser Zeichnung Alles symbolisch, abstrakt (trotz der Reiterstiefel) so ist das Bild, dessen hier gedacht sein mag, ein reizendes ganz aus dem Leben der Zeit entnommenes Genrestück (Seite 190): Ein preußischer Krieger, der es sich im Bürgerquartier bequem macht, ohne die Anlässe daraus gewaltsam zu vertreiben. Das kleine Kind, welches neben dem Spinrad am Boden sitzt, scheint zwar angenöbiglich, wohl aus Schreck über die martialische Geistigkeit des Soldaten, der es gar nicht beachtet; der Beobachter ahnt aber sicher, daß ihm kein Leib von diesem geschicht.

Wir müssen es uns leider verjagen, hier noch mehr anzuführen, die Auswahl dürfte auch sehr schwierig sein. Die Zeichnungen wollen eben alle gewürdigt sein, sie sind alle gleich wertvoll. Nur eine Bemerkung noch: Menzel selbst liefert durch diese Bilder einen schlagenden Gegenbeweis für den Satz Friedrichs des Großen: „Kein Sterblicher thut Alles, was er thun könnte, und wenn wirklich ein Bürger, der voll Eifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg öffnet, in die Aufzahn eingetreten ist, so ist er auch bald ermüdet und verläßt die kaum begonnene Arbeit“; indem er ihn wunderwoll illustriert durch einen einzigen sich reienden und stürzenden, gähnenden Feldarbeiter. Der Künstler ist nicht müde geworden an seinem Werk, wie die Nachwelt nicht müde werden wird, sich daran zu erfreuen. F V.
Ein Jahrbuch der Geschichtswissenschaft.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben, Jahrgang 1–3 von Dr. Abraham, Dr. Hermann, Dr. Meyer. Jahrgang 4 von Dr. Hermann, Dr. Jahrom, Dr. Meyer. Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1880–1884.


Aus solchen Erwägungen sind die „Jahresberichte der Geschichtswissenschafts“ hervorgegangen, nicht etwa in der Absicht, durch bibliographische Zusammenstellung oder durch ausführliche Recensionen eine Uebung zu gewähren, sondern durch systematische Verarbeitung aller aus einer abgegrenzten Periode bezüglichen Schriften den Stand der modernen Forschung anzuzeigen, mit besonderer Betonung dessen, was in den That, in der Erklärung, in der Methode von dem bisher Erkannten abweicht. Denn haben wir es richtig (sagen die Herausgeber) als Hauptaufgabe des Historikers hingesetzt, sich in die wahrhaftige jüngere Vergangenheit zu wenden, so kann es nicht von vornherein auf der genauen Würdigung einer Schrift als solcher ankommen als vielmehr auf die Ergebnisse, durch welche die Züge des bisher gelebten Bildes abgedeckt oder ihm neue Einjagt: Autor und Schrift sind dann nur die unumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer besseren Kenntnis der Vergangenheit gelangen, und haben keinen anderen Wert als den jedweden Gewissermaßen und jedweder Lücke, die man in den Annahmen sichtet.“

Sehen wir uns die vier staatlichen Bände, die seit dem Jahre 1880 erschienen sind und die Literatur der Jahre 1878–1881 behandeln, etwas näher an. Anherlich fällt sofort die Augen, daß der erste Band durchlaufende Pagenzueitung hat, während die drei anderen Bände vor jeder Seitenzahl eine I, II oder III tragen; sie bestehen also

Jeder Band gestaltet, wie schon erwähnt ist, in drei grobe Abtheilungen: Altherum, Mittelalter, Neuzzeit, und jede Abtheilung hat ihren eigenen Arbeitstier. Ihm fällt vor Allem die Errichtung zu, das zugewiebgene Gebiet kleinere Stücke zu zerlegen und diese von geeigneten Fachleuten bearbeiten zu lassen — eine Einrichtung aus der sich vor Allem zwei Vortheile ergeben: erstens, daß in der befrorenen Literatur keine wichtiger Errichisse übersiehet ist und zweitens, daß das Nebeneinander, wenn auch nicht immer ein richtiges, doch jedenfalls ein nachmännisches und darum beachtenswerthes ist. Der internationale Charakter der Erforschungen, dem es handelte sich ja nicht nüch um die Gschichte unseres Landes, veranlaßte die Herausgeber, sich mit bekannten Gelehrten der außerdeutschen Länder Europas in Verbindung zu setzen und diese zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen; in den meisten Fällen waren ihre Beziehungen von Erfolg begleitet; wir begegnen jetzt in der außerdeutschen Abtheilung des Mittelalters einer Reihe von Namen, die auch früher schon bei uns einen guten Punkt hatten. Professor Cipolla bearbeitete Italien, Molitor Frankreich, Professor Pepperl und Härne in Nyphéla die Geschichtsliteratur Schwedens, Dr. Schöpfl in Christiania die Norwegens und Dänemark; Professor Friedtch Nymen und Mährers, Dr. Kantgek Polen und Professor Schwieder in Budapest Ungarn. Wie das Mittelalter sich überhaupt der besonderen Frage der Historiker erfreut, so nimmt es auch in den Jahresberichten eines eigenen großen Raum ein, als die beiden anderen Abtheilungen zusammen, während das Altherum in 9 und die Neue Zeit in 25 Gruppen zerlegt ist, weist das Mittelalter deren 37 auf. Jede größere Periode darin hat ihren Bearbeiter gefunden; die Urzeit bis zur Vogewanderung: das fränkische Reich unter den Merowingen: dann folgt die Karolingerzeit; in drei getrennten Abschnitten werden die südlichen, mittel- und nördlichen Provinzen zugegmeißelt und besprochen. Das auch die Kreuzzeit; die Papstgeschichte, der deutsche Orden u. s. w. berücksichtigt sind, versteht sich von selbst. Soll ich noch einige von den deutschen Mitarbeitern nenennen, deren Name schon für die Vortrefflichkeit des Referats bürgen, so bieten sich auf den ersten Blick dar: Böckler (Kurfürstengeschichte) und Steinsieber aus der ersten, Hahn, Breslau, Schum, Kromes, Tschackert, Wattenbach aus der zweiten, Röser und Ballkau aus der der letzten Abtheilung.


Wenn wir die Jahressberichte, welche aus einer wissenschaftlichen Köpferchaft hervorgegangen sind, zunächst an gelehrt und nach-Abhängen wenden, an dieser Stelle eine so ausführliche Vorlesung zu Theil werden ließen, so geschähe es in der Lebenseigung, daß sie auch das Interesse der Gelehrten in hohem Maße beraubten würden. Denn gerade die Beleuchtung mit der historischen Wissenschaft geht weit über den Kreis der Gelehrten hinaus.

S. L.

Sprachgeschichte und Volkstunde.

Robert Lippenheim).

Von Hause aus Grammatiker und der beste Kenner des Altsächsischen, wendet Gustav Meyer, durch die geographische Lage seines Wohnorts, Oag, der Völkerballungsfelsen nahe gerückt, seine Musikstunden mit besondersem Nurgenem dem Studium der völker-

thümlichen Literatur der Griechen, Albaner und Südbalkan zu. Die Sammlung seiner Essays, von denen ein Theil bereits (u.a. auch in unserer Monatschrift) gedruckt vorlag, ist durch Schriftsteller wie durch geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Die Auffälle sind sehr belebend, und sind unterhaltend. Sie dürfen Allen, die für allgemeine, vergleichende Gelehrte, wissen, als beste, ja zur Zeit einzige Einführung in die vergleichende Märchenkunde insbesondere warm empfohlen werden. Die Märchenforschung hat große Probleme noch zu lösen; die weitgehenden Ableitungen und charakterschäden der Mährischen Büßer regeln immer von Neuem die Fragen an: was ist in jedem Volke selbständig entstanden? Was beruht auf Einführung? Wobei zeigt hier Meyer guten Takt, Berstet und Zurückhaltung im Urteil, so daß er ein zuverlässiger Führer genannt zu werden verdient.


Belebend und poetisch anschließend ist der letzte Abschnitt „Zur Kenntnis des Völker-
liches“. Der erfreute sich nicht an der genialen Fehle des Schaudergrübels? Und nicht oft spiegelt das Leben eines Volkes sich so charakteristisch wie in den von Meyer frei überlegten indischen Miniaturgedichten. Ihr Reiz wird im Original durch die Klangfülle des Dialektes noch wesentlich erhoben. Deshalb ist viel confronemeneir als die indische Kunst- und Literatursprache, und wir finden hier die nämliche Freude und Natürlichkeit des Ausdrucks, weilgen die volkstümliche Erfahrung als der schönsten Erzeugnis der Weltliteratur gestaltet.

W. N.
Weber contra Du Bois-Reymond.


Die Veranlassung zur vorliegenden Schrift ist das seinerzeit vielgesprochene „Ignorabimus“ Du Bois“, welches den Widerpruch des Metaphysikers herausfordert.


Die Partei der vorliegenden Schrift, welche über das Sein, den Ursprung und die Erlebnisbarkeit der Materie handelt, sind die interessierten, und zwar auch wett-

Bibliographische Notizen.

Geographische Literatur.


Von Robert, der Acht Bogen farbten Schrift, praktischer Art in Sanibar und Afrikareisender, kommt in Bezug auf die Aussichten, welche sich den deutschen Colonisationsbestrebungen eröffnen, zu wesentlich anderen Resultaten, als die drei Briefe


Weitere Werke des erzählerischen Afridysforchers sind viel zu bekannt, als daß sie hier einer eingehenden Beurtheilung oder Empfehlung bedürften: sie liegen bereits in der dritten, unveränderten Ausgabe vor, und dies beweist zur Genüge, welches Interesse sie im Publicum hervorgerufen haben. Trotzdem können wir nicht nachdrücklich genug, die Korrekturausgabe auf die hochwichtigen Entdeckungen lenken, welche Rohlfs auf bieten Reichen machte, denn uns scheint, als hätten selbst die heifien geographischen Loh-R. und Handbücher die Resultate der Rohlfs’schen Forschungen noch viel zu wenig gemüthet und verarbeitet. Es ist dies um so wunderbarer, als die Schreibweise des Verfassers so anschaulich und lebendig wie nur möglich ist, ein Umstand, der die Verwertung seiner Reiseberichte ganz wesentlich erleichtert: wir hätten nur gewünscht, daß die vulgären Ausdrücke, die sich ihm und da bei Rohlfs’s vorfinden, in einer der Art Ausgabe befeitigt worden wären. Doch darüber sitzt man ja gern hinweg, wo so grobe Verbinden geschehen übersehen! Juzijzisch ist auch der Wunsch des Verfassers, dem er auf S. 115 des erstgenannten Werkes Ausdruck gibt, glänzend in Erfüllung gegangen: „Die schwarzen-rothen Juzijzische solliche, so hohen und würdigen wir, von hier (von Sula, der Hauptstadt Oenania) noch weiter getragen werde, wo möglich bis an die Ufer des indischen oder atlantischen Oceans.“


Die Wunder der Welt. Europa.


Die Wunder der Welt“ stellen sich die Aufgabe, gewissermaßen einen Erzäh
für die vielen eingelten bereits vorhandenen Brauchtüme zu bieten. Das Werk will allein der Welt, ihres Hauptens verwirklichkeit, dieitten ihrer Bewohner, ihre wichtigsten Entwicklungsschritten, ihre kulturgeschichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart leichtverständlich und möglichst interessant zu führen versuchen. Jeder der fünf Erdteile wird einen in sich abgeschlossenen, mit zahlreichen Illustrationen — meist Vollbildern — ausgestatteten Band bilden. Die uns vorliegenden Lieferungen bringen die Pyrenäen-Salzinsel und einen Theil Frankreichs; der Text liefert recht angenehm, und die Bilder — z. B. Gibraltar, eine Straße in Sevilla, ein Eiserneisenbahn in Sevilla; Innes der großen Moschee zu Cordova, das Thor der Städten in der Hamburg; der Alzogar zu Toledo; Podgulator der Kirche St. Roque zu Lissabon u. s. w. — sind gut ausgemalt und deutlich ausgeführt.


Hiermit ist aber durchaus nicht gesagt, daß uns die Geschichte der reinen Culturvölker (im Gegenab zu den civilisierten Nationen) kein Interesse einräumen im Stande wäre; im Gegenbteil, wer bedauerte nicht, daß wir z. B. über das Leben und Treiben der Carthagener so ungenügend unterrichtet sind, oder wer hätte nicht gern gewisser Munde von dem alten Mäserwolle der Zababani, welche sich der Raumprache bediene oder die Wölfe haben, jedes in seiner Art, eine grossartige Cultur bei sich entwiekelt, ohne jebodt dauernd auf die Geschichte anderer Völker eingewirkt zu haben. In die Reihe dieser eigen tümlichen, um nicht zu sagen wunderbaren Erscheinungen gehört nun vor allem auch das alte persische Reich der Osthavane (Perthamn) oder der Inka, wie man das indische Culturevol Südamerikas nach dem letzten Herrscherhause auch wohl zu nennen pflegt. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe umfaßte das Kaiserreich Tahuantinsuyo (Bir-Belt oder Pummmelsgenden), so lautet der offizielle Name des Inka-Staates) ungefähr die heutigen Republiken Columbia, Guayador, Bolivia, Peru und Chile; Cuzco war die Hauptstadt. Das ganze Land war Staatsgebiet und zersch in drei Theile, in Sonnen-Land für die zahlreichsten Priester und Tempel des unbildlaren Schöpfers Pachalama; als dessen leitbarer Stellvertreter, Sonne verehrt wurde, Inka- Land für den Kaiser und seine Beamten, und Volksland, das alljährlich aufs neue verheiratet wurde, so daß seine Familie in Rath gerathen konnte. Der Ackerbund stand in höchsster Blüthe; Gold und Silber verband man einzumieben und zu Schmuck sachen zu verarbeitet: Baumwolle, Geschirre, Wäsche, Kleidung und Schatzier machten das Leben überaus welschaftig.


H. J.


CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen Produkt.

Quellen und deren Wärmegrade.

Sprudel . . . . 53° B.
Mühlbrunn . . . 44° B.
Schlebenbrunn . . . 44° B.
Theresienbrunn . . 43° B.
Neubrunn . . . . 42° B.
Markibrunn . . . 38° B.
Raus. Kronquelle 39° B.
Felsenquelle . . . 47° B.
Kaiser Karls-Qu. 37° B.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenprodukte sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depots in den grössten Städten aller Welttheile.
Apollinaris
NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor ALLEN ANDERN Tafelwässern rühmlichst ausgezeichnet auf der
INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. die Gefäße mit
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. eingebegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEM PREISEN IN:


DIE APOLLINARIS COMPANY (LIMITED).
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatschrift.
August 1886.

Potsdam.
S. Schottlaender.
August 1886.

Inhalt.

Dito und Jdem in Bukarest.  Seite
Es war ein Irrthum. Novelle ......................... 13

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. 1 .............. 16

F. Hennicke in Berlin.
Die Telegraphie in Berlin........................................ 18

Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an Leopold von Ranke ......................... 20

Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Aeschy. Novelle.................................... 22

Emil Pacully in Genf.
Pietro Siciliani ................................................. 25

Bibliographie.

Bibliographische Notizen........................................ 27

Hierzu ein Portrait von Georg Brandes.
Radierung von J. Lindner in München.

„Nord und Sud“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunsthilfe.
Preis pro Quartal (3 Heften) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postannahmen nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Sud“ bezügliche Sendungen sind an die Redaktion nach Breslau, Siebenbusenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — August 1886. — Heft 113.

(Mit einem Portrait in Radierung: Georg Brandes.)

Breslau.
Druck und Verlag von F. Schottlaender.
Es war ein Irrthum.

Von

Dita und Idem.

— Sakares —


Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verursacht, wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauengestalt am Flügel fiel. Ihre kläglich schönen Hände hatten in der Dämmerung murmelndes Zwiespräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Jolianten geschichtet, vor ihr stand aufgeschlagen eine Partitur, in der sie wohl gesehen, bis die eintretende Dämmerung sie in ihre eigenen Phantasien verfingte. Jetzt erob sie sich in ihrer nördlichen schlanken Ruhe. Ihr schwarzes Seidenkleid war so schwer und weich, daß es nicht rauschte; das schwarze Spitzenstuck, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Brust in einen losen Knoten geschnürt war, in dem ein paar frische Blühten steckten, umrahmte ein feines Oval von durchsichtiger Weiß. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um sich unter dem Spitzenstuck in einen reichen Knoten zu verlieren und neben dem


Vor dem Kamin der deckte ein prachtvoller Gobelin den Spiegel zu. Bücher häuften sich überein; bis auf Bilderhöhe liegen an allen Wänden die Regale entlang, und ein besonderer kleiner Tisch mit grünen Studierlampe hinter einer Chaiselongue, über die ein altinischer Schal geworfen war, zeigte, daß hier manche Stunde leisend zugebracht wurde, denn er war vor Büchern und Zeitschriften nicht zu sehen. Vor dem einzigen Fenster standen Blumen und Blattspolien in üppiger Flurte und verbreiteten ihren Duft durch den stillen Raum.


Auf diesen lesten Satß enderte ein mitmuthiges Brummens hinter der Portière; dann schloß sich leise die Thür, und die Gräfin war allein. Sie hatte ein schönes japanisches Fallbein genommen und schnitt ein Buch auf, in dessen Seiten sich die zurückgebogenen Fingerspitzen mit den tadellos geformten,
Es war ein Jethum.

rund geschnittenen Rägeln verloren und die großen blauen Augen sich halb zerstreut versenkten, bis ein Schritt im Salon sie hell und jugendlich aufleuchten ließ, während ein feines Rot das ganze Gesicht überschlug. Aber war es nur ein zusammenfügende Erschütterung der Lampe beim Kamin, dessen hellflackernde Gluth sie so röthlich beschied?

Der Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte schnell seinen Urheber unter die Lichthallen der ersten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriß er die Schraube der Lampe und drehte an ihr.

"Verzeih, Hedwig, aber sie blutet entsetzlich, der Tisch ist schon mit schwarzen Töpfchen bedeckt. Nun aber guten Abend, und wie geht es Dir?"

Die schöne Frau lächelte über ihren vorzüglichen Gast, der nun mit ihr in’s Boudoir trat. "Vierzähnig scheint Du heute nicht mit mir spielen zu wollen," fuhr er fort, "was ich begeiste, bei meiner Ungeschicklichkeit, also darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin installieren?"

Er hatte die Bewegungen, die schnelle Sprache eines jungen Mannes, auch seine scharfe Figur, die er in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrschten schien, war jung, aber der schöne, länglich geformte Kopf trug kurze geschorene graue Haare, grau war der seine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Jüge des Gesichtes, waren alt.

"Du scheinst mit recht heiter dafür, daß Du morgen wieder in die Fremde gehst," meinte sie mit einen unbewussten Anflug von Enttäuschung.

"Ich bin es auch;— weil ich erst morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu sitzen."

Beide schwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, seitdem er allabendlich den Thee bei ihr trank, war es der erste Augenblick, seiner unverständlichen Schen, die zwischen ihnen herrschte; Trauer oder auch nur Verzweiflung, daß sie sich wieder trennten, war ja ausgeschlossen, meinte er, während sie etwas gezwungen fragte:

"Und hast Du alle Geschäfte abgewickelt, allen Freunden Lebewohl gefagt?"


"Und doch sollte für eine wahre Freundschaft kein Zeitbegriff bestehen."

"In philosophischem Sinne gibt es ja keine Zeit," versetzte er scherzend, "aber wir sind nicht immer im Stande, uns auf die Höhe solcher Anschauung zu erhalten."


„Vielleicht,” meinte sie wieder, während sie auffiande, um die Spiritussflamme auszustachen und das starke Brodelt des Theewassers dadurch zu dämpfen.

Er sah ihr zu, denn er war auch ausgestanden und hatte seinen Hut erst jetzt auf einen Tisch im Hintergrund gelegt.

„Ich finde diese Maschinen unpraktisch,” sagte er, an einen Theetcich tretend.

„Bei mir in Singapour habe ich einige Verbesserungen an der Verzeliuslampe selbst angebracht. Schade, daß ich nicht eher daran gedacht, ich hätte sie Dir auch machen können.”


„Du riskierst hierbei aber immer, Dir die Finger zu verbrennen!”

„Und habe es doch noch nie getan.”

„Ich will kein trüuttle Rabe sein, aber ich bin überzeugt, Du verbrennst Dich noch einmal.”

„Wenn Du wieder fort bist, mache ich den Thee nie selbst, Lorchen versteht es besser.”

„Also das ist eine ganz besondere Ehr, die ich, wie so Vieler, zu spät würdige! Dabei trinke ich ungen den Thee, verzeih, das hätte ich nach dieser Erklärung wohl nicht sagen dürfen?”

„Wie kannst Du mich fragen, was Du darfst oder nicht! Ich könnte Dich eher fragen.”

Wieder schwiegen beide; er wies das Compliment nicht ab, entweder weil er es überhörte, oder weil er es annahm. Der Gräfin stieg langsam das Blut in den Kopf und die Leinlichkeit dieses Schneigens schnurte ihr die Kehle zu.

„Wir kommen heute gar nicht recht ins Fahrvasser des Gesprächs,” meinte sie endlich.

„Deshalb besser.”

„Warum?”

„Ein Fahrvasser ist ausgefahren.”

„Für mich sind nur ausgehauene Straßen, ich habe nie, wie Du, meine Pfade selbst erst ausgehauen.”

„Das hätte Dir auch nicht gestanden.”

„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Du sandest mich einmal in Knabenkleidern sehr hübsch.”

„Ich Dich? Wann denn?”

„O, es ist lange her, aber ich habe nichts davon vergessen und manchmal, noch jetzt, sogar in diesen letzten Tagen halfste ich alte Frau etwas von der Angst vor dem großen Iaoshin, die ich als Kind geprüft. Männer haben wohl kein Gedächtniß?”

„Für Kleinigkeiten selten.”

„Aber mir warst Du damals keines Kleinigkeit.”

„Dies, damals, ist schmeichelsaft, gut, daß ich nicht so leicht übernehme,
wie man mir nachsagt. Doch verzeih,— und er stand auf und näherete sich der kleinen Rococo-Uhr auf ihrem Schreibtisch, „Die Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hotel du Nord fortfuhr, zeigte die Academiewhr schon 1½ Uhr, und Du bist jetzt erst dort angelangt."

Er öffnete das Uhrglas und stellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn und in ihren ernsten Augen lag ein schelmisches Lächeln, das er mit einem schnellen Blick erfasste, denn er hatte sein Binocle aufgelegt, um nicht durch seine Kurzichtigkeit etwas an der Uhr zu verbergen.

„Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!“ fragte er.

„O nein, höchstens: ganz der Alte,“ meinte sie.

Joachim fuhr fort: „Ja, Dir, der Weltbame, muß der peinliche Ordnungs- sinn sehr steinlich vorkommen, aber wenn man wie ich in wilden Ländern lebt, schlagen selbst die guten Anlagen leicht zu Excentricitäten um."

„Das ist mir nicht aufgefallen. Aber Joachim, bist Du so ganz sicher, daß ich zur Weltbame geboren war?“

„Zedenfalls ergogen."

Hedwig büßte in diesem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.

„Was nennst Du eigentlich Weltbame?“

„Was Du bist."

„Dann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?“

Er warf ihr einen seiner rauen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das sie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorgesehenen Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß sie sich verständen, daß sie zum ersten Mal im Leben nur einen Gedanken anzudeuten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er sie durchschaut und sie seiner Freundschaft würdig sand, und nun schien das Alles irrtümlich gewesen zu sein!

„Weiβt Du, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Sehnucht, Dir vor der Trennung, die vielleicht eine ewige ist, aus meinem Leben zu erzählen, und nun bist Du so eigen tümlich fremd wieder, wie am ersten Tage unseres Wiederegens.“

„Das ist nur scheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir hast sagen wollen, kannst Du getrost sagen, als ob Du zu Dir selbst sprachst."

„Aber nun kann ich nicht mehr, nun ist das Thor zugefallen und der Schlüssel verloren."

„Wir finden ihn schon wieder, der Abend ist ja lang. Haßt Du Nach- recht von Deiner Tochter? Finde ich sie noch in Rom?“

„Sie hat heute nicht geschrieben, aber hier — sie ging an den Schreibtisch — „hier ist ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, mit ihren Kindern.“

Er trug die Photographie bis unter das Studierlächchen und betrachtete sie sehr nahe. Sie stand im Schatten und sah seinem Mienenpiele zu. Es zuckte durch die seinen Lüge wie ein heftiger Schmerz, dann lächelte er.

„Deine Tochter hat nichts von Dir, gar nichts; man würde nicht glauben,
daß sie Dein Kind ist, auch an Wolff erinnert sie nicht, dagegen an meine Mutter, die hatte so tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, dies Kind, das bist Du, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schoß nehme, werde ich meinen, es sei die kleine Hexe, die so oft auf meinem Schoß saß und mich mit den großen, erfüllten Augen verschlang, wenn ich Märchen erzählte!"

Sie hatte sich genähert und sah auch auf das Bild.

"Du erzähltest aber auch zu schön, Joachim, so gut, daß ich noch mit Deinem Wortlaut meiner kleinen Enkelin Deine Geschichten erzählte, nachdem Sylvia sie als Kind immer wieder hören wollte und sich später mit ihrem Alterste von mir auf die Erde setzte, um sie noch einmal zu hören. Ich wehe auch zuweilen Geschichten von den Orten ein, an denen Enkel Joachim sich aufhält, obgleich mich Enkel Joachim nur mit Geschichten, niemals mit Briefen verwöhnt hat. Aber die Geschichten enthieilt alle eine Geschichte, der Shalv, das falschein, der Sandelholzlasten, die spanische Band, kurz Alles, was von Dir kam, gab Stoff zu endlosen Geschichten, und so lebten wir immer mit Dir."

Ihre Stimme verflieerte sich ein wenig.

"Ich schrieb aber regelmäßig an Wolff, und das war doch dasselbe?"

Sie schien die Frage in diesem Satze zu überhören.

Er sah noch immer auf das Bild.

"Du hastest auch diese Locken," sagte er erblind, als hätte er keine Antwort erwartet, "ganz diese Locken, die ich durch die Finger gleiten ließ, während ich Dir erzählte."

"Ja, und ich hatte das so gerne, während Wolff mich nur daran rief, bis ich nach ihm schlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war der große Joachim Friedensstifter."

"Ich fürchte, es war etwas ungerecht, aber es hatte ein Vorurtheil gegen Mädchen und schützte zu sehr den kleinen Bruder, den Liebling der Mutter," sagte er weich hinzu.

"Das machte nichts, ich war immer stolz, wenn Du Partei gegen mich nahmst."

"Du wirst mich noch jetzt schamrot machen," lächelte er. "Darf ich auch wissen, warum?"

"Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir sind ja alte Leute und können über solche Kindereien spotten: Mir war Dein Lob immer lieber als Dein Lob. Ich war schon so viel Gervaßchter, um zu wissen, daß man den höher stellt, den man tabelt."

"Wie hübsch Du Alles zu brechen weist, das konntest Du schon damals, und darum schienst Du mir dem kleinen wilden Wolff immer überlegen. Der arme kleine Kerl, ich sehe ihn noch blutrot werden, als er Dir nichts zu entgegnen wußte. Darum schlug er so oft um sich, weil er sich zu sehr Junge fühlte, um einem Mädchen unterliegen zu dürfen."
Er hatte sich auf das Fußende der Chaiselongue gelegt, mit dem Rücken gegen die Lampe; sie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolsterten Rücken eines Sessels und ließ die schwarzen Spießen durch die schönen Hände gleiten.

„Und Du singst doch früh an, Wolfi gern zu haben?“ nahm er wieder das Wort.

„Welche Gewissensfrage!"

Er sah ihr starr ins Gesicht; sie aber blickte aufmerksam in’s Feuer, als suche sie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Augen gewichen, und es flog wie ein Herbstwind über ihre Haut, der sie in hundert kleine Fältchen tiefeselte. Nein, so nicht, so wollte er sie nicht sehen. Noch eben hatte er ihr Kindergesicht erblickt, wie es ihn schelmisch anlachte. Und sie sollte Wolfi geliebet haben, es müßte und durfte nicht anders sein. Sie war jetzt Wittwe und betrauerte den toden Bruder noch, und daher das schmerzliche Lachen.

„Wie merkwürdig, daß ich so wenig behalten habe aus jener Zeit, es war eben nicht mehr meine Kinderzeit, als Ihr jung wart, Wolfi und Du,“ begann er wiederum. „Ich war nur in den Universitätsferien zu Hause. Einer Szene jedoch erinnere ich mich, als Wolfi sich in den Finger geschnitten hatte, da hast Du bitterlich geweint und wollte Dich gar nicht trösten lassen.“


„Und Du sagtest Deine Arme um meinen Hals und sagtest: Min süte Jo!“

Eben sah sie wieder ganz jung aus.

„Ja, minen süte Jo, so nannte ich Dich.“

„Aber als ich aus Berlin kam, da hieß ich nie mehr so.“

„Da hast Du mir so schrecklich imponiert, ich dachte, nun wüßtest Du alles, weil Du Dein Examen gemacht hattest. Ich war unterdessen auch neun Jahr alt geworden, also ein großes Mädchen.“

„Ja, das ist richtig, mit 21 Jahren war ich Dr. jur. — Mein Gott, wie stolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich sie mich immer mehr als Bruder wie als Kind ansah. Ihr Kind, ihr einziger Sohn, sie war Wolfi. Wie glücklich würde sie gewesen sein, hätte sie es noch erlebt, Dich an Wolfis Seite zu sehen.“

„Du hast einen Cultus für Deine Mutter gehabt, Joachim! Wolfi sprach selten von ihr, so daß sie mir fremd geblieben ist.“
Wolff war 15 Jahre alt, als sie starb und er war, wie alle vergommen Kinder, viel mit sich beschäftigt. Doch hat er ganz fühlte, was er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei mir in Berlin zu. Er war noch auf dem Gymnasium, der liebenswürdige kleine Gauflejer. Meine Mutter hatte mich für sein Wohl verantwortlich gemacht; Hedwig, nicht wahr, ich habe Wolff sehr glücklich geleitet, ich habe meine Pflicht getan?

Hedwig schwieg. Joachim wurde durch ihr Verstummen beunruhigt und fragte von Neuem: "Hedwig, war Wolff nicht sehr glücklich?"

"Ich weiß nicht," sagte sie bestommen, "ob Menschen seiner Art wahres Glück kennen."

"Du meinst, Wolff sei nicht glücklich gewesen?" Es war ein so eigen tümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin rasch einlenkte. "Er schrieb Dir doch von seinem Unfälle, 14 Monate nach unserer Hochzeit?"

"Er hatte das Wein gebrochen?"

"Sagt er weiter nichts darüber?"

"Er schrieb ja so wenig und so flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus seinen Briefen!"

Die Gräfin lächelte, "Meistens schrieb sein Secretär!"

"Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für den armen Verbannten zu ergreifen und ihm Manna in die Wüste zu senden!"

"Nun, die Wüste waren die Tropfen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und das Manna sollte aus einer pommerischen Sandbüche fallen!"

"Ich habe nie verstanden, warum Ihr Hof und Stadt so gänzlich vermißt hat in den ersten und letzten Jahren. Zuerst dachte ich, mein Bruder wäre zu eifersüchtig, daß er seine schöne Frau vor allen Bienen verbergen wollte; als das aber vorhielt, war ich mehr und mehr erstaunt. Offen gestanden, ich dachte nicht, daß Du es aushalten würdest, Hedwig."

"Ja, das meinte sie. Es war ein so bitterer Ton in diesem "so", daß der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er sprang auf und legte mit großer Rast einige frische Scheite in's Kamin, die auch sofort leuchtenden.

"Siehst Du," sagte er, "so muß man es machen, Luft geben, leicht aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, sonst brennt das Ding nie."

Sie sah zerstreut in die Gluth:

"Ja, die Menschen meinen, sie bauen so geschickt und kühmern sich nicht darum, welcher eder Baum dort zu Nichte verbrennt."

"Der Baum ist dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern."

"Es kommt nur darauf an, wie bald."

"Es kommt nur darauf an, für wen."

"Da man aber das für wen nicht dem Baume überläßt, sondern ihn
Es war ein Irrthum.

behandelt wie eine fühllose Sache, so darf man immer annehmen, daß man grausam gegen ihn war.“

Er hatte noch immer in’s Feuer gesehen, jetzt wandte er sich rasch um. 

Marmorene Hände lag auf ihren Hüften.

„Warum bleibe Ihr denn immer auf dem Lande,“ fragte er saft barisch.


Sie sprach sehr ruhig und gleichmäßig, in dem wohllklingenden, weichen Tiefston, der so melodisch und so leise klang, wie riechendes Wasser. Nichts rührte sich an ihr, keine Muskel des Gesichts, kein Finger, nicht einmal die schweren Loden auf ihrer Brust, als atmete sie nicht.

Asmar lehnte sich an den Kaminims: „Ein Krüppel!“ sagte er und startete mit zusammengezogenen Brauen zu Boden.

Endlich hob er den Kopf. „Und womit unterhielt er sich.“

„Wir spielten Scarte, Piquet und Domino und Sechzundsechzig, und dann füchtierte er viel, das machte ihm große Freude.“

„Und dann das Kind!“

Ein helles Leuchten ging über die Gräfin Gesicht. „Ja, Sylvia, als Sylvia herannuchs, da wurde Vieles anders, die gab manche frohe Stunde. Er lehnte sie reiten und konnte stundenlang in der Bahn sitzen, bis sie die ganze hohe Schule, die dünnsten Springe ausführte und aus des strengen Lehrers Munde ein Lob gerügt."

„Und Du lehrtest ihr die anderen Dinge?“

„Ja, soviel wie möglich. Sie spielte wirklich sehr hübsch, Joachim, nicht dilettantisch.“

Er zeigte sich in den kleinen Gesell, den sie vorher eingenommen, und sie ließ sich in den gleiten, vor dem sie eben gesanden.

„Und dann bereitete ich Wolff, auf ein paar Jahre nach Berlin zu ziehen, bis Sylvia fertig erzogen und verheiratet wäre. So kam ich zum ersten Mal wieder mit Menschen zusammen und konnte Musik machen, während er rauchte und spielte."

„Euer Salon machte sogar viel Aufsehen, man sprach von ihm in den Zeitungen.“

Die Gräfin lächelte: „Man tadelte ihn viel, weil er allerlei Leute aufnahm und die Standesunterschiede vergessen wurden. Auch sah Sylvia hier nicht ihren Mann, sondern zu Hause, den Bettei und Majorathen."

„Das war auch weitaus das Beste, da Euch der Sohn verjagt blieb."

„Ich habe mir nie einen Sohn gewünscht.“

„Warum nicht?“
,,Weil Wolff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen."

,,Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem schönsten Mädchen unserer Residenz den Hof machte; damals war sein Veruf ihr gut genug.

,,Du hast Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war denen gut genug, die das Mädchen gern verheiratet wollten, um es aus Sere-
nissimus Nähe zu bringen."

Sie sprach sehr langsam und betonte jedes Wort. Er sprang auf und durchwanderte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen.

,,Und Du selbst? Du wolltest auch nur fort aus dieser gefährlichen Nähe."

,,Ja, ich wollte fort," sagte sie, ohne aufzusehen.

Er ging an den Schreibtisch und begann im Dunst die Photographien zu rücken und die Papiere gerade zu legen.

,,Warum haft Du" — Er vollendete nicht.

carrière zu wagen."

Sie hielt inne. Er hatte sich auf den Schreibstisch gesetzt. Sie stand auf, kam zu ihm heran und erfaßte mit der einen Hand die Stifteel.


,,Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual gesagt habe. Ich dachte, Du liebest ihn, wie er Dich," murmelte Asmar.

,,Aber Du irrstest Dich, Dein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und seine große Bitterniz, ein Krüppel zu sein, entsprang hauptsächlich aus der Erinnerung an seine Triumphe." 

,,Er war verbittert?"

,,Nun," sagte sie und ihre Stimme wurde wieder ganz sanft, ,,mit was hätte er sein Schicksal tragen können? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunst und Wissenschaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn
Es war ein Irrthum.

sehr schwer und sehr drückend sein, und ich war gerade nicht die Frau, die es ihm leicht machen konnte. Wir stimmten in Nichts überein."

"Ich konnte freilich nicht wissen," entgegnete Asmar bitter, "daß es so unglücklich enden würde, und daß Du mit einer unmöglichen und verbtenen Liebe so bleich und still zum Altar gingst, einen Meineid zu schwören!"

"Einer verbtenen Liebe, was meinst Du denn?"

"Hast Du mir nicht eben gesagt, daß Du dort wollest, wegen Cerenissmus? Du wollest vor Deinem Herzen stehen?"


"Ich wünschte, wir hätten all das nicht berührt," stöhnte er, "ich hatte solch ein befriedigendes Biss Cares Lebens in meinem Herzen, ich war froh, Dich noch einmal gesehen zu haben und wollte nun heim, sterben! Siehst Du, Hedwig," und seine Stimme wurde wieder barsch, "Du sprichst von Dir, von Deinem Leib, 'aber warum konntest Du es nicht vergessen über dem Seinen? Dir brach das Herz um Dich, anstatt um ihn! Du sagst, er hatte keine Erziehung, keine Bildung. Ja, was nennst Du denn so? Er war ein Welt-
mann, er verstand alle Sportäs der Reichen, er konnte nicht Musik beurtheilen oder ein Kunstemper kritisiren, aber er war ein tüchterer Offizier, ein intelligenter Junge und ein Herz von Gold!"

Die Gräfin saß starr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein schmerzliches Entsehen. So wurde sie beurtheilt, so, und von ihm! Sie konnte doch nicht ihre eigene Sache verteidigen, sie konnte sich doch nicht loben, nicht die hundert Freunden aufzählen, die sie für den mißmutigen Gatten erfonnen, die Reifen an alle Enden Europas, auf denen sie seine Lauben ertragen und nur auf seine Jeztung bedacht gewesen, nein, sie durfte nicht einmal andeuten, wie sein Leiden ihn schließlich so verbittert hatte, daß er ihr ihre eigene Gesundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur im Sonnenchein der Jugend gefannt, nur gefannt, wie ein blind liebender Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig geblieben. Sie hatte sehr Unrecht gethan, auch nur so viel zu äußern; warum hatte sie aufgewühlt, was sie ihr Leben lang begraben, was die eigene Tochter nicht geahnt; — denn sie hatte verstanden, ihr den Vater als ein Ideal hinzustellen!

Und warum kamest Du nie zurück, da Du ihn so sehr liebstest?" stieß sie schließlich heraus.

"Ich kann nicht, weil er es nicht wünschte, doch wozu all das, Hedwig? Wie sind wir nur auf die alten Geschichten gefommen? Bis zum letzten Abend hatte ich sie glücklich vermieden, nun muß es mich doch noch packen."


Sie blieben beide einen Augenblick still, dann stand Joachim auf. Hedwig schlug plötzlich das Herz zum Zerspringen, sie glaubte, er wollte seinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all diese Berge von Kummers und Mißverständnissen der Seele bleiben! Aber nein, er trat nur an die Pflanzen heran und sagte, indem er ein Palmenblatt bestrich, mit veränderter Stimme:

"Ich ergreifen diese künstlich gezogenen Palmen immer wehmütiglich, seitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort so erscheinen, wie sie mir hier." 

"Und doch hast Du die Fremde lieb, also warum meine Palme bedauern?"

"Ja, ich habe sie sehr lieb, denn ich bin dort nur ganz ich, und das thut ja Jedem wohl; Du fügest auch am liebsten am Klavier. In Singapore bin ich ganz Egoist, ganz Einseidler und Junggeselle. Hier in Europa ist kein Mensch etwas ganz, man gibt sich nicht das Recht dazu."

"Und hast Du Dich nie nach der Heimat gefühlt?"

Es war ein Irrthum.

nach Mecklenburg, als sie wieder heirathete, kam ich in Pension, erst in Schwerin, dann nach Berlin. Daß ist alles höchst interessant! Berzeith, aber alte Männer werden geschwächt."

"Hast Du immer nur gearbeitet, nie gerafft?"

"O, ich war nie besonders fleißig, ich habe viel 'gerafft', wie Du es nennst. Doch nicht zuletzt; mich trieb das Bewußtsein, vom Vater nur ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts."

"Du wolltest reich werden?"

"Nein, ich sprach so viel ich konnte von meinen Zinsen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, standesgemäß erhalten zu können."

Fedwig's Herz stand einen Augenblick still, dann sagte sie in leisem Unterhaltungsston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erstaunen: "Natürlich, Du hast ja auch einen Roman haben müssen, warum hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Japanerin, Judaslein oder Australin?"


Joachims Augen ruhten wehmütig auf ihr. "Nein, sie war nicht aus dem Volke," sagte er, "eigentlich ist mein Roman sehr interessant."

"So erzählte ihn mir doch."


"Lebst sie noch?"


Er ging mit seinen kurzen, raschen Schritten an den Theetisch, hob eine Tasse, die er Hedwig anbot. Sie schüttelte aber das Haupt und sagte nur: „Und Dein Roman?“

„Erst werde ich noch einen dieser Biscuits kosten, sprechen macht hungrig, besonders, wenn man es nicht gewohnt ist.“

Hedwig schwieg, alles Conventielle war in diesem Augenblinde von ihr abgetreift, sie dachte nur an ihn und sah traumberfunden, regungslos da. Er trank langsam die kleine Tasse aus, saß dann das Bildchen auf ihr an, flüsterte: „Reizend,“ trug die Tasse zurück, bevorgang eine Bewegung nach seiner Cigarrettentasche und nahm dann wieder den kleinen Sessell ein.

„Das hätte ich vor breißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir heute meinen Roman erzählen würde,“ sprach er so vor sich hin. „Doch sage mir erst, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht ertragen zu können, sage mir einmal so die Essenz Deiner Kindheit. Warst Du glücklich oder unglücklich, lebtest Du gern zu Hause oder warst Du lieber in der Pension. Vor breißig Jahren warst Du in Altenburg in Pension, wenn ich nicht irre?“


„Vielleicht ist Euch Frauen das Aus sprechen ein Naturbedürfniß, uns Männern nicht.“

„Wenn es ein Naturbedürfniß ist, so bin ich mein ganzes Leben in der Unnatur verblieben. Es hat mich keiner gefragt, Niemand schien sich dafür zu interessieren. Künstlerisch schwärmten sie wohl für mich, und was ich ihnen in Tönen sagte, glaubten sie zu verleben, und sie verstanden doch immer nur sich selber. Die Menschen sind so naive egoistisch.“
"Nicht Alle."

"Siehst Du, Joachim, wir Frauen sehen nicht die Welt wie sie ist, sondern die Welt wie man sie uns zeigt. Wir leben fast ausgeschließlich in die starke Seite des eigenen Hauses eingeschlossen, der Herb ist unsere Welt, und wenn der kalt geblieben —"

"Aber an dich ist es, ihn zu erwärmen."

"O Joachim! Es ist noch nie ein Funken allein, von selber in der Welt entstanden! Es gehören immer Zwei dazu!"

Er lachte rauch: "Du willst mir doch nicht sagen, daß Wolff kalt war, nachdem ich sein Feuer gekannt, seine verzehrende Leibenshaft für Dich. Er war wild, leichtsinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht."

"Du haßt ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, sonst wärst Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwischen uns sich der Funken entünden würde, der die ewige Flamme bilden könnte."

"Dann warst Du wirklich nur eine falte Kosette, denn Du liehest Dir den Hof machen, Du warst freundlich für ihn, Du hörtest ihm gerne zu und freuteß Dich, wenn er so schön zu Pferde saß."

"Ja, gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich sah ihn stets mit schweerterlichen Augen an."

"Das nennen Frauen schweerterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!"

"Dafür schlimmer für uns, wenn wir es sind, wir sind Diejenigen, welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verstanden werden."

"Vielleicht ist es der weibliche Egoismus, der sie verhindert zu sehen, wenn sie leiden machen."

Ein unermessliches Zittern ging durch ihre Lippen. "Ich glaube, so gut das Glück macht, so schlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes Leiden trägt, wird man wirklich egoistischer und füllig gegen die Andern, die vielleicht Trost und Hülfe von uns erwarten hätten."

"Aber Wolfsis Frau sollte doch nicht ein so großes Leiden zu tragen haben! Er war kein roher Geselle. Mein Gott, Du warst viel zu glänzend erzogen für seine einfache Natur, aber er liebte Dich doch und war so gut und ehrlich und treu!"

"Tätrien feuchteten einen Augenblick Asmars Augen. Die Gräfin sagte mit eisiger Rübe:

"Du behenst nicht, was dem vorherging, daß ich Wolfsis Frau wurde."

"Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen," entgegnete er, ihr den Nicken schrund, "es möchte mir sonst gehen wie dem Reiter mit dem Bodenfee."


"Wieder echt weiblich!" meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln.
näher, aber auf seinem Gesicht lag noch ein faulzer Schein, als wäre er einer Todesgefahr entronnen.


„Also auch das nachmals Du für kalte Föttertie?“

„Nein, damals nicht, das habe ich seitdem eingesehen.“

„Dort bei den Rothshäuten? Weißt Du, Zoachim, Du kommst mir gerade vor wie ein junger Maler, dem ein Meister gefagt, es fehlte ihm an Farbensinn, und der Mächtige lang darüber nachdachte, wovon wohl Farbe bestünde. Ich riecht ihm, vor Allem nicht bei Nacht darüber nachzudenken, sondern bei Tag durch die Wiesen zu gehen und die Blumen anzusehen. Du hast meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht sahst und vergessen hattest.“

„Mir sei Deine Mutter ein. Man sollte ein Mädchen stets nach der Mutter beurtheilen.“

„Aber ich soll meinem Vater gleichen, auf ein Haar. Du weißt ja überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter gestanden, ich war viel zu stolz, um irgendein Wort darüber zu sagen, es war doch meine Mutter!“

„Durchschautest Du denn ihre Pläne?“

„Was für Pläne?“

„Ich habe mich falsch ausgedrückt, ihre vorgängige Erziehung entsprang wohl mehr aus selbstsüchtigen und interessirten Motiven, daβ magst Du gesühlt haben.“

„Sie wollte, ich sollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht muts- falsch gewesen, sie hätte mich an's Clavier festgehalten, damit ich demnach perfekt spielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht ergöten, denn von einem Seelenverkehr oder Gedanken austausch war nie die Rede, ihre Ratschläge bezogen sich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an dem untergehenlichen Tage, wo Du mich auschaltetest, jagtest Du von Allem das Gegenstück wie meine Mutter, Du jagtest, was ich als Wahrheit fühlte, gebrauchtest Redewendungen, die ich mich erinnerte, von meinem ewig betrauten Vater gehört zu haben;
waß in meiner Seele schlummerte und tief verschlossen war, das weckte Du. Darum fügte ich Deine Hand und schwieg still, Du solltest nur mehr sagen, ich dachte, ich könnt Dein Schüler werden."

Ein heftiger Windstoß rüttelte am Doppelschüster und sauste durch’s Kamin, so daß Kohlenfetzen rings auf den Teppich gesprüht wurden! Ksmar büßte sich, um alle die kleinen Kohlen auszusuchen.

"Siehst Du," sagte er, "wie gefährlich! Diese Kamine passen nicht für ein solches Klima, aber der Mensch muß immer Alles nachmachen, ob es paßt oder nicht."

Die Gräfin lächelte. "Wenn man nie etwas nachmachen würde, so wäre man noch chinesisch oder japanisch."

"Dieses noch ist löslisch, auf die Chinesen und ihre hohe Cultur angewendet."

"Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht mehr das Glück, Gnade vor Deinen Augen zu finden! Ich sange an zu glauben, daß Dein Roman, die Si, in Deinem Leben einen Schatten auf uns Alle geworfen hat, weil Du eine so entsetzlich schlechte Meinung vom weiblichen Geschlecht überhaupt und von den Europäerinnen insbesondere hast!"

"Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menschen, der die Aufrechterhaltung und Wahrheit liebt."

"Besonders die Chinesinnen mit ihrem verkrüppelten Husßystem scheinen mir ein Typus für Naturwahrheit."


"Ich verdiente Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein Zeichen Deiner guten Laune."

"Meine gute Laune wird aber gleich wieder schwinden, wenn ich auf die Uhr sehe; es ist schier über elf, und seit 25 Jahren bin ich nie später als elf zur Ruhe gegangen."


"Du glaubst, die Berechnung fällt mir so schwer?" Er zog ein zierliches Notizbuch heraus, jeder Gegenstand, den er in Gebrauch hatte, war von übergeordnetem Geschmack, nichts Dungenv人造re, Alles hatte ein besonderes Gepräge. Man könnte ihn, so zu sagen, an jedem seiner Gegenstände erkennen.

11*

Er brachte eine der Lampen in’s Boudoir und setzte sie auf den Kaminpins vor den halb verhängten Spiegel. Hedwig war auch aufgestanden und rief den Lampenschirm herunter, so daß Joachim sie verwundert ansah. Er äußerte aber nichts, sondern nahm wieder seinen Platz ein; dann sagte er: „Ja, es ist besser, das helle Licht, wenn man von Jugendzeiten spricht; man könnte sich sonst einreden, man wäre selbst noch jung.“ Er schwieg. „Du vergisst, daß Du mir noch Deinen Roman schulbig bist,“ entgegnete sie.

Er zog seine Uhr heraus. „Bewilligt Du mir noch eine Stunde, so werde ich Dir auch noch eine bewilligen.“ „Also noch zwei im Ganzen.“ „Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolfs’s Frau gehabt; Du wirst mir dann, kurz ehe ich fortgehe, — ich trau Dir wirklich zu, daß Du die Wahrheit sagst, — eingesehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber sieht Du, mit dem häßlichen Schatten, dem Du in meine Seele auf das Bild von meiner Wolfs’s Frau geworfen, mit
dem will ich nicht sterben. Es wäre doch zu bitter, sollte man sich so geirrt haben sein ganzes Leben. Es ist schon so bitter genug; ich wünschte, ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Bahn, Wolff hätte ein Paradies auf Erden gehabt."

"Und steht die Wahrheit nicht immer höher?"

"Wenn wir darüber streiten, sind wir morgen früh noch nicht weiter. Was heute Wahrheit, ist morgen Lüge und übermorgen Trug und den vierten Tag Veracht und den fünften ein überwundenes Vorurteil."

"D, ich sprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieser speziellen," sagte sie traurig.

"Mein Lebenlang habe ich die Wahrheit als das Höchste geschätzt auf Erden, das klingt so trivial wie alle großen Phrasen, aber praktisch, auf das kleine Leben angewendet, ist es nicht alltäglich. Nur die Berechtigkeit stellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer ungerecht gehandelt."

Sie schwieg, und er erwartete auch keine Antwort; denn was er sagte, schien mehr ihm selbst als ihr zu gelten. Ihr war, als sollte sie sich ganz in die Ecke des Zimmers verstreichen, um ihn nicht zu stören in dem lautem Denken.

"Diese unglückselige Eigenschaft aller Deutschen, ewig zu prüfen, welchen Motiven ihre Handlungen entspringen, hatte mich schon früh gepackt. Ich hatte daher immer so viel in mir zu denken gefunden, daß ich selten aus mir hinausging; darum war mir wohl meiner die fremde sympathisch, nachher, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. gelebt. Wie sie war, willst Du wissen? Sie war liebendend, sie war ein unbewußtes Genie, — und warf alle ihre göttlichen Eigenschaften hin, nur um hoch zu steigen in der Scala, die menschliche Geltende errichet. Anstatt Gottes Werke, Feld und Wald, zu studiren, lernte sie die Formen der Menschen auswendig und verzichtete in sich in die Aufführungen ihrer Laster; nein, nein, sie wäre nicht für mich gewesen, und ich nicht für sie! Wie es alles kam, willst Du gewiß wissen, denn dies ist noch kein Roman, ein Roman muß spannen, soll er den Namen verdienen.

Als Du hastest sie schon früher gekannt?" brachte die Gräfin mühsam her vor.

"Ich, ich hatte sie früher gekannt; aber an dem Abende war mir’s, als füße ich sie zum ersten Male. Es war wie eine Offenbarung. Von der Stunde an fasste ich den Plan, etwas zu verbieten, um heiraten zu können und die Perle zu besitzen."

"Daran wähntest Du die Consolats-Carrièr? Das war zur damaligen Zeit!" die Stimme der Gräfin klang ganz heiser.

"Ich berauchte mich in ihrer Nähe, ich war so selig, als wäre ich von Himmelsmusik beständig umflosset. Nun, ich brauche nicht die ganze Scala der Leidenchaft vor Dir durchzuspielen. Du mußt sie ja kennen!"

"Ja, ich kenne" — antwortete sie.

Er schloß und säh sie lange an, als wollte er das Mäthsel ergründen, als wollte er selbst entschiffen, was er zu hören verfuhrte.

"Also," sagte er endlich, "so ist es denn noch wahr, Du hast den Anderen im Herzen gehabt, tief, tief im Herzen, und mein armer Bruder konnte ihn nicht verdrängen!"

"Nichtsgebend und nicht tobt, Gott verzeih mir’s!" sagte die Gräfin.

"Aber, Joachim, Du bist ja Deiner Liebe auch treu geblieben, was wirft Du mir’s denn vor?"

"Rein, Hedwig, ich bin ihr nicht treu geblieben, denn Treue zu ihr wäre Unreue zu einem Anderen gewesen; ich habe nicht einmal meinen Gewinn in den langen, qualvollen Rächten meiner Einsamkeit erlaubt, sie zu umfangen, weil ich ehrlich fein wollte, bis in den Grund meiner Seele; ich habe nie eine Anderes gekannt, aber ich habe sie auch nicht mehr gesucht, ja ich wäre im Stande, jetzt vor sie hinzutreten und ihr meine fühlte Freundschaft anzubieten. Aber das ist’ eben jetzt; damals mußte ich die Meer zwischen uns legen."

"War es Deiner denn unwürdig, daß Du sie nicht zu Deiner Frau nehmen konntest?"


"Zwart ihr schon so zu sagen verlobt?" stieß die Gräfin heraus, "verlobt, während Du Dich frei geberdetest und vielleicht bei Anderen den Glauben erwecktest, Du liebestest sie?"

"Bei welchen Anderen?"
Es war ein Herrnhut.

„O,“ sagte sie abbrechend, „ich habe einmal von Jemand gehört, sie hätte Jahre lang geglaubt, Du könntest ein wenig Interesse an ihr haben."


„Hedwig sah ihn gespannt an. „Und als Du kamst, war sie todt oder untreu oder was, sprich doch, was?"

„Immer sachte! Ich bin jetzt alt und an längere Reisen gewöhnt, trotz meiner Seligkeit schien mir die Fahrt damals lang.

„In Berlin stand ich — stand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzuteilen hätte, — von meinem Lieb.“

Er schwieg und stand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann an’s Fenster.

„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, sich in die böseste Gesellschaft gestürzt und drohte sich nun umzubringen; und Alle, weil mein Lieb auch sein Lieb war, er aber nicht wagte, um sie anzuhalten, da er meine Liebenschaft kannte, obgleich sie seine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und ward um sie für ihn."

„Du warst ja stets zum Brautwerber auszuleben,“ unterbrach sie mit harter Stimme, „und Du hastest dort, wo Du liebest, denjehen glänzenden Erfolg wie bei mir?"

„Genau denjelen!“ sagte er traurig.

„Dann hatte sie Dich nie geliebt,“ meinte die Gräfin.

„Naturally nicht, das war ja das Traurigste. Noch während ich mit ihr sprach, zitterte mir das Herz mit der leisen Hoffnung, sie würde Nein sagen — der Menich ist sehr egoistisch, wie Du vorhin sagtest — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges sehen, von dem ich Monate gehehrt, aber nein, nur laß, graumam und laß spöttisch maß sie mich. Als

Sie schien ihn nicht gehört zu haben, denn sie sagte wie in tiefen Gedanken:

"Du kannst ihr aber sehr Unrecht gethan haben, ich kann es beurteilen, vielleicht liebte sie Dich auch und glaubte sich nur von Dir verrathen."

"Nein, Hedwig, Frauen sind sehr feinsinnig in diesen Beziehungen; sie hat genau gewußt, daß ich sie gern hatte, sie aber hing weber an mir noch an ihrem Manne, sondern an einem Dritten, scheint's, das wußte ich nur damals nicht."

"Großer Gott," stöhnte Hedwig, dann saß sie wie verwirrt um sich, aber Joachim sprach weiter, als wäre sie nicht im Zimmer.


"Und wie ist Dir deines Bruders Wittwe erschienen?" unterbrach Hedwig ihn.

"Meines Bruders Wittwe? Den Eindruck macht sie nicht. Sie hat mich überrascht. Sie ist eine vornehme Frau, die ihren eigenen Weg geht, die aus dem talentvollen Mädchens zu einer Meisterin entwickelt hat, die das Leid, was sie vielleicht gelitten, allein getragen, die aber von Wolff nichts an sich behalten."

Die Gräfin lachte nervös auf. Sie war wie krank. Was hatte er alles für Berge zwischen sie gebaut seit ihrer Plauderei am vergangenen Abend! Sie hatte ihre Fassung ganz verloren. Sie stand darum auf und trat in's Nebenzimmer.
Joachim blieb in seinen Sessel gebannt, denn plötzlich klangen abgerissene Accorde an sein Ohr, die in eine Chopin'sche Phantasie übergingen. Und diese ging über in eine Polonaise und ihr folgte der Traumermarsch, lauter Chopin; sie aber spielte, wie sie noch nie gespielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tastes.

"Nein, sie ist nur sie selbst, Niemands Frau oder Witwe," sagte er, plötzlich an's Clavier tretend, "sie ist eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unserer engen Vorurtheile gehört. Sie hatte ein Recht, uns Alle ungünstlich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen."

Hedwig war zusammengebrochen, als seine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jeht stand er neben ihr, die Hand auf das Pult stützend, und sah auf sie nieder. Sie aber schien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu sein.

"Wenn Du den Gebanten an sie haft aus der Brust reifen könnt, dann haft Du sie doch nicht geliebt, das kann keiner," sagte sie herz.

"Haft denn Du den Gebanten an den Anderen niemals aufgegeben?"

"Niemals."

"Und das war meines vergötterten Bruders Weib!"

Sie sah zu ihm auf. "O," meinte sie sehr ruhig, "er hat nie etwas davon geahnt, denn er sah mich stets vollkommen heiter. Du weisst's nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn erford ich Zerstreuungen, weil mein Lebensnerv gerissen war; wer mich sah, beneidete mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung sei unbejorgt; sein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Du von mir verlangtest, das habe ich gethan. Wolfs einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Clavierglimmer hätte es in mir getödtet; er ging sogar so weit, zu meinen, sein Leben wäre interessanter, wenn ich ihn sie und da ein ganz wenig eiserneitig gemacht hätte."

"Ich begrüße ihn," sagte Joachim bitter, "wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchste Preis aus Erden, mein Kleinod, wäre mir falt begegnet, statt eines stopsenden Herzens ein Marmorbild, siehst Du, Hedwig, Du haft wirklich keine Ahnung, was Liebe ist, sonst wärest Du nicht im Waun befangen, Du hast ihn glücklich gemacht; und er, den Du liebstest, hat er Dich nicht gelebt, Dein Herz zu beachten?"

Die Gräfin lachte. "Nein, er trat darauf!" sagte sie mit großer Energie. "Ich sah mich von ihm verschmäht in dem Augenblide, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weisen zu dürfen. Was glaubsDu denn, was das ist für ein freiges Gemüth, für eine liebende Frau?"

"Also verschmäht hat er Dich? Und wie hattest Du Dir Deine Zukunft mit ihm gedacht?"

„Ich fange an, mich an den Bodensee zu gewöhnen,“ sagte er mit einem geiferhaften Lächeln, „ich merte, daß ich nicht sterbe an meinem ungeteuren Missgriff.“ Er ließ sich in einen Sessel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.

„Du haßt ja Deine Liebe überlebt, warum solltest Du noch sterben, jetzt, wo Alles vorüber ist?“

„Weil man sein Leben hingeben, die Lanzen sich selbst in die Brust stoßen kann, nur muß man nicht später einfehen, daß man es für eine saure Sache gethan!“

„Das haßt Du eingesehen?“


Er hatte die Arme auf die Knie gestützt und das Gesicht in die Hände versenkt. Einen Augenblick stand die Gräfin hoch aufgerichtet, geisterbleich; und wie eine hehere und fettene Blume, die der Hektiswind niederlegt, sah sie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Gesicht und drückte sie mit Gewalt an ihre Brust.


Eine Blutwelle überschüttete sein Gesicht; keines Wortes mächtig, zog er seine Hände aus den ihren, umschlang sie mit stürmischer Kraft und drückte sie fest an seine Brust. Und sie ließ es willenlos geschehen; ihre Tränen feuchteten seinen Koch; während seine Lippen leise und immer wieder ihr Haar berührten.

Sie war die Erste, die wieder sprach:


„Haidi!“ sagte er hast unhörbar.

„Und Deinen eigenen Lippen zu hören, ich sei eine kalte Holste gehe, jetzt, nach so vielen langen Jahren. O Jo! Das hatte ich wirklich nicht verdient! Du mußt nicht meine schreckliche Lage; Du könntest nicht denten, was es heißt, von eines Menschen Liebesanträgen verfolgt zu werden, in dessen Dienst man steht, und seiner Seele ein Wort darüber sagen zu dürfen, um nicht meinen Brüdern in aller Augen herabzusetzen, und zu hoffen, zu hoffen auf den Einen, wie auf den Erlöser, und er kommt, und das Herz will aus der Brust ihm entgegen, und er sagt: Werde meiner Bruders Weib! — seines Bruders, der in allem sein Gegenheil war!“

„Ich war ein Thor!“

„Rein, Du warst mir treu, Dir, Joachim, den ich geliebt und vergöttert habe, der nie an sich gebacht und der mir in dieser Stunde wieder-geöffnet ist."

Sie stand auf und wandte sich hin und her, als wäre sie unschlüssig, ob sie noch einmal dem Klavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen sollte.

Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtschein hinein. Das brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor sich hingestarrt hatte, zu sich.

„Die Lampen!“ rief er.

„So laß sie doch, Joachim, was geht die kleine äußere Welt Dich an in solchem Augenblick,“ entgegnete sie fast unwillig. Er aber ging in’s Boudoir und trug die kurze vorher auf den Kaminjim’s gestellte Lampe auf
einen Tisch im Saal und traf alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch diese Beleuchtung versagt.

Ihn hatten diese wenigen Schritte aufgerüttelt, sie aber stand noch an's Clavier gelehnt, wie er sie vorhin verlassen. Dieselbe Exaltation lag in ihrem Blicke, und wie er sie so anschaute, versagte ihm der Herzschlag fast vor brennendem Weh. Aber er war gewöhnt, sich zu beherrschen.

,,Ich sing dir den Abend damit an,“ sagte er wie träumerisch, „die Lampe herunter zu brechen, die zu stark brannte, und ende ihn damit, sie vor'm Verlöschen wieder aufzudrehen. Bloß damals war es zeitig, jetzt ist es späte Nacht. Dabei soll ich morgen um 8 Uhr abfahren."

Er hatte das so trübe gefagt, daß auch auf die Grünlin sich ein Schatten legte; wie ein Traum erschienen ihr jetzt die heissen Worte von Liebe und Treue und ihr war, als müßte sie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.

,,Wie oft werde ich in der Ferne mich hießer zurückräumen, wie oft als unge sehener Gast in diesen Räumen weilen." 

Hedwig lachte auf, um nicht zu schluchzen: „Natürlich!"


Sie erwiderte nichts, nur schien ihre glänzenden Augen sich zu trüben.

„Die Bureau-Stunden sind kurz, ich schlafe wenig, doch habe ich nie genug Zeit, ja meistens bin ich gehegt.”

„Oder Du hegst Dich,” unterbrach sie ihn mit gezwungenem Lächeln.

Es wehte wie ein eisiger Hauch um sie; war es nur die Rückwirkung der heissen Worte und Gefühle?

Er sprach unbeherrscht weiter: „Geselligkeit gibt es sehr wenig, ein Feder könnte es nicht aushalten, mir ist aber wohler dort als in Europa!"

Der lepte Säg flang wie eine Frage, sie könnte es doch aber nicht bestätigen oder leugnen?

,,Du haßt Dich nie aus Berlin fortgejehnt?” fragte er plötzlich und sah sie groß an.

Eine unbegreifliche Scheu schnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut stieg ihr in die Wangen. „O nein,” sagte sie emblick.

Er nahm die Augen wieder von ihr, aber augenscheinlich zu spät, denn nun fürchteten sie ihre Wangen auch rot. Hedwig suchte nach einem gleich-
Es war ein Irrthum.

...gültigen Gesprächsstoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, schien eine Anzüglichkeit zu enthalten.

"Warum geht Du eigentlich erst nach Rom?" fragte sie endlich.

"Um Wolfs Kind zu sehen," sagte er zerstreut, und nachdem er es ausgesprochen, errötete er noch mehr und verbesserte sich: "Um Deine Tochter kennen zu lernen."

Wieder schien der Gräfin, als wehte ein eisiger Wind durch's Zimmer, so hart fielen ihr die Worte: "Wolfs Kind" in's Ohr, als ob sie dieselben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, "Wolfs Kind."

Er stand regungslos am Kamin, — sie waren beide im Lauf des Gesprächs in's Boudoir zurückgekehrt, — ihr singen die Knie an zu zittern, was war es nur? Sie mußte an sich halten, daß das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er sah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.

"Wie schön Du bist," sagte er endlich, "schöner als damals. Du warst für die Würde geboren; die Linien Deines Antlitzes sind jetzt erst ganz vollendet."

"O Joachim," sagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, "ich schaue mich so, daß Du mir alten Frau das sagst."

"Mir bist Du nicht alt, denn ich bin immer noch so viele Jahre älter. Sehst Du," fügte er plötzlich mit veränderter Stimme fort, "mir hat dieser eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Dich in meinen Armen gehalten und habe von Dir gehört, — was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann, daß Du mich, mich, wirklich einmal geliebt hast."

"Nein, Joachim," unterbrach sie ihn, "das ist unhaltbar, ich habe Dich nicht geliebt, ich liebe Dich noch!"

Er sah sie unglücklich an.

"Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig," sagte er und ergriff plötzlich wie trampfhaft seinen Hut, "Hedwig, meine Haidi, ich muß fortgehen, weit fort und für immer!"

Er beugte sich über ihre Hand, um sie mit seinen Lippen zu berühren. Sie zogerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurrotte ihr ganzes Gesicht, sie legte ihren Arm auf seine Schulter und sagte:

"Nein, Joachim, Du darfst nicht so fortgehen, Du mußt mich mitnehmen, willst Du?"
Schaff von Staffeldt,
ein deutsch-dänischer Dichter.

Von

Georg Brandes.
— Kopenhagen. —

... wenig gelesen, nie gejungen, selten genannt im Leben; todt als dänischer Dichter achtzehn Jahr vor seinem Tode: aus dem Grabe gerufen durch die Begeisterung eines Literaturkenners sebzehn Jahr nachdem die Erde sich über ihm geschlossen; darauf von der ersten kritischen Autorität Dänemarks (J. l. Heiberg) als grösster dänischer, ja als grösster Lyrischer der Welt gepriesen; dann von einem kleinen, herabschwebenden, scharfsinnigen Kritiker (E. Wieland) biographirt und charakterirt; immer gleich unpopulär im Leben wie im Tode — das war bisher Schaff Staffeldts Dichterschicksal.

Es entspricht seinem Schicksal und seiner Eigenart als Mensch. Er war eine wunderliche und seltene Natur, ein Mißvergnügter und Unzufriedener, reich an Geist, den er immer bis zur Überspanntheit in Spannung hielt, voll Feuer, das ihn selbst verzehrte ohne viel Wärme für Andere abzugeben; treulichständ, treu, enthusiastisch, doch ohne Anmut und ohne Liebenswürdigkeit, ohne die Gabe, die Menschen zu gewinnen oder ihre Einbildungskraft zu beschäftigen; von seiner Jugend ab wie in einen Harnisch steifen Stolzes und strengen, oft pedantischen Ernstes eingeschnürt. Sein Leben rollt sich auf gegen einen Hintergrund beständiger Melancholie, die offenbar einer garten, gebrechlichen Gesundheit und einem angeborenen Hang, die Dinge schwer zu nehmen, entspringend, von unfreiwilliger und vorsätzlicher Einsamkeit genährt, durch Unfruchtbarkeit gesteigert, noch verschärft wurde durch die Qualen de...
Ehrgeiziges, durch eine Hoffnung auf Direttorenm, die getäuscht und unbeschiedigt sich in das Streben nach Rang und äußerer Macht verwandelt. Ein ungültfögliches Naturlell! Ein Charakter, zu ehrgeizig, sich nicht der Disziplin einer Amtstellung zu unterwerfen, um dadurch emporzusteigen, und doch zugleich zu erhebend, zu stolz, zu empfindlich, um auf die Dauer ein gutes Verständnis zu Vorgesetzten und Gleichgestellten bewahren, oder die Selbständigkeit Untergebener vertragen zu können.

In allen äußeren Verhältnissen wird ihm Entgegenkommen, werden ihm sogar Begünstigungen zu Theil; er hat immer offiziellen Jahreswind in seinen Segeln; aber die Betriebung seines Dranges nach äußerer Stellung läßt seine Seele unbeschiedigt. Von Jugend an besitzt er die Gabe, Gist aus jeder Situation zu saugen. Es scheint ihm an der Wiege gefangen, daß er sich nie mit ungetheiltem Sinn den Aufgaben hingegeben könne, die sein Schicksal ihm stellte.


1.

Die Quellen zur Kenntnis von Schack Staffeldts Leben fließen sparlam. Eine nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner inneren Geschichte läßt sich nicht geben. Aber das vorliegende Material ist für einen Kritiker hinreichend, die Hauptpunkte zu beleuchten und die Hauptlinien zu ziehen.

Adolf Wilhelm Schack von Staffeldt wurde am 20. März 1769 auf Rügen geboren. Seine Mutter war ein pommersches Adelstrauben, sein Vater ein deutscher Offizier in dänischen Diensten, der nach seiner Heirath Dänemark verließ und nach Pommern überflogelte, aber unruhig und unzufrieden, wie er war, bald auf Reisen ging, erst Deutschland und Ungarn, später Schweden, Dänemark und wieder Schweden besuchte, bis er 1761

Die andere Broschüre gehört zum Streit über Baggesens „Holger, der Däne“ und P. A. Heibergs „Holger, der Deutsche“, der durch eine abgeschmackte Flugschrift der bekannten Frau Friederike Brun her vorgerungen, ohne Rücksicht darauf, was die dänische Cultur Deutschland verbamte, oder welche Ein- wirkungen die dänische Literatur von ausgezeichneten Deutschen empfingen, nur dem damals in der Gesellschaft herrschenden Aberglaube über die hochmütigen, habgierigen Eingewanderten Luft machte, „die nach rechts und links hochflachend zum Scheitel des Landes emporflommen“, das heißt, die nie eine Gelegenheit verfaumten, das Volk herabzusitzen, in dessen Mitte sie sich durch Hoigunst den Weg zu Macht und Reichthum bahnten. Er nennt hier Dänemark das Land, „wo die Deutschen den Eingeborenen zum
Trock und Hohn noch oben am Tisch füllen, wo deutsche Geburt noch das größte Verdienst ist u. s. w.," und bricht aus: "Fort mit dem Feigling, der nicht das Blut in feinen Adern schäumt, wenn Deutschtum, aber wie man das Ungeheuer nennen mag, seinen eisernen Fuß ihm auf den Nacken setzt."

Man hat, gewiss mit Recht, diesen patriotischen Eifer und Zorn auf den Einfluss zurückgeführt, den Werner Abrahamson jüngst auch ein deutschgeborener dänischer Patriot, als Staffeldts vielseitigster Lehrer an der Land-Kadettenakademie auf ihn ausgeübt hat; man hat den Zusammenhang dieser kleinen antideutschen Schriften mit der ganzen, in jenem Jahr erwachten, nationalen Reaction gegen den deutschen Einfluss in Dänemark erschöpfend nachgewiesen; was man hier aber vor Allem nicht aus dem Gedicht verlieren darf, ist doch der nicht bloß bei Renegaten, sondern überhaupt bei neuen Mitgliedern jeder Nationalität so oft bemerkte Trieb, Geburt und Herkunft dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie mit ungewöhnlicher Leidenschaft die religiöse und politische Gemeinschaft umfassten, die sie aufgenommen worden sind. Die Liebe, die ihre Brust erfüllt, ist aber häufig ungünstig, weil die Gemeinschaft selten geeignet ist, sie zu würdigen und zu erwidern.

Im Uebrigen wissen wir von Staffeldts Jugendleben in Kopenhagen eigentlich nicht mehr, als wir durch eine Ausserung in einem Brief aus Göttingen (1792) erfahren, worin er bemerkt, "trock ununterbrochener Arbeit und ununterbrochenen Unwohlseins sei er hier doch weit glücklicher als in Kopenhagen, wo er viel gelitten, sehr viel, mehr als seine junge Seele und sein zartgebauter Körper zu ertragen vermochten".


Du, zu dessen stilbeprästen Füssen,
Lauern Wimpeln im Hufe statt und Ziel,
Schwellend unter schwerbeladenem Riegel,
Flänenbar und beherrscht zwei Meere steien!

Rodd und Ska. XXXVIII., 118.
Höre mit den ersten Purpurgüssen
Aus der Sonnenurne, in Gewühlt
Freiter Schifftender, mein Saitenspiel
Dich, o Gund, mit Bonnetönen grüßen.

Sieh, ich komm’ auf rother Bogebahn,
Bon der Zeitquell’ sätstet Ahnung nieder,
Ungeborne Zeiten wehn mich an.

Am Gesiab’ erwacht Erinnerung wieder,
Meine Einheit blüht im Insautbild
Wieder auf dem heimischen Gesiab.

Über Schloß Staffeldts nun folgenden, dritterhalbjährigen Aufenthalt in
copenhagen weiß man sehr wenig, nur soviel nimmt man wahr, daß der
junge Premierslieutenant mit mehreren zeitgenössischen dänischen Schriftstellern
verkehrte, daß er einzelne dänische Dichtungen in Almanachen veröffentlichte
und im Herbst 1794 daran dachte, Schiller einige deutsche Gedichte zur
Beurteilung und möglichem Veröffentlichung zu übersenden oder wirklich
überjanzte.

In den letzten Tagen von 1795, also in seinem 27. Jahre, trat er
mit reichlicher Unterstüzung durch Stipendien und aus der Königlichen Kasse
eine fast fünfjährige Reise in’s Ausland an. Der ausgezeichnete Staatsmann
Bernstorff, mit dem Staffeldt frisch in Verbindung gekommen zu sein scheint
— er reist ihn bereits in seiner ersten antideutschen Broschüre — war bei
dieser Gelegenheit augenscheinlich Staffeldts einflußreicher Fürstprecher.

Sein, eigenständisch genug, deutschgeführtes Reisetagebuch gibt einen
interessanten, wenn auch nicht vollständigen Einblick in sein geistiges Leben.
Obgleich halbwegs für fremde Blicke, zum Theil sogar für eine größere
Veröffentlichung bestimmt, ist es doch sein literarisches Produkt. Nicht einmal in
einzelnen Theilen läßt es sich mit einem beliebigen Bruchstück aus Goethes
„Leben und Meinungen“ oder aus Baggogens „Labyrinth“ vergleichen. Es
ist ein, oft mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit verfaßter, in der Regel trockener
und objektiv erzählerisch gestaltet, der eine entsprechend tatsächlich sinnvoll und
wirkungsvoll ist und, obwohl er oft einen einleuchtenden und
denkenden Einblick in ihm hervorruft. Der Ton ist insofern sehr abwechslend, als
man bald die Aufzeichnungen eines Cameralbeamten, bald die eines rationalistischen
Schriftstellers, bald die eines ziemlich deklamatorischen Poeten zu
lesen meint. Es gibt dort mehr beschreibenden Enthusiasmus über Natur- und
Kunstschönheiten als frische, herzliche Freude an ihnen. Aber der Grundzug
ist überall der Drang nach Ausstürtung und jenes Rechtsgesicht, das das
dichterische Jahrhundert Humanität nannte und das seine eigentliche Religion
war. Der Ausstürtungseifer gesaltet sich bei Staffeldt individuell als lebhafter
Verachtung geistiger Stumpfheit und Befangenheit, und das Rechtsgesicht
erhält seinen individuellen Ausdruck in einem etwas altflussigen Moralismus und
Bewusstseins. Da es Staffeldts energetischem Geiste fast völlig an
gemütlichkeit fehlte, da sein Witz — wenn er dann und wann durchbricht —
nie launig oder humoristisch, sondern schneidend, saft cynisch-satirisch war, so mußte er als Moralist notwendigerweise im höchsten Grade Rigorismus werden.


Staffeldts himmlisches Feuer, des Jahres Kreislauf regierend, Sinne-entfesselnder Gott, Funke des ewigen Seins.

Fern unserm Blick du verbirgst dich in fürmig angst'gem Gewölbe, Schmilzt diesen Schemel von Blen, den uns der Winter gewölt.

Komme, in Herrlichkeit komm! mit Deinem Gefolge des Südens, Schimmernde Früchte uns gib! schenke uns den purpurnen Wein.

Leider war Staffeldts künstlerisches Naturell allzu abstrakt-spiritualistisch, als daß dieser Strahl des „sinne-entfesselten Gottes“ seine Poesie hätte berühren können. Dafs er sich sicher davor fühlte, je von der Macht der Sinne berührung und überwältigt zu werden, geht daraus hervor, daß er noch aus Benedig in einem italienisch geschriebenen Brief einen Freund einbringlich ermahnt, die geistigen Freuden denen vorzuziehen, die die Sinne zu gewähren vermögen.

*) Non è necessario il dire a voi che i piacri dell'intelletto ci accompagnano fin alla tomba, e che i piacri dei sensi ci abandonano a mezza strada, o ci rendono ridicoli se restano.

Von seiner politischen Seite lernen wir Staffeldt besonders durch das

Concept zu dem Brief kennen, in dem er Bernstorff von der Ausbucht seiner Reise im Juni 1797 ausführlich Rechenschaft ablegt, ein Brief, der politische Reise, Beobachtungsgabe und Urtheilskraft verrät. Staffeldt zeigt sich hier ganz besselet von den Idealen des Aufklärungsalters, voll von Vertrauen und Bewunderung für den aufgestärten Absolutismus, wie er in Dänemark sich unter dem ausgezeichneten Mann gestaltet hatte, an den der Brief gerichtet ist. Er ist stolz auf die Preisfreude in Dänemark, ja er meint, diese Freiheit sei das unschätzbarste Mittel, die Rücksicht und den Nachdruck monarchischen Ausgleichs mit der Volksthümlichkeit einer demokratischen Verfassung zu vereinen, denn die Preisfreude sei „die Mutter einer edlen Tochter, der öffentlichen Meinung, die eben so viel wert ist als Repräsentation, Parlament und Reichstag“. Dieses Hervorheben der von der freien Presse und der öffentlichen Meinung ausübenden Kontrolle als von gleicher Bedeutung mit einem Reichstag, das niemanden an einem dänischen Liberalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Wunder nehmen; konnte man doch noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert den selben Zug an einem englischen Conservativen wie Lord Beaconsfield finden; aber darüber muß man erstaunen, daß man dieser Auffassung gerade bei Staffeldt begegnet, der von seiner Jugend bis zu seinem Tode ein so beharrlicher Verächter der „Meinung“ war. Es ist freilich klar, daß Staffeldt für seine Person einen Unterschied machte zwischen dem, was er l'opinion publique (das aufgestärte allgemeine Urtheil) und dem, was er Meinung (annähernd „Zeitordnung“) nannte, dennoch aber ist hier ein innerer Widerspruch zwischen dem demokratischen Element seiner politischen Grundanschauung und dem grundherrnkratisch seiner übrigen Denkweise.


Ueber die Ursachen der Revolution spreicht er mit stärker selbständiger Urtheilskraft. Nicht den „vollen Köpfen“ entsprungen sie, sondern den „leeren Magen“. Deutschland drohte seine Revolution. Die Masse einer Nation ver-

Nachdem Staffeldt, vermuthlich vom Grafen Bernstoff angepornt, sich für den Staatsdienst entschieden und 1801 wahrscheinlich auf Graf Schimmelmanns Empfehlung zum extraordinären Assessor ernannt worden war und den Titel Kammerjunker erhalten hatte, diente er im April desselben Jahres als Offizier im Studentenkorps gegen die Engländer, wurde aber bald darauf aus dem Militärdienst verabschiedet und widmete sich nun ökonomischen Studien und der Pflege seines poetischen Talents.

Dagheßab es im December 1802, daß Gehorsamgläser erste Gedichte, einen bisher in der dänischen Litteratur unerhörten Ton anschlagend, der Leserwelt plötzlich neue poetische Ideale und einen neuen Maßstab in die Hände gaben. Es ist kein Zweifel, daß diese Gedichtsammlung einen mächtigen Einbruch auf Schaff Staffeldt machte, einen mächtigeren, als es möglich gewesen
Schack von Staffeldt

wäre, wenn er auf seinen Reisen, statt Allerlei zu studiren, der Entwicklung der deutschen Poesie bei Goethe und Tieck mit sympathischem Verständnis gefolgt wäre. Nun gingen ihm — was freilich bloß eine Vermutung, aber keine unbegründete ist — erst durch Dehlschläger's Gedichte die Augen auf für den großen Aufflammung der Poesie seines Zeitalters. Er, der bisher in seiner Poesie vollständig verloren, farblos und unvollständig getrieben war, er begann nun sich in Volkslieder zu vertiefen, Romanzen zu schreiben, eine nordische Färbung anzustreben und Goethe und Dehlschläger zu studiren, häufig auch nachzuahmen. Die Folge war eine mächtige Gährung seiner Phantasie, unter der Alles, was an Eigenthümlichkeit und wirksamer Urprünglichkeit in seiner Seele lebte, in Schuß geriet; gleichzeitig machte er so rasche und große Fortschritte in der Behandlung der dänischen Sprache, daß er ein Jahr nach Dehlschläger's Entwurf (November 1803) seine erste reiche Gedichtsammlung veröffentlichte konnte. Eine beklagenswerte, unwürdige, aber begreifliche Schwäche — die Bejähmung, man würde ihm Originalität absprechen — veranlaßte ihn, sie mit der nachweisbar ganz unwahren Erklärung zu begleiten, von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken seien nur sechs, die er bezeichnete, nach 1800, also nach Dehlschläger's Hervortreten, geschrieben.


Jene schrieben entweder gelegentlich wie Eidwald, Heiberg oder Winther eine einzelne dänische Dichtung, die Deutschland nie vor die Augen kam, oder sie überzeigten mit zweifelhaftem Glück ihre Werke, oder sie verdoppelt sich
traßt einer zersplitternden Geschmeidigkeit, wie Baggesen, alle aber suchten sie ihren Haupteins durch Dichtungen in ihrer Muttersprache zu erringen und errangen ihn so.


Und hier, wenn ja, war wohl Grund vorhanden, nicht nur Danzbarkeit, sondern Mitgefühl, ja Mitleid an den Tag zu legen: Danzbarkeit, denn den Dänen kommt es nicht zu, Schack Staffeldt einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihre Muttersprache der seinigen vorzog; Mitgefühl, denn man hat nur wenig gedacht, was es in Wirklichkeit für einen schaffenden Geist bedeutet, in einer Sprache zu produzieren, die nicht unmittelbar und ursprünglich die seine ist. Nur wer es selbst ver sucht hat, kann sich einen Begriff davon machen. In der Muttersprache ist Vorstellung und Wort, Bild und Bezeichnung, Gedanke und Ausdruck eins; selbst wo der Ausdruck fehlt, oder sich nicht einfinden will, fühlt sich der Schriftsteller als unbedingter Herr deszelfen, er kann der feinsten Absicht nachspüren, bis sie seiner Absicht gerecht wird, er kann sie formen, bearbeiten, ableiten, ja er kann sie erfinden und doch immer sicher sein, daß sie aus dem Geist der Sprache geschaffen ist und genau das ausdrückt, was er sagen will. Wie anders ist der gestellt, der in einer fremden Sprache schreibt, selbst wenn er so genau
kennt, sie so lange gesprochen und geschildert hat, wie Staffeldt die dänische.
Mag er sich auch vollkommen sicher vor Sprachfehlern fühlen, mögen seine
Briefe auch von den Briefen Eingeborener nicht zu unterscheiden sein —
und wie wenige erreichen selbst diese niedrigste Stufe — wieviel Stufen sind
dann noch zurückzulegen, ehe er dahin gelangt, daß die Worte seinem Ohr
genau mit dem Bereich und der Tragweite, dem Laut und den Gebants-
verbindungen stingen, wie dem Ohr des Eingeborenen, und wie weit ist er
selbst dann noch von dem Punkt entfernt, wo er mit voller Freiheit und
Sicherheit einen vertraulichen Ton anschlagen kann ohne platt, einen hoch-
pathetischen Ton ohne schwülstig oder tonisch zu werden, oder wo er eine
Dialektwendung, ein altes Wort, eine altersübliche Wortform mit Wirkung
gebrauchen kann und überhaupt genau die sprachliche Stimmung, die ihm
vorschwebt, hervorzubringen vermag. Er will mit der Sprache malen, der
Arme, und er weiß nicht, ob in seinen Augen ihre Farben dieselben wie in
denen der Andern sind, er will sie singen lassen und er greift in ihre Seiten
mit unsicherer Hand, nie sicher, ob, ihm selbst unbewußt, dem Instrument
nicht ein Mittton entstießt. Und nun erst in der lyrischen Poese, die auch
nicht den geringsten Mittton duldet! Wenn man bedenkt, daß Staffeldt 1794
ein Gedicht: „An [Paa] den Tod der Erbprinzessin“ veröffentlichte, oder daß er in
vollstem Ernst das dem Wort „Hafen“ entsprechende dänische Wort für Ideal
führen wollte, weil er sich einbildete, irgendwo gelesen zu haben, daß es im
Schwedischen diese Bedeutung habe, wenn man sieht, daß er bei der Durch-
führung und dem Feilen seiner Gedichte Verstöße gegen die Grammatik, nicht zu
reden von Germanismen, ungeschickten Wortformen, steifen und holperigen
Ausdrücken zu entfernen hatte, daß er, kurz gesagt, in einem beständigen Kampf
mit der weichen, geschmeidigen und doch so schwierigen Sprache lag, in der
er dichtete, so bewundert man zunächst, daß er überhaupt dann und wann
etwas so untadelig Schönes hervorzubringen vermochte, wie es seine besten
Gedichte sind.

Schaed Staffeldts zweite lyrische Sammlung „Neue Gedichte“ erschien 1808
in Kiel, wo er sich seit 1807 aufhielt, um dem Hof, bei dem er eine An-
stellung suchte, näher zu sein. Er wurde dem Kronprinz-Regenten empfohlen
und wurde erst zum zweiten Hofkavalier des geistesschwachen Herzogs von
Oldenburg, der aus dem Schloß von Plön unter der Bormundschaft des
Königs von Dänemark lebte, dann zum aufragenden Kammerjunger der
Kronprinzessin ernannt und als diese bald darauf Königin wurde, erhielt er
kraft neuer Ernennung eine feste Anstellung in demselben Amt.

Schaed auf seiner ausländischen Reise hatte er sich von der vornherein
Belt angezogen gefühlt; er hatte in Wien in den angesehensten Häusern ver-
lebt und war trotz seines humanitären Unwillens über Geburtsprivilegien
mit Leib und Seele Kristofert; es war daher sein Wunder, daß ein Hofamt,
bei der nahen Berührung mit der königlichen Familie, die es mit sich brachte,
und der reichlichen Freiheit, die es ihm gewährte, ihm erstrebenswerth er-
schien. Er mußte ja außerdem sein Brot verdienen und von der Poesie konnte er nicht leben.


Dies scheint die Hauptleidenschaft in Staffeldts Leben gewesen zu sein. Wir begegnen ihm zwar in vielen stüchtigen Verbindungen. Er schwärmt und sabelt auf seiner ausläufischen Reise von einer Julie, die er in Dänemark zurückgelassen, er huldigt in Italien einer Therese u. s. w.; seine Dichtungen tragen Spuren anderer, vermutlich nicht langlebiger Passione; für das Glück des dauernden Besieges aber war er nicht geschaffen und es wurde ihm nie zu Theil.
Viel leicht erweckte diese unerwiderte Leidenschaft in Staffeldt den Wunsch, den Hofdienst zu verlassen; ein Wunsch, der jedoch in der die geringe Ausstattung auf rafches Abwanden, durch seinen unbefriedigten Ehrgeiz und vermutlich auch durch das Bedürfnis, seine ökonomische Lage zu verbessern, genähert ward; er war ein schlechter Haushalter und hatte Schulden von seiner Reise her, Schulden, die bei seinem Tode noch nicht ganz bezahlt waren.


Er legte viel Gewicht auf die Nachwolfskommenheit seines Amtes, strebte wie in Cismar sie zu erweitern und kam wie in Cismar in Streit mit allen übrigen Autoritäten. Mit dem Drange, der ihn nie verleugnet, sich und seinen Beruf in einem idealen Lichte zu sehen, pflegte er sein Amt als „das Normalamt“ zu bezeichnen. Er war im höchsten Grade genau, hob oft hervor, daß für einen Geschäftsmann nichts geringsfügig sei, und hatte zum Lieblingspruch: „les bagatelles so vengent!“ Er war höchst formell und
Sagte oft, die Form sei nicht Form, sondern die Sache selbst; er verwandte die größte Sorgfalt an den schriftlichen Ausdruck und entwickelte seinen deutschen Geschäftsstil zu einem Muster an Bestimmtheit und Präcision. Und wie er mit der Formbergüterung des Dichters die aus seiner Stellung und Stimmung entspringende Pedanterie abgelte, so legte er auch etwas von des Dichters idealen und im höheren Sinne naiven Anschlag der Dinge in dem Richterberuf des Amtmannes an den Tag. Seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er oft aus seiner eigenen Tasche Summen hergab, um den Unterschied zwischen Angebot und Börderung der Parteien auszubalancen und so einen Vergleich zu ermöglichen.


Bald kam er bei diesem Benehmen dahin, alle für seine Freunde zu


Selbstverständlich fuhr er fort, der Bewegung in der zeitgenössischen dänischen Poesie mit Interesse zu folgen. Er, der gewissermaßen als Dehlsenschlägers Nebenbuhler ausgetreten war, der zuweilen sich in eine förmliche Wettsiege im selben Berufe über dasselbe Thema mit ihm eingelassen hatte, der ihm im Privatleben vergebens seine Hutigung abgebracht und mit unverbesserlicher Härte abgewiesen worden war, er fühlte sich natürlich während des Streits zwischen Bagge und Dehlsenschläger persönlich zu dem ersteren hingezogen, der außerdem seine dichterische Begabung vollkommen anerkannte. Er spricht sich mit einer kritischen Scharfsichtigkeit, die, früher entwickelt, seiner eigenen Poesie zum Vortheil gereicht hätte, gegen die Wiederaufnahme altmodischer Stoffe und über die notwendige Beziehung aller Dichtung auf die Gegenwart aus. Es verhält sich mit ihm, wie mit Legnère, seine Kritik reicht zuweilen weiter als seine Poesie; beide erkennen sie zum Schluß in der Theorie nur noch moderne Stoffe an. Wenn er über Dehlsenschlägers' bewunderungs-

deutsch) aber sie gehören zu den gefühlvollsten, schönsten und tragischen, die er gebiacht hat.


Zugwischen näherte die Auslösung sich. Er war im Grunde längst mit


Vom Schlage getroffen lag er drei Tage in hülfslosem Zustande, bei anscheinend schwachem Bewußtsein, ohne andere Pfleger als die seiner Haus—halterin und seines Dieners, deren rohe Neuschungen seine letzten Stunden verbittert haben sollen. Er starb am 16. December 1826.
Die Telegraphie in Berlin.

Von

F. Hennicke.

— Berlin. —

I.

Das Haupt-Telegraphen-Amt.


Nachdem die Telegraphie in Bezug auf ihre Betriebsverhältnisse anfangs der fünfziger Jahre sozu sagen aus dem Rachen herausgearbeitet worden war,
erhielt sie eine bleibende Heimstätte in dem Hause Französischerstraße 33 c an der Erde der Oberwallstraße, das noch heutzutage den Zwecken der Telegraphie insofern dient, als in ihm die Telegramm-Annahme, ein Rohstoffamt, ein Fernsprechvermittlungsamt und sämtliche Bureaus der II. Abteilung des Reichs-Postamts — der Abteilung, welche die Telegraphen-Angelegenheiten bearbeitet — untergebracht sind; außerdem enthält das Gebäude im zweiten Geschöß die Dienstwohnung des Ministerialdirektors, welcher die II. Abteilung des Reichs-Postamts leitet.

Zur Zeit der ersten Einrichtung des bezeichneten Hauses für Zwecke der Telegraphie bot es das Bild eines Knaben, der in den Rock eines erwachsenen Mannes schlüpfte: der kleine mochte sich noch so sehr dehnen und reden, er füllte den ihm zur Verfügung gestellten Raum nicht aus; wer, und wenn er selbst zu den Kindern gehörte, konnte damals mit Bestimmtheit sagen, daß der Raum je ausgestellt werden würde! Aber der Knabe, der klein und schwachlich in jene Räume eingezogen war, erwies sich als zum Gesicht der Niesen gehörig: dem Antworts gleich nahm er aus seiner steten Berührung mit der Erde immer neue Kräfte an, breitete sich immer mehr aus, so daß sein Gebäude bald zu eng wurde. Glücklicherweise war um diese Zeit (1875) ein Mann an die Spitze der Telegraphie getreten, der den schnelleren Puls schlug in dem Verkehrssabern nicht nur seines Vaterlandes, sondern der ganzen Welt richtig zu würdigen verstand, und ihm, dem Leiter der deutschen Reichspost, dem Generalpostmeister Dr. Stephan, dessen Initiative das Reich, neben anderen Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens, nicht in lechter Linie zahlreiche umfangreiche und großartige Bauten zu danken hat, die sowohl den Anforderungen des Kunstgeschmacks Rechnung tragen, wie sie den Rücksichten auf hygienische Unterricht des Publikums und der Beamten entsprechen, verdankt die Reichshauptstadt auch das neue Haupt-Telegraphen-Amt.

In der Jägerstraße, da wo sie am breitesten ist, schrägüber dem Monumentalbau der Reichsbank, erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, dessen Erdgeschoß kräftige Nulitaförnzen zeigt, auf welche in den oberen Stockwerken in den Fensterflächen getupfelte Säulen, im ersten Stockwerke joniache, im zweiten dorithische aufsteigen. Das Ganze schließt nach oben in einem breiten Fries allegorischer Knabengruppen von je zwei Figuren ab, die verschiedene aus dem Telegraphenwesen Bezug habende Vorgänge darstellen. Auf dem oberen Hauptgesims ist eine Ballustrade angebracht, deren Eckpfeiler zwei überlebensgroße Eingeführfiguren tragen, deren eine, links, die Post, die andere, rechts, die Telegraphie verjüngtlich.

Auf dem durchlaufenden glatten Architrav des ersten Stockwerkes in der Mitte ist in großen goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Kaiserliches Haupt-Telegraphen-Amt.“

Nur diese Inschrift und die Sinnbilder verrathen die Bestimmung des Gebäudes. Kein Spinnengewebe von Drähten geht in sein Innernes, sein
Publikum bringt sich vor der stets verschlossenen Pforte, um Telegramme aufzugeben — die Telegramm-Annahme befindet sich, wie wir wissen, in der Oberwallstraße — und nur zu bestimmten Stunden sieht man ernstblickende Männer in größerer Zahl an der Türe Einlass heischen oder das Gebäude verlassen. Unter ihnen bemerkt man hin und wieder eine Vertreterin des ewig Beistehenden, die dem eintönigen Bilde einige Abwechslung verleiht. Wenn aber die Anstommenden im Haufe versammeln, und die Gehenden von dem Strome der Straßenvaillanten aufgenommen sind, da lagert wieder die frühere vornehme Ruhe auf der Physiognomie des Gebäudes und nichts verrät, daß innerhalb seiner Mauern des Menschen Hand jener geheimnis- vollen Naturkraft, der Elektricität, die Wege vorzeichnet, die sie wandeln soll.


Die Telegraphie in Berlin.


Wir befinden uns hier an einer Station, wo dem Weltverkehr die unendlichen Bahnen geöffnet sind, wo aber auch der Kleinverkehr nicht minder himmelsbergtigt ist und voll und ganz ebenso berücksichtigt wird wie jener. Ob weit hinten in der Türkei die Völker auseinanderschlagen, ob der Sultan von Sanitar sich geweigert hat, deutsche Landesverbungen anzuerkennen, ob in Oberschlesien die Viehherden ausgebrochen ist, oder ob in Ostpreußen die Korntreife steigen: Alles findet hier seinen telegraphischen Wiederhall, Alles wird aufgenommen, bestellt, weiterbefördert, mit derfeller Sorgfalt, ob es weit her aus der Fremde kommt oder vom grünen Strand der Spree herrührt.


Um der ganzen Welt als leitender Geist ein Director, dem ein Stab von Auffichtsbeamten zur Seite steht. Das Arbeitspersonal zählt 780 Köpfe: 650 Beamte und 130 Unterbeamte. Die Beratung der Beamten, die zugleich auf den Umfang des Verkehrs schließen läßt, stellt sich folgendermaßen. Es sind im Dienste von 7 Uhr früh bis Abends 9 Uhr: 150 bis 200, von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts: 60 bis 94, von 2 Uhr Nachts bis 7 Uhr früh: 17 Beamte.

200 Morse-Apparate, deren aus verabredeten Zeichen bestehende Schrift vom Streifen weg gleich übersehnt und auf das Telegramm -formular geschrieben wird, daneben 60 Hughes-Apparate, deren Schrift in sauberem Typenbruch, wie aus der Buchdruckerpreße für und fertig aus dem Apparate hervorgeht, und 15 andere Systeme sind in beständiger Thätigkeit, um das


II.
Das Telegraphen-Amt in der Börse.

Gleicht der Betrieb des Haupt-Telegraphen-Amtes einem mächtigen Strom, der im breiten Bette majestätisch dahinschleift, so ähnelt derjenige des Tele-
Die Telegraphie in Berlin.

graphen-Amtes in der Börse einem Gebirgswasser, daß, dürftigem Lueslengem-
biete entspringend, ärmlisch dahinsfühl'd, dann aber plötzlich ungeheuren Flußes erhält, bedrohtisch anschwel't, in tosender Hast weiter eilt, bisweilen sogar seine Ufer überschreitet, um dann wieder, nachdem die Hochfluth sich verlaufen hat, in seinem Unterlaufe das Bild eines Wasserlaufs ohne Wasser zu bieten. Hier ist nichts fest, nichts vorauszusehen, nichts zu berechnen. Sprunghaft steigt sich aus der dem Börsianer unheimlichen Geschäftsstille oder „Fläue“, wie der ortsübliche Ausdruck lautet, in Augenblicken politischer oder kommer-
zieller Erregung der Börsenverkehr oft zu einer fabelhaften Höhe, um oft
ebenso scharf auf das denkwürdige Maß herabzusinken, die Spuren des
erbitterten Kampfes in „Ach’s und Krach’s“ hinterlassend; sprunghaft ist der Telegraph zu folgen gezwungen. Wie weit die Grenzen auseinander liegen, in denen der telegraphische Börsenverkehr sich bewegt, ist am besten aus der Vergleichung zweier Tage des verlorenen Jahres zu ersehen: an einem ersten Zehntage, wo Alles Ruhe und Friede athmete, registrierte die Börse ihre
geringste Leistung mit 3019 Telegrammen, am 9. April 1885 dagegen
gingen die Wogen des Verkehrs hoch; an jenem Tage wurde die Zahl
der verarbeiteten Telegramme als die höchste des Jahres mit 9053 Stück
vermehrt.

Daß da, wo der Verkehr unübertisch solche Ausdehnung annehmen kann, ganz außergewöhnliche Betriebsmittel und ganz besondere Einrichtungen erforderlich sind, um, sowohl im Interesse der Telegraphen-Verwaltung als der Börse selbst, Stockungen zu vermeiden, bebarf wohl keiner näheren Begründung.
In der That sind auch die BetriebsEinrichtungen des Börsen-Telegraphen-
Amtes von denjenigen des Haupt-Amtes vielfach verschieden und weichen von
den allgemeinen für den telegraphischen Verkehr vorgesehenen Einrichtungen
in vielen Beziehungen ganz erheblich ab; wie wir bei einem Besuche dieser
Stätte des „auri sacra fames“ maßnehmen werden.

Der eigentliche Börsensaal, der mit einer Pracht ausgestattet ist, wie solche eben nur die Börse bei ihren enormen Einnahmen und bei den großen
ihr zur Verfügung stehenden Mitteln anzuwenden in der Lage ist, verbannt seine Entstehung dem vor einigen Jahren verstorbenen Geheimen Ober-Bau-
rath Stigl, der das Kunststück fertig gebracht hat, diesen Saal nachträglich noch um ein Drittel zu vergrößern, ohne daß die Harmonie seiner Formen im Geringsten gestört worden wäre. Wärmestäuben theilen den Saal, der an Grösse und Gebiegenheit der Ausstattung seines Gleichen nicht hat, in drei natürliche Abteilungen, von denen zwei für die Fondsbörse bestimmt sind, die dritte, später hinzugefügte, der Produktenbörse dient. Hieran folgt sich der
dem telegraphirenden Börsen-Prüfthum zur Besichtigung stehende Korrespondenten-
Raum. Neben diesem, nur durch eine Glaswand getrennt, befindet sich der
Annahme- und Abseitigungs-Saal des Telegraphen-Amtes, der gleich allen
übrigen von der Telegraphie benützten Räumlichkeiten seitens der Börse unent-
geltlich hergegeben ist.
Dressel“ oder „Alles verloren“; welche Gegenfäße zwischen diesen einfachen Mittheilungen!


Die Tagirung ist nicht selten mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, da die Telegramme häufig, namentlich bei erregtem Börsengefährt, so unsicher, nicht aufgeschrieben und, daß auch die geübtesten Beamte sie nicht zu entziffern vermögen. Andererseits hilft die Art und Weise, in welcher die Börsen-Correspondenten das Capitel „Sprachwidrige Zusammenziehungen und Bortbildungen“ beständig um haarräubende Beispiele zu bereichern streben, eine Krippe, an welcher selbst ein Daniel Sanders scheitern möchte. Daß z. B. „Russenzeit“ nicht etwa ein von Russen veranstaltetes Fest, sondern die Festigkeit russischer Papiere bedeutet, kann der Verfasser dieser Zeiten vertragen, es ist ihm auch gelungen zu ermitteln, daß „saumit“ eine Zusammentzung des französischen Ausdrucks „saut misux“ ist, aber es muß es dem Schriftsteller des Lesers überlassen, zu ergründen, was solche Bildungen wie „Conventaccident“, „Effecelelement“, „Stadttaug“ u. dergl. m. bejagen sollen.

Nicht Frankfurter Telegramme und solche, die nicht mit dem Stundungsstempel versehen sind, werden von der Beförderung ausgeschlossen, dagegen werden nicht genügend Frankfurter Telegramme anstandslos befördert, die Feist beträge natürlich nachträglich eingezogen.

Nachdem die Bearbeitung der Telegramme, soweit sie dem Annahme-Beamten zufällt, beendet ist, werden die für das Haupt-Antes bestimmten Telegramme der Postapothe zur Weiterbeförderung dahin zugeführt, die auf dem Börsen-Antes zu befördern den Telegramme dagegen mittels einer mechanischen Anzugsvorrichtung in den über dem Annahmesaal gelegenen Betriebsraum geschafft und hier an die entsprechenden Apparate vertheilt. Die Abtelegraphirung erfolgt genau in der Nummerfolge beziehungsweise nach der Aufgabeszeit; nur die als „bringend“ aufgegebenen Telegramme genießen den Vorrang vor allen übrigen.

Das Börsen-Antes hat keine eigenen nach außerhalb führenden Leitungen; es steht nur durch unterirdisch geführte Kabel mit dem Haupt-Ante in Verbindung, welches an diese Verbindungsleitungen täglich zu den festgefechten
Zeiten die für den Börsenverkehr bestimmten Leitungen anlegt und somit die direkte Correspondenz zwischen der Berliner Börse und den auswärtigen Plätzen ermöglicht.


Die Bedienung der vorhandenen 26 Hughes- und 11 Morse-Apparate wird von 63 Beamten wahrgenommen, während die übrigen 37 Beamten der Annahme, Kontrolle und anderen Verrichtungen obliegen.


Der Abtelegraphireitung der Telegramme folgt die Prüfung, die sich auf die richtige Weiterbeförderung und auf die Zaxierung erstreckt. Zur Eintragung der gedruckten Gebühren sind allein täglich 9 Beamte erforderlich. Vom Stundungsverfahren machen 214 Correspondenten Gebrauch, 88 Procent aller aufgegebenen Telegramme werden gefunden. Die Hälfte, die von ben- genen Börsenbeauftragten, denen die Stundung zugestanden ist, bestimmungsgemäß für einen 1½ monatlichen Zeitraum hinterlegt werden muß, beträgt für einzelne Correspondenten bis 24.000 Mark; die Telegramm-Gebühren, die von manchen Firmen in der Zeit eines Monats gezahlt werden, erreichen die Höhe von 15.000 Mark. Aus diesen Zahlen kann man auf den Um- fang des telegraphischen Verkehrs schließen, der von einzelnen Banken und Finanzgrößen unterhalten wird.

Im Betriebs-Scale kommen auch die von den auswärtigen Börsen hierher gesandten Telegramme an, die nach der Aufnahme am Apparat sofort eine Treppe tiefer expeditiert werden, um im Annahme-Scale, der zugleich für die Auffüllung dient, verlorenaffen und für die Aushändigung an die Empfänger fertig gemacht zu werden. Diese letzte Verrichtung gestaltet sich sehr verschieden
je nach der Zeit. Bis 12 Uhr Mittags wird ein Theil der Telegramme den Abfertigen in ihre Wohnungen, Geschäftslokalen etc. gesandt, ein zweiter Theil bleibt bis 12 Uhr liegen und wird dann von den Besuchern persönlichen abgelangt, ein dritter wird zum Abschalten bereit gelegt. Von letzterem Modus machen 140 Firmen Gebrauch, die täglich durchschnittlich 600 Telegramme zwischen 11 und 12 Uhr abholen lassen. Von 12 Uhr ab — dem eigentlichen Börsenbeginne — erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Mitternacht an Börsendienner übergeben, welche die Abfertigen im Saalgetümmel auffinden. Für jedes in dieser Weise bestellte Telegramm erhält die Börse vom Empfänger 25 Pf.

Den Verkehr zwischen dem Börsen-Anteil und dem Haupt-Anteil, der zur Zeit der ersten Einrichtung der Börse als Annahme- und Ausgabe-Stelle von Telegrammen der Centralstation im Oktober 1862 alle 10 Minuten durch Fahrwerke vermittelt wurde, besorgt jetzt eine mit zwei Rohrpost-Doppel-Apparaten ausgerüstete Rohrpost-Betriebsstelle. In demselben Raum, in welchem diese untergebracht ist, befindet sich auch eine während des ganzen Tages für jedesbeis Publizum geöffnete Telegramm-Annahmestelle. Hier ist der Verkehr besonders in der Zeit von 11 bis 12 Uhr ein äußerst reger. Die Ansammlung von Correspondenten an dieser Stelle ist oft so groß, daß Correspondenten-Raum, Flur, ja die ganze Straße vollgepupst ist. Hier werden die neuesten Nachrichten und ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Stimmung der Börse mit einem Geyer erörtert, den eben nur ein Börsenfundioger zu verstehen in der Lage ist; auf offener Straße werden mitunter die größten Geschäfte abgeschlossen; in dem Gewirr ist es nicht möglich, irgend eine legale Form zu errühlen: ein Nicken mit dem Kopf muß oft für die bebeutendsten Absichtsfuhe genügen; die Anfragen über Dies und Das werden in überzeugender Weise, manchmal mit geradezu schlagenden Gründen sorgfältig beantwortet; hier soll endlich der hauptsächlichstes Entstehungsort der so berühmt gewordenen Börsen-Kalauer sein!


Der ganz plötzliche Einfluß politischer Ereignisse auf den Verkehr wird am besten durch die folgende, der amtlichen Quelle des Archivs für Post und Telegraphie nachgerühmte Schilddung veranschaulicht.

Die russischen Wertpapiere sind durch die Berliner Börse in sehr bedeutenden Mengen untergebracht; Tausendgange dieses Papiere und alle Bortgänge, die solche herbeiführen können, versehle daher niemals ihre Ein-

Die Schwanungen im Laufe der einzelnen Stunden waren ziemlich beträchtlich, besonders aber war die Telegramm-Auslieferung zur Zeit des Börsenbeginns um 12 Uhr eine ganz außergewöhnliche, denn in der ersten Viertelstunde nach 12 Uhr wurden allein 752 Telegramme, unter denen sich 554 bringende befanden, ausgegeben, also in der Minute durchschnittlich über 50 Stück.

Wie groß die Aufregung und Unsicherheit war, die an jenem Tage an der Börse herrschte, ist auch daraus zu ersehen, daß das Verlangen, eben ausgegebene Telegramme zurückzuziehen, überaus häufig gestellt wurde; in 106 Fällen wurden die vor beanstandet Abtelegraphierung aufgesendeten Telegramme von den Aufgebern auch wirklich zurückgezogen.

Die Befürchtungen, die bei der Einführung der Börsensteuer seitens der Preise für den telegraphischen Verkehr geäußert wurden, sind nicht eingetreten. Der verhältnismäßig unbeachtende telegraphische Verkehr, der die Abwicklung keiner Arbitrage-Geschäfte und das Börsengeschäft bei sehr geringen Coursteigerungen umfaßt, ist in Folge der Börsensteuer naturgemäß zurückgegangen, der allgemeine große Verkehr ist bagegen in keiner Weise beeinflußt worden. Ebenso wenig ist die Ursache des thafälligen Rückganges der dringenden Telegramme — von 44% im Jahre 1882 auf 35% im Jahre 1885 — in der Börsensteuer zu suchen. Der Grund dieser Erscheinung liegt lebiglich darin,
daß bei der Aufmerksamkeit, welche die Telegraphen-Vertvaltung dem Telegraphendienste auf der Börse zuwendet, die Beförderung der Telegramme so prompt von Statten geht, daß viele Correspondenten es nicht für nötig halten, ihre Telegramme als dringliche aufzugeben.


Die Benutzung der Fernsprech-Einrichtung steht jedem Börsenbesucher frei. Die Gebühr für eine einmalige Benutzung auf die Dauer von fünf Minuten beträgt 70 Pf. (wovon die Börsen-Vertvaltung 20 Pf. für sich in Anspruch nimmt), für eine Verbindung mit Magdeburg 1 M.

Es werden durchschnittlich im täglichen Berufe, der sich auf die Zeit zwischen 12 und 3 Uhr beschränkt, 800 Verbindungen innerhalb der Stadt und etwa zehn mit Magdeburg hergestellt. Dies und die bösentsägliche Durchschnittsleistung von 5700 Telegrammen sind die Rechtfertigung, mit denen das Telegraphen-Amt in der Berliner Börse seine Bedeutung für Handel und Berufe der Reichshauptstadt geltend macht.

III.

Stadt Telegraphie und Rohrpost.

Ber wundert sich heute noch darüber, wenn er die Straßen Berlins durchwandert, daß ihm an jedem der 100 Postämter der Hauptstadt Gelegenheit geboten ist, Telegramme anzugeben, und daß der Beamte, der ihm ein Telegramm abnimmt, gleichviel ob wohnt er als Wohnungssadresse des Adressaten eine Straße der Hauptstadt des Deutschen Reichs oder berigen von Neusud-Wales trägt, nach Feststellung der Wortzahl ohne Weiteres die Beförderungskosten anzugeben im Stände ist! — Und doch ist kaum ein Menchenalter vergangen, als die Frage noch nicht entschieden war, ob die wenig vorhandenen Telegraphen-Linien überhaupt der Benutzung durch das Publikum freigegeben werden sollten, und als dies geschehen war, da bot es noch lange Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, die Gebühren für Telegramme nach fernsten fremden Ländern zu ermitteln. Diejenigen, die zu jener Zeit Telegramm-Berufe mit dem Auslande unterhielten, mögen sich noch erinnern, daß man bei dem Berufe, die Gebühren zu berechnen, in ein Labyrinth geriet, in dessen verwickelten Gängen allenfalls der Beamte nach eingehendem
Studium sich zurechtzufinden vermochte, während der Laie diesem Rattenkönig von Jonen und Taxquadraten, Terminal- und Transittaxen hoffnungslos den Rücken kehrte.

Nachdem Preußen im Jahre 1849 zuerst von allen Ländern des westländischen Europas die Telegraphie, die vorher ausschließlich Staatszweden diente, dem Publizismus zugänglich gemacht hatte (die gefasste Verfassung der allzeit an der Spitze der Civilisation marschirenden französischen Nation debattierte über die zweckmäßigkeit dieser Maßregel für Frankreich noch im November 1850), traten die 25 Telegraphen-Stationen der Monarchie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit hervor. Während sie bis dahin, für ihre Beschäftigung auf Haupt- und Staats-Actionen angewiesen, ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hatten, ging es jetzt in ihren Räumen lebhafter zu, die Gesellschaft, die ein- und ausging, wurde gemischter, gleichwie die Inhalt der abgehenden und ankommenden Depeschen.

Berlin hatte um jene Zeit etwa 400 000 Einwohner, die ein ruhiges, selbstgenügsames Leben führten und jebefalls nicht daran dachten, daß ihre gute Stadt in wenigen Jahrzehnten eine Vergleichung mit den prunkhaften, reizvollen Hauptstädten der anderen Reich nicht würde scheuen dürfen. Den Stadt-Verkehr, sowohl er sich um den Austausch von Nachrichten handelte, vermittelte die Stadtpost und, in besonders eliten Fällen, ein Dienstmanns-Institut von jenem Genius-Charakter, dem der Genius der Dichtung Unsterblichkeit gesichert hat. Die Stadtpost, obwohl vorzüglich organisiert, konnte nicht viel mehr thun, als die ihr übergebenen Briefe prompt befördern, sie verfing die aber ihre Dienste in solchen Fällen, wo man eine Antwort unverzüglich haben wollte, und es blieb dann nichts anderes übrig, als einen expressen Boten anzunehmen. Der Genius dieser bot keine unbedingte Gewähr für solche Ausführung des Auftrages, denn Rante liebte den Ort, wo man einen Guten schützt, und trennte sich nur schwer von ihm.

Unter diesen Verhältnissen trat die Telegraphie als erstes Mittel des Schnellverkehrs auf den Plan, indem die Central-Telegraphen-Station in der französischen Straße dem Publizismus ihre Pforten öffnete. Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß die neue Art der Nachrichten-Beförderung noch geraume Zeit, nachdem sie der allgemeinen Verwichtung erschlossen wurde, weit davon entfernt blieb, einen vollständigen Charakter anzunehmen, und daß daran in erster Linie die ungemein hoch bemessenen Beförderungsgebühren Schuld waren. So wie dieser Umstand die Ausbreitung der Telegraphie im Allgemeinen hinderte, so ließ er im Besonderen die Stadt-Telegraphie in Berlin nicht auskommen; dazu kam noch, daß bei den damaligen Verhältnissen Berlins ein eigentliches Bedürfnis für einen besonderen Nachrichten-Schnellverkehr tatsächlich nicht vorhanden war. Im Oktober 1861 wurde zwar eine Telegraphen-Station im königlichen Palais eingerichtet und durch Stabel mit der Station in der französischen Straße

Den Mittelpunkt bildete die Central-Station in der Französischen Straße 33c. Sie stand durch unterirdisch geführte Kabel mit den Zweigstationen in Verbindung, die, auf 25 vermehrte, über die ganze Stadt und deren nähere Umgebung einschließlich Charlottenburg hergehten waren. Die gesamten Lehrer mussten über die Central-Station gehen, dies geschah jedoch meist in der Weise, daß die letztere durch eigens zu dem Zwecke aufgestellte Vorrichtungen — Umschalter genannt — die Zweigstationen, welche Depesen auszutauschen hatten, direkt mit einander verbänd.

Die (einschließlich der Centrale) 26 Stadt-Telegraphen-Stationen versorgten zuletzt 1874 ein Gebiet von 59,25 Quadratkilometern mit 826,341 Einwohnern (jetzt stehen außer den jüngsten eröffneten Verkehrsmitteln: Rohrpost und Fernsprecher, den 1.320.000 Einwohnern allein 90 Telegraphen-Betriebsstellen zur Verfügung), so daß eine Telegraphen-Station auf 2,3 Quadratkilometer und 31.782 Einwohner entfiel. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob man sich mehr über die Geringfügigkeit des Verkehrs oder über die Genugsamkeit der Bevölkerung wundern soll. Allerdings fehlt es nicht an Anträgen aus den Kreisen des Publikums auf Erweiterung der Stadt-Telegraphen-Stationen, aber in der Begründung derlei war seltsamerweise nie das Bedürfnis nach erweiterten Verkehrseinrichtungen in den Vorbezug gestellt, sondern vielmehr nur die Notwendigkeit, die Bestellbezirke der einzelnen Stationen kleiner zu machen, da ein solcher von mehr als 2 Quadratkilometer Ausdehnung (an der Peripherie der Stadt gab es Bezirke von mehr als dem doppelten Umfange) für eine Station zu groß sei, als daß Verzögerungen bei der Bestellung der Telegramme vermieden werden könnten. So lange der Verkehr sich in normalen Bahnen bewegte, mochte es angehen, wenn aber plötzlich außerordentlich Ausnahmen von Rechnung zu tragen war, was dann? — Dazu franzte die Telegraphie im
Allgemeinen und die Stadttelegraphie im Besonderen an einem Ubel, daß ihre Entwicklung ernstlich beeinträchtigte und ihr Gedeihen nach der technischen wie namentlich nach der finanziellen Seite hin hemmte, und das war — der Tarif. War er früher zu hoch gewesen, so erwies er sich jetzt — wir wollen nicht sagen als zu niedrig, aber jedenfalls als irrationell. Der Einheitstaf für das einfache Stadttelegramm (20 Wörter) betrug 2½ Gr., d. i. 25 Pf. Die Tarifieinheit von 20 Wörtern war zu hoch, sie ging erheblich über das durchschnittliche Gebührnis der Länge eines Telegramms hinaus, die Gebühr von 2½ Gr. aber war zu niedrig, sie bestand nicht die Selbstzöpfen der Verwaltung, so daß also eine Zunahme der Telegramme nur zur Entstehung eines Deficits b. der Steigerung desselben führte. Das Publizum aber hielt an dem ihm durch Steigerung der Tarifieinheit von 20 Wörtern gewährleisteten Rechte unverbrüchlich fest. Hatte der Aufgeber eines Telegramms seinen eigenen Zweck z. B. mit 12 Wörtern erfüllt, er hätte es für ein Verbrechen gegen seinen Geldbeutel gehalten, wenn er die ihm noch zustehenden 8 Worte dem Staate hätte schenken sollen. Und Klaus wurde einer jener hochwichtigen Zufälle gemacht, etwa in folgender Form: „Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin herzliche aufrichtigste Glückwünsche“, oder ähnlicher Ronsens, nur um die klagende Lücke auszufüllen und das Bewußtsein in der Brust zu tragen, für das gezahlte Geld die volle Leistung erhalten zu haben.

Es ist nicht das geringste Verbot zu den General-Postmeistern Dr. Stephan, daß er durch Einführung der Wortaxe den Telegraphen-Tarif auf eine einfache und vernünftig gemachte Grundlage gesetzt hat. Die Wirkungen der grundstürzenden Neuerung, die mit dem 1. März 1876 in Kraft trat, äußerten sich schon im Laufe eines Jahres darin, daß die Durchschnittswortzahl eines Telegramms, die bei Anwendung des früheren Tarifs 18,3 Wörter betragen hatte, nach Einführung des Worttarifes auf 13,33 sank, d. h. die Länge der Telegramme hatte sich um 27½% vermindert. Damit war der Betrieb von viel überflüssiger Arbeit entlastet, der Betriebs-Mechanismus wesentlich erleichtert worden.

verstanden wird, endgültig unmöglich machen, im Verkehre der Hauptstadt eine erste Rolle zu spielen.

Der mächtige Auswuchs, den Berlin seit Mitte der siebziger Jahre genommen hatte, war für die maßgebenden Kreise schon Veranlassung gewesen, durch Vermehrung der Stadt-, Post- und Telegraphen-Anstalten den wachsenden Bedürfnissen entgegen zu kommen. Die Vergrößerung der zur Hauptstadt des Norddeutschen Bundes gewordenen Stadt und die Zunahme an Bewohnern gingen zwar ungewöhnlich schnell vorwärts, aber immer noch genügte die Art der vorhandenen Verkehrseinrichtungen, es kam nur darauf an, jene Zahl zu vermehren; als aber nach dem deutsch-französischen Kriege die neue Reichshauptstadt beanspruchend schnell wuchs und sie den Weg bis zur Weltstadt in einigen fähnischen Sprüngen zurückzulegen sich anschickte, da sah sich der Schnellverkehr einer Aufgabe gegenüber, die weder durch vermehrte Bestell-Einrichtungen seitens der Post, noch durch die Stadt-Telegraphie gelöst werden konnte. Es behuerte eines neuen Mittels, welches die schonige gleichzeitige Beförderung einer größeren Anzahl von Sendungen ermöglichte, im Gegenbau zur Beförderung auf elektrischem Wege, bei der jede Sendung für sich, Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, übermittelt werden muß. Dem herkömmlichen Verkehrsnispe begegnete der General-Postmeister Dr. Stephan dadurch, daß er im Jahre 1875 die Einrichtung der „Rohrpost“ in Berlin anordnete.


Nord und Süd. XXXVIII., 111. 14
Pumpe. Die auf den Maschinenstationen aufgestellten Luftbehälter — große Kessel aus Eisenblech — stehen einerseits mit den Luftpumpen, andererseits mit den Röhren in Verbindung, und die Einrichtung ist so getroffen, daß entweder verdichtete Luft aus den Behältern in die Röhren (Luftrud) oder verdichtete Luft aus den Röhren in die Kessel strömt (Luftleere).

Durch Signale, die auf elektrischem Wege erzeugt werden, erhält der Beamte des Rohrpost-Amtes die Mittheilung, daß ein Zug nach seinem Amt abgefahren ist. Gleich darauf beleuchtet ihn ein dumpfer Schlag, daß die Büchsen in die Empfangskammer seines Apparates eingelaufen sind. Er öffnet die letztere, nimmt die Büchsen heraus, behält dieselben in der Hand und ordnet den übrigen Beamten an, den neuen vom ihm selbst vorbereiteten Büchsen zu einem neuen Zuge, den er dem nächsten Amt zusendet, nachdem er ebenfalls ein Benachrichtigungs SIGNAL vorausgesandt hat.

Die Beförderung der Rohrpostsendungen erfolgt in viertelstündlichen einanderfolgenden Rohrpostzügen, dann von den Rohrpost-Aemtern ab durch Eilboten, so daß eine Rohrpostsendung, die einem beliebigen Rohrpost-Amt in einem beliebigen Stadttheile Berlins zur Beförderung übergeben worden ist, frühestens in 10 bis 15 Minuten, spätestens in einer Stunde dem Empfänger ausgeliefert wird.

Mit der Rohrpost werden ferner alle den Haupt-Telegraphen-Amten von auswärtig zugehenden Telegrammen benachrichtigenden Verkehre überlassen, in deren Bestellbezirken die Abressaten wohnen, wodurch das Bestellselbstgeschäft wesentlich beschleunigt wird; umgekehrt benutzen die Stabsstationen die Rohrpost, um die bei ihnen ausgegebenen nach auswärtig gerichteten Telegramme dem Hauptamt, von dem aus allein die Abtelegraphierung erfolgt, zu übermitteln.


welch ein Aufwand von Zeit und Kräften erforderlich wäre, um jene 3 Millionen durch Boten zu Fuß oder zu Wagen, oder gar ausschließlich auf elektrischem Wege zu befördern, so leuchtet die Zweckmäßigkeit der Anlage ohne Weiteres ein. Aber vielen Leuten genügt die Briefbeförderung durch Luftdruck nicht mehr: sie ziehen es vor, sich mit ihren Correspondenten von Mund zu Mund zu unterhalten, wozu ihnen der Fernsprecher so bequeme Gelegenheit bietet, und daher kommt es, daß, wenn die Rohrpost auch noch wie vor ihre Bedeutung behält und reichlich in Anspruch genommen wird, doch der Grad der Vermehrung der ihr zur Beförderung übergebenen Sendungen nicht mehr derselbe ist, seit ihr im Fernsprecher ein mächtiger und glücklicher Nebenhüßer in der Gunst des Publikums erstanden ist.
Erinnerungen an Leopold von Ranke.
Von
Georg Winter.
— Marburg.—

Als Ranke vor einem halben Jahre in alter Frische und Müßigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feierte, und als dann zugleich das Erscheinen eines weiteren Bandes seiner „Weltgeschichte“ von Neuem glänzendes Zeugnis dafür ablegte, daß sich der greise Forscher noch im Vollbesitz seiner großartigen geistigen Elastizität und Schaffenskraft befände, da begannen selbst skeptische Naturer der Hoffnung Raum zu geben, daß es dem Altmeister noch vergönnt sein werde, das in hohem Alter begonnene großartige Werk zum Abschluß zu bringen oder wenigstens bis zu jener Epoche fortzuführen, über die wir durch seine früheren Werke eingehend in Bezug auf seine universale Auffassung unterrichtet sind: bis zum Zeitalter der Reformation. Nun ist es doch anders gekommen; noch war er trotz seines hohen Alters erfüllt von großen und weitaussehenden wissenschaftlichen Plänen, mit deren Ausführung er fast bis zu seinem letzten Augenblinke beschäftigt war, noch glaubte er selbst mit der „Weltgeschichte“ seine wissenschaftliche Arbeit, die er als eine Art religiöser Mission aussaßte, nicht erschöpft, da wurde er uns mitten aus seinem rühmigen Schaffen heraus entzogen. Wohl mußte man seit Jahren schon auf sein Dahinscheiden gefaßt sein; denn nicht nur hatte er die dem Menschen im Großen und Ganzen gesetzte Lebensgrenze schon um ein beträchtliches überschritten, sondern er war auch in den letzten Jahren wiederholt von ernsten Leiden heimgesucht worden, die ihn eigentlich niemals vollkommen verlassen haben; aber nun, da, was man schon seit lange, ohne es sich recht gefühlt
zu wollen, fürchtete, eingetroffen ist, empfinden doch Alle, welche dem großen Manne nahe standen, den Schmerz um seinen Hingang eben so lebhaft, als wenn sein Tod ein jünger und plötzlicher gewesen, als wenn es nicht ein Neunzigjähriger wäre, den das unerbittliche Geschick seiner unermüdblichen Tätigkeit entzogen hat. Aber nicht auf die, welche durch Bande persönlicher Art mit dem Besten und Bester verbunden waren, ist die Trauer um das Hinscheiden eines Mannes von der geistigen Bedeutung Rankes beschränkt, sie erstreckt sich auf sein ganzes Volk, auf die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; denn alle Culturnationen der Gegenwart, selbst unser westliches Nachbarvölk nicht ausgenommen, erkennen willig an, daß in Ranke der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts dahingegangen ist. Der Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, muß als ein so gut wie unerfasslicher bezeichnet werden; denn wenn es Ranke auch wie wenigen vergönnt gewesen ist, seine wissenschaftlichen Resultate in einer literarischen Tätigkeit von fächer unvergleichlicher Fruchtbarkeit zum Gemeingut aller Gelehrten zu machen, dann durch seinen Schriften eine Wirkung für unabhäniges Zeit gesichert ist, so wäre doch der Gewinn, welchen seine epochenmachenden Arbeiten der Wissenschaft gebracht haben, ein noch ungleich größerer gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem historischen Lehrgebäude durch die Vol lendung der „Weltgeschichte“ gleichsam die Krone aufzusetzen, demselben die notwendige Ergänzung und den einheitlichen Abschluß zu geben. Wer Rankes Werke mit Aufmerksamkeit und Verständnis liest, dem wird es einen Augenblick zweifelhaft sein, daß sie alle von einer universalen, das Ganze der menschlichen Entwicklung umspannenden Auffassung durchzogen sind, das das Bestreben des Meisters, auch wenn er einen räumlich wie zeitlich befränkten Gegenstand behandelte, doch immer darauf gerichtet war, auch in dem Besonderen das Allgemeine zu klarer Anschauung zu bringen und durch die Gesamtheit seiner Arbeiten die Summe des großen Werdeprocesses der Cultur der Menschheit verständlich zu machen.

Gerade diese Universalität seiner Auffassung, die aus einer unvergleichlich umfassenden und tiefen Kenntnis der Gesamtheit des geistigen Lebens aller Nationen der Culturwelt beruhte, ist es gewesen, welche seinen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge gegeben und sie hoch hinaus gehoben hat über alle die großen Leistungen, welche die historische Spezialforshung unserer Zeit an's Licht gebracht hat. Eine ganze Jüle überraschender und großartiger Einfälle über die der Weltgeschichte immanenten Ideen, durch die der Fortgang der Culturarbeit bebingt wurde, sind in allen seinen Werken vertrat; und die Geschichtsschreibung, wenn sie, wie bei ihm, universalen Geschichtspunkten folgt, in innigstem und lebendigstem Zusammenhang mit allen philosophischen Fragen, welche das menschliche Leben bewegen, steht, so wird man nicht leidt ein philosophisches Problem finden, welches nicht direct oder indirekt von Ranke in langerer oder gedrungenener Form behandelt worden wäre. Ein jüngerer


**) Vgl. die Note am Schlusse dieser Abhandlung.

Aber nicht nur bei solchen einzelnen und außerordentlichen Veranlassungen hat sich diese wunderbare Kraft des Geistes über den Körper gezeigt; die ganze Art, wie er in den letzten 1½ Jahrzehnten seines Lebens seiner unausgesetzten und angestrengten Arbeit abgelegen hat, legt berechtigtes Zeugnis dafür ab. Daß Rantke eben in den Jahren, in welchen der Mensch einer wohlverdienten Ruhe zu pflegen gewöhnit ist, eine ganz beispiellose Fleißbarkeit entwickelt hat, daß eine ganze Reihe der glänzendsten Offenbarungen seines
Genius das Licht der Welt erleuchtet hat, nachdem er schon das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, davon ist die Welt durch die schnelle Aufeinanderfolge jener Werke selbst unterrichtet worden; seine Schaffenskraft ist zum Gegenstand allgemeiner und ungeteilter Bewunderung geworden, die ihren Gipelpunkt erreichte, als Kant es fünfundachtzigsten Lebensjahre mit dem ersten Bande einer im größten Stile angelegten Weltgeschichte hervortrat. Mindern bekannt aber dürfte es in weiteren Kreisen sein, unter wie außerordentlich erschwerenden äußeren Umständen sich diese reiche Geistesfähigkeit entfaltete. Kant erbt seit fünfzehn Jahren selbst weber lesen noch schreiben. Das gesammte ungeheure Material, welches er in seinen Werken benutzte, verarbeitete und zum Theil mit minutöser Genauigkeit analysirt, mußte ihm von dritter Seite durch Botschaften zugeführt werden, während er dann alles, was er schuf, dichtete. Er arbeitete, da eine jüngere Kraft der angestrebten Thätigkeit des Greises nicht zu folgen vermochte, stets mit zwei Assistenten, deren einer des Morgens, der andere des Abends 4—5 Stunden ihm zur Seite war.

Der Grund war nicht etwa eine völlige Erblindung; im Gegenteil erststrahlte sein großes, blaues, geistvolles Fortheraus, welches Rauch mit vollem Recht das Auge des alten Pries genannt hat, noch in vollem, hellem Glänze und konnte, wenn der tiefe Denker lebhaft zu sprechen anfang und von gewaltigen Gedanken völlig durchdrungen war, in einem Feuer leuchten, das jedem unvergleichlich sein wird, der es einmal ausblühenden sah. Aber die Schaffenskraft war doch durch die jahrzehntelangen angestrebten Studien so weit geschwächt worden, daß die größte Schonung unbedingt geboten war. Nicht einmal Briefe hat er in den letzten Jahren selbst geschrieben; auch sie wurde dem Assistenten in die Feder dichtert, nur seinen Namen und in Briefen an besonders vertraute Freunde einen kurzem Gruss hat er hie und da noch eigenhändig geschrieben.

Es läßt sich dem Laien nur schwer anschaulich machen, was es gerade für den Historiker bedeutet, bei seinen Arbeiten auf den Gebrauch des eigenen Auges zu verzichten. Nur ein Geist von der großartigen Spannkraft und der fast wunderbar zu nennden Gedächtniskraft Kantes konnte diesen Schwierigkeiten gewachsen sein. Die Neubeinrichtungen und die steinernen Abweichungen der vorliegenden, zumeist noch dazu in fremden Sprachen abgeschafften Quellen bei bloßem Zuhören herauszufinden und zu erklären, wobei es zumeist auf philologische Attribien in der Aussaffung und Deutung einzelner Worte und Redensarten ankommt, die kritische Analyse ganzer Quellengruppen mit voller Sicherheit vorzunehmen, ohne die einzelnen Quellen gleichzeitig vor Augen zu haben, dazu gehörte in der That eine Fassungsgröße, eine gleichsam intuitive Fähigkeit zur Erkenntnis des Wesentlichen, wie sie nur wenigen Sterblichen verliehen ist. Diese Kenntnis der Arbeitsmethoden Kantes in seiner letzten und fruchtbaren Lebenspode gehört in der That dazu, um die Größe seiner einzigartigen Begabung voll und ganz zu ermeßen.
Erinnerungen an Leopold von Ranke.


Detailuntersuchung doch nur als eine Vorstufe betrachtet werden dürfte. Es war der selbe Geist univerfalen Auffassens und Verstehens, den wir in seinen Werken bemühten, der uns auch aus dieser Rede entgegentrete, die auf uns Alle einen großartigen Eindruck herorbrachte.


Doch ich habe mich lange genug bei dieser kleinen Neuerlichkeit aufgehalten; sie gehörte eben zu jenen kleinen Eigenheiten, die Männern in vorgerückten Jahren anhafteten pflegten und an die man sich gewöhnen muß. Andere ähnliche kleine Launen haben oft zu den ergötzlichsten Szenen Veranlassung gegeben.


Damals war ich sehr frisch, als ich meinen vergeblichen Orientierungsversuchen entrissen und nun endlich in das eigentliche Arbeitszimmer eitirt wurde, wo Rante meiner bereits wartete. Auch hier waren alle Bände vom Fußboden bis zur Decke von gefüllten Bücherrepositorien verdeckt; was meine Aufmerksamkeit aber naturgemäß am meisten fesselte, war der in der Mitte des Zimmeres stehende mächtige Arbeitstisch, der mit Papieren und zum Handgebrauch bestimmten Büchern vollkommen bedeckt war; daneben stand dann ein kleinerer einfacher Tisch, auf dem die Schreibutensilien standen und auf dessen beiden Seiten hier Rante's großer lebender Armstülp, dort der für mich bestimmte Arbeitsstuhl standen. Wir saßen einander also, um einer den anderen leichter verstehen zu können, unmittelbar gegenüber, wenn Rante nicht, wie er namentlich beim Vortragen zu thun pflegte, mit dem Rücken an den Arbeitstisch oder seinen Stuhl gelehnt, stand. Die Arbeit begann an jenem ersten Tage sofort mit einem längeren Dictat, in welchem Rante auf Grund der mir vorgeführten Vorarbeiten den Erstvortrag eines interessanten Abschnittes aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV., jenem in vollendeter abgerundeter Form fixierte. Das Nachschreiben nach dem Dictat eines frei schaffenden und von seinen Gedanken völlig ergriffenen und durchdrungenen Geistes war nun keineswegs so leicht, wie man anzunehmen geneigt ist und wie ich selbst vorher angenommen hatte. Strömten Rante, wie das meist der Fall war, die Gedanken in großer Fülle und Schnelligkeit zu, so pflegte er zu vergessen, daß es unmöglich ist, ohne sich der Stenographie zu bedienen, ebenso schnell zu schreiben, als gesprochen wird. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit sprudelte er dann die Worte fünnlich hervor, und da er leise und zuweilen in Folge der mangelnden Bolderzähne sehr undeutlich sprach, so war es oft unmöglich, ihm zu folgen. Auf der anderen Seite aber war er natürlich im höchsten Maße ungebunden, ja ungünstlich, wenn man ihn in seinem Gedanken- und Redefluss unterbrach. Daß oft hat er dann nicht sein Schrifttal betätigt, daß er gezwungen sei, auf solche Art zu arbeiten, aber er verfügte nie hinzuzufügen, daß das ja nicht etwa ein Vorwurf für mich sein sollte, sondern daß diese Schwierigkeiten eben in der Natur der Sache begründet seien. In der Regel habe ich es später dann vorgezogen, ihm nicht zu unterbrechen, sondern lieber, wenn ich ihn nicht genau verstanden hatte, einzuteilen eine kleine Lücke zu lassen, die ich nachträglich nach dem Sinne ergänzte. Ich durfte dies ohne Bedenken thun, da ich wußte, daß das
Manuscript dann doch noch mehrmals aufs Gewissenhafteste von ihm durchgecorrigit wurde.


Wie konnte er so seuri und gebeizt werden, wenn er das Anbieten des genialen, aber in seiner Weltanschauung noch in einer im Abstehen begriffenen Epoche lebenden Königs gegen die Angriffe, die gegen ihn gleichzeitig und später gemacht worden sind, verteidigte! Wie wusste er so nachdrücklich zu erwiesen, wie sehr das edle Streben des Königs von Zeitgenossen und Nachlebenden verkannt worden sei, wie wusste er so lebhaft sein erstes Zusammen- treffen mit Friedrich Wilhelm zur Zeit, wo derseits noch Kronprinz war, zu schildern: es war in der Marziana zu Venedig, wo Rante damals arbeitete und wo ihn der hochbegabte Kronprinz mit seinem Gefolge aufsuchte. Rante konnte nicht genug rühmen, wie der Kronprinz mit seinem sprühenden Geiste die ganze Untermalung zugleich belebt und beherrscht habe. Und mit wie rührend wehmütigen Worten wusste er dann wieder den tiefen Schmerz zu schildern, der die Seele des Königs erfüllte, als in den Stürmen des Jahres 1848 alles zuzammenzubrechen schien, was ihm bisher heilig gewesen war. Gerade damals hat Rante mit dem König viel verbrucht; den Einbruch, den derseits in jenen Tagen auf ihn machte, hat er in seiner Biographie in dem treffenden Vergleich geschildert, der König sei ihm erschienen wie ein hochbegabter, geistvoller junger Mann, der durch einen Tausch im Examen durchgesessen sei.

Erinnerungen an Leopold von Ranke.

Gelang es mir aber ausnahmsweise doch einmal, ihn auf irgend eine Notiz aufmerksam zu machen, die er übersehen hatte, so war er voll des Danfes, wie er dann überhaupt jeden selbständigen Einwand, den man ihm etwa auf Grund eigener Studien machte, gern berüchtigte und dankbar annahm; nur durfte man natürlich solche Einwände nicht, wie ich das anfangs wohl aus Unerfahrenheit tat, während des Dictats selbst vorbringen, da er dann aus dem Zusammenhange seines Gedankenganges gebracht zu werden fürchtete.

Die Materialien, welche er für die Bearbeitung der Biographie Friedrich Wilhelms IV. zu Rathe zog, betrafen namentlich zwei Punkte, welche seine besonderen Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Erziehung Friedrich Wilhelms, über welche die aus dem schriftlichen Bericht der Königin Louise mit dem Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, erwachsenen Akten ihm vorlagen, und die Eingliederung des ersten allgemeinen Landtags im Frühjahr 1847. Hierüber benutzte er namentlich die Berichte, welche die Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen über den Eindruck, welchen das Berufungspatent bei der Bevölkerung gemacht habe, an die Staatsregierung erstatteten. Durch diese jetzt eingehenden Berichte, deren einzelne den Umfang kleinerer Denkschriften hatten, wurden ihm seine eigenen Beobachtungen aus jenen Tagen besonders lebhaft in's Gedächtnis zurückgerufen, und er pflegte dann, während ich ihm die Akten vorlas, sie und da eine dieser Erinnerungen einzuflechten. Eine dieser kleineren Erzählungen ist mir besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben und verdient vielleicht hier mitgeteilt zu werden.

Um den kleinen Vorfall ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Ranke seiner politischen Auffassung nach, wiewohl er am Getriebe der Parteien so gut wie niemals einen Anteil nahm, doch zweifellos eine konervative Natur war; nicht als ob er für die Befreiung der liberalen Idee kein Verständnis gehabt hätte; wer, der seine Werke auch nur füchtig gesehen, seine Darstellung der englischen Verfassungskämpfe studiert hat, könnte das behaupten? Aber der Grundzug seines Wesens war doch ein conservativer: in den Kämpfen des Jahres 1848 gehörten seine Sympathien zweifellos nicht der Volksbewegung, sondern dem angegriffenen Königshum von Gottes Gnaden. Aber wie er darum doch niemals die extremen Bestrebungen der Absolutisten gebilligt hat, vielmehr ihnen gelegentlich eben so schroff entgegentrat wie den extrem liberalen und demokratischen Richtungen, so hat er mit vorurteilsfreiem Blick das Verfeherte der Maßregeln eigenhändig, welche man ergriff, um der Volksbewegung Herr zu werden; vor allem aber erkannte er klar die Be deutung und Kraft der Bewegung, welche vor dem Ausbruch der Revolution die Herzen seiner denfenden Mitbürger durchzitterte, und indem er dieser seiner klaren Erkenntnis klaren Ausdruck gab, konnte es einen Moment geben, in welchem der conservativer Mann bei seinen Ge fühnungsgegenoffen den Argwohn erregte, als sympathisire er selbst mit der demokratischen Bewegung. Hierin liegt das eigenthümliche Interesse des kleinen
Borfsfalls, den ich hier nach seiner Schilderung, so weit sie mir im Gedächtniß geblieben ist, wiedergebe.


Dieser und andere Vorfaße ähnlicher Art aus jenen aufregten Tagen waren ihm noch so lebendig gegenwärtig, als hätte er sie eben erlebt: er würdigte sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, daß man sie fast selbst mit zu erleben glaubte. Die Studien aus den Acten, in denen sich jene Tage doch immer nur in reflektirtem Lichte wiederspiegelten, erhielten dadurch ein neues individuelles Leben.

Aber diese Studien, so intensiv und eifrig sie betrieben wurden, füllten doch keineswegs die stets sehr hoch bemessene Arbeitskraft und Arbeitszeit Rantes völlig aus. Ich erwähnte schon, daß er immer mit zwei Assistenten arbeitete. Während ich ihn in den Vormittagsstunden etwa von 9 1/2—2 Uhr mit meinen schwachen Kräften zu unterstützen hatte, arbeitete am Abend schon seit einer Reihe von Jahren Dr. Theodor Wiedemann mit ihm, der recht eigentlich seine ausführliche Lebensaufgabe darin zu sehen schien, mit Rante und für ihn zu arbeiten und der dann auch unter völligem Verzicht auf jede eigene Lebensstiftung bis zum letzten Augenblicke ununterbrochen bei ihm ausgebarrt hat. Seine Arbeitsstunden lagen — ebenfalls Sonntags wie an
Bochentagen — Abends von etwa 7 bis gegen 12 Uhr, behnten sich aber oft auch bis weit über Mitternacht hinaus aus. Biedemann war namentlich unermüdlich in den sehr mühsamen Arbeiten an Korrekturen, die er, soweit nicht besondere Aenderungen vorgenommen werden sollten, allein bestreitet, außerdem aber leistete er Rante unentbehrbare Dienste dadurch, daß er, unterstützt von einer außerordentlichen bibliographischen Kenntnis, auf den Bibliotheken der Bücher heraussuchte, die den jeweiligen Studienkreis Rankes betrafen, und ihm dann heie und da selbständig lange Auszüge über Fragen, die ihn besonders interessierten, machte. Rante selbst bestreitet mit seiner Assistenz namentlich die neuen Ausgaben früherer Werke, die beständig neben den in Ausarbeitung befindlichen neuen Arbeiten hergingen. Doch war diese Arbeitszeitigung zwischen Biedemann und mir keineswegs eine strikte. Zuweilen wurden die am Vormittag in Gemeinschaft mit mir begonnenen Studien am Abend mit Biedemann fortgesetzt, so daß sich dann jeder von uns an der Hand der letzten Quellenergizperte über den augenblicklichen Stand der Forschung Rankes orientieren mußte, was natürlich oft nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war.

gestattete, ein längerer Spaziergang im Thiergarten, den er noch im höchsten Alter oft sehr weit auszudehnen vermachte und bei dem sein Diener sein ständiger Begleiter war; gegen 4 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, nach welchem er sich etwa 1 1/2 — 2 Stunden Schlaf gönnnte, dann folgte wieder die etwa fünfstündige Arbeitstzeit des Abends. Abweichungen von dieser Tageseinheitung oder Unterbrechungen der Arbeitstzeit fanden verschwindend selten vor. Besuche, die etwa während der Arbeit kamen, wurden in den meisten Fällen abgewiesen. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man das und befand sich nur zu den beiden Tageszeiten, in denen er Besuche annahm: zwischen 1 1/2 und 2 Uhr Mittags nach Beendigung der Vormittagsarbeit, und Abends gegen 1/2 Uhr, bevor die Arbeitstzeit des Abends begonnen hatte. Ausnahmen wurden fast nur bei Besuchen der allerhöchsten und höchsten Herrschaften des kaiserlichen Hauses gemacht, die nicht selten die stillen Beglacung des städtischen Geleiters auffanden. Bei solchen Gelegenheiten hoher Besuche kamen dann die, und da die ergötzlichsten kleinen Szenen vor, da Monate stets im Schlafröck arbeitete (in dem er übrigens auch fast alle Besuche empfing) und die für den Empfang des hohen Besuches erforderliche Umkleidung ihn in die größte Unruhe und Ängstlichkeit verfiel, sehr häufig wurden ihm die damit verbundenen Unbequemlichkeiten durch die zarte Rücksicht der Besucher erzart, indem dieselben alsbald hinter dem anmeldenden Diener in das Arbeitzimmer eintraten und so den alten Herrn nötigten, in seinem Arbeitsanzuge zu bleiben. Die Frage, ob ein angemeldeter Besuch im Schlafröck empfangen werden dürfte oder nicht, führte sehr oft zu lebhaften Diskussionen mit der bravten Wirthschafterin, die dann als letzte Instanz den gerade anwesenden Assistenten anzuweisen pflegte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es allen Besuchern nur in hohem Maße erwünscht war, wenn sich der alte Herr keine Unbequemlichkeiten auferlegte, und so hatte die Wirthschafterin in den meisten Fällen Recht, wenn sie einigten Schlafröck verordnet.

Einmal aber wurde die Arbeitstzeit während der Jahre, da ich Rankes Assistent war, durch eine kleine Reise unterbrochen. Es war die letzte, die er unternommen hat; später wollte ihm der Arzt, trotzdem Rante namentlich zu den Sitzungen der Münchener historischen Commission gern einmal gereist wäre, die Erlaubnis dazu nicht mehr geben. Damals aber erhielt er sie noch und benützte sie, um einer Einladung des ihm innig befreundeten General-Feldmarschalls von Manteuffel nach seinem Landgute Töpper Folge zu leisten. Er nahm zum Erstaunen der Wirthschafterin, die das noch niemals erlebt zu haben behauptete, keine Bücher mit, sondern wollte nur seiner Erholung und dem vertrauten Gedankenaustausch mit seinem Freunde leben. Aber Frau Töpper — so heißt die brave und beifällig aufopfernde Wirthschafterin, die den alten Herrn mit rührender Sorge pflegte — hatte doch richtig vorausgesessen: er blieb seinem Borjage nicht treu. Sie hätte es auch ein Mann von so rastloser Arbeitstiefe 14 Tage lang ohne Arbeit aushalten sollen? Als er zurückkehrte, hatte er mehrere Neberräumungen für mich bereit,


War ich schon durch diese geniale Leistung in das höchste Staunen versetzt, so schlug mir förmlich mein Herz höher, als er mir im Anschluß daran mittteilte, er habe in Topper beschlossen, eine „Weltgeschichte“ zu schreiben; er wünschte aber, daß dieser Plan einstweilen noch geheim gehalten werde. Offenbar wollte er später die literarische Welt mit der Ausführung ebenso überraschen, wie mich jetzt mit der Mittheilung des Planes. Man ermittelt leicht, von welcher freudigen Bewunderung über den greisen Forscher ich damals ergriffen wurde; denn darüber konnte doch von vornherein kaum ein Zweifel sein, daß, wenn es dem hochbejahrten Manne noch gelingen sollte, den großen Plan, wenn auch nur als Bruchstück, zur Ausführung zu bringen, das so entstehende Werk zu dem Tiefsten und einheitlich Durchdachten gehören werde, was bisher jemals über das Problem der Universalgeschichte geschrieben worden war. Anfangs nahm ich an, daß Ranke mehr eine Art Philosophie der Geschichte in kurzer gebungener Form im Auge habe, da doch nur für eine solche die Ausführung, sie zu vollenden, vorzuliegen schien. Auch wußte ich, daß sich unter seinen Papieren ein kurzer Entwurf einer Universalgeschichte befinde, der ihm berein als Grundlage zu den Vorlesungen gedient hatte,
die er in Tegernsee dem Könige Max von Bayern gehalten hatte. Die
wenigen Einblicke, die mir in diese grandiose Stizje einer Idee der Universal-
geschichte vermittelt worden waren, hatten mich mit höchster Bewunderung
erfüllt, und so glaubte ich denn, er beabsichtigte im Wesentlichen eine Ausführung
jener Stizje, eine kurze Darlegung seiner leitenden Iden über das Ganze
der Entwicklung der Menschheit ohne jedes Eingehen in das Detail der
Forschung. Aber sehr bald wurde ich darüber belehrt, daß der über
achtzigjährige nichts Geringeres beabsichtigte, als eine „Weltgeschichte“ im um-
fassendsten Sinne des Wortes, nicht bloß eine Darlegung der universalen
Erignisse, sondern eine eröffnende Darstellung auf Grund eingehensten
eigenen Studiums sämtlicher Quellen. Wohl wurde gleichsam als Einleitung
jener kurze Entwurf — es war ein mäßig großes, sauber geschriebenes
Quartoheft in blauer Pappe, welches sich zweifellos noch in seinem Nachlasse
vorfinden wird — noch einmal vorgenommen, unmittelbar darauf aber ging
er an die umfassendsten Detailstudien in den Quellen zur Geschichte des
Alterthums. Ich habe ihn damals nach der Lectüre jenes Entwurfs, der
mich in seiner großartigen Einfachheit und gedrungenen Kurze mit Begeisterung
erfüllte und mir zu dem Besten zu gehören schien, was in überflächlicher
Form über den großen Gang der Weltgeschichte gefagt werden könne, gebeten,
zunächst diesen Entwurf selbst, so wie er da war, drucken zu lassen; denn
ich konnte mich einer gewissen Beratung nicht erwehren, wenn ich daran
dachte, wie es möglich werden solle, in dieser umfassenden Weise, wie er die
Sache jetzt angriff, auch nur einen kleinen Theil des Planes zur Ausführung
zu bringen. Daß es ihm noch vergönnt sein werde, faßt ein volles Jahrzehnt
in voller Rüstigkeit an diesen Riesenwerke zu arbeiten, wagte ich damals
nicht zu hoffen. Aber mir selbst war es dann noch beschrieben, das Werk
unter meiner bescheidenen Mitarbeit bis zur Zeit Constantin's des Großen
voranschreiten zu sehen und mit immer steigender Bewunderung die geniale
Sicherheit zu beobachten, mit welcher er den ungeheureu Stoff in vermähltnis-
mäßig außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen verstand.

Das Werk selbst, dessen jechs bisher erschienene Bände (der siebente
befindet sich, im Manuscrupt fertiggestellt, in seinem Nachlasse) in aller Gänden
fin, legt das glänzendste Zeugnis dafür ab, mit welcher Gründlichkeit die
Studien dafür von ihm betrieben wurden, wie er sich nicht mit der allein
schon gewaltigen Aufgabe begnügte, seine Darstellung voll und ganz auf dem
Standpunkt der neuesten Specialforschungen zu halten, sondern, darüber
hinausgehend, selbständig theilnahm an der weiteren Förderung dieser Detail-
untersuchungen, wie er aber daneben oder vielmehr darüber und vor Allem
den großen Zusammenhang der Welterignisse zu verstecken und verständlich
t zu machen bestrebt war. Diese großen Ideen, welchen er Ausdruck zu geben
rang, in beter personlicher Verührung mit ihm gleichsam in seinem Geiste
erschienen zu sehen, das war für mich ein wissenschaftlicher Gewinn, wie er
großer kaum gedacht werden kann. Hier offenbarte sich so glänzend wie nie

Mit freudigem Dank blickte er bei diesen Studien aus den klassischen Autoren auf die Zeit seiner Ausbildung in Schulpforta zurück, der er die gründliche und tückige Grundlage seiner klassischen Bildung verdankte, welche ihm auch jetzt, nachdem er Jahrzehnte lang ausschließlich den Studien aus der neueren Geschichte gewidmet gewesen war, nicht verflog. Mit größter Leichtigkeit und nie versagen dem Scharfsinn analysierte er die klassischen Autoren in Bezug auf Herkunft und Entstehungsort ihrer einzelnen Nachrichten.

In hohem Maße erleichtert wurden ihm diese Studien dadurch, daß die bei weitem meisten der Bücher, denen er bedurfte, in seiner eigenen reichhaltigen Bibliothek vorhanden waren. So befand er vor allem fast alle griechischen und römischen Historiker in vortrefflichen Ausgaben. Aus der anderen Seite aber trat dann die und da wieder als sehr störende Hemmnis die in der Bibliothek herrschende Unordnung hervor, deren ich hier noch mit einigen Worten geboten möchte.

Ich habe schon erwähnt, daß jeder meiner Vorgänger den Beruf gemacht hatte, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen; ja die Ordnung der Bibliothek wurde jedem von ihnen, so auch mir, bei der Anstellung als
eine der Aufgaben bezeichnet, deren Lösung ihm obliege. Auch existierte aus früherer Zeit ein fachlicher Katalog in einem großen Holobände, doch entsprach derfelbe weder dem damaligen Bestande der Bibliothek, der sich seit der Anlage jenes Katalogs um das Lehnsfache vermehrt hatte, noch deren Aufstellung, so daß er für eine Neurordnung so gut wie gar nicht verwendbar war. Wie meine Vorgänger, so fand ich auch anfangs diese Neurordnung sehr ernst auf und arbeitete am Nachmittag, während Rante spazieren ging, faßt täglich mehrere Stunden in der Bibliothek. Und zwar machte ich zunächst nur einen Versuch, die größten Unsicherheiten der Aufstellung zu heben. Nicht selten kam es vor, daß der erste Band eines Werkes im Zimmer A, der zweite im Zimmer C oder D stand; in der Reihenfolge, wie sie angefacht waren, waren sie oft auch aufgestellt worden. Ich begann also damit, die zerstreuten Bände größeren Werke mit einander zu vereinigen. Das ließ Rante noch gelten und belobte mich sogar wegen meines Gifung. Rummehr beschloß ich, wenigstens die Abteilung, welche zunächst für die weltgeschichtlichen Studien gebraucht wurde, klassische Philologie und alte Geschichte, systematisch zu ordnen. Aber da zeigte sich denn bald, woran die Versuche meiner Vorgänger gescheitert waren. Als Rante eines Tages vom Spaziergange zurückkehrte und bemerkte, wie ich grundsätzliche Anderungen in der Aufstellung, die bei einer Ordnung eben unvermeidlich waren, vornahm, rief er lebhaft und beinahe entrüstet aus: „Rein, hören Sie, lieber Herr Doctor, das geht nicht an, Sie nehmen mir ja die Bücher aus dem Gesichte heraus, in denen sie bisher standen; dann kann ich ja, wenn Sie einmal fortgehen, gar nichts mehr finden.“ Er war eben an die Unordnung der Bücher so gewöhnt, daß er sich mit seinem großen Gedächtnis noch einigermaßen in derselben zurecht fand; er wußte bei den meisten Büchern wenigstens ungefähr, wo sie standen. Er erklärte mir in Folge dessen, daß jedes Buch in dem Gesichte, in welchem es einmal stehe, verbleiben müsse; nur innerhalb des Gesichte dürfe geordnet werden. Daß auf diese Weise eine Ordnung einer völlig ungeordneten Bibliothek nicht möglich sei, war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und so gab ich meine unter diesen Umständen vergeblichen Versuche auf: es blieb Alles beim Alten. Das hatte dann aber natürlich eine Erhöhung der Schwierigkeiten, welche an sich schon mit der gemeinsamen Arbeit verbunden waren, zur Folge. In der Regel war ein Buch, wenn es gebraucht wurde, nicht zu finden. Ich bemachte einen fürtlichen Schreck, wenn mich Rante während der Arbeit ersuchte, dieses oder jenes Buch zu holen. Denn ich wußte, daß er in der Ungerseh, die Arbeit fortzusetzen, mir selten länger als zwei oder drei Minuten zu suchen Zeit ließ; dann kam er hinter mir her und brach in Flagen aus, daß er durch so lange Unterbrechungen ganz den Zusammenhang seiner Gedanken verliere; das gehe nicht an, wir müßten das Buch ein ander Mal suchen usw. Seine Flage, die er manchmal vernehmen ließ, es müßte wohl ein Kobold in seinem Pause sein, der ihm gerade die Bücher, die er brauche, steils verwirre, sich

Diese und ähnliche kleine Schwierigkeiten veranlaßen ihn natürlich zuweilen zu den lebighaftesten und scheinbar verzweifelten Plagen, die etwas sehr Peinliches für mich gehabt hätten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie sich naturgemäß bei allen Assistenten wiederholten. Es kam ihm dann eben nur klar zum Bewußtsein, ein wie großes Hemmnis für ihn darin liege, mit fremder Hilfe arbeiten zu müssen. „O, ich armer Schein,“ rief er dann wohl einmal aus, „wenn ich auf einen ganz hohen Berg steige, kann ich mein Unglück nicht übersehen.“ Vehemente Anfeuerungen der Klage über sein Geschick wiederholten sich so oft, daß er angangs glaubte, sie seien dadurch veranlaßt, daß er speziell mit meinen Leistungen unzufrieden sei. Ich konnte nicht umhin, ihm dieses Bedenken einmal offen zu äußern; da beruhigte er mich aber mit Worten warmer Anerkennung meiner schwachen Verdienste, welche mich ebenso überraschten als erfreuten. Seine Plagen galt, so sagte er dann, nicht meinen Leistungen, sondern seinem Geschick, durch welches seiner Arbeit naturgemäß manche Schwierigkeiten erwuchsen. Auch waren diese Plagen, wie ich dann bald merkte, keineswegs so ernst gemeint, als sie lebhaft geäußert wurden; sie waren ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden; er jammerte und plagte manchmal vor sich hin, ohne es selbst zu wissen, so 3. B. regelmäßig des Morgens, ehe er mit der Arbeit begann.


Erinnerungen an Leopold von Ranke.

223
wurde die Arbeit Stunden lang geförderd; und erst, wenn das letzte Wort des Dichters verkündet war, forderde die Natur wieder ihr Recht; der von einer grandiosen Energie zusammengehaltene Körper klappste fürmlich sichbar zusammen, wie eine zu straff gespannte Fächer.immer und immer wieder hat mich diese staunenswerte Willenskraft zur größten Bewunderung hingerissen. Ohne sie wäre die beispiellose Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens, die faft bis an den Rand des Grabes fortbauernte, unmöglich gewesen.

Und bei allen diesen kleinen Nöthen des Lebens, welche unvergleichliche Munterkeit und Heiterkeit der Seele hat er sich allezeit bewahrt. Wie brachte er allen den großen und kleinen Interessen des Tages Sinn und Verständnis entgegen, wie lebhaft nanm er persönlichen Anteil an dem Ergehen Derer, für welche er einmal ein näheres Interesse gefaßt hatte! Mittel in der Flüle der Studien, welche sich auf die höchsten Probleme menschlicher Erkenntnis bezogen, hat er sich allezeit ein warmes Herz für seine Mitmenschen und vor allem für das, was seine nächste Umgebung anging, bewahrt. Wie konnte er doch im Kreise seiner Kinder und Enkel so echt menschlich fröhlich und mittelstam sein, wie nanm er doch so warmen Anteil an Allem, auch dem Kleinern, was sie und seine sonstige Umgebung betraf. Und welche Flüle von Gemüt legte er oft in den Briefen an den Tag, die er an seine Familienmitglieder oder an seine vertrauten Freunde schrieb. Trotz aller der kleinen Schwächen und Unredlichkeit, welche auch diesem großen Mann natürlich anhafteten, mußte man bei längerem Berühren mit ihm den Menschen ebenso lieben lernen, wie man den Forscher bewundernt. Mit dankbarer Freude und inniger Rührung werde auch ich stets des warmen Anteils, den er mir auch, nachdem ich von ihm geschieden war, bewahrtete, und der ja die reinen Beweise seines mich beglückenden väterlichen Vaterliebens, welche er mir gegeben hat, gedenken. Gleich mir aber werden alle jüngeren Nachfahrhend, denen er als Forscher wie als Mensch ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, sein Denken in Ehren halten. Was er der Wissenschaft gewesen ist, das voll und ganz zu verstehen, ist Jedem die Möglichkeit gegeben, der den epochemachenden Leistungen seines Genius Sinn und Ver- ständniss entgegenbringt. Aber nicht bloß seine literarischen Leistungen, sondern auch seine anregenden persönlichen Einwirkungen auf die jüngeren Studiengenossen, die ihm in irgendeiner Weise nahe getreten sind, sichern seinem Namen und Werken die Unsterblichkeit, welche nur den Besten der Nation beinhabsen ist. Wenn dereinst die Mute der Geschichte die geistige Bewegung unseres Jahrhunderts zu schildern unternehmen wird, dann wird unter Denen, welche dem wissenschaftlichen Leben unserer Zeit Antrieb und charakteartheisches Gepräge verliehen haben, der Name Rante stets unter den Ersten genannt werden. Und je mehr man sich in die weisen und manig- faltigen Schöpfungen seines unvergleichlich tiefen und vielseitigen Geistes ver- senken wird, um so mehr wird zur allgemeinen und klaren Überzeugung
der Böller werden, was in den Kreisen seiner Fachgenossen schon längst eine unbestrittene Wahrheit ist: daß Ranke nicht nur der größte Geschichtsreiber des 19. Jahrhunderts, sondern einer der tiefsten historischen Denker aller Zeiten gewesen ist. *)

Die letzten Weehow.
Eine märkische Studie
von
Philipp zu Eulenburg.
— München.—

Ihr Herr Onkel ein umgänglicher Mann?“ fragte der Doctor, und sein forschender Blick heftete sich plötzlich mit einem gewissen Interesse auf den Baron. „Ich beabsichtige morgen früh nach Weehow zu fahren.“

Es war ein mertwürdiger Gegensatz, das unbedeutende, steischige Gesicht des jungen Offiziers mit dem schmaken, weibblonden Schnurrbärchen, und der große, knochige Kopf des jungen Arztes mit dem wuchernden schwarzen Bart.

Der Baron streckte sich behaglich auf dem grünen Sammetsofa des Restaurationslocales, während der Kellner eine neue Flasche Deidesheimer zwischen den einwärtsgebogenen Knien entfachte.

„Mein Onkel,“ erwiderte er, „soll sehr liebenswürdig sein, wie man sagt. Ich bin niemals zu dieser Erscheinung gekommen! Ein alter Mann, der flapperbürt ist, sein hattiges Gesicht glatt rasirt, den ganzen Kopf voll fliegender, graublonder Locken hat, dazu grüne oder braune Tuchröcke in dem unvergleichlichen Schnitt der dreißiger Jahre trägt, mag liebenswürdig sein oder nicht — ich komme über sein Neugieres nicht hinaus! Wenn er außerdem gelegentlich Voltaire anfährt oder ein paar lateinische Verse recitirt, die man nicht versteht, so ist das sein Vergnügen!“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte der Doctor, der sich während dieser Schilderung sein Pince-nez auf die breite Nase geteilt hatte.

„Uebrigens finden Sie auch meinen Better in Weehow,“ fuhr der Baron fort. „So, das wundert mich! — da die Gesellschaftsdame mich aufforderte zu kommen und nicht Ihr Better.“
Die letzten Wehebow.

...Darauf können Sie lange warten! — Briefe schreiben und andere alltägliche Beschäftigungen sind nicht seine Sache. Er könnte stott leben, sich sechs Pferde halten, Diners geben — das Geld hat er dazu! Aber keine Spur! Er läuft allein im Walde herum und soll sogar malen!"

"Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Betten ein schlechter Soldat ist?"

"Nicht das gerade. Er ist ein Soldat ohne Passion. Denn an Schneid fehlt es ihm nicht. Er gewann sogar im vorigen Sommer ein Rennen gegen ganz ansehnliche Gegner. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er lachte unaufhörlich und sang die ganze Sache "tomisch"! Damit verdarb er sich wieder den Ruhm, der ihm aus der Situation erwachsen war. Wie kann ein Cavalier-Offizier "tomisch" finden, ein Rennen zu gewinnen? Sagen Sie selbst? Solche Dinge sind eben nicht "tomisch" — die sind verflucht ernst."

Der Baron schenkte sich ärgerlich sein Glas voll, während der Doctor sich erhob.

"Es wird Zeit," sagte er, "ich habe einen Brief zu schreiben und fahre morgen früh um sechs Uhr nach Wehebow. Auf Ihr Wohl!" Er leerte sein Glas. "Soll ich Ihren Herrn Onkel grüßen?"

"Natürlich! — mit dem gehörigen Respekt — auch den träumerischen Better und Fräulein Nutenberg mit ihrer — wie schrieb sie Ihnen doch?"

"Verfliinte Weltlage."

"Ja wohl! — ausgezeichnet! — Adieu Doctor!"


Fräulein Nutenberg war schon mehrmals durch die große Hausstür hinaus auf den Weg getreten. Es war ein schöner Juniormorgen und sie atmete systematisch die gute Luft tief ein. Aber weder dieses systematische Atmen, noch die sehr specielle Beschäftigung des misglückten Teppichbeetes war der Zweck ihres Gartenterheuches. Sie wartete in Ungebildt auf den Arzt. Der alte Baron war nicht kränker geworden, aber der Doctor
mußte jetzt kommen. Die gute Rutenberg war eine pünktliche Person und im Haufe ging alles nach der Minute — bis auf den alten Barons, der nie-mals rechtzeitig zu den Mahlzeiten erschien. Welche Duelle der Ungeduld litt die Arm darum! Ihre Leberaffectionen hingen entschieden mit dieser Unpünktlichkeit des Baron's zusammen. Darüber war sie sich völlig klar. Mit dieser Unpünktlichkeit, die bisweilen die Einheit des ganzes Tages in die größte Verwirrung brachte! Und doch, wie verehrte sie ihn grenzenlos, diesen ritterlichen alten Herrn mit seinen vielen großen Röckchen. Es war der große Kampf zwischen Leber und Herz, der in ihr wogte!


„Ja, ja, ich habe die Ehre, Fräulein Rutenberg zu sprechen.“ sagte der Doctor, neben Fräulein Rutenberg durch das weis getünchte große Beistatil schreitend, an dessen Bänden einige alte Dorsibiler hingen, Beige mit ge- puderten Haaren in dunklen braunen Samtstrüden. Einige weis angeziehzene Röschütteln, mit trummen Rococobeinen, standen ganz verloren einsam herum. Sonst war nichts in dem hohen Raum zu sehen.

Als der Doctor an dem Fisch des Eßzimmer's Platz nahm, auf dem eine Fülle von ländlichen Genüssen seiner harte, blieb sein forschender Blick auf einer Leberwurst haften und es segte ihm in eine gewisse kleine Verlegenheit, daß ein Diener mit einer wunderbaren Haarlocke auf der Stirn, der in Ge- sellschaft eines uralten, ganz mageren Kammerdiener's, der eine fuchshalsbunde Perrücke trug, ihm sofort gerade von dieser Leberwurst präsentirt.

Fräulein Rutenberg hatte mit ihm an dem Tische Platz genommen, jedoch ohne zu essen. Sie blickte unruhig zum Fenster nach dem Garten hinaus.

„Dort kommen die Herren,“ sagte sie, „recht langsam! Es ist das erste Mal, daß sich der alte Herr auf den Arm des Baron Gerb stümen muß. Ja, diese schlaflösen Räuche! — es ist schrecklich. Wie soll das nur enden? Er wird jeden Tag förmlich schwächer und geistig erregter. Das hält schon ein Jüngerer nicht aus!“
Die letzten Weckow.

„Ist diese Schlaflosigkeit durch ein besonderes Ereigniß hervorgerufen?“ fragte der Doctor. Er nahm wieder von der vortrefflichen Leberwürst und dachte einen Augenblick an die „verfinsterte Wideage“, von der das Fräulein ihm geschrieben hatte. 

Fräulein Rutenberg sah anders aus, als er sie sich gedacht hatte. Eigentlich ganz verfinstert in ihrem einfachen grauen Kleide mit dem weissen Kräuselhemd und dem glatten braunen Scheitel. 


Fräulein Rutenberg war auf die Frage des Doctors nach dem Grunde der Schlaflosigkeit in ein überlegendes Nachdenken versunken. Jeßt machte sie ein ihr eigenemüßiges „bedeutendes“ Gesicht. „Die franzöfsiche Politit regt den alten Herrn ganz entsetzlich auf,“ sagte sie, „ich weiss nicht, was ihn anderes so beunruhigen könnte. Er glaubt an Krieg. Ich theile nicht diese Ansicht,“ fuhr sie fort, „ich plötzlich lebhaft zu dem Doctor wendend, „obgleich ich an der Leber leide.“

Der Doctor bürste in seiner Eigenschaft als Arzt diese Frage des Fräuleins nicht überfliegen. „Sie leiben an der Leber?“ fragte er mit geheucheltem Interesse. „Leiber sehr! Ich möchte Sie später auch um Ihren gütigen Rath bitten.“

Fräulein Rutenberg brückte bei diesen Worten beide Hände ausgebreitet auf die linke Seite ihres Magens. Plötzlich blickte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit hinaus, während sich ihr Hals zu verlängern schien. „Da kommen die Herren,“ sagte sie, „ich erhebend, und ging durch die nach dem Bestibul geöffnete Thür hinaus.

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte mit dem Herrn Baron,“ sagte der Diener mit der Haarlocke, „ein Schlaf, kein Schlaf!“ Der alte Kammerdiener, der an dem Büffet Rostwein in eine Gläsnelle füllte, schnalzte dazu befriedt mit der Junge.

„Run, wir wollen schon sehen,“ sagte der Doctor, Fräulein Rutenberg nachgehend.
Vor der Thür langten eben die beiden Herren an. Der Alte stützte sich auf den Arm des Sohnes. Wie merkwürdig sahen die beiden aus! Die Schäferin des Herrn Betters gestern Abend war nicht unrichtig, aber er hatte nicht gesagt, wie schön dieser schlaffe junge Mann mit den blonden, kurzen Locken war und welche Augen der eigentümliche Alte hatte! Der Doctor mit seinen forschenden Wicke war ganz befangen in dem merkwürdigen Lichte dieser großen blauen Fallsäumen. Das war ihm noch niemals begegnet! Wie dumm dieser Better war, daß er von diesen Augen nichts erzählte.


"Nichts, Herr Baron. Die Stimmung in Frankreich ist eine sehr erregte. Die Erregung ist sogar im Bachen. Doch das sind Nachrichten, die Sie vermutlich aus den Zeiungen so gut hier wissen, als wir in Berlin."

"Die Erregung ist im Bachen," sagte der Alte nachdenklich und ließ einen Augenblick die großen Augen forschend auf dem Doctor ruhen. Dann wendete er sich zu seinem Sohn. "Also Du richtest an Krüger aus, was wir eben besprachen." Dann fuhr er zu dem Doctor gewendet verbindlich fort: "Ich vergaß die Herren bekannt zu machen! Mein Sohn . . ."

Gerd verbeugte sich leicht und lächelte dabei. Er lästerte auch den grünen Jagdhut und der Doctor bemerkte eine ganz Jüle blonder Locken. Wie muß der Alte den Jungen lieben! Der Mensch hat einen eigenartigen Zauber, wie ein junger Gothenhäuptling steht er aus!


"Ich werde mir erlauben, den Herrn Baron zu überwachen," sagte lächelnd der Doctor, und Gerd stieg die Lüfte auf die Stirn.

Der alte Herr bemerkte den innerlichen Börgang. Er hätte wollen die Hand Gerd's fassen! Wie ihn diese Empfindlichkeit des Sohnes dem fremden Elemente gegenüber so unmittelbar wohltuend berührte! "Wir gehen zu dem
Leichte, Gerd," sagte der Alte, sich wendend. Der junge Mann schritt elend auf dem Wege zum Hofe fort, elastisch und leicht. Das fiel dem Doctor wieder auf. Er dachte an seine eigenen großen Füße, er war nicht einmal mit sechzehn Jahren so gegangen.

"Ihnen wird das Gehen schwer, Herr Baron?" begann der Doctor, seine Gedanken auf den Alten übertragend.

"Ich bin müde, das ist nicht wunderbar. Ich bin 70 Jahr alt."

"Und Sie schlafen nicht?"

"Nein. Das erfahrt die Leute. Sie meinen, ein Jeder müsse schlafen wie diese Dachsnaturen!

"Auf die Dauer werden Sie die Schlaflosigkeit nicht ertragen können." "Nein. Sie werden dieselbe aber auch nicht bestehen können." Der Doctor verzog keine Miene bei diesem Angriff.

"Magnetismus dürfte vielleicht eine Wirkung haben," fuhr der Alte fort, "ich weiß nicht, was Sie davon halten?"

Der Doctor zuckte mit den Achseln, während sich die großen, hellen Augen des sonderbaren Alten starr und ernst auf ihn gesehet hatten.

"Ich habe den Magnetismus nicht den Heilmitteln angereicht, mit denen ich zu arbeiten pflege. Sie werden das nicht wunderbar finden."

"Das heißt, Sie verhalten sich seiner Heilkraft gegenüber also ablehnend?"

"Das nicht; ich wünsche nur Vernünftiges von Unvernünftigem geschieden zu sehen."

Der Alte blieb stehen. "Mit anderen Worten: Sie erkennen an, das der Magnet Eisen angießt — vielleicht auch ist Ihnen der Begriff tierischer Magnetismus denkbar," sagte er mit leisem Spott und mit einem Blick, der den Doctor etwas verlehrte, "aber etwas complicirtere Aeusserungen des Magnetismus, zum Beispiel die Fähigkeit, die man in Schottland 'second sight' nennt, die Fähigkeit, in den Augen eines Menschen den nahen Tod desselben lesen zu können, verneinen Sie?"


Der Alte schlug, er schien unangenehm durch die Schlussäußerung des Arztes berührt zu sein.

Die Beiden waren unterbeffen an den Teich gefommen. Der alte Gärtner
mit einem struppigen grauen Bart und ein weissblonder Gartenbusche waren
dechäftigt, Blumentöpfe in ein Beet zu graben. Sie krieten auf dem Rasen.
Als der Baron mit dem Doctor langsam vorüber schritt, stand der Gärtn
auf, nahm seinen defekten Strohhut ab und schritt mit seinen mageren, alten
Beinen auf seinen Herrn zu. Die langen, grauen Haare hingen unordentlich um
das gute, freundliche Gesicht, über das sich ein sorgenvoller Zug gebreitet hatte.

"Verzeihen Sie Herr Baron," sagte er in bescheidenem Tone, "ist wohl
schon eine Nachricht gekommen, daß es mit Frankreich losgeht? Die Leute
im Dorfe sagen so."

"Nein," erwiderte der alte Herr, "mir ist nichts bekannt. Aber es
zieht ernst aus, Müller; in einigen Tagen werden wir die Entscheidung haben.
Wißt Ihr, Müller," fuhr der alte Baron fort und faßte sich nachdenklich an
die Lippen, "Ihr könnt mit diesem Herrn da nach Berlin fahren, um Guern
Gustav noch einmal zu sehen. Mit dem Umsatz der Truppen geht es
nachher schnell. Wann wollen Sie zurückkehren, Herr Doctor? Sie werden
wohl nichts darüber haben, daß der Gärtn Müller Sie auf dem Bock des
Wagens begleitet. Sein Sohn bient bei den Dragonern."

"Durchaus nichts," sagte der Doctor, "ich gedachte morgen früh abzu-
reisen, wenn Sie mir gütigst ein Nachtquartier gestatten. Ich erlaube mir
übrigens zu bemerken, daß Sie den Ereignissen vorgreifen, Herr Baron.
Der Krieg ist noch nicht erklärt."

Der Doctor empfand es peinlich, daß der
Alte auf diese Bemerkung nicht einging.

"Ja, Müller," sagte der Alte langsam und nachdenklich, und legte dem
alten Diener seine Hand auf die Schulter, "in solchen Tagen wird uns klar,
was Pflicht heißt. Pflicht gegen das Vaterland, das uns schützt und das
wir nun einmal schützen sollen. Leichter ist es, zu dem Schwert zu greifen,
alb den Sohn zu geben — aber, alter Müller, es ist doch schön, daß wir
Preußen sind."

Dem graubärtigen Gärtn traten Tränen in die Augen und durch
die hellen Linien des Alten zog ein so freier, stolzer Glanz, daß es ausnah,
alb rötheten sich die bleichen Wangen dazu. Der Doctor war eingehämmert
bewegt durch dieses Gebahren des alten Herrn, durch den Zug edelfester
Vaterlandsliebe, der aus seinem Weisen sprach, aber er hatte längst seiner
"Sentimentalität" die Ernstnerzwirkung abgesprochen und war viel zu
steptisch, um den Heiz einer leichten Gemühsbewegung genießen zu können.
Wenn es nicht zum Krieg kommt, so ist die Scene nur somit gewesen,
dachte er. Ich konstatire hochgradige nervöse Erregung. Der Alte muß
schlafen! — Mit Chloral wird es gehen.

Der Gärtn war dankend zurückgetreten und die beiden Herren schritten
wieder neben einander her.

"Nebregens nehme ich kein Chloral," begann der Alte, als habe er
Krieg und Vaterland plötzlich wieder vergessen. Der Doctor wunderte sich über
den Zufall des Fortspinnens seiner eigenen Gedanken durch den alten Herrn!
Dieses beliebte Mittel hat nicht geholfen, als mir viel harte innere Kämpfe die Nachtruhe verdrängen. Es hilft mir heute ebenso wenig.“

„So will ich Ihnen eine andere Ratlosigkeit vorschlagen: versuchen Sie an Frieden zu glauben, Herr Baron. Glaube ist auch ein Betäubungsmittel,” fügte er lächelnd hinzu.

Der Alte schmieg. Eine Erwiderung hätte die Diskussion über einen Gegenstand hervorrufen können, den er im Verkehr mit Natura von des Doctors Art nicht zu berühren pflegte.

Jetzt aber wurde Gerd sichbar; er schritt in seinem schwebenden Gange, sich leicht wiegend, die Lindenallee entlang. Ueber die Züge des Alten ging eine stürmische Röthe, als er den Sohn erblickte. Hätte der Doctor diese Bevogung gesehen, so würde er etwa die Bemerkung gemacht haben: Der Riefende erblickt die Greise, die Nervosität ist eine vorschwebende hochgradige. Aber der Doctor sah nicht den rührenden Zug väterlichen Glückes, er fand nur, daß der „junge Gothenhauptling unverschämmt leichtfertig“ schritt.


Die eigentliche Conjuration, die nach dem Mittagessen stattgefunden hatte, lebte sich weisentlich an diesen leichten Gedanken des Doctors. Pulver wurden verschrieben, die Diät geregt und jenes tausend Wechselgespräch geführt, das ein sicheres Kennzeichen schwierender Diagnose ist.


"Ihre Familie, Herr Baron, ist lange schon in Weepow angezogen?" fragte er, als von einer Urkunde die Rede war, die sich in dem dortigen Archiv befinde sollte.

"Unangefesseln," bemerkte Fräulein Rutenberg, mit einem gewissen Familienstolz in die Unterhaltung eingreifend.

"Das heißt, Ihre Familie würde etwa mit den astafischen Markgrafen eingewandert sein?" fragte der Doctor weiter.


"Kennen Sie nicht die Familiensage der Weepows, Herr Doctor?" fragte Fräulein Rutenberg eifrig.

"Eine Familiensage ist mir nicht bekannt," sagte der Doctor nicht ohne Interesse, "aber es würde —"
„Aber es würde Sie interessieren, sie zu hören,“ fiel Fräulein Rutenberg eifrig ein.

Der alte Baron lächelte, doch bemerkte Fräulein Rutenberg nicht den kleinen Spott, der in diesem Lächeln lag. Er würde sie sehr gekränkt haben.

„Gerold, willst Du die Sage erzählen?“ fragte der alte Herr.

Gerold errötete leicht und der Doctor sand, daß der Gotthenhauptling etwas von der altgermanischen Feurstheit bejaß, die Tacitus zu rühmen wuhte.

„Du erzählst es besser, Vater,“ sagte Gerold. „Du gibst den Worten einen gewissen Ton, den ich nicht habe.“

Der alte Herr legte sich in seinen Sessel zurück und saß einen Augenblick nach der Rede hinauf, als bäute er nach. Dann strich er mit der Rechten über sein Kinn.

„Die Sage ist im Grunde einfach,“ begann er.

„Einfach und groß,“ schaltete Fräulein Rutenberg ein, emsig nähend.


Der alte Baron schwieg einen Augenblick. Er war sehr erregt geworden und reckte die Schultern zurück, als wollte er die Haltung suchen, die er vorlor. Der Doctor nahm wieder einen Schluck Rüdesheimer und blökte den Erzährenden scharf an. Die Nervosität des Barons war wieder einmal „hochgradig“. Der Alte saß wahrhaftig aus wie der Wendenpriester! Genau so!

„Die Christen brangen in das Lager ein,“ fuhr jetzt der Alte, der sich gewährt zu lassen schien, fort. „Schon streckten Sie die Hände nach dem Mantel des Priesters, schon meinten Sie den Krantz von seiner Stirn zerren zu können, da stammte ein glühender Haß in den blauen Augen des alten
Mannes auf, ein Haß ohne Verjährung, der lezte große Haß, der mit dem Tode rechnet ohne Schanden, ohne Jagen! Und dem einen Sohn, dem Einzigen, Heiligsten, stieß er das Messer tief in das junge Herz. Mit wahn-
finnigem Lachen hörnte er Swanwitz. Zu Ende ging sein Geihsleidle! Seiner Sehergabe zum Spott starb dieser lezte Sprösslung! Rein christlicher
Entscheid sollte ihn im Grabe verlassen! — Zu Ende! — zu Ende! — und
jeht wüßte das blutige Messer auch in seiner eigenen Brust. Er sinnt mit
seinem Priesterkleide über den Leib des toden Knaben hin."

Der alte Baron hatte mit erhobener Stimme gesprochen, in einer Art
wilber Begeisterung und voll jugendlichen Feuer. Jeht schwieg er einen
Augenblick, seine Brust hob und senkte sich und seine Brüste ruhten mit dem
Ausdruck unendlichen Schmerzes auf Gerb. Dem war die altgermanische
reiche Notte wieder in die Wangen gestiegen. Er lauschte den Worten des
Baters wie innerlich verwandten Klingen. Fräulein Ruteneberg hatte die
Tapisseriarbeit vor sich auf den Tisch gelegt und hörte mit verklärten
Blicken zu. Nur der Doctor machte ein ganz steifes Gesicht.

Jeht fuhr der Baron in der Erzählung fort. Er hatte sich in den
Jaueteil zurückgelehnt und sah wieder zu der Decke hinauf wie zu Anfang,
er sprach ruhiger, aber noch mit leise bewegter Stimme.

„Die Sehergabe Swanwitzs hatte den Priester nicht betrogen. Der
verhollene Sohn kehrte aus jahrelanger Gefangenschaft heim. Er war Christ
geworden und nahm Lehn von den Askaniern. Der ist unser Ahnherr
geworden."

Und die Sehergabe?“ fragte der Doctor, der sich zu dieser Frage das
Pincenez ausgesucht hatte.

„Sie meinen, was ich von der Sehergabe halte?“ sagte abenteuern der
alte. „Das will ich Ihnen sagen: Die auffälligen magnetischen Neuerungen,
die wir heutzutage natürliche Erklärungen nennen — soweit wir an sie
glauben —,“ schaltete er mit leichtem Spott ein, „trugen in alter Zeit den
Charakter übernatürlicher Gewalt. Wenn wir dazu die kraftvolle Natur unserer
Borgerin in Anrechnung bringen, in welcher sich ohne Zweifel der Magne-
tizismus viel ursprünglicher äußerte als bei uns, so werden wir begreifen,
die Personen wagen dursten sich ‚Seher‘ zu nennen. Wäre Svedeborg
als Bende in grauer Vorzeit geboren, so würde sein Seherruhr bis in
unsere Zeiten bringen wie der einer Belleda.“

„Es war freilich zu seinem Nachhelf, daß er Voltaire Zeitgenosse
werden mußte,“ erwiderte lächelnd der Doctor.

„Sein Nachhelf? Die Zeit übt seinen Einfluß auf individuelle Werth."
„Die thun dem nordischen Phantasten viel Ehre an, Herr Baron!“

„Nicht mehr als er verdient. Seine Erklärung ist sehr beubungsvoll
in der Zeit, in der der menschliche Geist besondere Triumphe zu feiern meinte.
Ich sehe in ihm die Krystallisation der damaligen növösen Gefühlswelt, während
mir Voltaire als die Krystallisation der nervösen Verständswelt seiner Zeit erscheint."

"Verzeihen Sie, Herr Baron, das sieht wie eine Gleichstellung aus, während doch die Naturwelt längst ihr Urtheil fällte."


Der Doctor zuckte mit den Achseln. "Die 'andere' Welt!" wiederholte er mit Hohn.

Der Alte sah als Antwort den Arzt mit seinen hellen blauen Fallenaugen durchdringend an. Es lag in diesem Blick Etwas, das die stugten Doctoraugen nicht recht vertragen konnten. Nicht nur unüberwindlicher Gegensatz, sondern etwas Anderes noch. Der Doctor sich diesem Blicke aus. Man konnte es "ewig" nennen, dachte er, auch "ewiges Nichts". Er lächelte zu dieser Betrachtung.

Der Alte hatte sich erhoben. "Morgen früh um sieben Uhr steht der Wagen zu Ihrer Verfügung, Herr Doctor," sagte er, "ich werde mich von Ihnen verabschieden, es ist spät geworden."

Der Arzt empfand diese Art entlassen zu werden wie eine kleine Kränzung, und doch lag wiederum in dem Benehmen des Alten eine vornehme Natürlichkeit, die nicht verleugnen konnte. Auch Gerd und Fräulein Rutenberg hatten sich erhoben. Der junge Gothenhauptling geleitete den Bater hinaus. Er schien, wie der Doctor meinte, besonders frech zu sein, obgleich er ihm die Hand reichend sagte, "wir sehen uns morgen früh."

Fräulein Rutenberg begleitete den Arzt bis an die Treppe, die zu den Fremdenzimmern hinaufführte. Sie war zerstreut, denn sie hatte niemals von Swedenborg gehört und grübelte darüber nach, wie sie ihre Fragen nach dieser Persönlichkeit stellen würde, ohne sich eine Blüte zu geben.

Am folgenden Morgen war der Doctor mit dem alten Gärtner Müller abgefahren, der sich, sonntäglich geteilt, zu Friedrich auf den Bock gejagt hatte. Er fühlte sich so wichtig auf dem herrschaftlichen Wagen, daß er momentan seinen Gustav vergessen hatte.

Der alte Baron hatte sich bei der Abfahrt nicht einmal an dem Fenster gezeigt. Des Doctor's Medicin stand unberührt auf der Commode. Gegen die "perfektste Wettlage" gab es eben nur ein Mittel: den Krieg. Und dieses bleiche Gespenst mit den blutunterlaufenen Augen sah ihn unverwandt an, Tag und Nacht. Es wollte etwas von ihm, er wußte nur zu gut, was es wollte!

Am Nachmittag ging er mit Gerd zu dem See. Den breiten Sandweg schritten sie entlang, der vor einigen Jahren mit Linden gepflanzt war. Die jungen Bäume blühten gerade und zwischen den Bäumen hindurch


Das sorglos heitere Gesichtsw, das Gerbd jetzt vollführte, schien wie ein Aufenthalt nach dem Druck zu sein, den die Gegenwart des Doctors auf ihn ausgesetzt hatte. Der Alte gab nur kurze Antworten, aber er schwebte in diesem Geplauder. Am liebsten hätte er sich an den Begrad gefügt und nur zugehört ohne zu sprechen.

Es trifft nicht immer zu," meinte der Alte. "Ich kannte einen weichen Gemüthsmenschen, den der Reid verehrte."


Der Alte lächelte. "Ich kann mich nicht darauf besinnen."


"Findest Du, daß ich zur Schwäche neige, Vater?"


"Was versteht Du unter Mysticismus, Vater?" fragte Gerd mit Interesse. "Meinst Du, daß man sich den Wirkungen magnetischer Einflüsse verschießen soll?"


"Ich bin mir nicht immer klar," sagte er, "wenn ich magnetische Gene waltenden spüre. In Sympathie und Antipathie, auch in dem Eindruck der
Natur empfinde ich bisweilen außergewöhnliche Wirkung. Aber das mag an äußerlichen Dingen liegen."

"Hast Du ein Gefühl geheimnisvoller Zugehörigkeit, wenn Du allein im Walde bist?" fragte der Alte.

"Ja. Ich benehme mich, daß Niemand mich versteht außer Dir. Daß wenn ich die Fähigkeit hätte zu sagen, was mich bewegt, ich die tiefsen Geheimnisse der Natur erschließen könnte."

"Und hast Du dieses eigenthümliche Empfinden nicht den Menschen gegenüber? Bewegt Dich der Blick mancher Menschen nicht bisweilen so außergewöhnlich, wie der Wald Dich bewegt?"

Der Alte sah nach dieser Frage voll ängstlicher Spannung auf den Sohn hin, der immer noch neben ihm im Sande zwischen den spärlichen Grashalmen lag.

"Nein. Etwa Besonderes nicht."

Der Alte atmete tief auf.

"Du siehst nicht," sagte er, "bisweilen — sehr selten — einen — ja wie soll ich sagen? — einen Schleier, und dabei legt sich um Dein Herz ein Reif —"

Gerd hatte sich aufgerichtet und sah den Alten erstaunt an. Welch sonderbare Fragen der Vater stellte!

"Ich verstehe Dich nicht ganz," sagte er. "Bann sollte ich das empfinden?"

Plötzlich schreckte der Alte zusammen. Er stand hastig auf. Gerd konnte ihm kaum behutsam sein, so schnell ging es.

"Kommt dort nicht jemand den Weg entlang?" fragte er unruhig.

Gerd mit seinen scharfen Augen blickte aufmerksam zu dem Weg, der über felsiges Wiesenland am Seeufer entlang hinüber zum Walde führte. Er sah nichts.

Jetzt trat ein Mann mit einer Dienstmütze, wie sie Postbeamte tragen, aus dem Walde heraus.

"Ich dort!" sagte Gerd. "Das ist der Post-Müßes. Er wird wohl ein Telegramm bringen."

Gerd ging langsam dem Boten entgegen. Der Alte war wie erstarrt an der Erle stehen gebannt. Nur seine Lippen bewegten sich.


Gerd nahm ruhig den Brief und öffnete das blaue Couvert. Eine flammende Notiz fuhr ihm über die Stirn und die blauen Augen leuchteten auf.


Er wendete sich, ohne zu dem Alten aussehen zu können. Er hatte heftiges Herzlaufen und litt Dauer in dem Gedanken an die Roth des Baters. Er bezahlte den Boten und brauchte länger wie gewöhnlich, um die Geldbörse wieder einzustechen. Jetzt mußte er sich wenden. Der Alte stand immer noch unbeweglich, unfähig ein Wort zu sagen, und Gerb wagte immer noch nicht, ihm in die Augen zu sehen. Er blickte auf seine Uhr.

"Den Abendzug erreiche ich nicht mehr," sagte er, "ich muß morgen früh fort."


Jetzt hat der Alte tief ausgeatmet."

"Soll ich Dir Wasser holen?" fragte Gerb und sprang elatisch auf die Füße.


Und er streicht dem Sohn über die Wangen und legt ihm die Hand einen Augenblick über die Augen, als wollte er den Blick verbergen. "Hilf mir jetzt, Gerb," sagte er dann, "wollen gehen. Es wird noch Manches zu besprechen sein, ehe Du fährst."

Gerb fäste den Bater kräftig unter den Arm und half ihm auf.

"Jetzt stärke Dich tätig auf mich, Bater — Du mußt Dich beruhigen! Siehst Du — man kann freilich erschaffen werden, aber ich komme schon wieder! — Wir sind nach Totschichten durchaus nicht zu Muth!"

Der Alte antwortete nicht. Er schleift langsam und gebrochen am Arm des Sohnes auf dem gelben Sandweg zwischen den blühenden Linden hin. Oh! dieser Duft! So duften Todtenkranze! Er war ganz einstellig geworden und Gerb erhielt mit Mühe das Gespräch auf dem Gebiete der Kriegsausrüstung, die er schleunig gebrauchte.

Der Alte hatte scheinbar seine Ruhe wieder gewonnen und gab Auskunft so viel er vermochte. Gerbt ließ er nicht aus seiner Nähe; er sah ihn unauffällig an, aber er blieb schnell zur Seite, wenn Gerbt seine Augen auf ihn richtete. Es war, als schämte er sich einer Schwäche.

So war die Stunde des Abendessens gekommen. Fräulein Rutenberg machte wie gewöhnlich den Thee, aber sie sprach kein Wort. Die gute Person hatte ganz rothgeweinte Augen. Der alte Kammerdiener mit der scharffblonden Perriche schnalzte ununterbrochen bebaumernd mit der Zunge und der zweite Diener war ganz zerstreut. Er wartete auf die Einberufung zu seinem Regiment und vergaß Zucker und Sahne zu reichen. Es war ein entschlossenes Abendessen! Diese Stille, diese gezwungene Unterhaltung, diese Appetitosigkeit!

Aber auch das ging vorüber.


„Zu Ende!“ stöhnte er, „zu Ende!“

Wie mütterlich schmerzhaft war er noch mit seinen siebzig Jahren! Jetzt versuchte Jemand die Thür zu öffnen.
„Wer ist da?“ fragte der Alte, sich aufrichtend.

Die Stimme des KammerdienerS wurde vernehmlich.

„Der Herr Baron haben abgeschlossen. Befehlen der Herr Baron noch etwas?“

„Nein,“ sagte der Alte, in die Nähe der Thür tretend, „nein, legen Sie sich. Ich mache selbst die Lampe aus."


Und der arme Alte schließt hinaus, er schließt die Thür ganz leise und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Er stützt sich mit den Händen an den weisgetünchten Wänden des Ganges und schließt wieder die kranfe Treppe hinunter durch die spielenden Mondlichter bis in sein Zimmer. Da löst er die Lampe aus. Dieser helle gelbe Schein brannte in seinen Augen.
Er setzt sich matt in den großen Stuhl am Fenster und steht hinaus in den Garten, wo der Mond über der großen Rasenfläche steht. Die sah aus wie ein weiter, trostloser See.

Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, stand der Wagen vor der Tür. Gerbs Kosser lag auf dem Bod, und der Diener mit der genialen Haarlocke wartete in einem Reisewagen bei dem Wagen. Er hatte früh an demselben Morgen die erwartete Einberufung erhalten. Der alte schwachköpfige Kammerdiener und Fräulein Rutenberg standen in der Thür. Leptere war sehr blaß und sah bisweilen ungebürtig nach der Thür des alten Baron's. Der Abschied und der Kummer des alten Herrn machte ihr viel Sorge — aber es war nun wirklich Zeit, daß Baron Gerb fahrt!

Endlich öffnete sich die Thür. Gerb hatte Tränen in den Augen, aber seine Haltung war frisch und kräftig.

Der Alte schien größer wie gewöhnlich; er trug den Kopf aufrecht und in seinen großen blauen Augen leuchtete etwas ganz Sonderbares: Fräulein Rutenberg war ganz erstaunt darüber. Es war wie Stolz oder Freude. Wenn sie gefunden hätte, daß Bahnsinn aus den Augen sprach, wäre sie der Wahnsinn vielleicht etwas näher gekommen.


Daß starre Gebhardthum und die Idee des Dijers war wieder einmal unterlegen! Er rief das Fenster auf und rief dem vorübergehenden Gartenburschen zu, der Reitnacht solle sofort satteln, um nach der Bahn zu reiten. Der Alte ging auf und nieder und hatte dabei seine Uhr in der Hand. Er berechnete, ob der Reitnacht Gerb noch auf dem Bahnhof erreichen könne. Gerb sollte zurückkommen, er wollte ihm Alles sagen — dann sollten sie beraten, was weiter zu thun sei.
Nach zehn Minuten war er sich sühnend in seinen großen Stuhl. Die Energie zu der Durchführung seiner Schwäche fehlte ihm. Er trieb wie ein Brack auf dem Meer umher — das Meer war sein Heldenthum. Er war ein steuerlos, erbarmungswürdiges Brack!


Der Tag ging hin, ohne daß der Alte etwas zu sich genommen hätte. Fräulein Rutenberg machte einen Versuch, ihn dazu zu bewegen, gab aber bald jede Bemühung auf. "Der Schmerz muß sich erst zeigen," sagte sie zu dem kopfschützelnden Kammerdiener.


"Allerdurchsichtigsterver König! Großmächtigster König und Herr!


Der Alte hielt inne. Seine Blicke waren starr auf das Papier gerichtet und er strich sich langsam mit der linken Hand über die feuchte Stirn. Ein neuer, qualvoller Gedanke hatte jenen plötzlichen Hoffnungsschimmer verflucht,
Philipp zu Eulenburg in München.


Der Alte sammelte wieder seine eisernen Gedanken. Es fiel ihm plötzlich Don Guzman, Spaniens Held, ein. Die Maurer, während sie Tariffa belagerten, hatten seinen kleinen Sohn gefangen, den einzigen, den er besaß. Sie führten das Kind vor die Stadtmauer und verlangten die Lebensgabe der Festung. Sie wollten das Kind töten, wenn er nicht die Festung übergäbe! Don Guzman warf ihnen als Antwort seinen Dolch zu und der Knabe wurde ermordet. Dieser Don Guzman war in der Tat ein Held, ein grausamer, unerläßlicher Held! Aber was hat in der Weltgeschichte diese Episode von Tariffa zu bedeuten? Nichts. Man spricht nur von Guzman und wie gleichgültig das im Grunde ist! Von Gerd wird niemand sprechen, so wenig wie von ihm selbst, sie gehen in der Masse unter. Aber der Lohn des Opfers liegt doch wohl in der innerlichen Bescheidigung. Eine zerstörte Existenz, ein ftörlicher Zusammenbruch mit dem Gefühl innerlicher Bescheidigung, welcher Unsin! Und doch, dieser Don Guzman ist mertwürdig stark!


So kämpfte der Alte sieberhaft Tag und Nacht. Er kämpfte bis er todmüde war, bis jenes starre Heldentum ihn ganz erfaßt hatte, das sich

Fräulein Nutenberg war sehr besorgt um den Alten. Sie schrieb mehrfach an den Doctor, der in den Berliner Lazaretten beschäftigt war und nicht daran denken konnte nach Weehow zu kommen. Er sah den nervösen Zustand des Baron's ganz natürlich und verschrieb nach wie vor Chlortal, das der alte Herr unter keinen Umständen einnahm.

So kam der Monat August. Vor Meg sollte die Entscheidungsentschachtung geschlagen werden. Der Alte war einziger geworden wie bisher. Er verfolgte auf einer Karte genau den Bormarssch der deutschen Truppen, aber er sprach nicht darüber; weber zu Fräulein Nutenberg, noch zu dem Oberinspektor, den er doch hin und wieder nach Berlin schickte, wann das Gerücht einer neuen Schlacht nach Weehow gebrungen war. Er tat es für die Leute, wie er sagte, und um die Berufstüten schneller zu haben.

Mittags kam regelmäßig die Post. Zu dieser Zeit war er stets in seinem Zimmer, um die fast täglich einlaufenden Briefe von Herd rechtzeitig zu erhalten. Herd schrieb voll guter Laune und voll frischen Muthe, aber die Züge des Alten waren wie versteinert, wenn er diese Briefe las.

gelebt von dem Banne, unter dem er lebte. Sein eigenes Leben, das Leben Gerbs, schien so fern hinter ihm zu liegen, wie die Gestalt seiner verstorbenen Frau, wie die Gestalt seiner Mutter, und in diese Bilder wehte sich die greisenhafte, energische Figur des Wendenpriesers, auch sah er den jungen Priestersohn tobt am Bachsplan liegen und Gerb dabei. Gerb sah aus, als ob er schliefe, so wie in der letzten Nacht, als er neben seinem Bett stand.

So konnte der Alte stundenlang fortträumen. Sein Hut und sein Stock lagen neben ihm und in der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, den er heimlich, ohne Wissen des Kammerdiener, stets mit sich nahm. Er sah bisweilen lange hinein mit den scharren, hellblauen Augen, aber er ließ immer wieder mit dem Ausdruck der Ermutigung und Enttäuschung den Spiegel fallen. Er suchte sehnsüchtig voll in seinen Blicden "das Ende" zu erfassen — sein eigenes Ende!


erstaunt betrachten wollen! Woher kam denn der alte Herr, ohne Hut und Stock? Und was hatte er in der Hand? Einen Spiegel? Warum einen Spiegel?


In der Nacht war der Alte eifrig beschäftigt, Papiere zu sortieren. Eine große Anzahl davon verbrannte er in dem Kamin.

Schon früh um sechs Uhr an dem folgenden Morgen ging er in dem Garten auf und nieder. Immer und immer wieder die alte Buchenheide entlang! Er schien sehr unruhig zu sein, blieb bisweilen stehen und atmete tief auf.


In dem expressen Briefe, den der Bote gebracht hatte, theilte mit schonenden Worten ein Beamter des Kriegsministeriums, den der alte Herr um Nachrichten bei besonderen Fällen ersucht hatte, dem Baron mit, daß sein Sohn bei Mars-la-tour geblieben sei.

Einige Tage später erhielt der Neffe des alten Herrn, der mit seinem Regiment auf Paris marschierte, einen Brief des Doctors. Derselbe lautete:

Geehrter Herr Baron!

Ich lehe frohe von Wexnow zurück, wo ich leider nur den in Folge eines Herzschlages stattgefundenen Tod Ihres verehrten Herrn Dufels con-

Nord und Sbd. XXXVIII., 113.

Dr. M.

P. S. Darf ich Sie als den Herrn der Weegower Güter begrüßen? Ich hörte, daß die Besichtigungen an Sie, als den ältesten Sohn Ihrer verstorbenen Frau Mutter, gefallen sind.
Pietro Sicilianii.
(1832—1885.)
Von
Emil Pacculy.
— Genf. —

Nach Giordano Brunos und Tommaso Campanellas Tode, am Anfange des 17. Jahrhunderts, herrschte in Italien „die philosophenlose, die schreckliche Zeit“: es war die Zeit, wo das Volk unter dem Druck der Jesuiten und der Fremdherrschaft leidete. Wohlt hebt sich eine bedeutende Gestalt aus diesem düstern Bilde hervor: der Neapolitaner Giambattista Vico, der den so folgenreichen Kampf zwischen Staat und Kirche in seinen historischen und psychologischen Wurzeln zu erkennen suchte und damit die ersten Keime zur Wissenschaft der Gesellschaft legte. Doch unbeachtet und vereintamt unter seinen Zeitgenossen steckend, war dieser bedeutendste italienische Denker der Neuzzeit fast einem Kometen vergleichbar, der erscheint und auch schon verdwindet, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen...


Dennod vollzog sich in Italien nicht die wissenschaftliche Revolution, wie sie von einem tieferen Studium der Kantischen Philosophie zu erwarten war. Das Verständniss der Italiener für Kant blieb eben auf das moralische Gebiet beschränkt; in dem kritischen Geist seiner Lehren vermochten sie nicht einzudringen. Allerdings machte Antonio Rosmini das Thema der kritischen Philosophie auch zum Thema seiner Studien. Er gab sich die ernstlichste Mühe, der Entstehung der Erkenntnis nachzuspüren, und er unterschied hierbei nicht nur klar zwischen Materie und Form, sondern suchte auch schon die
Auf der Kantischen Formen zu beschränken. Doch setzte er an deren Stelle nur die an die Scholastiker erinnernde, objective Idee des Seins, deren Auseinandersetzung in uns ist, und durch die wir die Wahrnehmungen verallgemeinern und zur Erfahrung erheben.

Doch hatte Rosmini dem Idealismus Eingang verschafft; der, wozu er im Geiste der Nation fehlt, und begünstigt von den immer mehr um sich greifenden Systemen eines Schelling und Hegel, in Bincenzo Gioberti seinen Höhepunkt erreichte. Inbegriff dieser Methode in die unmittelbare Auseinandersetzung des Absoluten setzte und die Formeln aufstellte: das Sein erzeugt die Existenzen", d. h. es ist Subjekt und Ursache der Übersetzungen, die Existenzen hinwiederum lehren zum Sein zurück", erarbeitete damit, "die Philosophie als die Wissenschaft Gottes und aller mit Gott in Beziehung stehenden Dinge" zu bezeichnen. So war der mittelalterliche Standpunkt wieder heraufbeschworen und die Philosophie zur "Magie der Theologie" herabgewürdigt. Zugleich erhielt sie eine nationale Färbung, denn "Italien, welches das Prinzip der moralischen Einheit der Welt, d. h. das Papsttum, sein nennt, ist die Mutation des menschlichen Geschlechts".

Mit diesen Lehren, über deren Rätselkasten wir uns kaum eines Schäfchens erwehren können, nahm Gioberti seiner Zeit alle Gemütche fast an! Es war vor allem eine Zeit der Jugend und des Stauchs, eine Zeit für Poeten, aber nicht für Denker.

Auch bei Mambani, der einen gemäßigen Idealismus repräsentierter, blieb die poetische Natur und das nationale Gefühl überall durch. So groß auch die praktischen und politischen Berührungen dieser Männer sein, welche Begeisterung sie auch persönlich und durch ihre Philosophie für die Einigung Italiens haben mögen, indem sie dem Volke eine ideale Gesetzesrichtung geben, sie befinden sich nicht auf dem Boden der wissenschaftlichen Philosophie. Mag auch ihre theologische Anschauung sich sehr gestalten sein, so finden sich doch alle das alte Gottes zu beweisen und seine Attribute zu bestimmen, und sind also in dem Kern der von Kant kritisch begründeten Wahrheit, daß alle unsere Erfahrungen nur auf Erfahrung gehe, nicht eingreifen. Es kann ihnen wohl das Berufsgefühl, durch Annäherung des Glaubens an die Wissenschaft und durch Niederträumung des groben kirchlichen Despotismus die wissenschaftliche Philosophie vorderhand zu haben nicht gerecht gemacht werden; aber ihre philosophischen Gebäude zu fallen in Stücke. Kein Wunder, wenn sich dieser Richtung gegenüber der Skeptiker Antonio Bandini mit der Behauptung erhob, Italien besitze überhaupt keine Philosophie und werde auch eher keine besitzen, als bis auf die philosophisch-religiösen Lehren des Mittelalters verzichte. Während er die Philosophie aus ihrem dogmatischen Schleim heraus und dem kritischen Geiste Bahn brach, zeigten die zahlreichen Anhänger Hegels in Italien, namentlich Bera, Savarreta und Fiorentino, daß eine nationale Philosophie eine Thronheit sei und daß die Lebensfähigkeit der idealistischen Philosophie von der Anknüpfung an die geformte europäische Gesetzesrichtung abhinge, eine Wahrheit, zu deren Beweisführung namentlich das allenthalben in Europa wachsende Interesse für Naturwissenschaften führte.


Daher der Einfluß der Naturwissenschaften und die Kantische, kritische Philosophie, deren europäischen Wert ja die Geschichte besägt hat, allein vermutlich fein, der
italienischen Philosophie eine moderne Geistesrichtung zu geben, d. h. sie unabhängig von der Theologie, wie von jedem falschen nationalen Gepräge zu machen, das ist der Gedanke, zu welchem die Geschichts selbst zu führen scheint: in diesem Sinne erkannte die Aufgabe seiner Zeit und strebte ihr sein Leben lang unwiderstehlich nach Pietro Siciliani. Inwieweit gerade seine Persönlichkeit zur Lösung derselben geeignet war und inwieweit er sie tatsächlich gesucht hat, mag die Darstellung seines Lebens und seiner Lehren zeigen.


Ebenfalls, im Leben, wie im Denken, galt ihm vernunftgemäße Entwickelung als das bezeichnende Prinzip, und der Begriff der Evolution, die er als die Mutterthei


Mit Leibniz theilt er nicht nur den Grundgedanken der Kontinuität, nicht nur die ge- waltige, synthetische Kraft, sondern auch dessen Art von Ethikismus. Nur im Leibniz'schen Sinne durfte man Siciliani einen Ethikiker nennen, denn wie dieser eignete er sich stets nur das an, was seiner Natur gemäß war; während sich der Ethikiker widerpricht, war in ihm alles Einheit; er wusste, um mit Raphael zu reden, ein Schüler aller und Meister seiner selbst zu sein.

Seine Kenntnis der italienischen, französischen, englischen und deutschen Philosophie war geradezu erstaunlich. Wie er aber mit der historischen und synthetischen Gabe den echt französischen Geist verband, so war es neben Leibniz und Rico namentlich die erhabene Gestalt Kant's „des Wunderthätzens“, wie er ihn nannte, die seinen Sinn gefangen hielt und auf den er in seinen Schriften, Vorlesungen und Unterhaltungen mit Vorliebe zu sprechen kam. Daneben hatte er die deutschen Neu-Kantianer eingehend studirt, und in seiner Philosophie, welche er als „kritischen Positivismus“ bezeichnete, nahm er vornehmlich zwischen den Positivistene Englands und den Kritischen Deutschlands seinen Weg.

Dem Kampfgefühlt stürzender Parteien, welche nur zur Parabewahrung der Philosophie führen konnte, habe alle Identitätverluste bisher vergeblich ein Ende zu segen gefehlt, vergeblich, weil sie stets eine systematische Einheit im Auge hatten und den Begriff der Entwicklungs, sofern sie ihm dabei anwenden, in metaphysischem Sinne geltend machen. Der kritische Positivismus Sicilianis will dagegen, was ist ein System, vielmehr eine Methode sein, eine Art zu unterfliehen, zu studiren, zu forschiren; wenn auch der menschliche Geist der metaphysischen Spezulation nie entsagen wird, so darf das heute doch nicht für mehr gelten, als es ist, d. h. als Hypothese.

Die Systeme des Spiritualismus und Materialismus sind, weil beide dogmatisch, unversöhnbar. Gedeckte und Bewegung sind unentzirnlich, aber weder der Gedanke, sondern sich auf Bewegung noch die Bewegung auf den Gedenken zurückführen. Auf dem Gebiete der Methode jene ist die erreichbare Vereinigung möglich, notwendig, ja unvermeidlich geboten durch die fortschreitende Bildung der Wissenschaften; der Theilung der Art ist eine Vereinigung der Arbeit folgen, und eben darin besteht ja eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, daß sie in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaft der Wissenschaften“ die Erfahrungsstückes begründen und vollende, die Gesetze verfeinern aufspüren, ihre wichtigsten Ergebnisse der Kritik unterwerfen und für Einheit des Princips ergebe.

Die Grundwissenschaft der Philosophie ist darum die Psychologie, sie ist die Wissenschaft, in welcher die Gesetze und Principien der Gesellschaft und der Wissenschaft,

Bolle man übrigens annehmen, daß die Frage betreffs des „Nomemon“ jegliche Verrscheinung zwischen dem wohlverstandenen Kriticismus und dem wohlverstandenen Positivismus ausgeschloß, so bedenke man nur, daß Ja Spencer ein „Unendliches, Un erkenbares“ eingeräumt habe; ja er hat sogar die Bestimmung beißelben nicht völlig vermied, sobald er sich einer Art von Panteismus nicht ganz hat entzweie können. Die Relativität des Wissens erfordert jedenfalls, daß wir einen Grenzgriff annehmen, daß was Kant „Ding an sich“ genannt hat, von dem wir aber nichts auszufagen vermögen. Vbrigens sollte es eine nicht der geringsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts sein, gewisse Fragen, die noch aus hypothetischen hinauslaufen können, offen zu lassen und damit der metaphysischen Speculation gegenüber neutrale Stellung einzunehmen; nur freilich muß die Neutralität „Neutralität in Bäßen“ sein, um jeden, der sich über die von der Vernunft selbst gesetzten Grenzen hinauswagt, in sein Gebiet zurückzuweisen.

Von diesem, seinen Standpunkte in medias res aus hat der Philosoph zunächst die Basis zur Neubegründung der Psychologie gelegt; indem er die Einseitigkeit der rein physiologischen, wie der rein psychologischen Methode nachweist, zeigt er zugleich die Rothwendigkeit und Möglichkeit einer Durchdringung der subjektiven und objektiven Forschung, welche nach Verbesserung und Vermeidung der erwähnten Methoden an deren Stelle zu treten haben. Zudem, aus dieser Grundlage, die Psyche weder „als fertiger Gebante“, noch als „bloße Receptivität“ aufgesagt, sondern als etwas Verbandes, Entstehendes studiert wird, wird die statische Psychologie mit Hilfe der comparativen Methode in eine dynamische, gene tische verwandelt; die Wissenschaft der psychischen Thatsachen wird „Psychojogenie“. Die Wissenschafter des „Lebens“, und der „Psyché“ sind ungetrennt; wie die
Physiologie, im weitesten Sinne genommen, Biologie, d. i. Wissenschaft aller der Pflanzenwelt und Tiere, dargestellt durch die Entwicklungstheorie der Evolution unterworfenen Formen des Lebens geworden ist, so muß in ähnlicher Weise die Psychologie Wissenschaft der Pflichten werden, die sich durch die geologische Reihe hindurch, parallel mit der morphologischen Entwicklung, erzeugt. Wenn schon Herbert Spencer's Theorien zugunsten Biologie und Psychologie partiell fortgeschritten müßten, so hat doch der englische Philosoph in seiner Auseinandersetzung die eine der anderen folgen lassen, und man vermüht auch bei ihm jene Totalität aufzunehmen, auf die sein tief speculatives Genie überall hingiel.

Dem großen Gesetz der Continuität folgend, muß die Psychogenie zunächst die zoologischen Thatsachen berücksichtigen, die sich, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, kaum genügend bemerkt, so zahlreich angesammelt haben, nur daß auch hier inmitten dieser lösbarer Erscheinungen der belebende Hauch einer Synthese fehlt, der sie zur Einheit zu erheben und ihnen die rationale Form aufzuprägen weh. Diesem Bedürfnis aber wird man nicht eher gerecht werden können, als bis man zugleich ein zweites Erfordernis erfüllt, nämlich die morphologischen Gezeige der Homologie und Analogie in das physische Gebiet überträgt.

Das Gesetz der Homologie erfordert „Identität in der Differenz“, das der Analogie „Ähnlichkeit in der Verschiedenheit“. Die Homologie, welche den morphologischen oder physischen Typus beherrscht, ist, um mit Goethe zu reden, eine centripetale Kraft, während die Analogie, welche die Abänderungen unter dem Einflusse äußeren Bedingungen hervorbringt, eine centrifugale Kraft ist.

Spencer, der die typischen Gruppen und Untergruppen von morphologischer Natur aufgestellt hat, hat gleichwohl keine Anordnung der verschiedenen Gruppen der Thiere und Menschen unter dem physischen Gesichtspunkte unternommen; eine solche geographische Klasseinteilung nach dem angegebenen Verfahren aber ist unverzichtbar für die endgültige Gestaltung der Psychogenie als Wissenschaft.

Anders in der Psychologie eine wesentlich comparative Form annehmen und sich der genetischen Methode bedienen, hieß sie auf eine beschreibende, formale Wissenschaft zu sein, so und nur so wird sie uns eine wirksame „Naturgeschichte der Pflichten“ geben können. Damit sind zugleich die Befreiung zur Neubevörderung der Psychologie gegeben, als einer Wissenschaft, welche auf den Gesetzen des psychologischen und geschichtlichen Entwicklungsganges beruht und welche darum, der bargelegten Methode folgend, in ähnlicher Weise eine Wissenschaft werden kann und muß. Die Wissenschaft des „Lebens“, der „Pflichten“ und der „Gesellschaft“ wachsen aus einem Spruch; es sind drei natürliche parallele Schöpfungen, die sich gegenseitig stützen, und alle zusammen stellen sich dar als der Triumph der natürlichen Evolution; aber wie sehr sie auch mit einander verknüpft sind, wie sehr auch dieselben Gezeige in Biologie, wie in Psychologie herrschen, ihre Unterschiede sind unveränderlich, und der Hauptgrund davon liegt darin, daß die Elemente des individuellen Organismus dem Ganzen untergeordnet, die des socialen dem Ganzen nebengeordnet sind.

Daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei und nach Art eines Organismus wachse und sich entwickle, wäre die Psychologie ein Ganges mit der Naturgeschichte gleichen müßte, daß war der fruchtbar, wahrhaft neue Gedanke Auguste Comtes gewesen, den Spencer's Geist großartig umzusetzen und gleichsam zu einem vollkommenen System zu erheben wollte. Aber Comte wollte die Wissenschaft der Gesellschaft vollkommen auf Biologie begründen, und auch Herbert Spencer betrachtet den socialen Organismus nur zu sehr durch die Brille des Biologen und Mechanikers; von der Idee der Continuität so lebhaft ergriffen, daβ er nicht selten einem Philosophen der Schelling'schen Schule gleicht, sieht er zumal nur die analogen und nicht die homologen Beziehungen, d. h. solche, welche die Unterschiede fordern (unkonsequent er sich durch Annahme des „Unveränderlichen“ und durch den Berth, welchen er dem Individuum beilegt, glücklich widersprücht).
Pietro Sicliani.

Sicliani seinerseits hält dafür, daß die Bildung der tierischen Gesellschaft nicht ganz unbewußt und völlig instinctmäßig, das Entstehen und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aber nicht durchaus bewußt und überlegt vor sich gehen. Es ist denn auch die Aufgabe der modernen Soziologie, als der „Sciienza nuova“ des Jahrhunderts, durch das Studium der wirklichen Entstehung der gesellschaftlichen Formen, mit Hilfe der genetischen Methode, zu erkennen, welchen Heil an diesem Werke die Natur, die unbewußte Tätigkeit und des Doppelspieles der natürlichen Zuchtmaß und Vererbung, und welchen ihrerseits Vernunft, Niebersetzung und Freiheit haben, bis zu welchem Punkte also der denkwürdige Auspruch Vicos nohr sei möge, „daß die menschliche Willkür, von der vorgaren Weisheit (common sense) geregelte, der Bau meister der Welt, der Nationen sei“.

Wir treten damit an der gewaltigen Fragen gewaltigste heran, an die Frage nach der moralischen Freiheit als Bedingung und Duelle der Freiheit überhaupt und als sicherste Grundlage jeder politischen und sozialen Einrichtung. Im Ganzen nimmt der Philosoph hier die Richtung auf die Kantische Moral, nur daß er zugleich das Prinzip der Evolution auch hier das ihm zumutende Recht läßt. Indem er den intelligenten Charakter des handelnden Subjects und damit den rein formalen, den Verstand bestimmenden Willen und das Sittengefüß als kategorisches Imperativ, wie mysteriös und nicht intelligibel, verwirft, befällt er vor allem den Kantischen Gebot, daß wir unter der Idee der Freiheit, welche nach Sicliani zur treibenden Kraft, zur „leitenden Zede“ wird, handeln können, und er zeigt ferner, daß der Willen nicht zufällig ist, aber, von der Vernunft motivirt, autonom wird. Das wahre Prinzip ist auch hier in dem gegen seitigen Durchdringen der beiden physischen Funktionen, deren eine centripetal, die andere centripetal ist: Einn und Vorstellungswille, welche Verstand, Intuition und Trieb, welche Gemütshbewegung, Lebensschaft, Willensäußerung werden. Der Verstand, die Bewußtseinsfähigkeit halten die Zede fest, klären und erwärmen gleichsam dieselbe, die ihrerseits nicht ohne Hilfe eines Gefühlss zur treibenden Kraft werden kann, und beide zusammengenommen gelangen zur Willensfreiheit, zum Vernunftwillen. So erhebt sich das Individuum zur Macht, die Bewußtsein wird Selbstbewußtsein; das Selbstbewußtsein aber, hauptsächlich unter dem sittlichen Gesichtspunkte, ist eine durchaus persönliche Schöpfung, welche die Vergänglichkeitskette der Vererbung brechen kann. Dadurch unterscheidet sich der Mensch, wiewohl nach Naturgegen aus der Tierenvelt hervorgehend, gleichwohl typisch von ihr; die natürliche Evolution hört in der menschlichen Ephe sowie nicht auf, aber sie muß einen wesentlich zweckgebenden Berth annehmen. Ein gemeinsames Vernunftziel ist es, welches wir erstreben und zu dessen Erreichung der Staat freilich nur ein Mittel ist, weil ohne freie Entwicklung der Individuen, wie Wilhelm von Humboldt endgültig für alle Zeiten erwiesen hat, daselbe nicht denkbar ist; aber er ist auch ein notwendiges Mittel, da in dem wechselseitigen Wirken der Individualitäten die Bedingung ihrer Entwicklung liegt. So widersprechvoll auch der Charakter unserer Zeit ist, wir fühlen dennoch inmitten der sozialen Nebel dieses Ideal, welches uns erwärmt und erleuchtet, das Ideal des Rechts und der Gerechtigkeit.

Wir alle, die wir Augen im Gesicht und Herz in der Brust haben, wir erkennen und empfinden täglich mehr die Erösung einer sozialen Frage in ihrer ganzen Wirklichkeit und Formbarkeit, „der Frage der Jahrhunderte und des Jahrhunderts“, und zugleich die Notwendigkeit einer wissenchaftlichen, auf dem Wege der Vernunft zu erreichenden Revolution. Nationaleconomie und Pädagogik sind die beiden wesentlichen reformatorischen Werthzeuge; beide Wissenschafte müssen gleichen Schrittes fortstreiten, aber das öononische Mittel ist nur ein äußeres, das moralische, pädagogische ist das innere, wahrsichtigwolle.

Die Sicliani die Pädagogik, insofern sie eine wesentlich zweckgebende Kunst ist, als den goldenen Zweig der Lehre des kritischen Evolutionismus bezeichnete, so bildete
feine pädagogische Wirksamkeit auch die höchste Blüte seines eigenartigen, geistigen Evolution. Heutige und sittliche Wiederherstellung der Menschheit und der Nation mittels der Wiedergeburt des Individuums, Erneuerung des menschlichen Organismus mittels Wiederverstellung der menschlichen Monade, das war das große Ziel, auf das er, mit unangstlichem Aufwand geistiger Kraft und Energie, im Kampf mit der Dummheit und dem Vernunftüberflut, überall und immer hingestrebt, und das er, wenn Thatsachen Wahrheit sprechen, nach höchster Möglichkeit erreicht hat.

Zwei Fragen sind es, die sich in der Pädagogik als die größten und wichtigsten Probleme darstellen; die Frage, welche die Natur der Willenskraft, und die, welche das Ziel der Erziehung betrifft.


Was die Vernunft uns dichtet, das sind wir gezogenen anzunehmen, was die Wissenschaft als fidei dogmatica hat, das allein dürfen wir dem Kinde lehren. Nur da, wo man auf geistig entwickelte Menschen einwirkt, namentlich auf den Universitäten, muß Gedanken- und Redefreiheit unbehindert sein, „ja ich wollte,“ sagte Siciliani, „daß auf den Universitäten alle religiösen Confessionen ausnahmslos und mit unum-
schränkter Freiheit vertreten seien, weil alle das gleiche Recht zur Propaganda- und Propagandamacherei haben."

Also Lehr- und Vermittlung, aber soweit sie sich mit der Vernunftfreiheit verträgt! Darum muß auch der elementare Unterricht obligatorisch sein und dann in auffrischender Reihenfolge mehr und mehr facultativ werden; es gibt seine Ignoranzfreiheit, wie sich Sichitalien frevisend ausdrückt.


So liegt denn die Philosophie und das Leben dieses Mannes, wie sie sich wechselseitig verdrängen, klar vor uns: wie die richtig verstandene Evolution sein philosophisches Prinzip ausmachte, so war auch seine Natur aufnehmend und zurückweisend, plastisch und spontan, d. h. sich bildend im Kampfe mit sich selbst und der Umgebung, d. h. sich wahrhaft entwickelnd. Universal und doch durchaus individueller, international und doch durchaus national, centripetal und centrifugal, nach außen und nach innen gerichtet, wurzelnd in einem gewunden Gemälde der Wirklichkeit, in dem realen Fortschritte der Gesellschaft und zugleich in dem Opfer für Vaterland und Menschheit, in den höchsten Idealen unserer Gattung, vor Allem in der Jugend als Preis ihrer selbst, so war er, so wollte er sein, und so war auch seine Philosophie.

Wollte ich diesen seinen Charakter und sein philosophisches Wirken mit einem Worte bezeichnen, so würde ich auf ihn im höchsten Sinne das Schiller'sche Wort anwenden, daß er stets "aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen" strebte. Darum hielt sich seine Philosophie von jeder kräftigen metaphysischen Ausweichung fern und wuchs überall die glückliche Mitte zu treffen; darum war es ihrem Charakter nach weder materialistisch, noch spiritualistisch, weder positivistisch noch orthodox, weder rein individuellistisch, noch rein universalistisch, weder pessimistisch, noch rein optimistisch. Sie war ein Optimismus, aber ein männlicher Optimismus, der bestritten von dem "Glauben an die heiligen Rechte der Menschheit" auch im Chaos einen Schimmer des Lichtes entdeckt und, sich durch jenes hindurch- kämpfend, diesem entgegenlieit und entgegenleitet. So ist denn auch die endliche Wirkung, die seine Lehre und seine Erziehung in uns zurücklässt, eine allgemein erreichende; wir erkennen daraus, daß die Menschheit und die Völker ihren grossen Zielen näher treten.

Die Biedergerbung Italiens ist eine Thatsache, daß die Biedergerbung der Italiener eine zweite wird, hier fühlten wir es. Wer wollte angeführt dieser geistigen Sache die italienische Nation doch ein bloßes Völ von Musilanten" nennen, wert wollte ihn
noch Aufnahme in die höchst civilisierten Staaten verweigern? Wohl finden sich hier noch viel Aberglauben und Dummheit heimzammen, wohl sind es gewaltige Probleme, die namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik noch ihrer Lösung harren. Aber denken wir auch nur daran, daß die kirchliche Gewalt Herrschaft nirgends mehr als in Italien lange Zeit jede freie Entwicklung ertrübt hat und noch zu ertrüben sucht, indem sie sich namentlich der Schulen bemächtigte und hier die Vernunft im Keime erdrückte. Wenn nun die Duelle einer heilsamen Umgestaltung der Verhältnisse vor allem in einer wohlgeordneten, vernünftigen Erziehung liegen, so müssen wir erkennen, daß, wo einmal das begehende, fruchtbare und weithin wirksame Wort gesprochen und die Richtung klar gewiesen ward, damit auch schon die alten und kalten Formen erloschen sind. Nicht mehr auf den lombardischen Feldern, sondern namentlich auf dem Felde der Schule werden die Italiener für Freiheit und Vernunft zu streiten fortfahren.

Ein Lehrer, der Sicilianis Vorträge mit Begeisternung gefolgt war, sagte mir: „Italien fehlt nichts als 50 Sicilianis“; aber die 50 000 Lehrer selbst werden die Kämpfer sein, die seine Bahnen weitergehen und seine Ziele den Zielen entgegenführen. Das ist die ethische Lösung dieses seiner dramatischen Denkens und Lebens, daß nach dem Fall des Voranges des leipzigen die Zuschauer geläutert und gekräftigt zu ebem Zwecken hervorgehen.
Illustrierte Bibliographie.


Das Lübke an Klarheit des Stils, Feinheit und Eleganz der Sprache zu den besten Kunstgeschichtsheften Deutschlands zählt, hat er durch seine zahlreichen bahnbrechenden Arbeiten längst bewiesen. Zudem hat er nach langen, durch niederer Lebens in Frankreich vollständigsten Studien dem Leserkreise diesen Band in weitaus bereicherter Ausgabe überreicht, hat er gleichzeitig die internationale Seite seiner Ausgabe gebührend gewürdigt, und während er in erster Linie für den deutschen Leserkreis schrieb, doch wohl erwarten dürften, daß auch jenem der Weg geöffnet den Erschienenen dieses Werkes die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und die verdiente Auszeichnung einer Ueberlieferung zu Lebzeiten werden möge. Diese Erwartung wäre um so berechtigter, als der Name des Verfassers auch bei den Franzosen einen guten Klang hat, und obendrein die letzte Ausgabe von Lübkes Grundriss der Kunstgeschichte in einer französischen Ueberlieferung von Noélle erscheint. Wir dürfen dann auch hoffen, daß die Franzosen auch von diesem Buche Notiz nehmen werden, welches einen Abschnitt aus der Kunstgeschichte ihres Landes in einer
ihnen so sympathischen Weise, vor Allem aber in einer Klarheit der Darstellung behandelte, welche dem französischen Geiste durchaus ebenbürtig ist.

Die 1868 erschienene erste Auflage war bereits mit 94 Illustrationen ausgestattet.

Bucheinband für R. de Montmorency.


Allein von der gewiß richtigen Auffassung ausgehend, daß ein kunsthistorisches Werk heute ohne Illustrationen überhaupt gar nicht mehr denkbar ist, ja daß es deshalb eigentlich nie zu viel haben kann, hat der Verfasser die neue Ausgabe um 69 Illustrationen
bereichert, wozu die Erweiterung des Rahmens die nächste Beranlassung bot. So finden wir denn, daß außer dem ebenfalls bereicherten architektonischen Theile dem französischen

Grabmal in der Kathedrale von Narbonne.

Kunstgewerbe der Epoche ein erheblicher Platz eingeräumt wurde und daß die Berufung italienischer Goldschmiede, die Einführung der Majoliken, des deutschen und mailändner
Galerie im Schloß La Rochefoucauld.

Schloß von Azay-le-Rideau.

Nord und Süd, XXXVIII, 113.
Waffenschmucks, der Ausgangspunkt einer hochberühmten Töpfers-, Email- und Fayence-
kunst in Frankreich wurde, deren Herren wir nicht zu nennen brauchen und von deren
außerlebenswerten Werken zahlreiche Illustrationen geboten werden. Eine Anzahl von
Büchereinbänden der Epoche vervollständigen und schließen das Werk, dem wir nicht
nur in Deutschland, sondern auch auswärtis diejenige Verbreitung wünschen, die es in
hohem Grade verdient.

Aus: Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart, Ebur & Teubert (Paul Re?).
Friedrich der Große und die Volksschule.

Friedrich der Große der Herrscher der deutschen Volksbildung und die Volksschule


M. K.

Eine Geschichte der Ideale.


18*
Die Religion und die Kirchenbildung.


Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

Das vorliegende Werk ist kein spezifisch fachwissenschaftliches. Es wendet sich vielmehr auch an den weiteren Kreis aller denjenigen, welche die Religion nicht bloß als Tatfrage gegeben, sondern auch als Gegenstand des Nachdenkens aufgegeben ist. Die Formulierung des religiösen Problems, wie sie hier auf den ersten Seiten geschieht,
Eine neue Heinebiographie.


Stuttgart, Niegersche Verlagsbuchhandlung.

Seitdem die „Memoiren“ Heinrich Heines so viel Staub aufgewirbelt haben, ist die Beschaftigung mit den äußeren Lebensverhaltnissen des Dichters wieder in den Vordergrund getreten. Es gibt eine ganze sehr zahlreiche Schule moderner Literaten, denen der „größte Sprecher“ auch in seinem Charakter auferordentlich sympathisch ist, die aber eine geraume Zeit hindurch ihre Herzensneigung streng verstecken mussten, weil der orthodose Wind, wie er z. B. die verdienstliche Forschungen über neure Literatur von K. Barthel durchwehte, derselben wenig günstig war. Die rein objective Behandlung,

F. V.
Bibliographische Notizen.


Eine der Novellen behandelt einen Stoff, der bei dem gewaltigen Schauplatz allerdings nahe liegt, die Blutträge, die nach zwanzig Jahren doch noch zur Ausführung kommen: auch hier verleibt es der Verfasser, mit wahrhaft plastischer Darstellung uns das Seelenleben dieser großen Kinder vor die Augen zu führen. Kritiklein, die vierte der Novellen, spielt in Bulgarien, dessen Volksleben nicht minder interessante, charakteristische Züge aufzuweisen hat, die der Verfasser mit Geschick in die breitere angelegte Handlung dieser Geschichte hineinzumischen verstand. Die Stoffe, die Schneweins behandelt, sind, wie man sieht, neu für den deutschen Leser, und da auch die Form eine edle ist, werden diese Novellen nicht unberührt bleiben.


Beide Bücher sind neu, nach verschiedenen Richtungen verändernde Ausgaben der bekannten, weit verbreiteten Werke. Dem Cicerone liegt der Text des Prachtwerkes „Ägypten in Bild und Wort“ zu Grunde. Das Prachtwerk konnte naturgemäß nur Eigentum Bemingers, sehr wohlhabender werden, der Cicerone dagegen ist allgemein zugänglich. Zwischen dem Erscheinem des Prachtwerkes und dem des Cicerone liegen 6 Jahre — bei dem rüttigen Fortschreiten der ägyptologischen Studien ein großer Zeitraum, durch den in einem Werke über Ägypten große Veränderungen bedingt sind. Was sich seitdem in Ägypten erignet, was die ägyptologische Forschung Neu's hinzugebracht hat, ist berücksichtigt worden, und so darf das hier gegebene als entsprechend dem Gegenwärtigen Stande unseres Wissens über das alte und neue Ägypten bezeichnet werden." Der Cicerone gibt alles Wissenswerthe über Ägypten

Im Lande der Mittelnachtonne.


Lost Blätter aus Brasilien.


Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Gründung von Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici, herausgegeben von Dr. A. Krohe, Professor der Philosophie in Kiel, und Dr. N. Stoltenberg, Dozent der Philosophie in Jena. Herausgabe von C. C. M. Pfeifer (N. Stricker) in Halle a. S. (Neue Folge, Sonderheft des 87. Bandes.)


Die sie diese große Aufgabe, soweit dies überhaupt möglich ist, lösen oder doch ihrer Lösung naherbringen werde, dafür bürgt der Name des Herausgebers, Prof. Krohe in Kiel, welcher durch den in die Redaktion neu eingetretenen Dozenten Dr. M. Felsenberg in Jena auf's Wirksame unterstellt wird, wie schon aus dem hier vorliegenden Heft ersichtlich wird. Daselbst enthält aus der Feder Felsenbergs einen lebendigen, klar und antizyprisch geschriebenen Artikel über die Bedeutung der Philosophiegeschichte und des Charakters der neueren Philosophie, und neben einer Menge kleinerer Beiträge eine Reihe von Abhandlungen, deren Lesire wir um ihres hohen Interesses willen für gegenwärtig nicht nur in der ersten Reihe der philosophischen Schulen ventilierte Fragen und Bedeugungen unseren Lesern angelegenheit empfehlen dürfen, so die Arbeit von Rud. Eucken, welche die Philosophie des Thomas Aquinas, die bekanntlich durch Leo XIII. zur offiziellen Philosophie der katholischen Kirche erhoben worden ist, hinsichtlich ihres Werthes für die Cultur der Gegenwart kritisch und unparteiisch betrachtet, und einen Essay Edwards von Hartmann über Künstliche Lebensfähigkeit, der in der gegenwärtig noch lange nicht zum Ausdruck gebrachte Frage: Form oder Stoffsichtigkeit? heile Lichter fallen läßt.

Wenn wir somit die alterbewährte Zeitschrift auch bei der jetz eintretenden Neor- ganisation denjenigen unserer Leser, welche Leben und Entwicklung der geistigen
Interessen nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erzielungen des Tages zu verfolgen gewöhnlich sind, warum an's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht.


Bei der Redaktion von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.


Biedermann, Dr. Karl. Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus. 3 Theile. Wiesbaden, J. F. Bergmann.


Borinski, Dr. Karl. Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Berlin, Weidmañni'sche Buchhandlung.


Deutsche Encyclopedia. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. Lieb. 10. 11.

Dietz, Dr. Max. Geschichte des musikalischen Denkens in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787—1795). Wien, Greschcr & Blaha.


Dynam, Dr. Aug., Die Krankheiten der Atemorgane und deren Heilung. Berlin, A. Zimmer.


Weimarische Goetheausgabe.

Im Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken, der eine dreibändige Biographie folgen soll, veranstaltet. Für diesen Zweck müssten die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weiterbestehenden Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Goethesche oder auf Goethe bezügliche Briefe, sowie bisher unbekannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und zugleich mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benützung freundlicher 'An das Goethearchiv in Weimar' einzuwenden. In der Ausgabe soll über die Herkunft und Beschriftung jedes einzelnen zugänglichen Manuskripts oder Drucks Rechnung abgelegt werden.

Weimar und Berlin, Juni 1886.

Erich Schmidt.
CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1886 er. Frische Füllung, 1886 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
denen Wärmegrade.

Sprudel . . . 58° B.
Mühlbrunn . . 44° B.
Schloßbrunn . . 44° B.
Theresienbrunn . 43° B.
Neubrunn . . 45° B.
Markbrunn . 39° B.
Ras. Kroquelle 28° B.
Felsenquelle . 47° B.
Kaiser Karl-Qu. 34° B.

Quellen-
Produkte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
KARLSBADER
Quell-Salz.
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenprodukte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad /Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.
Apollinaris
NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor ALLEN ANDERN Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der
INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—
Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf.,
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf.,
die Gefäße mit
einbegriffen.

Etwäige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Koblenz, Coburg,

Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Eibersfeld, Ellwangen, Essen,

Frankfurt a/M., Freiburg i/B., M. Gladbach,

Görlitz, Halle a/S., Hamburg, Hamm i/W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel,

Kempten i/B., Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i/W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i/V.,


DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatschrift.
September 1886.
September 1886.

Inhalt.

Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich ficken. Erzählung. .................. 277

Ch. Seignobos in Paris.
Jules Verne. .................................................. 299

F. Henricke in Berlin.
Das Fernsprechwesen. .................................. 336

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schad von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. II. .......... 349

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Unschuldig verurteilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. ...................... 372

Ulfons Kistner in Königsberg.
Hypnotismus in England und Frankreich. ................... 394

Bibliographie. ................................................. 404
Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Österreich. (Mit Illustrationen.) — Zur Colonialisage. — Kehrbach's 'Monumenta Paralogica' — Das hellenfet in der Malerei.

Bibliographische Notizen. .................................. 411

hierzu ein Portrait von Jules Verne.
Redaktion von F. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunäbeilage.

Preis pro Quartal (3 Heften) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaktion nach Breslau, Siebenhufenerstraße 23, ohne Umschlag eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Heft.

von
A. Karlseben's Verlag in Wien. (Jules Verne's Schriften.)
An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte der bereits erschienenen Bände von „Nord und Süd“ ergänzt, und können daher dieselben entweder in compleet broschirten oder sein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Golddruckung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.


Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)
Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von Se Schottlaender in Breslau)

Erpl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV.,
XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 5 Hefte)

sein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Erpl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Band XXXVIII. (Juli bis
September 1886)

Erpl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.,
XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.,
XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgenümtliches bitte zu durchkreuzen.

Um ges. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird er sucht.
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — September 1886. — Heft 114.

(Mit einem Portrait in Radierung: Jules Verne.)

Breslau.

Druck und Verlag von F. Schottlaender.
Sie muß mich küßten.

Erzählung
von
Friedrich Uhlf.
— Wien. —

I.


Zu jener Zeit bekleidete die Würde des Lord-Mayors von London Sir William Humphreys. Er gehörte den Whigs an und war ein Mann von liberaler Gesinnung, ehrlich, offen und gutmütig. Selbst ruhigen Blutes, erhielt er die Ruhe in seinem Hause und außerhalb desselben als das höchste der Güt. Dabei hielt er davon, Herr in seinem Hause zu sein, und war es auch geblieben infwacht, daß er wirklich glaubte, es geissehe, was er wolle. Zu glauben, daß man Herr sei, ist saft eben so viel als in Wirklichkeit zu gebieten.

Lady Humphreys war eine große, starke, nicht eben schöne Frau, welche die Kunst verstand, ihren Mann zu behandeln. Sie setzte den Anfichten desselben nie Widerspruch entgegen, versprach nichts zu thun, was er wollte, mußte aber in der Zeit zwischen Anordnung und Ausführung, ohne daß Sir William es bemerkte, Alles so zu wenden, daß in Wirklichkeit geschah, was sie wollte. Dieses Verfahren, sagt man, gebe die besten Eben und besten Regierungen, wie Mann und Frau, verhalten sich Legislative und Executive zu einander. Wenn zwei Willenkräfte einen Zweck erreichen sollen und nicht,
Friedrich Uhl in Wien

was auf dieser Welt selten vorkommt, einerlei Wollen- und Meinung sind, so hilft nur der Komromiß. Die Häfste hier, die Häfste dort von der eigenen Ansicht abgegeben, so daß zwei Häfsten übrig bleiben, macht immer ein gutes Ganzes, daß unter den gegebenen Verhältnissen ein Bestes sein kann. Constitutionell regieren lernt man oft in der Ehe.


"Ist das wirklich die Lady-Mayores?" rief man. "Unmöglich!"


Einer der hannoverschen Herren machte das größte Glück mit einem
Einsätze, den er laut ausbrach und der wie ein Ball von einem der Auswahrende zum andern floh.

"Ich bezeigte, daß die Dame die Gemahlin des Lord-Mayors ist. Ich glaube, er hat die Frau ausgelassen."

Diese Bemerkung wurde in dem Augenblicke ausgesprochen und wiederholt, als die Lady-Mayors' eben an dem Haus vorbeischritt. Sie vernahm die Worte nicht deutlich, bemerkte aber, daß man über sie lachte und spotte, und warf einen Blick voll Unmut nach den Fenstern. Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Stallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs, welcher sich in der Gesellschaft befan, aber nicht in erster Reihe, sondern hinter einer der schönen hannoverschen Damen stehend, zog sich, als er den Blick der Lady Humphreys bemerkte, rasch zurück, denn er kannte die Stellung des Lord-Mayors und seiner Gemahlin und fürchtete Unannehmlichkeiten für sich, wenn man ihn in der Gesellschaft der Spötter bemerke.

"Er hat sich die Frau ausgelassen!" Darüber lachte man noch, als man nach dem königlichen Palaste zurückgekehrt war; darüber lachten auch der König, sein Sohn und dessen Gemahlin, als sie den Vorfall vernahmen.

II.

Der Lord-Mayor und dessen Gemahlin, nach beendetem Fest in ihrem Heim angelangt, zeigten dem Kindern und Hausgenossen keine sehr freundlichen Gesichter. Beide waren müde, abgepaust, verdrießlich. Ihr einziger Wunsch bestand darin, aus der drückenden Tracht heraus und in ihre bequemen täglichen Kleider hineinzukommen.

Es gießt Augenblicke im Leben, wo der höchste Wunsch jedes Sterblichen dahin geht, Ruhe und Bequemlichkeit zu finden. Der Mensch, der so oft danach strebt, Gebieter zu sein, sehnt sich, wenn die Last des Herrschens ihn drückt, am innigsten danach, nur Mensch sein zu können.


Lady Humphreys konnte sich ihren Gedanken nicht hingeben, ohne daß sie Sir William einigermaßen ihre innere Bewegung verraten hätte. Dieser erhielt aber aus seine Fragen nur ausweichende Antworten. Lady Humphreys sagte, die Ermüdung habe Abspaltung in ihr hervorgeufen.

Sie wollte ihrem Gemahle nicht so plötzlich, nicht in diesem Augenblicke, Runde von dem Vorfall steigen. Sie wollte erst die Tatsachen kennen, bevor sie einen Entschluß darüber fassen, wie den Beteiligten entgegenzutreten wäre: dann sollte Sir William eingreifen, daß wie wollte Lady Humphreys bestimmen.

"Sir William," fragte endlich die Dame ihren Gatten, "sind Sie mit dem heutigen Tage aufzirren?"


Gleichwie man sich für diese Festes eigens kostümiert muß, ist man auch genötigt, Anfichten und Erfindungen, die nicht in uns entspringen, sich zu eigen zu machen. Ich glaube während des Festes wahrgenommen zu haben, daß wir nicht allein dieser Ansicht sind, und es sollte mich nicht wundern, wenn man über uns, die Hauptpersonen in den Schauplätze aus freien Zeiten, das wir Leute von heute unbethergeten Zuschauern boten, hier und da gejottet hätte."

Ich kann nicht ganz Ihre Anfichten theilen und habe nichts von dem wahrgenommen, was Sie andeuten. Denn wir Engländer an den alten Sitzen und Gebräuchen, Trachten und Umzügen festhalten, geschieht dies aus wahrhaft liberaler Geismung. Der Aufzug ist wohl heute ohne Inhalt und Kern, allein deshalb nicht ohne Bedeutung. Der jährliche Aufzug des Lord-Mayors erinnert an den Tag, wo dieser zum ersten Male im Bollbesichte seiner neuerlangten Macht und Würde als Oberhaupt einer freien Stadtsbevölkerung nach dem Hause zog, in welchem unter seinem Vorstehe die Bürger über ihre eigenen Angelegenheiten zu beraten und zu beschließen hatten. Wir thun dies heute in den Kleidern unserer Vorfahren, denen wir die Freiheiten verdanken, und wie wir die Kleider tragen, so sind wir auch Träger
ihrer Gefühle. Hier decken sich Form und Inhalt vollständig. In diesem Punkt ist der wahrhaft Liberale auch der wahrhaft Conservative. Liberal sein, heißt nicht immer nach Neuem streben, das Alte geringschätzen und das Neue hochhalten, weil es neu ist, sondern an dem Errungenen, weil es gut ist, sichhalten, es verteidigen und schützen. Doch sagen Sie, hatten Sie irgend einen bestimmten Fall im Auge, als Sie außer, daß man über uns gespottet?

"Ich möchte Sie nicht gerne verleihen, nicht den leisesten Unmut in Ihnen erwecken. Allein es scheint mir, daß die hannoverschen Herrschaften, welche mit dem König nach London gekommen sind, lächeln, ja, daß einige von ihnen sogar lachen und einander spöttische Bemerkungen zuwiesen, als Sie, mein Gemahl, so würdig an dem Hause vorübergehen, an dessen Fenstern die deutschen Herren und Damen Platz genommen hatten."

"Sie meinen, daß es die Günstlinge des Königs gewesen sind, welche mich als Ziel ihrer Spottereien erwähnten?"

"Ich habe einige Grund es zu vermuten und Sie können mir glauben, daß, wenn ich selbst der Gegenstand der Angriffe dieser, wie es scheint, nicht ganz wohlvergenomen Leute gewesen wäre, es mich nicht minder geschmert hätte, als wahrnehmen zu müssen, daß mein würdiger Gemahl an dem Tage, wo er in seiner Würde, durch die Waffen des freien englischen Volkes, selbstbewußt und erhobenen Haupte dahin schritt, Lächeln erzeugte und Spott erfuhr. Ja, ich füge hinzu, daß es mich wahrhaftig vollständig kalt gelassen hätte, wenn man mich insultiert haben würde. Allein meinen Gemahl beleidigt zu sehen, das würde ich nicht mit Ruhe ertragen können. Könnten Sie dem nicht erfahren, wer an den Fenstern gestanden ist und was die Gesellschaft gefagt hat?"

Der Lord-Mayor war bei den letzten Worten seiner Gemahlin unruhig geworden und sein Gesicht hatte sich mit Wutte bedeckt. Es stieg der Gedanke in ihm auf, daß nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin verpottet worden war, ein Gedanke, welchen die Lady-Mayores behaupten sich Mühe gegeben hatte.

"Wenn Sie glauben," sagte er, "will ich ausgehen und einige Herren des Höfes auffinden; ich glaube aber nicht, daß uns dies am Ziel führen wird. Es wird Niemand sich verraten und auch Andere nicht. Es wäre zu niedrig, zu frivol, ja geradezu empörend, wenn sich die Sache so verrieb, wie Sie sagen. Man darf nicht vorschnell urteilen. Wir müssen genaue Erklärungen einziehen. Haben Sie sich getäuscht, deshalb besser, wenn nicht, so werde ich Mittel und Wege finden, um die Unbill, die uns widerfahren, zu rächen."

"Regen Sie sich doch nicht auf, bleiben Sie ruhig, mein Gemahl. Sie sehen, wie ruhig ich bin. Vielleicht habe ich mich getäuscht und wenn nicht, nun so hat die Sache keine große Wichtigkeit. Wir sind, was wir sind, und das kann man uns nicht nehmen. Sie sind das Oberhaupt der Stadt,
ich Ihre Gemahlin. Wir sind freie Bürger eines freien Staates, und die Fremden, welche in dieses Land hier eingesessen sind und hier auf unsere Kosten prunken und glänzen, nichts als Schlingpflanzen, die ein sich erhebender Sturm bricht und zu Boden wirft.

"Sie wissen, daß mich nicht so bald etwas aus meiner Ruhe bringt," sagte Sir William Humphreys. "Allein ich darf die Sache nicht so leicht nehmen... Wer mich beleidigt, beleidigt nicht nur den Mann, sondern den ersten Bürger von London, das Stadtoberhaupt, welches ebensowenig einen Angriff auf seine Person dulden darf, ohne ihn zurückzuweisen, als auf die Institutionen dieser freien Stadt."

"Wer wird denn aber die Dinge bis zum Außersten verfolgen, eine kindische Scene so ernst nehmen?"


Der Lord-Mayor erhob sich, nahm Abschied von seiner Gemahlin und lenkte seine Schritte nach einem Club-Haus, in dem sich Herren aus den Hoftreien befanden.


III.

Gewißheit, aber noch größere Erregtheit sollte ihnen der nächste Morgen bringen. In dem gesünderen der zahlreichen Flugblätter, welche zu jener Zeit in London erschienen und eine wahre Flage der Hauptstadt bildeten, so daß der gute Ruf und der Name aller halbwegs hervorragenden Personen täglich in Gefahr stand, in den Roth gezerrt zu werden, war ein Artikel enthalten, welcher die Scene vom vorigen Tage ausführlich und auf die heissenste Art schilberte. Es war nicht angegeben, daß die hannoverischen Damen und Herren die Gemahlin des Lord-Majors verspottet hatten, daß diese es gewesen waren, welche ausriefen: Er hat sich die Frau ausgeliehen!

Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner und Verfolger der Pamphleteisten und Colporteur gewesen. Er hatte sie mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht, was aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum Ziele führte. Ausführungen der Presse dieser Art erkannte Sir William als Gefahr für die Pressefreiheit. Nun sollte er selbst Zeitscheibe der Besessenheit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihm noch mehr erbitterte und verlegte, seine Frau, die Lady-Mayors von London!

Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Gedanke, seine Frau werde außer sich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorsatz verschwiegen, allein er mußte bestürzen, die Schadenfrohen würden ihr das Pamphlet zuenden und Lady Humphreys könnte, unvorbereitet, in Folge des Aergers in eine Krankheit verfallen. Deshalb zog er es vor, sie selbst davon in Kenntniss zu setzen, aber außer der Kritze, welche in die Wangen und auf die Stirne der Dame schoß, schien der freche Angriff keine weitere Wirkung auf sie zu machen.

„Sie sehen,” sagte sie, „daß ich richtig beobachtet habe. Mein Irrthum bestand nur darin, daß ich Sie und nicht mich für die Zeitscheibe des Wikes der Fremden hielt. Was wollen Sie nun thun?“

„Den Herausgeber des Blattes ausfindig machen.“

„Kennen Sie ihn?“

„Nicht persönlich, aber ich weiß, wo ich ihn finde.“

„Sie werden doch nicht ... !“

„Wo denken Sie hin? Allein es giebt Mittel und Wege genug, um einem solchen Gesellen beizukommen.“

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden,” sagte Lady Humphreys.

IV.

Sir William Humphreys begab sich unverweilt in die Taverne, welche den Namen zur „Rothen Kreide“ führe. Er mußte, daß dort Mr. Smith, der Herausgeber der kleinen Zeitung, welche der „Gute Ruf“ betitelte war,
sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Taverne war für die Zwecke des Pamphletisten sehr günstig gewählt. Sie nahm die vorzügliche schmale Front eines Hauses ein, das die Ecke einer engen Gasse bildete. In diese Gasse hinein und aus dieser Gasse heraus mußten alle Personen kommen und gehen, welche sich nach dem königlichen Schloß und nach dem königlichen Theater begaben. In dieser Taverne verkehrte Alles, was sehen und gesehen werden wollte. Hier war die Duelle, aus welcher gutes Bier, seiner Wein und frische Neigkeiten stossen.

An einem der großen Fenster der Taverne saß saß den ganzen Tag hindurch Mr. Smith. Man konnte sagen, daß er hier wohnte, als schrieb, redigierte, kurz, daß er hier sein Leben in Ruhe zubrachte und daß anderer Leute vielsach bemühtigte.

Sir William Humphreys schritt geradeaus auf Mr. Smith, den er vom Sehen aus kannte, zu und sagte: „Kann ich Sie ungeschämt allein sprechen?“ „Genüß, unverzüglich! Wollen Sie die Güte haben, mir in eines der kleinen Zimmer zu folgen.“ „Ich bitte, schreiten Sie voran.“

Mr. Smith brachte den Tisch, an welchem er saß, in Ordnung, d. h. er ergriff alle Zeitungen, Papiere und Papierschnipsel, welche vor ihm zerstreut aufgehäuft waren, und legte sie theils unter seine Arme, theils setzte er sie in die zahlreichen Taschen seines Rockes und seiner Heinleider. Diese waren bereits halb gefüllt gewesen und standen jetzt überreich, ballonartig, von dem Körper des Pamphletisten ab. Mr. Smith konnte mit dem Weltweisen sagen, daß er Alles, was er beiste, bei sich trage, seinen Kopf und das Material, dessen er zur Arbeit bedurfte. Er war ein kleiner verwachsener Mann mit schwarzem, freiem Haare, langem, schmalem, gelbem Gesichte, langen Armen und langen Händen. Er lächelte ununterbrochen, und dieses Lächeln hatte man saß schön nennen können, wenn die Mundwinkel sich nicht ab und zu gar zu tief herabgezogen und die Blicke des schönen, tiefen Auges den Mund an Beizeit noch übertrüffen haben würden. Es glitt er mehr als er ging in schwankenden ungeschönten Bewegungen dem Lord-Mayor voraus und führte ihn in einen Vor, dessen nicht abgeschoßene Höhe zwar keinen vollständig sicheren Aufenthaltsort bot, in dem aber in diesem Augenblide die beiden zukünftigenden Männer unbelaust sprachen konnten, weil, wie sich der Lord-Mayor überzeugte, rechts und links keine Gäste waren.

Als die Herren Platz genommen hatten, der große starke Mann und der kleine Schreiber einander gegenüber saßen, sagte der Lord-Mayor, der seine starke Erogung nur schwer verbergen konnte: „Sie wissen wohl, was mich zu Ihnen führt?“ „Ja!“ „Sie ahnen, was ich von Ihnen begehren werde?“ „Nein!“ „Nun denn, so muß ich es Ihnen sagen. Sie wissen, daß der Angriff
in Ihrem heutigen Blatte auf meine Frau, wenn ich gegen Sie flaggar aus-
treten würde, unbedingt eine Berücksichtigung des Verfassers zur Folge hätte.”

”Unbedingt, möchte ich nicht behaupten; allein ich gebe zu, daß ich dies-
mal die Möglichkeit einer Bestrafung von den Erwägungen, die ich vor Ab-
sassung des Artikels anstellte, nicht ausschloß.”

”Ich will nicht fagen. Es handelt sich in diesem Falle nicht darum,
wer den Angriff gesehen, sondern wer den Pfel angefertigt und geschildert
hat, der Lady Humphreys tief verletzte.”

”Sie vermuten, daß nicht ich selbst der Zeugen der Bemerkungen
über Ihre Gemahlin gewesen bin?”

”Ich bin davon überzeugt. Ich weiß, daß die Stimmen, zu deren Echo
Sie sich machten, nicht aus der Bürgerwohl Londons kamen, sondern daß
eine bestimmte kleine Gesellschaft, die vielleicht Grund haben mag, mich und
meine Gemahlin nicht mit wohltuenden Augen zu betrachten, Urheberin der
Schmähungen ist, die Sie in Ihrem Blatte wiederholten. Könnten und
wollten Sie mir die Personen bezeichnen, durch welche Sie beeinflußt wurden?”

”Können? Ja! Wollen? Das hängt von der Erwägung ab, ob
es mir mehr Vorteil bringen wird, wenn ich schweige oder wenn ich
spreche.”

”Vorteil! Also daraus läßt es hinaus? Gut denn, nennen Sie
mir die Summe, welche ich erlegen muß, um Ihr Sprechen zu erlauben?”

”Halt, hochverehrter Herr Lord-Mayor von London. So ist es nicht
bin für Geld nicht zu haben. Ich diene nur der Wahrheit und vertrete die
öffentliche Meinung.”

”Was wünschen Sie also, daß ich Ihnen für Ihre Mitteilungen biete?
Eine Stelle kann ich Ihnen, das werden Sie selbst zugeben, nicht antragen.
Wer würde auch mit Ihnen in einem öffentlichen Amte . . .”

”Halt! In diesem Tone würden Eure Herrlichkeit mit mir nicht all-
zulange das Gespräch fortführen. Ich lasse mich nicht einschüchtern, ich lasse
mich nicht betreiben.”

”Beleidigungen betrachten Sie wohl als Ihr ausschließliches Privilegium,
ode, um in Ihrer Sprache zu reden, Sie glauben, daß Sie allein das Recht
haben, Ihren Mitbürgern die Wahrheit zu sagen?”

”Beurtheilen Sie mich nicht falsch. Ich bin kein schlechter, kein hößer
Mensch. Ich bin ehrenhaft von Natur und Journalist von Profession. Das
ist alles. Sehen Sie mich an! Ich bin verwachsen, unschön, abstoßend,
haft elfenhaft und wenn man kleines mit Großen vergleichen kann, so sehen
Wundern Sie sich nicht darüber, daß der Gezeichnete wieder scharf zeichnet,
dann er die Feder führen kann. Höhn gegen Höhn, Spott gegen Spott.
Ich räche mich eben in meiner Art. Wenn ich durch die Gassen Londons
schritt, rief die ganze Welt: Seht den Lustigen! So bin ich dahin gelangt.

„Was soll ich Ihnen also bieten? Ein Amt kann ich Ihnen nicht antrauen, und Geld wollen Sie nicht."  

Mr. Smith lächelte. „Nun, da Sie nicht von selbst darauf verfallen, so will ich Ihnen helfen. Geben Sie mir, was ich brauche, was mein Blatt und mich erhält, womon ich lebe, geistig und materiell."  

„Das wäre?"


„Erhöhen sich Eure Herrlichkeit nicht! Nehmen Sie das Wort unmöglich nicht in den Mund. Nichts ist unmöglich, sofern es in dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es kein anderes Mittel gibt, um das zu erreichen, was man will. Der Wunscb, die Spötter, welche Ihre Gemahlin und Sie beleidigt haben, sennen zu lernen, ist überaus natürlich; dieselben offen zur Rede zu stellen, nicht angezeigt, weil Sie keine Zeugen finden würden und weil es auch sonst mit Ungesundheiten verbunden wäre, wenn der Lord-Mayor von London eines gesprochenen Wortes willen sich mit Spöttern von Rang und Ansehen in einen Streit einlassen wollte, der nur mit den Waffen in der Hand ausgefochten werden kann. Das dürfte einem Manne von Ihrer Stellung kaum erlaubt sein.
Sie müssen Sie auch schon, es bleibt Ihnen nichts übrig, als die Bereitwilligkeit auszuprechen, mir gefällig zu sein, wenn ich Ihnen dienen soll."

"Herr, Sie verwandeln den Sitz, den ich Ihnen gegenüber einnehme, zu einer wahren Marterbahn."

Ich begreife, daß Sie empört, entrüstet sind. Allein das ist die Folge des Conspirateur, in dem ein rechtsschaffener Mann gerächt, der gern zeitgebend untauglich seiner Wege wandelt, dem man aber gütig entgegentritt, und der, wenn er zur Abwahr schreiten will, nur Gist gegen Gist anwenden darf. Die menschlichen Pfade, und wären es selbst jene des Lord-Mayors von London, sind eben nicht immer mit Rosen bestritten, und will man unbehindert vorwärts schreiten, muß man die Steine von seinem Wege entfernen."

"Bözu wollen Sie mich bringen? Ich soll selbst unter die Pamphletistin gehen!"

"Das ist der tragische Moment in dem kleinen Drama, dessen Held Sie und Ihre Gemahlin sind. Ich behaupe Sie; aber ich fahre Ihnen keinen anderen Plan an die Hand geben, soll die Sache zu einem für Sie gedeihlichen Schluss führen."

"Ich kann mich nicht füglich entschließen."

"Bitte, lassen Sie reich und ungebrämt Ihren Entschluß. Je langer Sie zaudern und die Sache hinausdehnen, desto mehr Schmerz wird sie Ihnen bereiten. Die Rache muß frisch genossen werden und Sie werden sehen, daß auch ein Pamphletifit Freude bereiten kann."

"Doch nicht Dem, welchen er angreift?"

"Was wünschen Sie also?"

"Ich wünsche zu wissen, wer Ihnen die Scene mitgetheilt hat, und wer die Personen gewesen sind, welche über meine Frau spotteten?"

"Sind Sie in dem Besitze von Mittheilungen, welche den Dienst, den ich Ihnen leiste, auswerten können?"

"Zufern Sie mich nicht. Fragen Sie mich nicht. Sie wissen, daß ein Mann wie ich . . ."


"Diese Parasiten! Eine schöne Gesellschaft!"
Der Lord-Mayor war außer sich vor Entrüstung: „Fräulein von Schulenburg, die Geliebte des Königs!“ In einem Athem machte er dem Pamphletisten Mitteilungen der pifantesten Art über die genannten Persönlichkeiten. Mr. Smith fuhr rasch wie der Blitz mit den Händen in die Taschen seiner Baumschneider, und zog aus demselben einige Streifen Papier und eine Weisfeder hervor, um die Mitteilungen in Schlagworten zu stichiren. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten.

Als der Lord-Mayor ausgesprochen und Mr. Smith alles auf das Papier gebracht hatte, sagte der Pamphletist:

„Sie werden mit mir zufrieden sein. Sie werden von mir hören und lesen.“

„Noch eines,“ sagte der Lord-Mayor. „Ich sehe, daß Sie nicht nur Nachrichten entgegennehmen, sondern auch die Namen Ihrer Mitarbeiter nennen.“

„Ich thue das nur meinem Wahlversprechen gemäß: Neue Mitteilungen haben mehr Werth als alte.“

„Ich möchte aber, daß Sie meinen Namen nicht nennen. Wie kann ich dies erreichen?“

„Wenn Sie mir drei Notizen für eine geben. In dem heutigen Falle haben Sie mir mehr gegeben, als ich verlangte.“

„Kann ich Ihnen glauben?“

„Ich schwöre bei dem Dämon der Siede. Eure Herrlichkeit treffen mich immer hier und immer bereit, Ihnen zu dienen.“

„Nein, hier kann ich Sie nicht mehr auffinden. Wenn mich jemand sähe, würde man wissen, daß wir in Verbindung mit einander stehen. Einmal war mir der Zufall günstig, ich will die Gefahr nicht ein zweites Mal herausbeischwören."

„Wenn Eure Herrlichkeit meiner bedürfen, so lassen Sie mich rufen. Ich bin stets bereit zu erscheinen und dürfte ich selbst nur in der Dunkelheit mich dem Hause des Lord-Mayors nähern.“

„Gut denn, leben Sie wohl. Ich bin nicht unansehnlich, und wenn Sie meiner bedürfen, stehe ich Ihnen auch mit Anderem als Notizen gerne zu Diensten.“

„Eure Herrlichkeit belohnen mich mehr, als ich es verdiente!“

V.

Als Sir William Humphreys nach Hause zurückschritt, gab er den Auftrag, Mr. Smith, den er so genau beschrieb, daß ihn der Türsteher augenblicklich erkennen mußte, stets den Eintritt in das Haus zu gestatten, auch verständigte er den Kammerdiener, damit der beschriebene Herr zu jeder Zeit bei ihm ungestört aus und ein gehen könne.

machen hat, soll heute über acht Tage stattfinden. Das Ceremoniell ist genau festgestellt und ich hoffe, es werde sich Alles in herzlichen Weihe vollziehen."

"Wollen Sie die Güte haben, mir das Programm mitzuteilen?"

"Ich werde Ihnen morgen eine Abschrift des Formulars durch meinen Sekretär übereichen lassen."

"Sie wissen doch, daß eines der Vorrechte des Lord-Mayors darin besteht, daß seine Gemahlin bei den Empfängen durch die Königin oder die neue Prinzessin von Wales von den hohen Damen geführt wird. Die Lady-Mayor's ist bei solchen Anlässen die weibliche Hälfte des Lord-Mayors, also ebenfalls die Präsidentin der Stadt London. Indem man die Lady-Mayors ja nächstschwierig küßt, erweist man der Lord-Mayor die höchste Ehre, die einem Bürger Englands zu Theil werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie, Ihrer Stellung gemäß, auch diesmal handeln werden, wie es die Würde und Ehre der Stadt erfordert, deren Wohl Ihnen unvertraut ist. Ich habe sicherlich bereits Sorge dafür getragen, die Gemähi in zu erlangen, daß die Prinzessin von Wales bei der Vorstellung mich küsse?"

"Das ist ja selbstverständlich."

"Ich freue mich, daß unsere Anschauungen auch in dieser Angelegenheit übereinstimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, wenn ich bei Hause erscheine, die Prinzessin in dem Augenblick, wo Sie mich küßten würden, nicht in die Lage geraten dürfte zu sagen, daß Sie sich für öffentliche Feste eine Gemahlin ausleihen müssen!"

Diese Worte verleisten Sir William Humphreys wieder in so große Aufregung, als ob die Beleidigung, welche seiner Gemahlin widerfahren war, eben erst vorgefallen sei. Er nahm von der Lady Abstand und sandte nach Mr. Smith. Sir William Humphreys füllte sich machtlos in dieser schwierigen, ganz ungewohnten Lage. Im offenen ehrlichen Kampfe, in offizieller Beratung, in Volksversammlungen, im Streite gegen Einzelne oder gegen die Menge, da war er, der Mann, an seinem Plaże, da wußte er durchs Reden, durch Grunde, durch seinen Ruf, durch sein ganzes Wesen Eindruck zu machen, die Freunde enger um sich zu scharen, die Gegner zu überzeugen und bei der Abstimmung zu siegen oder zu fallen, aber unfaßbar, unsichtbarer, geschlechtlicher gegenüber fühlte er sich wehrlos. Hier bedurfte er des Rathes, der Hilfe eines Menschen, der für ihn dachte, für ihn handelte, und dieser Mensch war Mr. Smith. Er sandte einen vertrauten Diener in die Taverne zur "rothen Krone". Nicht lange Zeit danach trat der Pamphletist lächelnd ein. Er zog aus einer seiner Taschen den Abzug des Artikel's, der am nächsten Tage erscheinen sollte, und unterbreitete ihn dem Lord-Mayor. Dieser las.

"Sein Antlitz strahlte vor Freude."

"Gut, sehr gut, vortrefflich! Das fängt, das feiert, das bohrt sich ein! Ganz ausgezeichnet haben Sie das gemacht! Ich gratuliere!"
„Ich danke Ihnen!"
„Sie werden aber Ihr Wort halten, Sie werden mich nicht verraten?"
„Gewiß nicht!"
Hier habe ich wieder einige kleine Mitteilungen zu Papier gebracht, einige Bemerkungen, welche Sir Richard Steele betreffen, den Oberintendenten der Hofstattungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Wer mit Comödianten umgeht, wird selbst Comödiant. Das hat der Mann bewiesen, und vorläute Comödianten zu züchtigen ist ein gutes Werk! Sind Sie einverstanden mit mir, Mr. Smith?"

„Vollkommen, Eure Herrlichkeit! Ich danke für Ihre Mitteilungen," sagte der Pamphletist, während er gierig die Notizen überflug, die ihm der Lord-Mayor überreicht hatte. „Da habe ich ja ein Honorar, das für einige Tage ausreicht."

VI.


war eine Reihe ähnlicher Bemerkungen beigesfügt, wie, daß er die Künstler gleich Pferden behandelte; daß der älteste Kutscher im Marstall beider bezahlt werde als der junge Dichter, dessen Geisterarbeit dem Theater das Leben einhauche u. s. w.

Sir Richard Steele, dessen Verbindung mit Mr. Smith in Hofstreifen bekannt war, wurde bestürmt und beschworen, den Pamphletisten aufzuführen, um den Namen desjenigen zu erfahren, welcher dem hoheanen kleinen Mann die Geheimnisse des Hofes und Hofstaates verraten habe; denn Alles war wahr, was in dem Blatte der „Gute Nacht“ die Hofstaute in so üble Lage brachte. Allein Mr. Smith blieb handhaft. Er verweigerte jede Ausfahrt und wies glänzende Anerbietungen jeder Art zurück. Man hatte einen leichten Verdacht, daß der Lord-Mayor nicht ganz unbeständig an den Angriffen sei, daß er sich, gezeitzt durch den Spott, welchen man über ihn und seine Frau ausgezogen, gerächt habe, allein Gewißheit vermochte man sich nicht zu verschaffen. Einen Prozeß anzustrengen war nicht ratsam, denn die öffentliche Verhandlung hätte den Skandal nur noch vergrößert. Man war also absolut ratslos und wehrlos.


Der anwesende Ceremonienmeister, der eben erst von seinem Sekretär
Sie muß mich küssen!

sich das Programm für den Empfang der Lady-Mayorfish hatte überreichen lassen, rief:

„Nein! Das ist unser unwürdig. Ich fenne ein anderes Mittel, durch welches man Lady Humphreys auf das tödtlichste treffen kann.“

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören,“ tonte ihm entgegen.

„Die Lady-Mayorfish wird nächstes Tage von der Prinzeßin von Wales empfangen werden. Es ist hergebrachte Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die erste Dame des Hofes die Gemahlin des Lord-Mayors von London küsse. Nun denn, der Gemahlin eines Mannes, welcher den Hof auf so unwürdige Art verleumden läßt, soll eine solche Ehre nicht zu Theil werden; die Prinzeßin von Wales darf Lady Humphreys nicht küssen!“

„Vortrefflich! Ausgezeichnet!“ rief man.

„Aber wenn es hergebrachte Sitte ist, daß die Prinzeßin von Wales die Lady-Mayorfish von London in solcher Art ausgezeichnet, wie kann sie es unterlassen, in diesem Falle Lady Humphreys zu küssen?“ wurde von Einzelnen eingewendet.


Der Sekretär verbeugte sich und meinte in seinem Innern: Ein außerordentliches Honorar für die außerordentliche Bemühung hätte von Seite des Ceremonienmeisters wohl beigesagt werden können. Allein Sekretäre durften nie einen Wiberpruch wagen, und so zog sich der arme Mann mit seiner Aufgabe zurück, die ihn nicht außerordentlich brütte. Er war genau in der Chronik des Hofes bewandert und hätte jeßt bereits dem Ceremonienmeister eine Antwort geben können; allein er würde nur seinen Ansehen geschadet haben, denn je längere Zeit er aufseinein der ihm übertragenen Mission widmete, desto mehr, wußte er, würde er in der Achtung seines Vorgefechten steigen.

Hatte den Lord-Mayor von London gleich bei Beginn der Unterredung mit dem Ceremonienmeister dessen Benehmen beobachtet, so wurde er im

"Ah!" sagte Sir William Humphreys. "Meine Gemahlin soll also nicht gefügt werden?"

"Das will ich nicht gesagt haben. Es ist ebenso möglich, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayorex fügt, als daß sie dieselbe nicht fügt."

"Wann werde ich Nachricht von dem gefaßten Beschlüsse erhalten?"

"Bis es durch das Studium der Archive genau festgestellt sein wird, ob sich die Prinzessin von Wales einer Regel zu fügen habe, ob die einzelnen Fälle, in welchen die Lady-Mayorex von London nicht gefügt worden ist, dem Zufalle zuzuschreiben seien, oder ob es von dem Belieben der Damen des königlichen Hofes abhänge, der Lady-Mayorex einen Rüff zu verabfolgen oder nicht."

"Darf ich um einen bestimmten Termin bitten?"

"Wollen Sie nach zwei Tagen mir das Vergnügen bereiten, hier zu erscheinen?"

"Ich danke, Mylord, ich werde erscheinen."


"Das ist vorgefallen?" fragte sie.

"Mr. Smith, Mr. Smith! Verzeihen Sie, der Gedanke an den Mann quält mich unaufhörlich! . . . Ich komme soeben aus dem königlichen Schloß, wo man etwas Unserhöres gegen uns plant, einen tödlichen Streich nach unseren Häuptern fügt. Ich erkenne die böse Absicht. Man will es dahin bringen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayorex von London nicht fügt."

Die füße Rüffe der Lady Humphreys verlob bei diesen Worten wie ein Wassertropfen, der auf glühendes Eisen fällt. Sie sprang auf und rief:

"Was, die Prinzessin von Wales will mich nicht fügen? Sie muß mich fügen, sie muß mich fügen!"

"Das sage ich auch," meinte der Lord-Mayor. "Die Prinzessin
Sie muß mich küszen!

von Wales muß meine Frau küssen! Das lasse ich mir nicht bieten! Soll das der Vorn für die Dienste sein, die ich geleistet habe? Wer mich ehren will, muß meine Gemahlin ehren; wer meine Gemahlin beschimpft, beleidigt mich tödlich!"

Lady Humphreys wollte erwidern: "Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden." Allein sie brachte die Antwort nicht über ihre Lippen. Sie war aus ihrer herkömmlichen Art geworfen worden und wiederholte nur fortwährend die Worte: "Sie muß mich küssen! Lassen Sie nach Mr. Smith senden!"

"Mr. Smith? Sie haben Recht."

Der Lord-Mayor von London sandte nach dem Pamphletisten, der sein geheimer Rat, sein zweites Ich geworden war. Doch dieser war treu seines Glaubens und seiner ausgebildeten vielseitigen Bosheit nicht im Stande, fogleich Rath zu ertheilen. Er war wie alle Journalisten einseitig. Die Erfindungsgabe derelben liegt nur in dem Freizeiten kleinerer oder größerer Bosheiten. Sie verstecken es, zu ärgern, zu trauen, aber einen verwirrten Knoten zu entwirren, oder an der Hand ausgebreiteter, vielseitiger Kenntnisse Neues zu eruiren, ist ihnen selten gegeben. Der Rat des Mr. Smith bestand daher nur darin, daß er den Lord-Mayor ansporne, die Hofreise von Neuem durch pitiant Erziehungen zu verleifen.

"Das würde alles verderben, die Hofreise nur noch mehr gegen uns erbittern!" rief der Lord-Mayor. "Wir würden gefährden, was wir erreichen wollen. Die Prinzessin von Wales würde meine Gemahlin nie küssen, wenn ich den Prinzen von Wales oder sie selbst verlekte, das heißt, wenn Sie die Herrschaften neuerdings angriffen."

"Mit Vergnügen, Euer Herrlichkeit! Sie kennen die Welt und die Zeit nicht vollständig. Was man nicht erbitten kann, vermag man zu erzwingen. Was einem nicht freimütig gewährt wird, erzwinge man. Wenn man nicht geliebt wird, muß man sich erschüttern machen. Erschüttert sein, heißt mächtig sein!"

"Ich muß geküsst werden, ich muß geküsst werden!" rief die Lady-Mayore, in deren Gegenwart die Unterredung Sir William Humphreys mit Mr. Smith stattfand. "Mr. Smith hat vollkommen Recht!"

Der Lord-Mayor, der seine ruhige Unberechenbarkeit verloren hatte, gab sich den Scheingründen des Journalisten gefangen und erzählte diesem Alles, was er von dem Prinzen von Wales und dessen Gemahlin wußte. Die Prinzessin verhalf sich stets ruhig, duldsam, gelassen, freundlich und liebenswürdig gegen ihren Gemahl, dem sie ansehend seinen eigenen Willen lasse, aber der Prinz von Wales, welcher seiner Meinung nach stets thue, was er wolle, werde von ihr gelenkt wie eine Marionette.

Der Lord-Mayor hatte bei diesen Worten bemerken können, daß seine eigene Gemahlin sich verleugten abwandte, allein er war so sehr bei der Sache,
daß er nur die dunklen Augen des kleinen, hochhaft lächelnden Journalisten sah, oder nach dessen schroffharten Fingern blickte.

„Und der Prinz von Wales? . . .“ rief blinzelnnd ausbliebend Mr. Smith.

„Der Prinz von Wales ist die Pedanterie und Goldblute selbst. Der Mann ist eine lebendige Uhr, soviel mehr der Sklave seiner Uhr. Die Uhr ist ihm Alles, die genaue Zeitenteilung sein Leben! Man erzählt, daß er eines Tages vor der Thure einer Dame, für die er große Baneigung fühlte, die Uhr in der Hand, so lange gestanden sei, bis der Minutenzeiger genau auf ein Haar die Zeit bestimmte, welche er für seinen Besuch angegeben hatte. Die selle Dame, welche in Folge bringender Bitten dem Prinzen einen Besuch zugestattet hatte, sand denjenigen vor einem Tische, auf dem sich eine Schüssel mit Goldstuben gestüllt, befand. Der Prinz hatte die Handezärmel aufgestreift und wünschte, unbestimmert um die erschiene Dame, im Golde. „Wenn Sie nicht aufhören, füglichfiche, werde ich mich augenblicklich entferne!“ sagte die Dame. Nur durch den entschiedenen Entschluß der Dame, ihn zu verlassen, ließ sich der Prinz bestimmen, vom Golde zu lassen und die Unterhaltung mit der Lady aufzunehmen.“

Ansehenden dieser Art erzählte der Lord-Mayor in Menge, während die Lady-Mayores zu und her schritt, sich mit dem Fächer hastig Kühlung zu sägtelte und manchmal Bewegung machte, als ob sie die Schleppe, durch welche sie bei dem Umzuge sich so sehr bemerkbar gemacht hatte, noch trüge. „Mr. Smith hat Recht,“ sagte sie. „Und ich sehe, daß Sie mich lieben, mein Gemahl. Das wird wirken, das muß wirken! Die Prinzessin von Wales muß mich füßen!“

VII.


Diese Nachricht erhielt der Lord-Mayor, als er bei dem Ceremonienmeister erschien. Er wurde von ihr getroffen, als ob ein Beil auf seinen Nacken niedergefallen wäre. Er schweiß einige Zeit hindurch und raffte sich endlich zu der Frage auf:

„Wie will man diese Beleidigung für mich und meine Gemahlin bezüglichen?“


Als er zu Hause angelaufen war und seine Gemahlin in ihrer Aufregung ausrief: „Wenn man mich nicht füllen will, so soll man mich auch nicht sehen! Ich werde mit meinem Schritte den Palast betreten!“ überfam ihn das volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Stellung. Die Manneis würde erwacht in ihm, und er hätte plötzlich die Ruhe, durch welche er sich eilt ausgezeichnet, wieder gefunden. Er dachte nicht mehr an Mr. Smith, nicht an die Empfindungen seiner Gemahlin, er unterdrückte alle Bitterkeit, welche seinen Hals jüllte, und sprach:


So kam es denn, daß die Lady-Mayores mit vollem Pompe in den königlichen Palast fuhr, dort ihrem Rang gemäß empfangen wurde, sich vor der Prinzessin von Wales tief beugte, von dieser mit einigen freundlichen Worten ausgezeichnet wurde, sich ernst und würdig benahm und wie sie gekommen, zurück nach ihrem Hause begab.

Die Prinzessin von Wales hatte ihrer Umgebung aufgetragen, während des Empfanges den vollen Ernst und die Würde des Hojes aufrecht zu er-
halten und nicht durch einziges Kräuseln der Lippen die gefräßte und
gedemütigte Lady-Mayoreß neuerdings zu vertreiben.

In den Abendstunden, nachdem die Lady-Mayoreß sich von den Mühen
des Tages erholt und ihre innere Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte,
fuhr eine Equipage an ihrem Hause vor. Der gravitätische Kammerdiener
trat eilig, als es seine Gewohnheit war, in den Salon und meldete:

„Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales lässt anfragen, ob
die Lady-Mayoreß von London sie empfangen wolle?“

Die Lord-Mayoreß sprang auf und eilte rasch durch die Borgenmächer,
dann über die Treppe hinaus. Der Kammerdiener war an den Wagen der
Prinzessin von Wales getreten und hatte gemeldet, daß es der Dame des
Hauses zu großer Ehre gereichen werde, wenn die Prinzessin demselben die
Auszeichnung erweisen wolle, einzutreten.

Die Prinzessin von Wales, eine liebenswürdige schöne Frau in den
besten Jahren, reichte halbvolllächelnd der Lady-Mayoreß die Hand, verfügte
sich an ihrer Seite in den Salon und sprach mit Lady Humphreys in der
anmutigsten Art. Sie bedauerte, daß sie den Lord-Mayor nicht getroffen
haben, und bat die Lady-Mayoreß, demnächst herbeizurufen zu lassen. Sie
machte, als dieselben, frische, geistreiche, schöne Frauen, erschienen waren, der
Lady Complimente über die kleine Schar, welche das Haus mit gefundem,
fröhlichem Leben erfülle.

Die Prinzessin von Wales erhob sich, um Abschied zu nehmen, und
als Lady Humphreys sich tief verbeugte und, beglückt und gerührt, ihr die
Hand küßte, küßte die Prinzessin die Lady-Mayoreß auf die Stirne.

Als der Lord-Mayor von London nach Hause kam, fand er besselbe
in Aufruhr, von hellen Freuden erfüllt. Lady Humphreys erzählte ihm den
sie und sicherlich auch ihn, wie sie sagte, befrei digenden Vorfall und rief am
Schluß ihres Berichtes triumphiend aus: „Und sie hat mich doch gefühlt!“

„Aber Niemandem gegenüber ein Wort davon!“ sagte der Lord-Mayor.

„Es soll nicht einmal,“ schloß Lady Humphreys lächelnd, „Mr. Smith
die Gegebenheit erfahren!“
Jules Verne.

Von

Ch. Seignobos.

— Paris. —

Kürzlich begleitete Alles, was Paris in der Welt der Politik, der Schriftsteller und Künstler ausgezeichnetes besitzt, einen Mann zu seiner letzten Ruhestätte, der sich einst durch seine Teilnahme an den Parteikämpfen, zugleich mit Thiers, Girardin, Victor Hugo im Jahre 1852 die Ehre der Professioon zugezogen, der jedoch als er starb, nur Bedauern zurückließ und an seinem Grade Beweise allgemeiner Sympathie fand.

Dieser Todte, für den (ein höchst seltenes Ereignis!) die gesamte Presse nur Lobeserhebungen hatte, war Jules Hébé, ein Journalist und Schriftsteller, der im Jahre 1848 Generalsekretär der republikanischen Bewegung war.

Bei seinem Tode war der Politiker vergessen, kaum erinnerte man sich noch der ersten Werke des Schriftstellers, aber jeder begrüßte in ihm den Gründer und geistigen Urheber der vorzüglichen Zeitchrift „Le Magasin d'éducation“, das zwanzig Jahre lang zugleich Eltern und Kinder entzückt hat.

Und indem man sich in Gedanken zurückversetzte, überblickte man das, was den unvergleichlichen Erfolg dieser Sammlung herbeigeführt: die entzückenden Illustrationen Fröhlichkeit, welche mit so vieler Naturlichkeit und zugleich Reinheit die naive Grazie und den unwiderstehlichen Reiz der Kindheit wiedergeben, die humoristischen, geistreichen und zugleich gefühlsstarken Artikel Hébé's selbst, der sich unter dem Pseudonym Stahl verbarg, die zugleich klar und anschaulichen Sectionen Macc's über Naturgeschichte, Physiologie, Arithmetik, die in so angenehmer Weise in amüsante Erzählungen getheilt sind, vor allem aber erinnerte man sich der wunderbaren Erzählungen von Jules
Berne, denen eine unerschöpfliche Einbildungskraft immer neue interessante Elemente verleih und die seit so vielen Jahren den Hauptpreis des Magasin d'éducation bilden.

Dieweil, welches diese Erzählungen kennen, haben sie wiederholt wollen; die anderen, die sehr viel weniger zahlreich sind, haben sie kennen lernen wollen, und so sind die Werke Jules Berne's heute in allen Häusern.


In einem solchen Augenblick scheint es auch für uns von großem Interesse zu sein, die Werke dieses Autors, deren zahllose Auslagen Zeugnis ablegen für ihren dauernden und unveränderlichen Erfolg, zu studieren.

Jules Berne ist in der verschiedensten und widersprechendsten Weise beurteilt worden.

Als die Académie française im Jahre 1872 seine „Voyages extraordinairees“ erstronte, jagte Poutin, ein Mitglied des Institutes und ausgezeichneter Professor an der Sorbonne, indem er von diesem Buche sprach: „Die in den Erzählungen verwendeten Wunder werden durch eine wunderbare Neugier erreicht, zu denen die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft das Material liefern. Das geschickt erstellte und unterhaltene Interesse wird im Dienste der Erziehung verwendet. Mit dem Vergnügen gelernt zu haben, trägt man auch den Wunsch nach Wissen, die Wissbegierde, aus ihrer Lektüre davon.“

Andererseits schreibt Zola in einem Artikel über die zeitgenössischen Roman- schriftsteller über Jules Berne: „Dieser schreibt nicht gerade Romane, er macht aus der Wissenschaft ein Drama, schwingt sich zu phantastischen Einbungen auf, indem er sich dabei auf neue, wissenschaftliche Errungenschaften stützt. Es sind aber doch Romane und noch viel abenteuerlicher und phantastischer als unsere.“

seiner Bedeutung in der heutigen, literarischen Bewegung. Fabeln und Katechismen erreichten ebenfalls einen großen Umfang.

Der letzte Ausdruck ist hart: fühlt man sich aber nicht ein wenig von Bitterkeit durchdrungen, wenn man diesen Wettstreit um die Zahl der Aufführungen sieht?

Wie dem auch sei, die nähere Untersuchung der Werke selbst wird uns über die Richtigkeit dieses Urteils aufklären.

I.


Auch dersen, im Fluge erhaschten Stunden bei den berühmten Professoren der wissenschaftlichen Fakultät schöpfte er die allgemeinen wissenschaftlichen Kenntnisse, die in seinen verschiedenen Werken den Canevasen bildeten, aus dem seine Phantastie Mütter stiebe.

Diese Einbildungskraft, seine Haupteigenschaft, ließ den jungen Studenten sich auch nicht zu lange Zeit in juridische Studien und in die weißen Commentare der Pandatheben und den Code Civil verleihen, sondern riss ihn bald zur literarischen Thätigkeit hin.

Verne fühlte sich zuerst vom Theater angezogen, zu dem er übrigens verschiedene Male zurückgekehrt ist und welches er nie vollständig aufgegeben hat. Diese Wacht wird seinen Leiter in Erstaunen versetzen, wenn sie an das dramatische Gefühl denken, das in allen seinen Werken herrscht, an den geistvollen ereignisreichen Ton der Gespräche, welche einen der Hauptwirren, an die Musik der Iren, die aus jeder Seite durchdringt, und endlich auch an sein Talent, interessante Personen zu schaffen, die in allen Lagen und Fähigkeiten ihren Charakter bewahren.


Diesem Debüt folgten mehrere Librettos zu komischen Opern: Colin Maillard mit Michel Carré 1851, Les Compagnons de la mezzolaine 1855, l'Auberge des Ardennes 1860.

Ein Opernlibretto erhält seinen Wert erst durch die begleitende Musik, Bernes Librettos hatten nur einen Achtungserfolg, der seinen Namen nicht hervorhob. Noch hatte er seine rechte Bahn nicht gefunden.
Um diese Zeit hatte die Amnestie, welche dem italienischen Kriege folgte, einen Berbannten von 1851 die Thore Frankreichs wieder geöffnet, und als er in sein Heimathland zurückgekehrt war, verzichtete er gänzlich auf die Theilnahme an der Politik, um sich ganz seinem Berufe, dem Buchverlage, zu widmen. Dieser Berbannte war Hegel, von dem wir am Anfange dieser Studie gesprochen haben.

Raum war er nach Paris zurückgekehrt, so bemerkt er eine Lücke in der französischen Literatur, und daß ein zahlreicher, interessanter Theil des lebenden Publikums, nämlich der jüngste, in der damaligen Literatur keine zugleich lehrreiche und unterhaltende Geistesnahrung fand, die sowohl seinem Alter als seinem Geschmack entsprochen hätte.


Früher las man wenig und langsam, und las wiederholt: Robinson Crusoe, der Robinson Swisse und andere Werke dieses Genres genügten, um die jungen Geister mehrere Jahre lang zu beschäftigen. Denn manchmal ihrem Verständnis angepaßte Geschichten, die nur kleine, moralische Romane waren, zugleich begannen die mehr oder minder seriösen Serien der abenteuerlichen Reisen Gustav Aymards, des Captäns Wayne Reid, die zuerst zwar interessant waren, aber sich doch schließlich immer in demselben Kreise bewegten, und dieselben wenig verschiedenen Sujets fingen auch bald an, eine ermüdbende Gleichgültigkeit hervorzurufen.

Für die Jugend wollte nun Hegel ein Werf schaffen, das, von den ersten Pariser Künstlern illustriert, die verschiedenen Arten von Werken, welche bis dahin die Gunst des kindlichen Publikums bejessen, vereinigte und neue Elemente einführe, die daraus eine ganz originelle Schöpfung machen.

Da er wusste, daß die Liebe zum Wunderbar den Menschen besonders in seiner Kindheit angeboren ist, so wollte er diesem natürlichen Instinkt Rechnung tragen und, ohne auf die phantasistischen Ereignisse der Märchen zurückzukommen, wollte er die Wissenschaft anmünz, wissenschaftlich und dramatisch machen. Er beantragte also Jean Macé und Jules Verne, neue Mittel zu erfinden, um seine jungen Leber zu eröbern.

Diese Schöpfung Hegels war das Magasin d'Education, das zuerst im Jahre 1862 erschien; hier wurden die meisten Werke Jules Verne's veröffentlicht und ganz besonders dasjenige, welches den Reisen eröffnete und seinen Ruf begründete, nämlich „Fünf Wochen im Ballon“.

Der Autor und die Zeitschrift machten sich gegenseitig ein Bergnügen, Verne, indem er die Leser durch den Reiz seiner Erzählungen fesselte,
und das Magasin d'éducation, indem es den Namen eines bis dahin unbekannten Autors, der von nun an von dem Hefts ungetrübt ist, in ganz Frankreich, ja in der ganzen civilisierten Welt verbreitete.

Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche für Jules Verne, er hat das ihm conveirrende Genre gefunden, in dem er alle seine glänzenden Eigenschaften entwickelt kann, und indem er zwanzig Jahre hindurch einen durchschlagenden, unschätzbaren Erfolg hatte.

In mehr als einer Beziehung näheret er sich den früheren Jugendchrist-Itellern. Wie in manchen Reiseerzählungen führt er die Beschreibung eigen-

thümlicher oder unbekannter Länder, Völker, Thiere und Pflanzen ein, dramatische Abenteuer und Gefahren, denen die Helden seines Buches durch ihren Mut oder die Hülfsquellen einer erfinderischen Einbildungskraft entrinnen.

Wie in Robinson Crusoe und im Robinson Suisse zeigt er die menschliche Tätigkeit im Kampfe mit der materiellen Welt und läßt sie durch aus-

dauernde Energie über die quert unübersteiglich scheinennder Hindernisse triumphieren. In diesen älteren Erzählungen aber konnte der Mensch nur auf sich selbst zählen, er hatte sogar noch nicht einmal gelernt, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen und Raum und Elektricität für den Hausgebrauch zu gewinnen. Heute ist das Gebiet ein viel größeres, und Jules Verne erzählt auf jeder Seite von Erfindungen, die tausend Mal erstaunlicher sind, als die aller Robinsons. Durch die Starke, Schnelligkeit und das Materie, seines Erzählers erinnert Verne an d'Alexand Dumas, dem er auch in Bezug auf den Schmuck, die Heiterkeit und den Geist seiner Gespräche ähnelt, noch mehr aber nähert er sich ihm durch seine wunderbare Phantasie, die glänzendste, welche Frankreich seit dem Verfasser der „Drei Musketiere“ und des „Grafen von Monte-Christo“ hervorgebracht hat.

Durch gewisse Züge hat Verne auch eine entfernte Ähnlichkeit mit Edgar Poe; wie er, kam auch er dahin durch genaue, detaillierte Beschreibungen, durch scharfe, aus exakten Ziffern beruhende Rechnungen, durch physikalische oder chemische Theoreme den unmöglichsten Thatenachen, den phantastischen Schöpfungen seiner fruchtbaren Einbildungskraft den Schein einer wissenschaftlichen Gewißheit zu verleihen. Gleich dem amerikanischen Christsteller verstand er es, den entscheidenden Punkt zu verhüllen, wo die Kette des wissenschaftlichen Räsonnements durch eine gewagte Hypothese oder die Anwendung einer Erfindung, deren Stunde noch nicht geschlagen hat, durchbrochen wird.

II.

Das Buch wird mit der Eingang einer englischen geographischen Gesell-

schaft eröffnet.

Die Exposition ist heiter, durch geistreiche, satyrische, amüsierte, aber
jeder Bosheit entbehrende Gespräche belebt. Berno findet ein Vergnügen darin,
die wissenschaftlichen Gesellschaften zu verprühen und sich auf Kosten der Ge-
lehrten von Proseession, deren lächerliche Wunderlichkeiten er mit törichter
Bereitschaft lautig zu machen.

Die meisten seiner Erzählungen beginnen mit einem lebhaften, anregen-
denen Exposée, das die Neugierde des Lesers, ohne seine Aufmerksamkeit zu
erwecken, anzügelt und ihm den lebhaften Wunsch einfaßt, in der Lektüre
fortzufahren und die Folge der Ereignisse kennen zu lernen.

Hier handelt es sich um einen englischen Gelehrten, Dr. Samuel Ter-
gussion, der sich erboten hat, Afrika in seiner ganzen Breite von Weiten nach
den zu durchsagen, um die Entdeckungen der verschiedenen Forscher mitein-
der zu verbinden.

Wenn auch der Autor seinem Muthe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt,
so läßt doch Bernes spottfrohe Geist seine Gelassenheit vorübergehen, sich
zu üben.

„Niemals“, sagt er, „wurde er durch irgend etwas in Verlegenheit ge-

zeigt, selbst nicht durch seine erste Gabel, die bekanntlich Kindern viele Schwierig-

keiten verursacht."

Samuel Ferguson hatte einen Freund, und Berno erklärt die er-
gebene Freundschaft, die beide mit einander verbunden, auf folgende Weise:

„Die beiden jungen Leute hatten nie Gelassenheit gehabt, sich gegenfeitig das
Leben zu retten oder sich irgend welchen Dienst zu erweisen, darum verband
sie eine unerschütterliche Freundschaft."

Dieser Freund Richard oder Dick Kennedy ist eine Hauptperson in der
Erzählung, von Anfang bis zu Ende verläßt er den Doctor nicht eine
Minute. Es ist ein offener, entschiedener, eigenmächtiger Schotte, ein großer
Jäger, großer Fischer und ein Schütze von außerordentlicher Geschicklichkeit,
welche in der Erzählung eine große Rolle spielt. In den schwierigsten und
gefährlichsten Augenblicken rettet eine wohlgezogene Kugel in das Auge eines
Wölfen oder eines Elefanten die Situation.

Dieser eigenmächtige Schotte beschließt dem Doctor nicht zu folgen, ja ihn
jeglich an der Abreise zu hindern, und mit dieser Absicht begleitet er ihn nach
Janzibar und findet sich plötzlich auf dem Ballon eingesperrt, ohne Widerstand
gelassen zu haben.

In Zules Bernes Erzählungen sind immer wenigstens drei unerläßliche
Personen; hier ist der Zizener des Doctors, Joseph Wilson, mit seinem Ver-
kleinerungsnamen Joe genannt, die dritte, ein Engländer mit einer Affenge-
enschwindigkeit begabt, die im Ballon zu einer toxischen Eigenschaft wird und
seinen Herrn so absolut ergeben, daß sich diese Ergebenheit oft mit der größten Einfachheit und ohne jegliche Anstrengung bis zum erhobenen Heldenmuthe steigert. Dieser Typus ist Jules Verne besonders vertraut, er scheint dem jungen Volte zeigen zu wollen, daß man durch die Wissenschaft und durch das Herz gleich groß sein kann, und daß durch uneigennützige Ergebenheit die einfachsten und unwissendsten Menschen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten gleich hoch stehen können.

Dieser treue Diener, dem wir überall begegnen, bringt durch seine naive, bald originellen und unerwarteten Fragen und Bemerkungen das heitere, komische Element in das Buch; ohne ihn würden wir keins jener Gepräche haben, welche die Erzählung animieren, wohltuend machen und dramatisieren, und ihr Bewegung und Leben verleihen. Er ist der Freitag Robinsons, der Sancho Panza von LQuijotes.

Nachdem so die Personen vorgestellt sind, läßt der Verfasser durch den Doctor Jergison mit allen möglichen technischen Ausdrücken sein Ballonfahrt erläutern. Der Gelehrte berechnet mit der peinlichsten Genauigkeit das Gewicht der Reisenden, des Ballons, der Gondel, die Kubimeter Luft, die Kraft, die gelegentlich notwendig werden könnte, damit der Ballon sich in höhere Luftschichten erhebe. Er bringt in die genauesten Details über die Construction seines Aerostaten ein, dessen Größe er saft bis auf einen Fuß nach Höhe und Umfang berechnet. Um ihn zu füllen, bedient er sich des Wasserstoffgases, welches er sich ganz nach Belieben im Ballon selbst verschafft, indem er ihn durch einen Apparat dem Wasser entzieht, das er mit sich nimmt und dessen Verbrauch er leicht ermitteln kann.

Zu jeder Zeit kann er die vorhandene Kraft dieses Gases erhöhen oder vermindern, indem er es erwärmt oder wieder erkalten, im ersteren Faßt der Ballon, im zweiten sinkt er herab. Der Doctor wendet sein System folgendermaßen an: „Die Ausdehnung und Zusammenziehung des Gases im Aerostaten nach Belieben, das ist mein Mittel, das keine Verlegeneit bereitenden Flügel, keinen mechanischen Motor erfordert. Ein Zelt, um meine Temperatur-Veränderung hervorzurufen, ein Löffelrohr, um ihn zu erhöhen, das ist weder unbequem noch schwer."


Selbstverständlich vergibt Jergison weder das Thermometer, um den Wärmegrad zu bezeichnen, noch das Barometer, um die Höhe zu messen, noch die Magnetnadel, um sich zu orientieren, er sorgt auch dafür, die auf
den kleinsten Umfang reduzieren, nothwendigen Lebensmittel mitzunehmen, für den Fall, daß er sie sich auf der Erde nicht verschaffen könnte.

Er verfehlt sich auch mit einem Humanschen Brenner, mit dessen Hilfe er sich elektrisches Licht verschaffen kann. Dies für die Sonne leuchtende Licht, das plötzlich vom Ballon ausgeht und mitten in der Nacht das Land weitaus erhellt, spielt eine große Rolle auf der Reise und übt auf die Bewohner des Innern eine bezaubernde Wirkung aus.

Wie man sieht, widerspricht nichts von all dem den physikalischen Gesetzen, als Theorie scheint es unangreifbar und doch würde die Praxis sehr schwierig, vielleicht unmöglich sein. Aber man kann dem Autor schon einige Concessionen machen und haben wir dies einmal zugegeben, so kann uns nichts mehr in Erstaunen versetzen, man muß ihm bis zum Ende folgen.

Die Reisenden verlassen Zanzibar, um nach einer Lustreise von fünf Wochen, die durch jährlichen und Abenteuer jeder Art unterbrochen wurde, in Snegal ans Tornommen.

Neben diesen meist dramatischen, aber auch zuweilen komischen Vorgängen ergibt Benne die frühere im Innern Afrikas stattgefundenen Forschungsreisen, deren Schwierigkeiten und Resultate er in das rechte Licht setzt, zeichnet die von den Reisenden eingeschlagenen Routen und zeigt die Lücken, welche noch zwischen den einzelnen Punkten existieren.

Mit lebhaften Farben schildert er die schon bekannten Theile Afrikas, seine Gebrüge, Seen, Flüsse, seine Sonne, seine Wüsten, seine üppige Vegetation, seine anmuthigen, fremdartigen oder wilden Thiere, Antilopen, Hyppopotamen oder Löwen, er haucht den theils wilden, theils halbcivilisirten Völkerschaften Leben ein und zeigt sie in Bewegung.

Plötzlich tritt sich dann unmitten dieser Beschreibungen ein Ereigniß zu, welches die Einführigkeit der Luftschiffahrt unterbricht. Einmal geht man auf die Antilopenjagd und verschafft sich ausgezeichnete Cetoletas zum Frühstück, ein ander Mal kommt die Reise an die Füllpferde, später begegnet man unerwartet am Rande einer Lüde einem Löwen und einer Löwin, mit denen man Mann gegen Mann kämpfen muß, und in einem dieser Fälle, im Augenblick der höchsten Gefahr, rettet eine Regel Kennedys die Reisenden, beinahe als es schon zu spät war.

Soviel vom Tragischen, betrachten wir jetzt das Komische: ein ungeheuer Elefant verwirkt sich mit seinen Jähnen in den Anker des Ballons; im vollen Galopp läuft er davon und dient so dem Doctor und seinen Gefährten als Zugthier. So lange sie sich nicht in Bewegung, ist die Sache recht amüsant, sie wird aber sehr ernst, als am Horizont ein großer Wald aufstaudt, dem der Elefant in fahrem Laufe nachsteuert und dessen Bäume den Ballon ebenfalls in Stüde reißen werden.

Es ist unmöglich den Anker zu lösen, der Lauf geht unbehindert rasant fort, die Flintenschüsse rüben den Elefanten, aber sie halten ihn nicht auf.
Eitelich, als er eben den Bald erreicht, trifft ihn eine Kugel in's Auge, und die Gefahr ist vorüber.

Joe bedauert sehr, daß er die sehr wertvollen Rahmen nicht mitnehmen kann, aber er trostet sich, indem er den Rüfels, einen wirklichen Lederbissen, brät.

Nach dem Elefanten kommen die Affen, dann die Reger, die Mondanbeter sind. Als der Ballon rund und leuchtend vom Himmel herabsieht, halten die ihn für den Mond selbst, sie richten Gebete an die Reisenden, bringen ihnen Opfer dar, beten sie wie Göttler an, ersuchen sie, ihren König zu heilen, der infolge einer Kriege von eingewurzeltem Alkoholismus im Sterben liegt. Unglücklicherweise stirbt der König, der wahre Mond schwebt plötzlich am Horizont heraus, die Anbetung verwandelt sich jetzt in Wut und den Europäern würde es sehr schlecht gehen, wenn nicht der Ballon sie schnell in die Luft erhöhe. Das geht so rasch vor sich, daß der Hauptzauberer, der am meisten gegen die Europäer erbittert war, plötzlich, an der Gondel hängend, bis zu einer Höhe von 100 Metern über die Hütten seines Stamms emporgeschoben wird; erst nach einer gewissen Entfernung lädt der Doctor den Ballon sich senken, und der Zauberer erwartet nicht einmal die Nähe der Erde, um seine untreuwilligen gymnastischen Übungen durch einen fahnen Sprung zu beenden.

Ein anderes Mal wird eine andere Entführung bewerkstelligt, diesmal handelt es sich um einen Franzosen', einen Missionär, den man leider zu spät seinen Henfern entzieht, denn schwer verlebt stirbt er in den Armen seiner Natter.

Alle diese Ereignisse werden in höchster malerischer, lebhafter, bald phantastischer, bald fomischer Form erzählt. Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch die Geschichte Joes, der beim Belassen des Ballons plötzlich bemerkt, daß der Ballast goldhaltiges Uran ist, in dem das Gold fast ganz rein vorkommt, und er glaubt, daß sein Glück gemacht ist. — Aber seine Freude ist nur von kurzer Dauer; bald muß der Fahrt wegen Ballast ausgeworfen werden, und nun muß man sehen, was für einen verzweifelten Widerstand der arme Burrich leistet, was für Einwendungen er erhobet, was für ein Herzefleiß er zeiget, was für eine freundschaftliche Begeisterung, was für eine Natter er empfindet, wenn er einen Theil seines Vermögens opfern muß.

Wir müssen noch hinzufügen, daß das Opfer doch schneller und eisiger vollzogen wird, als es sich um seine eigene Person handelt. Es wird der Ballon plötzlich von einem Zuge Condors angegriffen, und von dem Schnabel eines der Tiere durchschert. Mit Widerspruch füßt er dem Tschad-See zu, der sich gerade unter ihnen befindet. Schnell wirft man Ballast aus und was die Gondel sonst bezeichnet, aber das Sufen nimmt so rapid zu, daß man nicht häufig genug werden kann, um den Fall zu vermeiden. Da, ohne ein Wort zu sagen und ohne daß man seine Bewegung zurückhalten könnte, fahrt sich der brave Joe in den See fallen, indess der erleichterte Ballon emporsteigt und eine Fahrt fortsetzt.
Man kann sich wohl denken, daß eine so sympathische, so wichtige Person nicht auf diese Weise enden kann. Nachdem er tausend ihm von Wasser, Stromfluten, Erschütterungen, Hunger und Ungesundheit drohenden Gefahren entkommen ist, wird er einige Tage später von den Reisenden des Ballons bemerkt und wieder aufgenommen, als er, gänzlich erschöpft, den ihm verfolgenden Arabern fast in die Hände fiel.

Der Verfasser vergisst keinen der dem afrikanischen Continent eigenständlichen Charakterzüge, noch die Gefahren, denen man dort begegnen kann. Mehrere haben wir bereits angedeutet, fügen wir noch hinzu: Fieber, Wasserte, der Wüste und der Dürre, Samoum, heftige Gezitter mit entsetzlichen Witterungsvorgängen, denen der Ballon nur entgeht, indem er sich über dieselben erhobt. Die lang andauernde Windstille, welche das Vorwärtskommen hindert und die Zone der Bewölkung, die Geschehenenwolken, Brandstauben, deren flüchtenden Flug sie nur vermeiden, indem sie sich in die höchsten Luftschichten erheben.


Dort werden sie von französischen Offizieren empfangen und alle zusammen nehmen über die Ankunft der Engländer und des Ballons Protokoll auf. Natürlich werden Tag und Stunde sorgfältig bezeichnet. Das ist übrigens immer in Jules Vernes Erzählungen der Fall. Er ermafagt auch die Länge und Breite sehr genau zu notieren und die durchlaufenden Entfernungen mit mathematischer Genauigkeit zu messen. Er zählt die Namen der Journalisten, Reisenden und Gelehrten auf, welche über die verschiedenen näheren Umstände der Reise, ihre Ursache, ihren Zweck, ihre Bedingungen u. s. w. irgend welche Neuerscheinung gethan haben.

Die Genauigkeit dieser Details verleiht der Erzählung einen ganz besonderen Zug von Wahreheit und Wirklichkeit.
Die Analyse dieser ersten Reise genügt, um von dem Genie und den literarischen Eigenschaften Jules Verne's eine ganz genaue Vorstellung zu geben.

Über die anderen Werke, die zu zahlreich sind, als daß man sie in allen ihren Einzelheiten prüfen sollte, wollen wir uns weniger breit auslassen.

III.


Die Werke, welche diesem ersten folgten, Voyage au Centre de la Terre, De la Terre à la Lune und Autour de la Lune (diese beiden letzteren sind nur zwei Theile eines Werkes) verfechten die Leiter nicht nur in unerhörtste und unbekannte, sondern höchstes auf den Flügeln der Phantasie erreichbare Regionen; diese aber findet hier einen weiten Spielraum.

Ihre Titel besagen, bejagt J. Verne in dem einen das Innere der Erde, das er von Island bis zum Stromboli erforscht; in dem anderen reist er nach dem Monde, dann aber nicht hinauffommen, und so macht er nur die Runde und betrachtet ihn aus der Vogelperspective.

Der „Reise in das Innere der Erde“, geht eine der heitersten und amüsansten Prologen voran. Ein gelehrter Professor aus Hamburg, Dr. Lindenbrod, entdeckt plötzlich in einem alten isländischen Manuskript, das vor fünfh oder sechs Jahrhunderten geschrieben worden, eine mit Runen bedeckte pergamentroll, die auf den ersten Blick gar keinen Sinn hat.


Sofort will der Professor nach Island abrücken, denn, wie er seinem Neffen erklärte, der Etna ist ein erloschener Vulcat auf Island (Vulcat bedeutet Vulcain in der Sprache des Landes) und der Sepatoris ein benachbarter Pico.

die Unmöglichkeit dieses Unternehmens auseinanderzusehen, aber Lidenbrock findet auf alles eine Antwort und gerade in diesen wissenschaftlichen, etwas phantastischen Demonstrationen zeichnet sich Jules Verne ganz besonders aus. Hier ist es besonders die innere Wärme, die ihn in Verlegenheit setzt, darum leugnet sein Held sie auch einfach, indem er sich auf verschiedene Autoritäten stützt; alle Augenblicke kommt er auf der Reise auf diese Frage zurück, aber da er nicht ganz offen mit allen bisher sanctionierten Ideen brechen kann, so hält sich der Reife des Professors in der Reserve und denkt, daß er die Theorie von der inneren Wärme mit Thatsachen, von denen er Zeuge gewesen ist, durch andere Hypothesen verführen kann.

Als der Reife, besonders durch seine Cousine Gruben überzeugt ist, die für ihn nach dem Ruf des Gelehrten strebt, um ihn nach seiner Rückkehr hierabente zu können, führt man also nach Kopenhagen und von dort nach Island.

Dieser sehr kurze Teil der Reise wird in höchster materiellen Ausdrücken erzählt, bietet aber sonst nichts besonders Interessantes. Bemerkenswert ist jedoch der geniale Zug, den der Autor dem Doctor Lidenbrock verleiht; dieser nötigt nämlich seinen Reifen alle Tage auf die äußerste Spitze des Maßbaumes zu steigen, um, nach seinen verschiedenen Ausdrücken „Abgrund-, Schluchten- oder Schwindschnurden zu nehmen“.

Die Reise auf Island ist überreich an amüsanten Beobachtungen, aber alles das ist nur ein Hors d’oeuvre, und man sehnt sich zum Krater des alten Bucanäs zu kommen, weil dort das Neue und Unbekannte beginnt.


Am Rande des Kraters beginnt die originelle Reise. Die oben sehr weite Einfassung bildet eine Art von freispreitendem Amphitheater, wie man sie in den erloschenen Kratern des Vésuvis und der Auvergne sieht, allmählich verengt sie sich, die Neigung ist nur unbedeutend, so daß man leicht hinaufsteigen kann.

Ist man aber auf dem Grunde des Trichters angelangt, so befindet man sich plötzlich vor zwei weiten gähnenden Einfassungen, die wie ein Pic herausragen; das sind zwei Schornsteine des alten Vulcans. Welchen soll man wählen? Man muß warten, bis der Schatten des Vesuvius ihn bezeichnet. Jeht hat sich die Sonne seit mehreren Tagen verborgen, soll man auf das Unternehmen verzichten? Plötzlich erscheint sie und der Schatten des Picos streift den Rand eines der beiden Schornsteine; dort also muß man hinaufsteigen.

Natürlich ist der Doctor mit allen möglichen, unumgänglich notwendigen Instrumenten und Apparaten versehen, Chronometer, Barometer, Thermometer, Manometer, Magnetenabel u. s. w. Das ist bei allen Reisen der Fall, darum wiederholen wir es nicht. Die Reisenden haben auch für mehrere Monate Proviant mit sich, Wasser für einige Tage, Waffen, Pulver, Hafen, Reise, eigensbeschlagene Stöcke, feste Trichter, Stüde u. s. w. Was nicht gerade sehr zebratisch oder sehr kostbar ist, wird einfach in das Loch geworfen, unten wird man es schon wiederfinden. Das Ubrige wird in drei Bündeln auf die Schultern der Reisenden geschnallt, und nun steigen sie an einem langen Tau, das mit Knoten versehen und um einen Labablock gerollt ist, hinauf. Die beiden Hälfsten desselben halten sie in der Hand. Sind sie bis zu einer gewissen Tiefe hinaufgestiegen, so halten sie an und wiederholen die Operation.

Das Hinaufsteigen ist, wie man sich denken kann, sehr aufregend und dauert sehr Stunden, was einer Höhe von 2800 Fuß entspricht. Endlich steigt man auf feinem Boden. Angel glaubt schon das Ziel der Reise erreicht zu haben, als sein Enkel ihm beweist, daß sie erst am Fuß des Sneffels, also auf dem Niveau des Meeres angekommen sind, und daß darum die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde noch gar nicht angefangen hat.

Am nächsten Tage beginnt sie das wirklich Hinaufsteigen, durch eine Seitengallerie, einen unregelmäßigen, aber im Ganzen nicht steilen Abhang, welcher den unterirdischen Grotten in den Siebenen oder den Kärnthner Alpen entspricht. Nun treten wir mitten in die Geologie hinein, wir wohnen der allmäßigen Bildung der verschiedenen Schichten, Pflanzen Thiere u. s. w. bei, später sehen wir die Thiere aus der Urzeit selbst.

Die Gallerie sinkt, steigt, sinkt wieder hinauf, hat man sich nicht verirrt? Der Wasservorrath geht zu Ende und kein Anzeichen ist vorhanden, daß man sich einem Terrain nähert, in dem man ihn erneuern könnte. Schon lange ist es erschöpft, der Muth ist gänzlich gesunken, da hören sie plötzlich ein fernes Brausen von fließendem Wasser, sie wenden sich dorthin, das Geräusch wird stärker, der Strom fließt seitwärts, ist aber durch eine Granitwand von
ihnen getrennt. Hier legt sich der brave Hans im Mittel, dessen gesichts
gehandhabte Hände bald einen mächtigen Wasserstrahl herausspringen läßt —
die Reifenden sind gerettet. Das Wasser hat eine Temperatur von 100°
und schmeckt eisig, aber diese mineralische Beimischung macht es nur
um so heilvoller und bald ist es abgestillt. Aus Dankbarkeit neun man
neuen Wasserlauf den „Hansbach“, und indem sie seinem natürlichen Laufr
folgen, bient er Denjenigen, welche ihm das Leben gegeben, als Führer.

Bierzige Tage lang setzen sie die Wanderung fort, dann wird sie durch
ein dramatisches Ereignis unterbrochen. Uter hat sich, ohne es zu bemerken,
von seinen Gefährten getrennt; indem er sich ihnen zu nähern glaubt, ent-
fernt er sich nur immer weiter; er bemerkt, daß der Fluss verschwunden ist,
seine Lampe ist erloschen, er ist verloren in dem Schweigen der Nacht, nichts
antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten
Lauf im Felchen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Doctors, der ihn
ruft, und er antwortet freudig.

Durch diese leite geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter,
gleitet aus und kommt endlich gerecht und besinnunglos unten an.

Als er wieder zum Betrubstein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite
seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückkehren sind, denn er
bemerkt, der Tageslicht, er hört das Sagen des Windes und Rauchens des
Meeres, in welches sich fällt und warme Flüsse ergießen und dessen gegen-
überliegendes Ufer das Auge nicht entdecken kann. Nach oben verliert sich
der Blick in dem wagen Azur der Luft, ohne daß man den Dom bemerkt,
der sich über die ungeheure Wasserfläche wölben muß. Das Ganze wird von
einem eigenthümlichen Licht erheilt, das vielleicht ein elektrisches Phänomen
sein kann.

Weitersgleicht dieses Licht keineswegs dem der Sonne, es ist überall
gleichmäßig verbreitet, erhebt die fernsten Winke, wirkt keinen Schatten und
ist von sanfter wohltuender Klärheit, welche an das Clytemnestra erinnert.
Jules Verne erklärt uns dasselbe natürlich in unbestimmter Weise,
durch verschiedene physikalische Theorien, die nur Hypothesen sind.

Wie dem auch sein mag, das Meer hat schon einen Namen, den Abend
brocks, empfangen, wer würde dem gelehrt, muthigen Professor diese Ehre
streitig machen? und die Stelle, an der man sich befindet, soll der Grüben-
Hafen heissen.

Hans erbaut mit Hülfte fossiler Bäume ein Hüt, und bald schiffen sich
die Reisenden nach unbekannten Gegenden ein.

Diese phantastische Fahrt verjüngt uns in die ältesten geologischen Perioden
— eine ganze verschwundene Welt ist dort lebendig und herrschend geblieben.
Die Fische, welche man fängt, gehören fossilen Arten an, man wohnt riesen-
hafnten Kämpfen mit Ichthyosauriern und Plesiosauriern bei, man geht um einige
tausend Jahrhunderte zurück.

Auch hier fehlen die Ereignisse nicht — hier plötzlich ein Gefahr, ein
Bulcan, der heisse Wasserstaen hoch hinauswirft, weiterhin ein Gewitter, das viel aeger ist als die auf der Erde und das Floß gerümmert an die Küste wirft. Aber auf dieser Küste findet der Doctor plötzlich in den Felsen gesgraden die runischen Schriftzüge wieder, welche den Namen Arne Saxmussen bilden, des gesegneten Jüngers, dessen Anfangsbuchstaben ihn zu wiederholten Malen als Führer gedient und ihn ermutigt haben.

Endlich treten die Neijenden in eine neue Gallerie ein. Plötzlich wird ihnen der Weg durch einen ungeheuren Felsblock versperrt. Man muß ihn mit Pulver sprengen.

Hans hat das Floß wieder ausgebeffert; sie füchten sich auf dasselbe und man entfernt sich vom Ufer, um der durchslichen Explosion zu entgehen, die den Felsen zu Staub zerstören wird. Aber als die natürliche Mauer verschwunden ist, entdecken sie einen Abgrund, in den das Meer sich stürzt, indem es das Floß mit sich fortzieht.


Sie sind am Rande eines Bulcans, aber welches? anscheinend in nördlichen Regionen, denn sie sind ja immer nach Norden gewandert. Sie treffen einen jungen Bauer, fragen ihn auf Islandisch, Dänisch, Deutsch, Englisch — er bleibt stumm; erst auf eine italienisch gestellte Frage antwortet er: Stromboli.

So befinden sich die Neijenden also im äußersten Süden Italiens und doch hat die Magnetnadel immer nach Norden gezeigt.

Als sie nach Hamburg zurückgekehrt waren, heirathete Axel Fräulein Gräben, Hans kehrte nach Island zurück, und der Professor würde vollkommen glücklich gewesen sein, wenn nicht der unbegründete Irrthum der Magnetnadel die Heiterkeit seiner Seele getrübt hätte. Eines schönen Tages bemerkte Axel, daß die Pole der Magnetnadel vom Gewitter verschoben worden waren, die Nordnadel ist nach Süden gerichtet und umgekehrt, alles ist erklärt und der Doctor ist zufrieden gefüllt.

IV.

Die Reise nach dem Munde ist nicht weniger phantastisch als die vorhergehende. Der erste Theil „De la terre à la lune“ ist gänzlich der Exposition des Planets gewidmet, den Biberprüchungen, welche er hervorgerufen, den Polemiken, Betten, Diskussionen der Gelehrten, der Untersuchung der zum Erfolg unvermeidlichen Bedingungen, endlich den Vorbereitungen zur Abreise.
Die Expoß ist wie immer lebhaft, malerisch, geistreich; amüsante 
Scenen stellen gewisse originelle Seiten des amerikanischen Charakters in 
helles Licht.

Die Mitglieder des Gun-Club, eines nach dem amerikanischen Kriege 
gegründeten Artillerie-Clubs, haben die Idee, sich mit dem Mond in Ver-
bindung zu setzen, indem sie ihm eine Kanonenfugel zuführen. Eine zu diesem 
 Zweck eröffnete Subschrift ergibt 30 Milliomen.

Nach der Angabe des Conservatoriums zu Cambridge muß die Kanone 
so aufgestellt werden, daß sie dem Mond im Zenith gegenübersteht, um ihn 
gerade im Augenblick seiner Erdbahn zu erreichen; die geographischen Punkte und 
Daten sind auf das Genaueste angegeben, ebenso der Umfang der Kanone 
und der Granate, die Quantität der Schießbaummasten zur Ladung u. s. w.

Als die Kanone unter den Augen des Präidenten des Clubs, Bar-
bicane, des Majors Ephistion und des Secretairs Morton, gezogen ist, 
kommt ein Franzose dazu, ein phantasieflüsterer Pariser, ein Künstler, ebenso 
geistreich als führt, der um die Erldnung erfragt, in die Kanonenfugel ein-
geschossen zu werden, um den Mond zu sehen und den Satelliten der Erde 
sehen zu lernen. Michael Urbain wird mit Jubes begrüßt, und im Triumph 
herumgetragen; er verbindet den Präidenten Barbicane mit seinem Tobelnbe, 
dem Capitan Michell, und bestimmt sie, sich mit ihm in das Geschoß ein-
schließen zu lassen.

Die Form der Fugel wird verändert, sie wird cylindrisch-conisch, und man 
verzieht diese Art von Luftwaggon mit mächtigen Sebern und Wänden, welche 
den zu erwartenen Stoß beim Abseuern dämpfen sollen. Sie verjagen sich 
mit Proviant auf ein Jahr, mit Wasser für einige Monate, mit Gas auf 
einige Tage; ein automatischer Apparat soll den zur Erneuerung der Luft 
notwendigen Sauerofst hervorbringen.

Zur bestimmten Stunde schießen sich die drei Reisenden in dem Geschoß 
ein, welches nun in den Raum hinausgeschleudert wird und den Augen der 
Zuschauer von Rauch umhüllt verschwindet. Trost dem aus dem Feingebirge 
auhestellten, riesigen Teleskop verschließen ihnen Nebel in der Atmosphäre die 
Aussicht, plötzlich aber verbündet ein Telegramm von dem neuen Observatorium, 
das das Geschoß in den Mondkreis eingeführt ist und sich wie ein Trabant 
um das Nachtgestirn bewegt.

Natürlich beschäftigt man sich mit dem Schicksal der Reisenden, und alle 
steilen ihre Vermuthungen auf und machen ihre Bemerkungen.

Der zweite Theil des Buches „Um den Mond“ beginnt mit dem Ein-
tritt der Reisenden in die Granate und erzählt alles, was sich in dem 
„Aluminium-Waggon“, so nennt ihn Jules Berne, zugetragen hat. Der 
Waggon ist sehr behaglich, gezielt, mit fremdländischen Dianas möbliert und 
mit Wasserflaschen versehen, die sich zwischen den Wänden befinden, um den 
Stoß beim Abseuern abzuschwächen.
Eine anmutige Unterhaltung geht dem Augenblick voran, in dem ein elektrischer Funke eben die Schiffbaumwolle in Brand stecken will, die Explosion findet statt, was geschicht? — Die cylindrisch-conischen Wände widerstehen in bewunderungswürdiger Weise, nicht ein Häuf, nicht eine Beule. Unter dem gewaltig aufstammenen Pulver hat sich die Granate nicht im Geringsten verändert, sie hat sich nicht in einen Aluminium-Regen aufgelöst, wie man furchtet.

Nur die bewegliche Scheibe ist bis zum Anguß hinuntergeglitten, nachdem die Wände zertrümmert sind, und das Wasser abgesoffen ist. Im Innern ist nur geringe Unordnung entstanden, die drei Reisenden haben aber das Werkstück verloren und kommen erst allmählich zu sich.

Sind sie abgeschnitten? Sie haben nichts von der Explosion gehört, ein Lichthof wird geöffnet, man ist wirklich im Himmelsraum.

Michell, der drei Wetten zu 3000 Dollars je mit Barbicane gewettet hat, giebt zu, daß er sie verloren hat und zahlt sofort 9000 Dollars gegen eine vorschriftsmäßige Nützung von Barbicane aus.


Raum sind sie abgesoffen, so begegnen sie einem Asteroiden, einem unendlich kleinen Satelliten der Erde, den die Astronomen nicht kennen, und den Verne zu seinem Zwecke erfunden. Sie entgehen dem Schrecken einer Collision — denn sie hatten bereits die Folgen einer Pulsiristung oder des Schmelzens infolge der Wärme berechnet, aber sie ahnen, wie gefährlich eine solche Nachbarschaft für die Resultate ihrer Reise werden kann.

Für den Augenblick beschäftigen sie sich damit, den Himmel, die Sterne, die immer kleiner werdende Erde, den sich rapid vergrößernden Mond zu betrachten. Selbstverständlich benötigt Jules Verne den Augenblick, um sehr heitere astronомische Begriffe zu behandeln, er geht sogar noch weiter, und widmet einer algebraischen Demonstration der für die Granate notwendigen Schnelligkeit, um den Mond von der Kanone aus zu erreichen, ein ganzes Kapitel.

Eine immer lebhafte, interessante Unterhaltung entspinnt sich zwischen den Reisenden, in der sie alle möglichen auf Erde, Sonne, Mond, Planeten, Sterne, Homen, Licht, Wärme, auf centripetale und centrifugale Kräfte bezüglichen Fragen und Hypothesen berühren.

Verne hält eine sehr anmutige Vorlesung über Physik und Kosmographie, sowie er in seiner Reise nach dem Mittelpunkt der Erde eine Vorlesung über Geologie gehalten hat.

Er unterrichtet dieweil mit u n vorgesehenen Zufälligkeiten: so eine Szene der Trunkenheit, durch das Oxygen veranlaß, dessen Hahn man unvorsichtig genug offen gelassen hat, der Tod eines Hundes, dessen Leichnam in den Raum geworfen wird und welcher der Granate wie ein Trabant folgt u. s. w.
In der Zwischenzeit spielen die Reisenden Domino oder Schach, und
Berne erklärt, warum sie, obgleich sie in dem Geschoss hinausgeschleudert
worden sind, doch beff en raubenden Gang nicht maßnehmen.

Als sie auf dem Punkt, wo die Anziehungskraft der Erde, und die des
Mondes zusammentreffen, angekommen sind, bemerken Barbicane und seine
Vergleicher, daß sie ihr Gewicht verloren haben, denn in jeder Stellung schweben
sie in der Luft. Bald legt die Anziehungskraft des Mondes, das Geschoss
fällt gegen den Mond zu, zuerst durch eine unmerkliche Bewegung, dann mit
immer beschleunigter Schnelligkeit.

Barbicane ist befriedigt: Die ungläubliche Schnelligkeit der Granate hat
ihn über die gesättigte Linie hinweggetragen, nun zweifelt er nicht mehr, daß
der Luftwagen nicht wieder auf die Erde zurückkehren und durch die Anziehung
unbeweglich gemacht werden könnte. Er muß also nur noch seine Vorsichts-
maßregeln mit Rücksicht auf seine Anwesenheit auf dem Mondglobus treffen.

Aber bald bemerkt er, daß das Geschoss nicht mehr den geraden Weg
verfolgt, sondern sich in einer Linie bewegt; nach langen unfruchtbaren Nach-
versuchen über die Ursache der Abweichung erinnert er sich plötzlich des
auf dem Bege angetroffenen Asteroids, dessen Anziehungskraft auf den Lauf
des Geschosses in solcher Weise gewirkt haben muß.

Jetzt werden sie in die Mondbahn hin eingerissen, aber durch die Centri-
jugalkraft vom Monde ferngehalten, werden sie nun so im Raume schwebend
verdunsten?

Auffällig muß man aber darauf verzichten, den Mond selbst zu
erreichen, doch sehen die Reisenden ihn aus nächster Nähe, fahnen um ihn
herum, und nun beginnt eine Forschung wie im Panorama, und in der
Vogelperspektive ziehen Gebirge, Meere, Inseln und Kontinente des Mond-
globus an ihnen vorüber. Das Gemälde ist glänzend und interessant, und
des Detail stützt sich auf Beobachtungen einer wissen schaftlichen Autorität.

Zudem führt Berne die Mondlandschaften schildert, trägt er auch dafür
Sorge, die Eigentümlichkeiten der Atmosphäre zu beschreiben, den Druck der
Temperatur, die Länge der Tage und Nächte (354 1/2 Stunden), welche unsere
Sternen auszeichnen.

Nach dieser Untersuchung erklären die Reisenden, die sich zu einer wissen-
schaftlichen Kommission vereinigt haben, um das Protokoll sofort aufzunehmen,
einstimmig: 1. Daß der Mond nicht bewohnbar sei; 2. daß er in einer
früheren Epoche bewohnt worden sei.

Das ist sehr schön, aber sie fangen jetzt an, sich über ihr Geschick zu
beunruhigen, und nun beginnen auch die amüsanten und originalen Gespräche
zwischen den immer unbewegten Amerikanern und dem immer heiteren Franzosen
wieder, deren Schluß selbst in der ernsten Lage unwiderstehlich derselbe ist:
Ist es nicht Zeit zum frühstücke?

Man beschließt also alle Anstrengungen zu machen, um den Mond zu
erreichen und hofft dorthin in dem Augenblick gelangen zu können, wo das
Gefäß bei seiner Umdrehung wieder auf dem neutralen Punkte zwischen der Erds- und Mond-Anziehungs Kraft ankommt. Dort wird Abfeuern von Kafeten genügen, um die Kugel in die gewünschte Richtung zu treiben.

Die Operation wird ausgeführt; aber plötzlich bemerkt Barbicane, daß der Culot der Granate der Erde zugewendet ist; ihr wird man mit einer von Secunde zu Secunde wachsenden Schnelligkeit zwielen.

Jetzt wird die Erzählung unterbrochen, und der Autor versetzt uns nach den Vereinigten Staaten, wo eben ein Schiff damit beschäftigt ist, das Log an einer außerordentlich tiefen Stelle auszuwerfen, da sehen die Seeleute plötzlich eine Feuerkugel vom Himmel fallen, die mit einem fürchterlichen Geräusch in das Meer stürzt.


Natürlich durchsuchen die gesichtsetten, tüchtigen Taugen die Grund des Oceans an den durch Bogen bezeichneten Orten und deren Umgebung, nirgends eine Spur der Granate.

Sie verzichten auf die Nachforschungen. Da plötzlich bemerken sie eine sonderbare Form auf dem Meere, das Gefäß. Sie nähern sich und hören, daß die Reisenden ruhig Domino spielen.


V.

Hier unterbrechen wir die chronologische Ordnung, um nicht aus dem Gebiet der Phantasie herauszutreten, und gehen zu den Jahren 1865—1870 über, in denen Jules Berne Vingt mille lieues sous los mers veröffentlicht hat.

Dieser von einem amerikanischen Admiral befehlten Expedition schließt sich ein Professor des naturwissenschaftlichen Museums in Paris, M. Arononax, an, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist. Er wird von seinem Dieners Conseil begleitet, der zwar skeptisch und stets tadelsüchtig, ihm aber bis zum Heroismus ergeben ist, und wie wir schon früher gefagt, seinem Herrn in die gefährlichsten Lagen folgt. Das gewöhnliche Personen trio wird durch einen kanadischen Matrose vervollständigt, der in allen Selbssübungen sehr geschickt ist, vorsichtig, entschlossen, mit einem über Alles erhabenen Muthe begabt, immer zu Allem bereit, aber immer unzufrieden.

Die Teilnehmer an der Expedition zeigen kaum sehr viel Eifer und Hingabe, aber soviel sie auch die Meere durchkreuzen, nirgends, selbst nicht einmal am fernen Horizont, bemerken sie den geheimnisvollen Narwal. Endlich sind sie entmutigt und im Begriff auf die Unternehmung zu verzichten, da wird das Ungeheuer plötzlich signalisiert. Sie stürzen auf dasselbe zu, wollen es harpunieren, aber die Harpunen gleiten ab, man greift es mit Kanonschlüffen an, die Augen aber verbrannt es nicht und wie zum Spott spricht es ungeheure Wasserstrahlen in die Luft. Bald bemerkt man, daß es kein Thier ist, sondern eine Art von Schiff, das sich ganz nach Belieben bewegt, sich bald der Oberfläche nähert, bald in die Fluten verliest. Als wollte es die Reisenden nur nicken, kommt es heran, entfernt sich, macht die Runde um die Fregatte und fährt in bestimmter Entfernung vor ihr her.

Auf die Gefahr hin, in die Luft geprügelt zu werden, verfolgt der ungeduldige Kapitän es mit vollem Tempo bis zu zehn Atmosphären, aber plötzlich wendet sich das Ungeheuer um und ein entsetzlicher Zusammenstoß erfolgt. Der Professor stürzt in's Meer, Conseil springt ihm nach, da, wie er sagt, sein Dienst ihm nicht gestattet, seinem Herrn zu verlassen, und er rettet ihm durch seinen Mut und seine Ergebenheit das Leben.

Nach langen Anstrengungen retten sie sich auf eine Art von Inseln, wo Red Land, der kanadische Matrose, der im Augenblick des Zusammenstoßes ebenfalls über Bord geschleudert worden war, sich zu ihnen gesellt.

Vergebens suchen sie die Fregatte am Horizont, sie ist verschwunden. Sie müssen also auf dieser Insel elend zu Grunde gehen und Hungrers sterben. Plötzlich aber bemerken sie, daß die Insel metallisch, beweglich und bewohnt ist. Nach einigen Stunden der Ungewißheit und Sorge werden die drei Schiffbrüchigen plötzlich durch eine unbekannte Kraft in einen inneren Raum gezogen, der ganz schwarz und hermetisch geschlossen ist. Zuerst aber erhellt ein blendendes elektrisches Licht ein elegant eingerichtetes Zimmer, ein gutes Mahl, von einem stummen Mentor=Dumos serviert, stellt ihre erschöpften Kräfte bald wieder her, und sie berühren unbekannten Stoffen erreicht ihre vom Meer abgenutzten Gewänder.

Eine geheimnisvolle Persönlichkeit erhebt alle Befehle. Die Reisenden verjagen englisch, deutsch, französisch, lateinisch u. ä. w. zu sprechen. — Er scheint keine dieser Sprachen zu verstehen und hüllt sich in ein beunruhigendes
Schweigen, indem er seine Gäste mehrere Tage lang in vollständiger Einsamkeit läßt.

Endlich erscheint er wieder; in ausgezeichnetem Französisch — die anderen Sprachen spricht er ebenso gut — sagt er, daß er das Recht hätte, sich gewisser Personen zu entledigen, die nur gekommen wären, um seine Geheimnisse aufzuspüren, aber nach reiflicher Überlegung habe er es vorgezogen, sie auf seinem Schiffe zu behalten unter der Bedingung, daß sie ihn nie verlassen würden, für das letztere würde er übrigens selbst sorgen.

Er teilt seinen gezwungenen Gästen mit, daß sein Schiff der Nautilus heißt und Capitän Nemo. Da er mit der Gesellschaft im Kriege lebe, vorder Familie noch Banker beiseite, so habe er sich in den Schoß der Meere gestellt, wo er in vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit lebe.

Er macht dem Professor Aronnax die Ehren von seiner unbeschränkten Wohnung, zeigt ihm seine Salons, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek, sein Piano und seine Paritüren, seine Gemäldegallerie, seine Sammlungen, Apparate, Maschinen, wissenschaftlichen Instrumente u. s. w. Mit der größten Genauigkeit zeigt er ihm das System seiner Einrichtung aufeinander.

Das Schiff hat die Form einer Cigarre, heute weiß man, daß es die Form der Torpedos ist. Der Capitän Nemo erklärt dessen ganze Construction, deren einzelne Stücke in den verschiedensten Werftstätten Europas gearbeitet und dann aus einer dünnen Jute fachgemäß zusammengefaßt worden sind, um das Geheimnis der Unternehmung zu bewahren.

Was nun die Mittel betrifft, welche dem Capitän die Vermittlung des Projekts gestattet haben und ihm dazu dienen, noch ferner seine außerordentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so sagt er zuerst nicht, woher er sie nimmt, im Verlaufe der Erzählung aber erklärt er, daß er sie aus dem Goldrauben der famosen Gallonen Bigos nimmt, die im Jahre 1502 Gold aus Amerika nach Spanien trugen.

Alles wird durch Elektricität bewegt, die, wie der Capitän sagt, Wärme, Licht, Bewegung und Leben ist. Diese Elektricität wird mit Hilfe der Bunsen'schen Elemente durch ein Amalgam von Natrium und Quecksilber erzeugt; das Quecksilber nötigt sich nicht ab und das Natrium ist unerschöpft, weil das Meer soviel man will davon liefert. Auch an Steinölsleicht fehlt es nicht, man findet sie in unendlichen Mengen.

Berechnet äußerst genauere Berechnungen, die Jules Verne wiedergibt, hat der Capitän das Gleichgewicht seines Schiffes und des Volumens des Wassers, welche es bekleidet, mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet; er kann also nach Belieben untertauchen und steigen, wozu er Pumpen von außerordentlicher Kraft anwendet, die in einem Augenblick Reservoir, je nachdem sie mit Wasser oder Luft gefüllt sind, füllen oder leeren, und dem Schiffe dadurch eine Bewegung nach oben oder nach unten mitteilen. Diese Pumpen sind es auch, welche die schon erwähnten furchtbaren Wasserstraßen emporpenden. Ein System schöner Ebenen bringt die anderen Bewegungen her-
vor. Die außerordentliche Kraft der Maschine aber erklärt Jules Verne nicht; er beschränkt sich darauf zu fragen, ob sie vielleicht „der außerordentlichen, durch Rollen eines neuen Systems erhaltenen Spannkraft“ entlehnt sein könnten, oder „der Transmission, welche ein System von unbekannten Hebeln in’s Unendliche verstärken könnte“, und fügt fort ohne zu antworten.

Da dies angenommen ist, so geht alles Nebige von selbst: Die Elektricität bringt Licht, Wärme und Bewegung hervor; sie hält eine Uhr in Gang, die besser ist als ein Chronometer, und die Fahrgeeschwindigkeit des Schiffs, die leicht auf 50 Meilen pro Stunde gebracht werden kann, verbessert sie lieber auch alles Notwendige für Zimmer und Küche. Selbstverständlich wird die Luft immer durch Ventilatoren erneuert, die jeden Morgen an der Oberfläche des Meeres arbeiten.


Senkte er aus Bergquellen, das durchsichtig ist als Glas und härter als Diamant, wodurch es den ungeheuren Druck des Wassers ertragen kann, laugen das Auge sich bis in die Tiefe des Meeres verjüngen, die durch mächtige Strahlen von elektrischem Licht erleuchtet werden.

Um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, liefern die Walfische eine wertvolle Milch, ohne von Muscheln, Fischen, Crustaceen u. s. w. zu sprechen. Schilbrotenfilets und Delphinleber ersegen vollkommen das Fleisch des Schlachtviehes, aus Algen extrahiert man Liquore, Parfüms, aus Muscheln Purpur und andere leuchtende Farben, mit geringen Kosten werden aus- gezeichnete Confitüren aus Meeranemonen hergestellt und endlich liefern gewisse Algenarten selbst vorzügliche Cigarren. Die Stoffe werden aus dem Hyphasis der Muscheln gewebt, aus den Walfischbürden werden Federn gezogen und Tinte wird aus der Flüsfigkeit bereitet, welche die Tintenschnecke oder Sepia absondert.

So mitten unter Büchern und naturwissenschaftlichen Sammlungen findet der Professor endlich Geischmaß an der Reise, Conseil klassifiziert die Gegenstände, wie er es im Museum gethan hat, nur Red Land sehnt sich nach dem Lande und träumt immer von einer Entwichung entweder durch Lift oder durch Gewalt.

Capitän Nemo führt den Nautilus durch alle Meere der Welt. Das gibt Jules Verne Gelegenheit, die unterseischen Wunder in einer Reise malerischer, lebhafter Bilder, durch heitere geistreiche Unterhaltungen unterbrochen, zu zeigen und den Leser mitten unter die Thiere und Pflanzen, welche den Meeresgrund bewohnen, zu führen. Diese Gemälde sind sehr zahlreich, aber da sie sehr verschieden sind und dramatische oder komische Episoden sie unterbrechen, so lassen sie die Langeweile nicht aufkommen.


Unter den dramatischen Ereignissen, die besonders ereignend erzählt werden, wollen wir den Kampf mit Haiisichen, Walsischen und Pottfischen und besonders mit der Riesen-Tintenköcher herbeisehen, und in anderer Weise, die Fahrt unter den Eisbären, bei ihrer Rüffkehr vom Pol, als sie ihren Luftvorrath nicht erneuern können und die Mannschaft fast ertrift.

Trotz den vielen Geheimnissen und manchen Eigenthümlichkeiten hat man bisher nichts an dem Capitän auszusehen gehört, bis er eines Tages, als er von einem ihm die Durchsicht verweigenden Schiffe angegriffen wird, sich mit dem Ausbruch wütenden Haifes, in einem Wuthanfall entschließt, das Schiff, dessen Nation ihm so viel Leid zugefügt hat, in den Grund zu bohren.

Eine schreckliche Szene folgt und die drei Reisenden wollen den Ver- such machen, mit Hilfe des Canoes zu entfliehen. Im Augenblick aber, wo sie daselbe losmachen und sich vom Nautilus trennen, tritt dieser in den Malsestrom, den entgegengesetzt Abgrund der stadtnabischen Meere, ein.

Vor ihren Augen verschwindet er in den Wellen, sie selbst aber werden an die stadtnabische Küste geworfen, wo sie ihren Aufenthalt und von wo aus sie nach Frankreich zurückkehren. Von dem geheimnispollen Capitän, den sie mit dem Nautilus im Malsestrom begraben glauben, haben sie nichts mehr erfahren.
War dies für Jules Verne die endliche Lösung? oder wollte er seinen Helden, wie gewisse Romanchriftsteller unserer Tage, zu neuen Abenteuern auf einem anderen Schauplatz zu neuem Leben erwachen?

Zuerst hat man in den folgenden Werken des Autors vom Kapitän Nemo gar nicht sprechen hören, obgleich seine sehnsüchtige Tätigkeit sich unter einer geheimnisvollen, wunderbaren Form so sehr fühlbar macht, daß sie die Neugier auf's letzthafteste erweckt.

So in der Ino mysteriose (Geheimnisvollen Insel), einer Insel Lin- coln, die von amerikanischen Proscribirten, welche dort in einem Ballon scheitern, in den Meeren Polynesiens entdeckt worben ist. Wie Robinson Crusoe und der Robinson Suisse gelingt es ihnen, sich nach und nach alle zum Leben nothwendigen Gegenstände zu verschaffen, sie jagen, fischen, bauen sich eine luftige Wohnung, ziehen Thiere, fassen Getreide, bauen erst eine Pirogue, dann ein wirksames Boot, werfen eine Zugbrücke über einen Flüß, richten einen Fahrstuhl ein, eine Mühl, einen Telegraphen, machen sich Stoffe aus gefügter Wolle u. s. w.

Alles das wird in malerischer, lebhafter Weise ergählt und durch weitere amüsante Gespräche unterbrochen, die um so abwechslender sind, als die zufällig auf der Insel verlassenen Sprechenden sehr verschiedenen Ge- sellschaftsflaschen angehören. Es sind hier ein Ingenieur, ein Sprecher, ein Journalist, ein Student und ein Reger, zu denen man noch einen Hund und einen Affen rechnen muß, weil sie eine sehr interessante Rolle in der Geschichte spielen.

Alle diese Erörterungen werden aber nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht. Die Ansiedler müssen gegen die Elemente, gegen Thiere, Krankheiten und später gegen die in Piraten verwandelten Verbrecher kämpfen.

Jedesmal, wenn die Hindernisse unübersehbar scheinen oder die Gefahr zu groß, tritt irgend ein geheimnisvoller, unerwarteter Zufall ein, der die Sache in's Gleis bringt. Eine Stute mit Waffen und allerlei Beutezeugen wird an das Ufer geworfen, ein Canoe löst sich ganz allein ab, um sich an der Stelle zu befinden, wo es nothwendig ist, eine bremsende Schiffstern zu erscheinen, auf einer Anhöhe, um den Verirrten als Führer zu dienen, gerade als einer der Ansiedler aus Mangel an der nothwendigen Medicin an einem gefährlichen Sicker sterben wird, langt plötzlich, man weiß nicht woher, ein Vorrath von schwefelsaurem Chinin an, soharte Mitteilungen und Nachrichten werden aus Flaschen herausgezogen, die sie am Ufer finden, wo- hin sie wunderbarerweise immer zur rechten Zeit gelangen, im Augenblick, als eine Piratenbrig mit Kanonen auf die diesmal unvorbereitet verlorenen Ansiedler feuert, wird diesmal plötzlich wie durch eine Explosion emporgehoben und dann mit ihrer ganzen Mannschaft in das Meer gesetzt.

Die Colonisten können nicht mehr daran zweifeln, daß auf der Insel ein unbekannter Schützler über ihnen wacht. Sie wünschen ihm ihre Dank- barkeit zu bezeigen und machen sich daran, ihn aufzufinden; sie durchwandern
die Insel nach allen Richtungen, durchwühlen alle Winkel und verzichten schon darauf, das Geheimnis zu entdecken, ja, sind schon geneigt, es zu leugnen, als sie plötzlich eine Depeche erhalten, die sie an das äußerste Ende der Telegrafenleitung ruft. Dort finden sie die Anweisung vor, dem Draht zu folgen, und wirklich, eine ganz neu errichtete Linie führt sie über Berg und Tal, über steile, an das Meer grenzende Felsen, bis in das Meer selbst, aber der Draht zeigt ihnen bei der Ebbe eine Deffnung, durch welche sie zu einer ungeheuren Höhle kommen, wie man sie ähnlich in verschiedenen Ländern findet.

Im Hintergrunde dieser Höhle steht der Nautilus in seinem ganzen ehemaligen Glanze, er wird aber nur noch von Capitän Nemo bewohnt, der seit drei Jahren den Colonisten als Vorführe gebient und sie nie aus dem Hause verloren hat; er war es auch, der mit einem Torpedo die Piratenbrigg in die Luft gejagt hat.

Vor seinem Tode machte er noch seine Lebensgeschichte erzählen, und die Colonisten erfahren folgendes:


In seine Heimat zurückgekehrt, versichnete er sich mit einer reizenden Indierin, die ihm zwei Kinder schenkte, er verließ sie, um sich an dem Aufstande von 1857 zu beteiligen, und erfuhr, daß seine Frau, seine Nichte, seine Kinder getötet worden waren. Da Indien unterjocht war, Prinz Dakkan weder Vaterland noch Familie befit, so jagte er, der sich in die Berge geflüchtet hatte, der Gerechtigkeit Lebwohl und wurde der Capitän Nemo „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“ (Vingt mille lieues sous les mers).

Nach der Abreise der drei Passagiere war er noch einige Zeit umhergeschiff; aber da seine Begleiter nach und nach gestorben waren, er selbst allein, schon bejährt, müde und matt war, so hatte er sich in einen der unterirdischen Höhlen auf der Insel Lincoln zurückgezogen und hatte die Anstrengungen der Colonisten mit Interesse verfolgt.

Er will mit dem Nautilus auf dem Meeresgrund ziehen, den Colonisten übergeben er eine mit Diamanten gefüllte Kassette und nimmt ihnen das Versprechen ab, nach seinem Tode die Höhle, welche die Reservoire mit Wasser füllen, zu öffnen. Dies geschicht auch schon am nächsten Tage, als der Capitän den lebten Geissler ausgelaucht hat; man sieht den Nautilus langsam unter die Fluten tauchen, die er mit Phosphorgeleucht erleuchtet, bis er in der Tiefe des Meeres verschwindet, wo er dem Capitän als Grabe dient.
Vor seinem Tode hat dieser dem Anführer der Colonialen noch Mittheilungen gemacht, die darauf hindeuten, daß eine unterseelische Eruption stattfinden wird, und ihnen auch Anweisungen gegeben, wie sie die schädliche Wirkung vermeiden können. Es gelingt den Amerikanern sich zu retten, aber die sicherbar verwüstete Insel ist nur eine öde Klippe und diesmal müssen sie zu Grunde gehen, weil sie keine Küstenquelle haben, als eine Benachichtigung, welche der Capitän Nemo auf einer benachbarten Insel zurückgelassen hat, die Brigg des Lords Glenarvan, des Retters der Familie des Capitains Grant (wie werden bald zu dieser Geschichte kommen) herbeiführt. Sie fehlen alle nach den Vereinigten Staaten zurück und siegen dort die auf der „Geheimnisvolle Insel“ begonnene Freundschaft fort.

VI.


Die meisten seiner anderen Werke ähneln mehr oder weniger anderen vor und nach ihm abgefassten Reisedarstellungen, nur daß sie malerischer, belebter und schwungvoller geschrieben sind.

Nicht etwa, daß diese Arbeiten weniger Erfolg gehabt hätten, mehrere von ihnen sind sogar mehr gesehen worden als alle diese und haben zahlreichere Auflagen erlebt, gerade weil die wissenschaftlichen Bänder eine minder große Rolle darin spielten, und die jungen Leser den Wunderbaulichen der Reise besser folgen konnten, während sie früher immer eine Vorstellung über Physik, Geologie oder Kosmographie mit in den Kauß nehmen mußten.


Trotz der interessanten Erzählung sind diese Bücher doch nur eine Darlegung und Popularisierung der schon bekannten Tatsachen; wenn sie dennoch beliebt sind, jo verdanken sie dies nur ihren Vorgängern, und haben nur eine vierte oder fünfte Auflage erlebt, während viele andere die breiteste überschritten und „Le tour du monde en 80 jours“ bereits die sechstgrößte erlebt hat.

Um so viel wie möglich dem Geschmack seiner Leser nachzukommen, hat er die Werke seiner Phantasie wechselnd gehalten, d. h. unmögliche Reisen mit der Erzählung von möglichen unterbrochen. So ist auch die Veröffentlichung der früher analysierten, typischen Werke durch andere unterbrochen worden, nämlich:
Capitän Hatteras, Die Kinder des Capitâns Grant, Das Land der Polizei und Abenteuer dreier Klippen und dreier Engländer.


Der Capitän Grant aus Glasgow, der nach Australien gegangen ist, um sich dort ein neues schwarisches Vaterland zu gründen, ist plötzlich spurlos verschwunden.

Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, als man plötzlich im Bauge eines in den Meeren Schottlands gefangenen Haßchiffes eine Flasche findet, die ein Document enthält, von dem nur noch einige Bruchstücke übrig sind, auf denen man die Worte liest: „Grant 137 —“

Die geographische Länge ist nicht bekannt, wohl aber die Breite und so wird es sich darum handeln, dem Grad bis zum Ende zu folgen. Einige auf den Fragmenten noch leserliche Buchstaben geben noch andere Fingerzeige, so glaubte man den Namen Patagonien zu lesen, und erst nachdem man das ganze Land nach allen Richtungen durchsucht, sah man, daß man sich getäuscht hatte.

Da man es von der Admiralität nicht hatte erreichen können, ein Schiff zur Auffindung des Capitän Grant, der nicht im Dienste der englischen Regierung gestanden, auszurüsten, so unternahm es ein Schotte, Lord Glenarvan, eine Expedition zu leiten, und er reiste mit den Kindern desselben zur Auffindung ihres Vaters ab.

Die Reise wird durch die fatale Lage eines französischen Gelehrten sehr erleichtert, der bei der Abfahrt in Eile herbeigeführt kam, und zu spät bemerkt, daß er sich im Schiffszerreißer geirrt hatte; Lord Glenarvan bietet ihm mehr als einmal an, ihn auszuschiffen, jedesmal aber findet er, daß das Land schon zu sehr erforscht sei, und nach wiederholten Weigerungen kommt er endlich dahin, die Expedition bis zum Ende mitzumachen.


Jules Verne hat außerdem Sorge getragen, nicht nur das Genre seiner Erzählungen, sondern auch ihren Schauplatz zu variieren.

Mit dem „Capitän Hatteras“ reist man in die Polarländer, mit „Den Kindern des Capitän Grant“ nach Australien, dann kehrt man im „Land

Wie wir schon oben gesagt haben, ist das, was Jules Berne vor anderen Schriftstellern, den Verfassern von Reiseerzählungen, auszeichnet, sein dramatisches Talent, seine Kunst der Zeichnung, die Schöpfung von Personen, welche seine Erzählung beleben, in Bewegung setzen und sie mit ihren Gesprächen erheben.

Ubrigens sind die Typen dieser Personen nicht sehr verschieden, denn sie reduzieren sich auf zwei oder drei, die unter verschiedenen Namen und Gestalten immer jüngst dieselbe Rolle spielen.


Im "Lande der Pelze" erbaut ein Offizier im Dienste der Hudsonschen Gesellschaft am äußersten Ende der Beringungen der letzten ein Fort. Ein Gelehrter, der dorthin gekommen ist, um eine totale Sonnenfinsternis zu beobachten, findet sie nicht total. Aber das Observatorium fand sich doch nicht in seinen Berechnungen getäuscht haben, folglich fand das Fort nicht unter dem angegebenen Breitengrade liegen. Und doch hatte der Offizier sehr genau die Lage berechnet.

Was ist denn vorgegangen? Der nur durch Eis gebildete Boden hat sich nach und nach vom Kontinenten losgelöst und ist dadurch beträchtlich von der ursprünglichen Lage abgewichen. — Hier beginnt nun eine Reise von Verjüngen, um aus der Gefahr, der man entgegengeht, herauszukommen. Bis jetzt stehen eine englische Reisende, eine Frau, der es nie an guten Einfällen und gutem Rats schon, ihre absoluert ergeben, schottische Dienerin und eine junge, durch einen Bären auf wunderbarer Art gerettete Estimo-Frau dem Offizier bei.

Nach taubend Schärfrkeiten gewährt man das Land und schon winkt das Heil, als man bemerkt, daß das Inselchen nur noch eine Eisinsel ist, daß es zufällig schmilzt und sich an seiner Oberfläche verringert, es muß im nächsten Augenblicke den Reisenden, welche es trägt, im Meer ver-schwinden.

Plötzlich deutet der Gelehrte, der seit der Sonnenfinsternis schwelgend und theilsahmlos geblickt ist, ein Mittel zur Rettung an. Er läßt die
Ränder der Eischolle durch die Pumpen stark mit Wasser begießen, diese gefrieren von neuem und die Reifenbden haben Zeit, das Land zu erreichen.

In der Erzählung „Die Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer“ im jüdischen Afrika, hat der Autor die Szene in das Jahr 1854 während des Krimkrieges verlegt. Engländer und Russen sind damit beschäftigt, einen Erdmeridian zu messen, Freundschaften und Antipathien haben sich zwischen ihnen gebildet. Da erfahren sie plötzlich, dass der Krieg zwischen England und Russland erklärt worden ist, jetzt gibt es weder Antipathien, noch Freundschaft, es sind Feinde, die sich trennen, indem sie sich die Hand geben, und die ihr Werk in verschiedenen Regionen fortführen.

Aber in einem Augenblick, wo die Russen von Wilden angegriffen werden und in Gefahr sind, gesellen sich die Engländer zu ihnen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzuwerfen, dann, als der Kampf vorüber ist, drückt man sich wieder die Hände und wird wieder Feind.

Ein zerstreuter Rechiner giebt auch zu verschiedenen amüsannten Scenen Beranlassung. Eines Tages haben sie ihn verloren, nach längerem Suchen finden sie ihn am Ufer eines Sees stehend, von Pirokobilen bewacht, die ihn sich zur Beute auseinander haben. Er ist ganz in seine Berechnungen vertieft, die ihm einen unendlichen kleinen Fehler in einer Logarithmentafel enthüllen.

Ein anderes Mal findet man ihn ganz asemlos, verwirrt, die Stimme verleidet ihm, auf einige abgerissene Worte giebt er zu verfehlen, dass ihm sein Register verschwunden ist, das Register, in dem alle Resultate ihrer täglichen Operationen enthalten sind, und ohne welches man die Arbeit von neuem anfängen müsste. Affen haben den Raub begangen und das Register auf einen Baum getragen und nun muss man den Eifer des Professors sehen mit dem er ihnen nachjagt, und den Wuth, mit dem er Mann gegen Mann kämpft, um sein losthaires Document wieder zu erobern.

Die „Ville flottants“ (schwimmende Stadt) ist nur die Erzählung von einer Niederlage des Britischen Afrika, die durch die Monomanie eines Reifenden, der durchaus einen Schiffsbruch mitmachen will, ersehntet, und durch eine romantische Episode dramatisch gemacht wird, die ziemlich gewöhnlich wäre, wenn nicht Jules Verne eine Lösung durch ein sehr originelles Duell gefunden hätte. Die beiden Duellanten kämpfen auf dem Schiffe während eines Gewitterturnes; der eine hält an und lässt plötzlich seinen Degen fallen, der andere will ihm eben mit dem feinigen durchbohren, als er wie vom Blut getroffen niederkünzelt; die Spieße des Degenus hat das elektrische Fluidum angezogen und geleitet und ihn sofort getötet.

Les Forcours du blocus ist auch eine romantische Periode aus dem amerikanischen Kriege, la jangada, ist die Erzählung einer abenteuerlichen, dramatischen Reise an den Ufern des Amazonenstroms, der „Capitaine de quinco ans“ (der 15jährige Capitain) ist die Geschichte eines jungen Mannes, der von der ganzen Vernunft eines Walfischbootes allein übrig geblieben ist und dem es gelingt, baffels infolge seiner Entschlossenheit, seiner


Die doppelt, weniger neue als wahre Schlusfolgerung ist die, daß das Unglück notwendig ist, um das Glück schätzen zu lernen, und das ganze Geheimnis Mensch zu sein ist, für Andere zu arbeiten.

Auch bei einigen andern, wenig hervorragenden oder geradezu langweiligen Werken wollen wir uns nicht aufhalten, wie die „Cincento millions de la Begune“, eine soziale und politische Allegorie, in welcher der Autor melodramatische Mittel verwendet, die sonst nur jenen populären Roman schreibtstellern in Pfennig-Journalen eigen sind, denen es mehr um Geld als um Ruhm zu thun ist.


Aber die auf einen so langen Zeitraum ausgedehnten Publikationen, die überdies durch den Wechsel der Länder und Ereignisse unterbrochen werden, haben diesen unvermeidlichen Fehler kaum bemerkbar werden lassen und Jules Berne hat es immer verstanden, sich die Gunst seines jungen, übrigens immer wieder erneuerten Publitsums zu erhalten.

VII.

Wir haben bisher zwei Werke bei Seite gelassen, um uns mit ihnen in einem besonderen Capitol zu beschäftigen, zwei Werke, die einen doppelten
Er folg gehabt haben, nämlich als Romane für die Lectüre und als Stücke auf der Bühne: „Le Tour du monde en 80 jours“ und „Michell Strogoff“. Während mehrerer Jahre haben diese unter der Mitwirkung Dernbachs, eines der geschicktesten dramatischen Autoren, für’s Theater bearbeiteten Stücke im Châtelet große Menschenmassen angezogen und nicht einen Tag lang hat der Erfolg abgenommen.


Er wird von einem französischen Diener Passepartout begleitet, welcher die heitere Person und der Spaßmacher des Stückes ist; sehr häufig ist er es, der durch eine wunderbare, unerwartete Initiative Hindernisse, welche den Erfolg der Wette in Frage stellen könnten, zu befeitigen oder abzuwenden versteht.

Eine andere törichte Person ist ein englischer Detective, der, durch eine falsche Spur irregeführt, auf das Schiff stürzt und Mr. Phogg, den er für den Urheber eines sehr beträchtlichen, kürzlich verübten Diebstahls hält, verfolgt. Durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie angezogen, will er ihm so lange in einiger Entfernung folgen, bis es ihm gelingt, ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Der zwischen Passepartout und dem Detective ausgebrochene Kampf wird von malerischen und häufig höchst tomischem Ereignissen unterbrochen.


Trotzdem der Verlust an Zeit wieder eingebracht worden ist, so ist doch der festgesetzte Termin um einen Tag überhöpt worden, und die Wette würde verloren gewesen sein, wenn nicht Jules Verne die geniale Idee gehabt hätte, den Unterschied der Stunden mit den Längengraden dazwischen treten zu lassen.

Die Reisenden gingen nach Osten, d. h. der Sonne entgegen; in dem Maffe, in dem sie vorwärts eilten, blieb die Stunde des Landes nach der von London zurück, auf der Mitte der Reise waren die neun Tagesstunden
der Nacht schon voraus, als es in London Mitternacht war, war es auf den malayischen Inseln Mittag.

Als die Reise um den Globus beendet war, betrug der Unterschied 24 Stunden, d. h. einen ganzen Tag, der für die Wette festgesetzte Termin ist also pro facto um ebenso viel verlängert, und Phileas Fogg kommt in der letzten Minute, in dem Augenblick im Club an, wo seine Niederlage bestätigt werden soll. Jetzt hört er seinen Triumph erlossen und empfängt den Einschub der Wette.

Michael Strogoff war von Auffang an bestimmt, einem anständigen Volksdrama zum Namen zu dienen, welches das Publikum ebenso wohl durch die überausenden Abenteuer des Heldens, als durch die malerische Ausstattung interessieren sollte. Die Handlung trägt sich in verschiedenen wenig bekannten Ländern zu, von denen jedes ein Tableau liefern konnte, in dem man seine malerischen Seiten, den allgemeinen Ablauf, die ethnischen Typen, Costüme u. j. w. finden konnte.


Strogoff spart keine Anstrengung, keine Opfer, um zur rechten Zeit zu kommen.

Aber ein Russe, ein Verräter, Namens Ogareff, hat sich an die Tartaren verfaßt, deren Führer und Hauptsführer er geworden ist. Er schlägt die Truppen seines eigenen Landes, macht eine große Zahl von Gefangenen, unter denen sich auch Michael Strogoff befindet, der zuerst unbekannt bleibt, dann sich aber selbst verrät, indem er sich auf Ogareff in dem Augenblicke wirft, wo seine Mutter, die sich weigert, ihn zu erkennen, den ersten Knutenrieb empfangen soll.

Ogareff ergreift den Courier, bemächtigt sich des Briefes des Zaren und läßt Michael Strogoff mit einem glühenden Eisen, mit dem man ihn vor den Augen vorbeiführt, blenden. Dann wendet er sich nach Jurfutsk, wo er zum Besten der Tartaren den kaiserlichen Courier, dessen Namen er ange- nommen, spielen will.

Des Geächtä beraubt, findet dieser eine junge Russe, Namens Radia, die ihren nach Sibirien verbannten Vater aussuchen will, und er hofft, Ogareff noch zu überholen. Beide erleben eine Reihe von Abenteuern, ent- gehen unmöglichen Gefahren, doch gelingt es Ogareff, vor ihnen zum Großfürsten zu gelangen und sich ihm als Michael Strogoff vortstellen.

Als dieser mit Radia nach Jurfutsk kommt, ist der Verräter gerade im Begriff, den Tartaren die Stadt zu überliefern, und um die Sache zu er- leichtern, hat er einen Theil der Stadt angezündet. Sofort werfen sie sich
auf den geernten Fluß und unter den lodernden Flammen gelangen sie in den Palast.

Dort, im heißen Kampfe mit Ugareff, der ihn immer für blind hält, zeigt Strogoff plötzlich, daß er sehend ist, denn er trieft ihn in’s Herz. Er erklärt Radia, daß der Anfecht der schlechtesten Behandlung, die man seiner Mutter zu Theil werden ließ, ihm die Augen so mit Tränen geffüllt hatte, daß, als das glühende Eisen seine Augäpfel berühren wollte, die Tränen sich in Dampf verwandelten und so seine Augen bewahrtten. Trosthm hatte er Alle an seine Blindheit glauben lassen, weil er daraus gegen die Feinde des Czarw hatte Vorteil ziehen können.

Michael Strogoff kommt zum Großfürsten, wird erkannt, erzählt den Berrath Ugareffs, erhellt Fingerzeige, wie man die Tartaren abwendb en könne; als dann die Russen gejagt haben, heirathet er Radia, deren Vater begnadigt wird, findet seine Mutter wieder und Alle fahren nach St. Peters burg zurüc k.

Die Erzählung wird durch das Dazwischenentreten zweier Journalisten belebt, der Eine, ein Engländer, Harry Blunt, der Andere, ein Franzose, Noizbe Jolivet, die sich zuerst aus Brot und Beben, dann aber intim, unzertrennliche Freunde werden; die unterstrebare Ratsblätigkeit des Erzählers, die floglose,geistreiche Heiterkeit des Leser der geben alle Augenblitze der Folge von dramatischen Ereignissen eine phantastische Wendung.

Trotz dieser ungläublichen Productivität scheint Jules Verne sich doch noch nicht müde zu fühlen, denn er hat nie aufgehört zu schreiben. Unter seinen letzten Werken sind es ganz besonders zwei, in denen die gute Laune und die phantastische Verve des Autors freien Spielraum gehabt haben.

Der „Etoile du Sud“ (Südstern) ist die Geschichte eines wunderbaren durch einen jungen Ingenieur im Kaffernlande gefundenen Diamanten. Weil der erwachte zu arm war, konnte er ein junges Mädchen, welches er liebte, nicht heirathen. Der Diamant wird auf nicht weniger als 50 Millionen geschätzt. Plötzlich verschwindet er bei einem Diner, der Verdacht fällt auf einen Kaffern, welchen der Ingenieur lange unter bevorzogen Täschlichkeiten such und versucht. Als er ihn endlich erreicht, findet er, daß dieser ihn nicht hat, sondern daß ein zahmer Strauß, den das junge Mädchen sehr lieb hat, ihn hinunter- geschlagen hat. Auf seinen Fall will sie ihn töten lassen, selbst nicht um der 50 Millionen willen. Endlich willigt sie ein, daß man ihm einen Einschnitt in den Magen macht, und der Diamant wird nebst andern harten Gegenständen herausgezogen. Man feiert ein neues Fest; der Diamant wird auf einer Erhebung ausgestellt, plötzlich aber birgt er auseinander und verschwindet, Jules Verne erklärt, durch welches chemische Phänomen das geschehen ist, und der Ingenieur heirathet trosthm das junge Mädchen.

Die „Etoile des Robinsons“ ist eine ungemein heitere Skizze. Ein sehr reicher Amerikaner hat eine von der Regierung der Vereinigten Staaten ver-
auctionirte Insel gefaßt. 'Sein Sohn soll ein reizendes junges Mädchen heiraten, er will aber nicht eher, als bis er eine Reise um die Welt gemacht hat.

Da der Vater seinen Widerstand nicht besiegen kann, so geht er scheinbar auf seine Ideen ein und schafft ihn auf einem Schiffe ein, daß er nach mehrjähriger Fahrt nach Hause zurückkehren soll. Aber der Captain hat seine Anstellung empfangen, er scheitert geschickt an der von dem Amerikaner geleasten Insel, und weil es so eingeführt ist, daß nur der junge Mann und ein Tonschreier ans Land kommen, und sich für schiffsbrüchig halten.

Alles ist so vorbereitet, daß sie nach und nach die Gelegenheit, wie sie diezijen gebräuchlich, um Robinson Crusoe nachzuahmen, finden; zur rechten Zeit erscheint auch sogar ein Neger, um die Rolle Freitags zu spielen. Wilde Thiere, Tiger, Löwen erscheinen plötzlich auf den Reisen, aber der Neger befreit sie aus der Enternung durch ein paar schöne Flüchtrühe von ihnen — die Thiere waren ausgestopft.

Alles geht gut, bis ein überbotener Concurrent, der auch gern die in Frage stehene Insel erworben hätte, sich für seine Niederlage rächen will, indem er dieselbe unbewohnbar machen will. Zu diesem Zweck führt er diesmal wirklich lebendige wilde Thiere ein. Die Geschichte scheint sehr tragisch zu werden, als der Vater dazwischen tritt, die Tiger und Löwen töten läßt und den Sohn, der auf lange Zeit von den Reisen um die Welt geheilt ist, nach Hause zurückführt.

Das letzte Werk Jules Vernes ist „Mathias Sandroff“, ein Roman, der zuerst im Zensurton des „Tempel“, wie früher die Reisen um die Welt, und dann in drei Bänden erschien.

Das ist der zweite Abenteurroman, in dem sich die außergewöhnlichsten und dramatischsten Ereignisse häufen, und wo die Lefer unter den erstaunlichen Gefahren in die verschiedensten Länder geführt werden. Hier fehlt nichts, weder die ungarischen, verrathen, zum Tode verurteilten Patrioten, noch die Berrühmte (ein so kosmopolitisches Trio wie nur möglich, denn es wird von einem Ungarn, einem Spanier und einem Tripolitaner gebildet), welche sich verbinden, um die Lage einer jungen Braut auszubehuten, noch Todte, die wieder auferstehen, noch Staaten, die umgestaltet werden, Mädchen, welche ihre Bäder und Namen wechseln, und Arme, die Millionäre werden.

Mathias Sandroff ist einer dieser ungarnischen Patrioten, der alle seine Gefährten umkommen sieht und selbst fünfzehn Jahre für tot gilt. Seine Tochter, Sara Sandroff, wird von einem gewissen Silas Tholendal, dessen Namen sie trägt, aufgenommen, und einer der drei Berrühmer, Tripolitaner Sarcan, will sie heiraten, um das Vermögen ihrer Familie zu reklamieren. Aber das junge Mädchen widersteht, weil es dem Andenken eines jungen Patrioten, Peter Baham, der in Ragusa stürmisch worden war, treu bleiben will. Um ihre Einwilligung zu erzwingen, läßt Sarcan sie entführen und nach Tctuan in Marokko schaffen und von dort nach Tripolis.
Sandroff ist inzwischen der Doctor Antopiritt geworden, hat im Syntenmeer eine Colonie Antopirta gegründet, hat eine Flotte von elektrischen Schiffen erbaut, die sich mit einer wunderbaren Geschwindigkeit bewegt, hat allen Unterbrüchern Asyl gegeben und hat unermüdlich nur ein Ziel im Auge, die Strafe der Berü ter.

Diese sollen eben jü ßtlich werden, als sie durch eine Explosion in die Luft geschoßt werden. Sara Tholendal ist wieder Sara Sandroff geworden, heirathet Peter Bathyne, der nicht wirklich tobt war, und der Doctor Antopiritt seht sein philosophisches Werk fort.

Dieses letzte Werk, in dem man an vielen Stellen die brillanten Eigen schaften Jules Bernes wiederfindet, haben seinem Autorrahme nichts hinzugefügt.

VIII.

Jules Bernes Werke sind in alle Sprachen überetzt worden und haben überall den selben Erfolg gehabt wie in Frankreich. Wie aile solche, die mehr durch Erfindung und Phantasie wirken, als durch Originalität des Stils, haben sie in der Ubererzeugung nichts verloren.

Ich will aber damit durchaus nicht sagen, daß M. Jules Bernes Stil nicht seine unbestreitbaren guten Eigenschaften habe, wie klarheit, Verständ lichkeit, Lebhaftigkeit und zuweilen sogar Glanz und Pracht. Er läßt deutlich jenen, was der Autor, ohne Anmaßung, Manier, noch Uberladung erzählt; er ist einfach, natürlich, zuweilen pitant und geistreich. Die Kritik fordert er nicht heraus; nur hat er in der Form nichts Eigenthümliches, man könnte ihm Alexander Dumas in seinen guten Tagen an die Seite stellen.

Ein anderer Grund, warum Berne den Fremden gefallen konnte, ist der, daß seine seiner Erzählungen irgend welche nationale Eigenliebe verlegte, daß alle Völker durch sympathische Persönlichkeiten dargestellt wurden, und das allgemeine Gefühl, welches aus denselben hervorleuchtet, ist der Mensch, die Völker durch die immer wachsende Entwicklung der Wissenschaft einander zu nähern.

Ebenso wie seine Nationalität sich verlebt fühlen konnte, so war es auch mit der Religion; oft tritt der Gedanke an Gott zwingen, aber ohne daß die Einzelheiten eines Cultus sich besonders aufdrängten. Uberall wird das religiöse Gefühl angeregt, allen Religionen die höchste Achtung bezeig, vergebens würde man in den fünglich Bänden Bernes ein Wort, einen Scherz, eine Anspielung finden, welche irgend einen Glaubigen verleben könnten.

Freilich hat diese Unparteilichkeit, diese Art von Neutralität bei dem, was man das Gute und das Böse, die Wahrheit und den Irrthum nennt, die ultra-katholische Preise im höchsten Grade erregt, aber dieser Protest der ultramontanen Unbedingtheit lohnt kaum der Beachtung.
Die Werke Jules Bérnès haben noch eine andere unbestreitbare und für Familien unangängbare gute Eigenschaft, sowohl im Auslande, wie in Frankreich; daß man sie nämlich ohne Annahme von der ersten bis zur letzten Seite von jungen Mädchen lesen lassen kann, ohne daß ihre Schamhaftigkeit auch nur im Geringsten verletzt würde.

Hegel las Wort für Wort alles, was im Magasin d'éducation veröffentlicht wurde, und gestattete nicht einmal einen zweiseitigen Ausdruck.

Das ist seit Jahren in der französischen Literatur etwas sehr Seltenes geworden; kaum wird es wohl einen Roman geben, den man einem jungen Mädchen in die Hände geben könnte. Selbst die ernsthaftste Revue des deutschen Mondes kann nicht mehr im Salon, wo sich die Familie versammelt, aufliegen, diese kann die darin veröffentlichten Romane nicht mehr ohne vorhergehende Sichtung gemeinsam lesen.

Die meisten heutigen Schriftsteller besten von dieser Neugier der Gebete, die sie gern Feuilletois oder Dhmnpacht nennen, sehr gering. Aber man ist nicht böse, unter dieser „gewürzten und zerrissen“ Literatur, welche sich überall in den Schaufenstern der Buchhändler breit macht, einen Autor zu finden, dessen Name schon allein eine Garantie für die Auffindigkeit ist, und dessen Bücher man ohne die Befürchtung, auch nur ein unpassendes Wort darin zu finden, kaufen kann.

Wie viele unserer heutigen Schriftsteller verdanfen nicht den Erfolg ihrer Werke dem ungefunden Reiz standesloser Entdeckungen oder auschweifender Gemälde, welche den Jürgen der menschlichen Natur am meisten schmeicheln. Andere ist es gelungen, indem sie an die politischen Leidenschaften, an den sozialen Haß appellierten und zum Klaffentrieb antrieben.

Jules Bérne hat immer nur die ehrlichsten, natürlichen und großmütigsten Gefühle in Thätigkeit verfied, Ergebenheit, Gehorsam gegen die Pflicht, Muth, Menfchhaft, Vaterlandsliebe, Liebe zur Wissenschaft bilden die Grundlage aller seiner Erzählungen. Die Lefer leben darin, wie in einer moralisch gelebten Atmosphäre, an die sie sich allmählich gewöhnen, und außerhalb welcher sie nicht mehr leben können. Ist das nicht besser als diese den Cloaken und schlechten Ortern entnehnte Luft, mit denen viele moderne Romane vergiftet sind?


Das durch seine Feder ehrlich erzogene Vermögen hat ihn in den Staub gelegt, sich eine elegante Nacht bauen zu lassen, auf der er, sobald er es wünscht, wie einer seiner Helden frei und unabhängig ganz nach seiner Phantasie reisen kann.
In reizender Weise hat sein Bruder eine unter solchen Bedingungen an der Küste Norwegens stattgefundene Reise erzählt.

Vorbigens hat Jules Verne nie den Versuch gemacht, die Welt mit seiner Person zu beschäftigen, noch von sich sprechen zu machen, nie hat er eß verschafft, indem er den populären Liebhabern schmeichelte, eine politische Stellung zu erringen, die seinen Charakter hätte befriedigen können.

Wie die Bücher, so der Mensch; sie gebieten Achtung und stürzen Sympathie ein, mit ihnen lebt man gern wie mit Freunden, die man immer mit Vergnügen wiederseht, besonders wenn man das Verlangen spürt, einen Augenblick die Langeweile und die traurige Wirklichkeit des Lebens zu verlassen.

Gewiß kann Jules Verne — und er selbst würde am meisten über diese Zumutung erstaunt sein — nicht zu den ersten unserer modernen Romanschriftsteller gezählt werden, er begnügt sich mit einem bescheidenen, sehr schönen Blaue. Als Souverän aber herrscht er in einem Reich, das er selbst geschaffen, und das kein anderer wagen dürfte ihm streitig zu machen. Er hat lebhaftes Enthusiasmus erregt, hat glühende Bewunderer gefunden, die Académie Française und der Staat selbst haben ihm die schmeichlerischste Auszeichnung zu Theil werden lassen, ein würdig erworbenes Vermögen hat ihm die Behaglichkeit und Unabhängigkeit seines Lebens gesichert. Ist das nicht ein wohlgesellenger Lebenslauf, der Vielen als Beispiel dienen und Vielen ermutigen kann?
Das Fernsprechwesen.

Von

F. Henricke.*)

— Berlin. —

Im Oktober 1877 gelangte von Amerika die erste Kunde von der Erfindung eines Fernsprech-Instrumentes nach Europa, welches mit dem Telegraphen in Wettbewerb eingetreten sei und demselben bereits einen Theil des gewonnenen Bodens abgerungen habe; aber noch klang durch die europäischen Berichte über diesen neuesten Fortschritt auf dem Gebiete des Fernverkehrs ein leiser Zweifel an der Erfüllung der wagemutigen Erwartungen, sowie eine Warnung vor übertriebenen Hoffnungen hindurch. Diesmal jedoch behielten die Nachrichten aus dem Dorado der Erfindungen Recht; das Problem der „Sprach-Telegraphie“, lange schon in den Köpfen zahlreicher Erfinder theoretisch fix und fertig, war gelöst und thatsächlich in die Praxis übersept worden.

Als der glückliche Erfinder wurde der amerikanische Taubstummenlehrer Graham Bell, Professor an der Bostoner Universität, genannt.


Die Telegraphie in Berlin.

... auch in diesem Falle ein Samenform deutscher Culturarbeit auf den unfruchtbaren Boden einer gelehrt gesellschaft gefallen: in der Fremde, namentlich von amerikanischen Physikern aufgenommen und jorgam weiter entwickelt, wurde 16 Jahre später die ursprünglich deutsche Erfindung von amerikanischem Boden nach Deutschland zurücksprängt.


Wie bei der Telegraphie, so werden auch bei der Telephonie große Wirkungen durch die einfachsten Mittel hervorgebracht. Dort liefern einige dünne Platten von Kupfer und Zinn, die in einer Säule stehen, genügende Kraft, unsere Gedanken in fast unmeßbarer Zeit tausende von Meilen weit fortzutragen, hier erzeugt eine dünne Scheibe aus Eisenblech, die durch Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, elektrische Ströme, durch welche unsere Stimme deutlich erkennbar entfernten Freunden hörbar wird; fürwahr, daß solche wunderbare Erfolge mit so einfachen Mitteln erreicht werden, das ist einer der größten Triumphe moderner Wissenschaft!

welt um den Namen des genialen Leiters der deutschen Post- und Telegraphen-
Vertretung, des General-Postmeisters Dr. von Stephan, geschürieben hat.
Am 9. November 1877 erstattete er dem Reichskanzler Fürsten Bismarck
über das Telephon, das später im amtlichen Stil „Fernprecher“ genannt
wurde, einen Bericht, der nach Darstellung der angestellten Versuche folgender-
maßen schrieb: „Weiter ist es die Absicht, Telefone auf allen benenkten
Postorten aufzustellen, an welchen noch keine Telegraphen-Anstalten sich
befinden, um von dort die ausgegebenen Telegrammen an die nächste Telegrafen-
station hinüberzuführen zu lassen, während bisher stets ein Bote geschickt werden
musste. Wenn diese Maßregel, welche schon in den nächsten Tagen um Berlin
und Potsdam in’s Werk geheftet werden soll, gelingt, dann würden wir, da
die Kosten sehr gering sind, die Zahl der Reichs-Telegraphen-Amter ganz
erheblich vermehren können.“
Nachdem der Fürst mit dem ausgestellten Plan sich einverstanden erklärt
hatte, erfolgte schon am 12. November die Eröffnung des ersten Fernprech-
Amtes für den öffentlichen Verkehr in Friedrichswerder in Berlin. Hiermit
war der Fernprecher als Telegraphen-Apparat offiziell anerkannt; der Erlass
einer „Dienstanweisung für den Betrieb von Telegraphenlinien mit Fernprechern“
folgte (am 28. November) auf dem Fuße, und bis Ende dieses bedeutvigen
Monats wurde die Einrichtung von weiteren 18 Fernprech-Amtern ange-
ordnet. Inzwischen war der Apparat am 25. November auch dem Kaiser
vorgestellt worden und hatte das lebhafteste Interesse nicht allein des hohen
Herrn, sondern auch der ganzen Kaiserlichen Familie erregt.
Von da an wendete sich die allgemeine Theilnahme dem neuen Apparate
in einem Masse zu, wie dies in der Geschichte der Telegraphie ohne Beispiel
ist. Gelehrte und Ungelehrte, Beamte und private, ganz alle Welt bemächtigte
sich der neuen Erfindung, zunächst natürlich um sie zu verbessern, und bald
brachte jeder Tag der Telegraphen-Behörde Borchstäle zu Verbesserungen, die
wie von einem belebten Mangel an Verständnis zeugten, während
die Väter der neuen, recht oft nachgerissenen Ideen in herrlichen Träumen
von Ruhm und klingendem Lohn schwelgten. Die Erfindungswuth hat wilde
Ungehörne von Apparaten erzeugt, die freilich zumeist bald in den volksver-
dienten Ruhestaub der Dunstschimmer eingetretet sind; die Geschichte des
Verkehrswesens ist über sie zur Tagesordnung übergegangen: möge der Staub
ihnen leicht sein!
Lebenswerther waren jedenfalls die Bemühungen, die ihren Ausdruck in
dem Beifall fanden, das Fremdwort „Telephon“, ehe man sich an maß-
gebender Stelle für „Fernprecher“ entschieden hatte, durch einen deutschen
Ausdruck zu ersetzen. Was kam da nicht Alles zum Vorschein! Sirene,
Klangstab, Tonleiter, Kontränger, Tonformen, Drahtstöner, Bellen (nach dem
Erfinder Bell, oder hat der Verbeuter gewußt, daß „sellen“ im Alt-Frisischen
soviel wie „aufrufen“ bedeutete?) mögen als Musterproben aus der Legion
von Borchstälen genügen; „Sniffen und Dehfen“ nannte ein plattdeutscher
Landsmann recht sinnig das neue Instrument; die mehr drahttische als elegante Bezeichnung „Zweiseitstippe“ lebt als Ergebnis der speziell Berliner Ver-
deutschungs-Versuche im Munde des Volkes fort.

Die Zahl der seit November 1877 neu eingerichteten Telegraphen-An-
stalten mit Fernsprechbetrieb beläuft sich zur Zeit aus über 3000, und
Deutschland kann sich rühmen, mit diesem Vorgehen den Vortritt vor allen
anderen Nationen genommen zu haben.

Wesentlich länger dauerte es, ehe der Fernsprecher sowohl in Deutsch-
land als überhaupt in Europa, in den Dienst des großstädtischen Verkehrso
geleitet wurde. Nach dieser Richtung erfüllte der praktische Sinn der
Amerikaner sofort das hervorragende Bedeutung des neuen Apparates, dessen
Beziehung neben Borsen- und Postbereitungs-Erfahrungen für das Geschäft-
liche für das öffentliche und Privat-Leben, und schon im Jahre 1878 bildeten
sich, zuerst in New-York, dann in den meisten bedeutendsten Städten der
Vereinigten Staaten Privat-Gesellschaften, die durch Herstellung von Ver-
bindung zwischen Privatbeauftragten, industriellen Anlagen u. s. w. den Fern-
sprechern dem öffentlichen Verkehr dienstbar machten. Zu Anfange des Jahres
1880 waren nach amerikanischen Zeitungsnachrichten bereits über 30 Städte
im Besitz von Telegraphen Exchanges; nur einige Beispiele anzuführen,
stellte die Zahl der durch Fernsprech-Verbindungen mit einander verbundenen
Häuser in Cincinnati 800, in Chicago 1200, in San Francisco 2000 und
in New-York sogar 4000 betragen.

Wunderbarer Weise blieben die maßgebenden Kreise Berlins, von ver-
einzelten Ausnahmen abgesehen, dem neuen Verkehrsmittel gegenüber lange
Zeit kühl bis an’s Herz hinan. Sie es, daß sie von den deutschen Zeitungen
wiedergegebenen Berichten transatlantischer Blätter nicht wollen Glauben
schlossen, dieselben vielmehr für üppige Schöpfungen jener amerikanischen Pflanze,
„Hamburg“ genannt, hieltten, sei es, daß sie von der Einrichtung für Berliner
Verhältnisse keinen dem Kostenpunkt entsprechenden Nutzen erwarteten,
kurz, bis jetzt in der Mitte des Jahres 1880 hinein hatte die Berliner
Handelswelt in ihrer Allgemeinheit noch keine Schritte gethan, um sich ein
Verkehrsmittel zu sichern, das bereits in vielen größeren Städten des eu-
opäischen Auslandes sich eingebürgert hatte und vermutlich der Börse und
Ammunitionsleitungen, die es bot, sich immer weiter ausbreitete. Zwar hatten sich
einige Privatunternehmer gefunden, die, ähnlich wie dies in Amerika, England
Franreich und Belgien geschehen war, sich erboten, Fernsprech-Anlagen in
größeren Städten Deutschlands herzustellen und auf eigene Rechnung zu
betreiben, aber hiergegen erwog die Reichs-Telegraphen-Verwaltung, gestützt
auf Art. 48 der Reichs-Verfassung: „Das Postwesen und das Telegraphen-
weisen werden für das gesamte Gebiet des Deutschen Reiches als einheitliche
Staatsverkehr-Anstalten eingerichtet und verwaltet“, mit der Bemerkung Ein-

Nord und Sud, XXXVIII., 114.

23

Die Anmeldungen gingen nur spärlich ein — der gewissenhafte Erzähler scheint sich fast mit zuhüllen, daß innerhalb 6 Monaten nach jener Bekanntmachung in der Reichshauptstadt sich nicht mehr als 94 Theilnehmer gefunden hatten — aber die oberste Telegraphenbehörde, in der Annahme, daß bei der großen Bevölkerungsziffer und dem regen industriellen und kommerziellen Verkehr Berlins eine allgemeinere Eiheung eintreten müßte, sobald erst die Vorteile und Günstigkeiten der neuen Verkehrseinrichtung in weiteren Kreisen beachtung gefunden haben würden, schritt dazu, die Ausführung der Fern sprech-Anlage für Berlin in's Werk zu setzen.

Jeder Theilnehmer erhielt zwei Fern sprecher, einen zum Hören, den anderen zum Sprechen. Der letztere ist in einem kleinen Kasten beinhaltet, dessen Schalldämpfung des Apparates in einem Ausschlige in der Vorberwand des Kastens erreicht; ebensolch der befindet sich ein Elektrisch-Bußenspiegelapparat, der dazu dient, den Signalapparat der Telegraphenstation und weiterhin benachbarten Apparaten derjenigen, die sich in Bewegung zu setzen; ein eigener Bedapparat befindet sich an dem Kasten. Der zum Hören bestimmte Fern sprecher muß bei ruhender Vorberwand auf einem aus der Vorberwand des Kastens hervorragenden, das Ende eines zweiarmigen Hebels bildenden Haken hängen, dann das Gewicht des Fern sprecher's dient dazu, das im Innern des Kastens befindliche Hebelschlagende gegen eine über demselben befindliche Kontaktvorrichte zu drücken, welche in leitender Verbindung mit dem Bedapparat steht. Nur unter dieser Bedingung kann der letztere in Bewegung gesetzt und damit der Wunsch nach einer Unterhaltung zu erkennen gegeben werden. Wird der Fern sprecher dann aus dem Haken herausgenommen, so zieht eine Spiral-
feber den hinteren Hebelsarm gegen eine unterhalb angebrachte Kontaktschraube und stellt damit die Sprachleitung her: die Unterhaltung kann beginnen. Eine kleine in einem Schrankchen aufgestellte, aus Leitungs-Elementen bestehende elektrische Batterie für die Weckerleitung vervollständigt die in der Behausung eines jeden Teilnehmers nützige Einrichtung.

Für die Vermittlung des Verkehrs auf den Fernsprechleitungen sollten zunächst zwei Centralstellen (Fernsprech-Vermittlungsämter) in der Französischen Straße 33c und in der Mauerstraße 74a dienen, in welche die oberirdisch über die Dächer der Häuser hinweg gespannten Drahtleitungen eingeführt wurden. Jede dieser Centralstellen wurde, neben den erforderlichen Fernsprechsysten, mit einer Vorrichtung ausgerüstet, die für jeden Teilnehmer einen besonderen Signalapparat enthieilt.

Knöpf zu drücken, zum Zeichen, daß die Vermittlungs-Anstalt die Verbindung wieder aufnehmen kann. Die Vermächtnisfassung dieser scheinbaren Kleinigkeiten rächt sich bitter an dem Schuldigen. Der Fernsprechverkehr ist für ihn nur eine tuelle reichlichen Anerkennung und geringen Ruhens,

„zu aber angeschlossen Mann,
Bist allermeist selbst Schuld daran!“

wie der Volksdichter Lueva singt.


So war also am 12. Januar 1881 in Berlin die Stadt—Fernsprach- anlage mit 94 Theilnehmern und 193 Fernsprechstellen, die, auf zwei Vermittlungsämter vertheilt, durch 1320 Kilometer Drachtleitung unter einander verbunden waren, in die Erstinrichtung getreten.


Mit dem nächsten Jahre (1882) nahm die Beteiligung an der Fernsprech-Einrichtung in Berlin eine ganz ungeahnte Ausdehnung an, und es war für die Behörde keine leichte Aufgabe, allen an sie herantretenden Wünschen gerecht zu werden. Die Stützpunkte auf den Dachstüffen wurden verdoppelt, verbreitacht, die aufgebrachten Leitungen zählten bald nach hunderten, das Liniennetz verdichtete sich immer mehr und zog in der Nähe der (jeht, auf sieben vermehrten) Vermitt lungs-Amtsthe manische Maschinen schließlich so dicht zusammen, daß des Himmels Blau nur noch im schmalen Streifen durch die Spinnengewebe hindurchblickte; da mußte auch derjenige, der sich der neuen Einrichtung gegenüber lange prüfen verhalten hatte, die Übezeugung gewinnen, daß mit ihr ein vollberechtigter Faktor in den großstädtischen Verkehr eingeführt worden war.

Die Berliner Anlage erstreckt sich auf die Orte der Umgebung: Charlottenburg, Westend, Nixdorf, Weißensee, Pantow, Friedrichfelde, Nimmelsburg, Ludwigfelde, Friedenau und Grünau; sie ist ferner mit den ähnlichen Anlagen in Potsdam, Steglitz, Groß-Lichterfelde und Cöpenick unmittelbar verbunden; endlich ist eine Fernsprechverbindung zwischen den Börten in Berlin und Magdeburg (178 Kilometer) hergestellt worden. Die Zahl der Theilnehmer in und um Berlin beträgt sich auf 6000, mehr als taufend harren noch des Anschlusses, die Länge der Drahtleitung beträgt 10000 Kilometer, 30 Börtenstellen dienen dem Börten-Verkehr, 11 öffentliche Fernsprechstellen in Berlin und je eine in Potsdam, Charlottenburg, Pantow und Nixdorf stehen Federmann zur Verfügung.

Für den Betrieb dieser umfangreichen Anlage, der bis Ende 1885 vom Haupt-Telegraphenamt mit befordert worden war, ist vom 1. Januar 1886 ab eine besondere Verkehr-Anstalt neu geschaffen worden, das Stadt Fernsprechamt der Postgefechtsstelle 30/31, das, von einem Director verwaltet, ein Personal von 53 Beamten und 175 Hilfsarbeitern beschäftigt, und zwar ganz und voll beschäftigt, denn auf der sieben Vermittlungsämtern Berlin sind täglich im Durchschnitt rund 80000 Verbindungen hergestellt, d. h. 5714 in der Stunde, 95 in der Minute. Auf jeden Theilnehmer kommen durchschnittlich täglich 15 Verbindungen, das macht für eine Verbindung noch nicht ganz 3 Pf.

Hiermit sind wir bei der Gebührfrage angelangt, die seinerzeit für Bürsene und Umbüfsene, Namen und Nachkommene, in der Presse vielfach
das Thema von meist wenig wohlwollenden Besprechungen abgegeben hat. Das geringe Interesse, das anfänglich seitens des Publikums der Stadt- Fernsprech-Einrichtung entgegengebracht wurde und das in der ersten Zeit seinen Ausdruck in der geringen Teilnehmerzahl fand, diente als Folie für die Angriffe, die unmittelbar gegen die vom Reich in Anspruch genommene Regalität des Fernsprechwesens, mittelbar gegen die Höhe der Gebühren gerichtet waren. Es fehlt nicht an Hinweisen auf ausländische Staaten, England, Frankreich u. a., in deren Hauptstädten Privat-Gesellschaften schon großartige Fernsprech-Anlagen hergestellt hätten, für deren Benutzung bedeutend niedrigere Gebühren als in Deutschland erhoben würden.

Was den Bormwurf eines zu hohen Tarifes betrifft, so ist darauf zu erwirken, daß die deutsche Verwaltung, unter Befolgung der maßgebenden wirtschaftlichen Interessen, die Gebühren berat bemessen hat, daß nicht nur die Selbstkosten der Einrichtung Deckung finden, sondern auch ein mäßiger Ueberschuß erzielt wird. Würde damit, fragen wir, eine Privat-Gesellschaft sich begnügen, die auf Gewerbeprofit angewiesen ist, deren Existenzbeibehaltung fette Dividenden sind! Der hat man je von einer Aktien-Gesellschaft gehört, die um der schönen Augen des Publikums willen unter den Selbstkosten gearbeitet hätte? Was den Hinweis auf das Ausland anlangt, so macht die nachstehend abgedruckte Uebersicht Febermann den Vergleich und ein eigenes Urteil möglich.

Für die Benutzung einer Fernsprechleitung bis zur Länge von zwei Kilometer wird erhoben:

<table>
<thead>
<tr>
<th>Staat</th>
<th>Gebühr in Mark</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Deutschland</td>
<td>150</td>
</tr>
<tr>
<td>Belgien</td>
<td>160—200</td>
</tr>
<tr>
<td>Frankreich</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>in Paris</td>
<td>480</td>
</tr>
<tr>
<td>in der Provinz</td>
<td>120—160</td>
</tr>
<tr>
<td>der Staat erhebt</td>
<td>136—160*)</td>
</tr>
<tr>
<td>Großbritannien**</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>die Privat-Gesellschaften erheben</td>
<td>220</td>
</tr>
<tr>
<td>in London</td>
<td>200—400</td>
</tr>
<tr>
<td>in den übrigen Orten</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>der Staat erhebt</td>
<td>165</td>
</tr>
<tr>
<td>in London (nur Privat-Gesellschaften)</td>
<td>100—140</td>
</tr>
<tr>
<td>in den übrigen Orten</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Italien</td>
<td>136—204</td>
</tr>
<tr>
<td>Niederland</td>
<td></td>
</tr>
</tbody>
</table>

*) Diese Gebühren erhöhen sich noch dadurch, daß die Teilnehmer die Herstellungskosten der Einrichtung tragen und die Apparate selbst beschaffen müssen.

**) Auch zu den hierunter angegebenen Sälen tritt noch die Miete für die nötigen Apparate zu.
Die Telegraphie in Berlin.

Marl.
in Österreich-Ungarn .......................... 180—300
  Rußland ...................................... 560
  Schweden .................................... 128—216
  der Schweiz .................................. 120—200
  Spanien ...................................... 200

Wenn wir hinzuflügen, daß Deutschland, welches außer der Schweiz allein von Anfang an das Fernsprechwesen in staatliche Verwaltung genomman hat, nicht nur mit der Zahl der Städte mit Fern sprech-Einrichtungen (92) an der Spitze marschiert (Großbritannien erscheint daneben mit 89, Schweden mit 51, die Schweiz mit 30, Frankreich mit 20, Italien mit 18, Belgien mit 12, Österreich-Ungarn mit 10, Rußland mit 7), sondern daß es auch mit der Zahl seiner Fernsprechstellen (16500) alle anderen Länder Europas übertrifft (Großbritannien hat deren 15500, Schweden 10000, die Schweiz 5000, Frankreich 10000, Italien 7000, Belgien 5000, Österreich-Ungarn 4500 und Rußland 3000), wenn wir ferner bemerken, daß von denjenigen Ländern, welche die Ausbeutung des Fern sprechrechts Aktien-Unternehmungen überlassen haben, die meisten bald der Privatwirtschaft überdrüssig geworden sind, und, namentlich in England, Frankreich, Italien und Rußland die Staatsverwaltungen sich eingefallen haben, theils selbst Fern sprech-Erranagen einzurichten, theils die Privat-Gesellschaften auszukaufen, und daß, wo die erstere geschehen ist (England, Frankreich), die Gebühren sofort weit niedriger gestellt worden sind, als die von den Aktien-Unternehmungen erhobenen, so dürfte die Behauptung, daß der Staatsbetrieb die Entwicklung des Fernsprechbewesens hindere und die Benutzung der Einrichtung vertheure, auf ihren wahren Werth zurückgeführt sein.

* *

Die Frage, ob die Berliner Anlage unterirdisch durch Kabelleitungen, oder oberirdisch unter Verwendung von blankem Draht herzustellen sei, war zu Gunsten der oberirdischen Führung vornehmlich durch die Erwägung entschieden worden, daß jene ungleich höhere Anlagemosten erfordere, und daß eine spätere, vorausichtlich doch unvermeidliche Erweiterung des ursprünglich angelegten Leitungsnetzes nicht nur technische Schwierigkeiten bieten, sondern auch, z. B. durch wiederholtes Aufreißen des Straßenpflasters, weitere bedeutende Unstoffen verursachen würde. Als Stümpfungen für die Drahtleitungen wählte man eiserne Rohrstäbe mit Querträgern, an denen die Isolierbüsche befestigt wurden. Der Draht war 2,2 Millimeter stärker verzinkter Stahldraht.

Auf Grund der ersten Anmeldungen, die sich über die ganze Stadt erstreckten, war der Bauplan in allen Einzelheiten festgestellt worden, und nun begannen die Telegraphen-Beamten, denen die Bau-Ausführung übertragen war — wie überhaupt die Telegraphen-Verwaltung alle ihre Bauten von
eigenen Beamten herstellen läßt — ihre Thätigkeit damit, die Einwilligungen derjenigen Eigentümer einzuholen, deren Häuser oder Grundstücke für die Anbringung von Stützpunkten dienen sollten. Die Reichs-, Landes- und Stadt-Behörden hatten zu demselben Zwecke vorher schon mit der größten Bereitwilligkeit die öffentlichen Gebäude zur Verfügung gestellt.

Da es sich um eine Einrichtung handelte, die den Einwohnern in ähnlicher Weise zu Gute kommt, wie die Gas- und Wasser-Anlagen, insofern, als die Wohnungen solcher Häuser, über welche die Fernsprechlinien geführt sind, leicht an das Netz angeschlossen werden können, so war bei dem GemeinIMIZE der Berliner Hauseigentümer von vornherein anzunehmen, daß sie die Anbringung der Stützpunkte auf ihren Grundstücken bereitwillig gestatten würden, eine Erwartung, die auch im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Im Besonderen freilich ab und zu. Wenn aber in einem Linienzuge 30 Stützpunkte vorgesehen sind, so kann das Widerstreben eines einzigen Hausbesitzers sehr unangenehm werden, ja unter Umständen, wenn 3. B. sein Nachbarnsteigesheim sich weit über die bescheideneren Beseitigungen seiner Nachbarn erhobt und ein Neubauer unmöglich macht, zu einer sehr spielerigen, weitaufmühigen Aenderung des ganzen Plans nötigen. In der ersten Zeit, als die Sache noch neu war, hatten die Leiter der Bau-Ausführung manchen harten Straß zu bestehen, und es mußte mitunter eine demotischen Bereitschaft ausgewendet werden, um einen widerwilligen Eigentümer zum Nachgeben zu bewegen. Der Eine fürchtete für sein Dach, der Andere mußte erst seinen Rechtsbehelf zu Rate ziehen, der Dritte weigerte sich, die Drähte über sein Haus hinwegzulegen und so auf, gleich dem Staate, der, an das Meer grenzend, sein Hoheitsrecht 2 Meilen in die See hinein in Anspruch nimmt, die Lufthäule über seinem Grund und Boden auf 2 Meilen als sein Eigenthum betrachtete. Auch Bedenken, die in das Gewand der Menschenfreundlichkeit getheilt waren, wurden geltend gemacht. So, wenn ein in seinem Besitze als einzuführenden bekannter ehrenfester Bürger, der sich aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und städtischen Ehrenämtern emporgearbeitet hatte, es ablehnte, der Sache förderlich zu sein, weil die Fernsprech-Einrichtung dazu angethan sei, den Dienstherrn und Anderen, die Botengänge verringerten, ihren Verdienst zu verflümmern. — Noch näher war jene heimliche Frau da draußen, wo die letzten Häuser sind, die lange nicht bemogen werden konnte, ihr Haus, das, ein von Gemüsegärten stehend, als das Zwischenglied zwischen der eigentlichen Stadt und einem der Vororte zum Zweck der Anbringung eines Stützpunkts geradezu unentbehrlich war, dazu herzugelen, weil in der Obersten Kammer, unmittelbar unter den projektierten Drähten, ihre Töchter (auch schon älteren Jahrgangs) wohnten, die dann gezogen wären, alles, was gesprochen würde, mit anzuhören, und so schloß sie, „wel bürgt dafür, daß nicht auch mitunter unangenehme Gespräche geführt werden!“ Der Beamte hatte ungültlicher Weise um Erlaubnis gebeten, den „Sprechdrah“ an dem Hause anbringen zu dürfen. Erst nach
langem Jägern und nachdem sie die bestimmte Erklärung erhalten hatte, daß der Sprechdräht das gesprochene Wort nur Demjenigen zutrage, für den es bestimmt sei, stieß sie von ihrem Widerstande ab.

Nachdem solcherzweck die Bahn für den ersten Linienzug überall freigemacht war, begann die eigentliche Arbeit im Spätherbst 1880 mit Befestigung der Stützpunkte auf den Dägern und Aufbringung der Drähte, und wenige Monate später wurde die Berliner Fernsprech-Einrichtung aus der Taufe gehoben: gerade sein sehr kräftiges Kind, aber entwickelungs- und widerstandsähn der ersten Kinderschwestern, die sich in Form mancher Widerwürdigkeiten komischer und ernster Art bald einstellten. Das findige Mädchen für Alles machte die willkommene Entschuldigung, daß die vergifteten Drähte keinen Nost abgelassen und sparte sich in dem wirtschaftlichen Drama „Große Wäsche“ das Ziehen der Leinen: sie hing die nasse Wäsche einfach über die Leitungen und bewirkte dadurch die allerschönste Verwirrung, denn die durch die feuchten Wäschestücke in leitende Verbindung gesetzten Drähte übertrugen die elektrischen Stromungen auf einander, und aus der Unterhaltung, die auf diesen Leitungen geführt ward, wurde ein Telefonabohu besser Art. Bittere Klagen über mangelhafte Verständigung erreichten die Vermittlungs-Aemter, eine Arbeiter-Columne wurde mobil gemacht, suchte, fand und begeistigte das Kinderniß, und der hüchter, ein bürtiger Leitungs-Bevorsor, hielt der Hauptsache eine ernste Standrede, die indes erst dann einen Eindruck auf ihre hervorbrachte, als der Mann des Geistes in Gegenwart der Herrschaft an der Hand der einschlägigen §17 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich überzeugend hargehalten hatte, daß für diese Art der Beteiligung an der Fernsprech-Einrichtung die Abführung der Kosten nicht nur gesetzt, sondern sogar obrigkeitlich verordnet sei. — Dann wieder wurde durch wissenschaftlichen Unverstand ein Sturm im Wässerglase erregt. In einer Facheideschrift für das Bauwesen erschien ein Artikel, in welchem ausgeführt war, daß die Drähte der Fernsprech-Anlage die atmosphärische Elektricität annehmen, und daß jedes mit einem Stützpunkt ver sehene Haus in Gefahr schwere, vom Blitz getroffen zu werden, es sei denn, daß es durch einen Blitzableiter gesühnt würde. Gezeichnet war der Artikel mit einem Namen, dessen Träger, vermöge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Physik in der gesamten wissenschaftlichen Welt, speziell in Telegraphischen Kreisen wegen der von ihm aufgestellten und nach ihm benannten Gesehe über Stromverzweigungen, in hohem Ansehen steht. Die Tagespresse, selbst diejenigen des Auslandes, bemächtigte sich des Artikels, schlachtete ihn aus und machte die Herzen der Ungläubigen, über deren Häuptern die Telephondrähte hingen, erzittern. Die Behörde, die mit Anträgen auf Entfernung der Leitungen überschüttet wurde, war der Sache schon näher getreten und konnte den Geängstigten bald mittheilen, daß der Verfasser des Artikels nicht der berühmte Professor R., sondern ein Berliner Blitzableiter-Fabrikan einer der gleichen Namens sei, der für sein Geschäft nur die große Trommel gerührt hatte.
Risum teneatis amici! Die Gemüther beruhigten sich, zumal bekannt wurde, daß jedes Haus, auf dem ein Stützpunkt angebracht wird, zugleich mit diesem ein metallenes Erdeil erhält, welches etwaige Blitzschläge zur Erde abzuleiten bestimmt ist. Nachdem während einer Reihe von Jahren die stärksten Gewitter über Berlin niedergegangen sind, ohne Schaden zu thun, ist Jeder, was den Kundigen längst kein Geheimnis mehr war, davon überzeuget, daß sie über den Häusern hinziehenden Drähte gerade den besten Schutz gegen Entladungen der atmosphärischen Elektricität bilden. — Kurz, das Satyrspiel hat der ernsten Arbeit nicht gejehlt, sie aber nicht aufgehalten, denn schon jetzt, nach fünf Jahren seit der ersten Einrichtung der Fernprech-Anlage, hängt über Berlin eine solche Masse Draht, daß eine weitere Vermehrung der oberirdischen Leitungen nicht gut angängig ist, und daß, um alle Diejenigen, die sich noch zur Theilnahme gemeldet haben und noch melden werden, zu befriedigen, auf eine andere Art des Anschlusses, entweder durch Erdb- oder durch Luftfabel Bedacht zu nehmen sein wird.


Was noch vor 20 Jahren undentbar schien, heut ist's Erschaffen: die Telegraphie, dieses jüngste Kind des ruftlosen Verkehrs, hat im Alltagsleben das volle Bürgerrecht erworben, sie ist eine unentbehrliche, stets bereite, zuverlässige und verschwiegene Helferin im Getriebe der Großstadt geworden.
Schack von Staffeldt,
ein deutsch-dänischer Dichter.

Von

Georg Brandes.
— Kopenhagen.—

II.

Der entscheidende Grundzug in Schack Staffeldts Dichterpersönlichkeit ist der: er war ein Idealist.

Jene Auffassung vom Wesen der Dichtkunst, die sich selbst als Idealismus bezeichnet und noch heutzutage die Sympathien Vieler bestimmt, obgleich sie nur noch kraft- und principienlos auftritt, beherrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Poesie. Gegenwärtig pflegt sie in der nordischen Literatur nicht mehr in Dichterwerken, sondern als richtende und verdammende Kritik an den Tag zu treten. Sie erscheint sich über Worte und Einzelheiten. Stattet ein Schriftsteller seinen Dialog mit einigen nötigen oder unnötigen groben Neben aus, berührt ein Dichter ein Laster oder eine Krankheit, die bisher als aus dem Gebiet der Kunst verbannt galten, so läßt der Idealismus von sich hören und rüst den Zölibanten zu seinen Pflichten gegen das Schöne und das Ideal zurück.

Das Principielle dieses Standpunktes wird indessen nie mehr berührt. Man scheint die Grundanschauung, aus der die Urteile und Warnungen entstehen, vergehen zu haben, eine Ansicht, die noch vor einem Menschenalter Allen vertraut war und die dänische Literatur insgesamt beherrschte, als sie keinen bewußten Gegner sand. Wie uneinig Dechlitlager und Baggejen, oder Dechlitlager und Heiberg, oder Heiberg und Ingemann, oder Heiberg und Hauch auch sein mögen — in ihrer Grundanschauung als poetische Idealisten verstecken sie sich vollständig. Huldigt dieser oder jener Dichter (wie Blicher in seinen Novellen) anscheinend einer anderen Poetik, so geschieht das unbewußt; er hält sich für ganz eben solch einen Idealisten wie


Aber der Idealismus hat sich historisch eines doppelten Fehlers schuldig gemacht.

Erstens carifizierte er seinen Gegner; er übernahm, daß es unter den Anhängern des Naturstudiums nicht vorgenommen, das Prinzip seinerseits so erfasst, als handle es sich bloß um einen zufälligen, rohen Abzug eines Stückes Wirklichkeit, sondern die der Individualität des Künstlers das weiternäßliche Recht einräumen, den Stoff mit seinem Geist und seiner Gemütssstimmung durchzubringen.

Zweitens überfälschte der Idealismus die dichterische Phantasie. Er sah in der Einbildungskraft, die nichts vermag, als die Erlebnissungen der Wirklichkeit umzubilden und weiter zu entfachten, eine göttliche, aus dem Nichts schaffenende Kraft. Er bezweifelte nicht, daß man das Studium der Wirklichkeit richtig überbringen könne, die innere Quelle der Phantasie sprudelte ja unaufhörlich.

Lang galt die ganze Gegenwart als mit zu jener Wirklichkeit gehörig, die zu niedrig war für die Kunst. Deutschländer schilderte thlirs Götter, die über des Menschenlebens niedere Bedingungen erhoben waren, thlirs Seenöge und Seele, Feld und Reben, die die Seelen und Lieben unter den Zeitgenossen in Schatten stellten. Nicht einer der Haushchlichen Romane schilderte seine Zeit. Kein bändischer Dichter ließ sich herab zu studieren und seiner bemerken, daß es, was wirlich menschlich an jenen Göttern, Feldern und Seelebenmenschen war, ausschließlich den Beobachtungen entsprang, die der Autor gewöhnlich halb unfreiwillig an seinen Zeitgenossen gemacht hatte.

Frau Gyselbourg. Freilich, es war Damenarbeit, hübsch und sein, in seiner Art ja auch idealistisch und es verurteilte die Gegenwart — aber es schädigte sie und das war schlimm; an diesen vierzigjährigen edlen Herren in weisser Weite, an diesen ritterlichen, lebenshaftlichen Legationsattachés, an diesen jungen, seifohnenden Frauen entdeckte man ein beginnendes Wirklichkeitstudium, daß den Vertretern des älteren Geschlechts zumindest war und das erst später von so verschieden gearteten Schriftstellern wie Saint-Aubain, Karl Bagger, M. Goldschmidt, je nach ihrer Eigen tümlichkeit aufgenommen wurde.


Schauf Staffelt ist der einzige unter den dänischen Dichtern dieses Jahrhunderts, an dem man den strengen Idealismus unhörbar und ungefährwärt in seinem Wesen und seinen Consequenzen studieren, und in seinem Kampf mit einer kärgen Individualität beobachten kann. Ihm war der Idealismus begeisteter Ernst.


Es gibt seinen tieferen germanischen Geist in der dänischen Literatur. Bei all seiner Vaterlandsliebe war er seiner ganzen Anlage nach ein Deutscher und das ließ damals sowohl wie ein geborener Ultra-Idealist.

Man bemerkt es bereits in jener schon angeführten Broschüre gegen Pallini an der Neuerung, die seine Auflösung vom Verhältnis des Roman- dichters zur Wirklichkeit darlegt. Nach seinem eigenen Gefühl hin glaubte er ursprünglich die Wirklichkeit in den Romanen und der Poesie seiner Zeit
zu finden. Auf einmal geht es ihm auf, wie ganz anders die Wirklichkeit beschaffen ist, als in jenen Romanen. Aber statt sich nun für die Notwendigkeit und Berechtigung einer Poetie zu entscheiden, die die Jugends nicht irreführen, sondern ihr ein wahres Bild des Lebens gibt, zieht er bei seiner idealistischen Anlagung daraus nur den Schluß, daß die Wirklichkeit mit ihrer Brutalität in der Hälfte des Rahmens der Poetie liege und keinen Stoff für dieselbe abgbe.

Daran fiel sein Leben in zwei getrennte Hälften auseinander: eine Wirklichkeit ohne Poetie und eine Poetie ohne Wirklichkeit. Er ging, wie er an Baggesen schrieb, darauf aus, seine idealistische Welt für sich hoch um ihre Achse zu rollen, daß sie mit seinem irdischen Planeten zusammentreffen könnte; das heißt: er ließ alles Nichtpoetische, das ihn als Menschen interessierte, zurück, sobald er seinen poetischen Ballon betrat.

Er vermochte trotz seiner vielseitigen Begabung weder seine realen Studien, noch seine vielen Kenntnisse seiner Poetie zu Gute kommen zu lassen; er gestattete seiner antifriedenscharten Leibenshaft nicht in ihr das Wort, er schloß seine politischen Zeiten, seine Fortschrittsbegeisterung von ihr aus, wie er seinen Sensualismus von ihr auszuschließen bemüht war.

Ein Wunder, daß das Verhältnis zu einer so eingeschränkten, eng umgrenzten Poetie einen so reich begabten, vielseitigen Geist nicht zu befriedigen vermochte.

Er konnte und wollte sich nicht damit begnügen, allein Dichter zu sein. Er strebte beständig in das, was er Prosa nannte, hinaus, suchte und erlangte verschiedene Kenntnisse und jaß zulegt bis an den Hals in „Prosa“. Prosa, das heißt Wirklichkeit, war der Stoff, dessen er begrundete, sein tägliches Brot daraus zu tüten, das Material, das er begehrte, seinen Einfluß, sein bürgerliches Ansehen daraus zu formen, an und für sich aber, ohne Rücksicht auf die Sättigung, die es seinen Beürschnissen und seinem Ehrgeiz gewährte, hieß er einen wahren Abscheu davor. Die Prosa war ihm das Grobe und Gemeine; ein Hellen, ein höherer Seele war es, sich darüber zu erheben; in der Poetie hatte sie ganz und gar nichts zu schaffen. Es ist leicht zu verstehen, daß Staffelhöfer durch dieses Theorie, jede noch so hyperidealistische Poetie mit Leibenshaft einjagen und bereit sein mußte, dessen in seinen Gedichten Ausdruck zu verleihen, selbst wenn die Dichter, in denen er sie zu finden glaubte, wie Schiller z. B., der Wirklichkeit in ihren Werken weit mehr Raum gaben, als man aus ihren Theorien schließen könnte. Er ging dabei von einer ästhetischen Vorstellung aus, die man ohne Überreizung die ungültigste nennen kann, auf die ein Dichter verfallen könnte: Beobachtung, Wechselgabe, Erfassung und Gestaltung der Wirklichkeit feien etwas dem Wesen der Dichtkunst Widerstreitendes, ja seien selbst als Grundlage einer Dichtung unannehmbar. Er vegte die Uberzeugung und huldigte dem Satz: daß Leben als solches sei rein Gegenstand für die Poetie, der wahre Dichter nähre sich nur von Träumen, starre nur nach dem Unsicht-
baren, ringe nur nach dem Unerreichbaren, baue nur Luftschlösser und habe das Material, aus dem er sie errichtete, gerade so gut zur Hand, ob er in einer Wüste zu Hause oder von dem vollen Menschenleben umgeben sei.

Wenn er trophem einer der ausgezeichnetsten Lyriker der nordischen Literaturen geworden ist, so geschieht es trob seiner verdorbenen Poetik Kraft seiner seltenen poetischen Begabung. Und es ist äußerst interessant zu verfolgen, wie er, nachdem er von der Birklichkeit tabula rasa gemacht, aus seinem Innern eine eigene Poetik zu erschaffen sucht. Es gelingt ihm und wir sehen ein ganzes poetisch-philosophisches System sich vor unseren Augen erbauen.

Wenn die ganze äußere Birklichkeit gezeichnet ist, was bleibt dann für den Dichter übrig? Nichts anderes als seine poetische Schonheit. Schack Staffeldt war ein sehenswerter Geist und seine Poetik war die Dichtung der Schonheit. Wir sehen uns an das, was ihm seine Vorstellung, die wir je nach unserer Natur uns von ihm machen. Schack Staffeldt war ein hochstrebender Geist; er strebte nach idealer Volkskommensheit. Damit erhebt er sich über die Masse schmachender, sehenswerter Norden. Er war zugleich ein durchaus rationeller Geist, dessen Volkskommensheitsbegriff sich nicht aus positiv religiösen, supranaturalistischen Vorstellungen gebildet hatte. Seine Schrämerei war die eines Philosophen, sein Widerwille gegen die Birklichkeit der eines Metaphysisikers oder metaphysischen Romantikers, nicht der eines Gläubigen oder Theologen. Dadurch unterscheidet er sich von der Masse der weisen, aber unscharfen nordischen Schrämerei wie Ingemann oder Hauch. Er stammt in gerader Linie von Ewald ab, aber er war nicht so großes, faires, liebenswürdiges Kind wie er, nicht wie er Dichter durch und durch, nicht wie er reinen Genius. Seine Schrämerei war die eines Junglings, doch sie hatte ein freies Spiel in seiner Seele, sie ward bewacht und gewissermaßen eingeschlossen von der harten Festigkeit eines Mannes; sie sprudelte nicht friedlich wie eine Quelle, sie stieg mit gewaltvollen Schwung in die Luft wie ein Springbrunnen, den von allen Seiten eine Steinsaumung von steifem, etwas abstoßendem Charakter umgibt. Nur in seiner Poetik durfte sie zum Ausbruch kommen und deshalb bemächtigte sie sich ihrer fast ganz.

Hätte man indessen Schack Staffeldt gejagt, daß wonach er sich im Grunde sehne, sei gar nichts Anderes als die Birklichkeit, so hätte er das sehr übel aufgenommen, denn mit der wollte er eben nichts zu schaffen haben.

In dem Gedicht „Höhere Leben“ heißt es:

Wer auf das Bürhliche Kunst und Künstlerleben will gründen,

Gleicht jenem Gärtnermann (sicher von Simen er war),

Der mit dem Giebel gepflanzt in’s Erdbreich die spröden Pflanzen

Und sie verdorren sah, ohne den Grund zu verstehen.

Ist doch das Bild der Wurzel des Dings im ewigen Leben,

Während der Körper selbst fallen wie wechselndes Laub.
Es verbirgt sich in diesem warmen Erguß, der dem Denker Schack Staffelt alle Ehre macht, eine Lebensaufschauung, die dem Dichter höchst gefährlich werden mußte. Denn dieser, meint Schack Staffelt, solle seinen Blick auf das ewige platonische Urbild der Dinge, nicht auf das einzelne Ding selbst heften; er solle sich einzig und allein in das Ich vertiefen, das wie in fichtes Annweisung zu einem seligen Leben" aufgesagt wird. Wie aber soll das bunte Leben der Erde dann seine Dichtung durchbringen können?

Im „Dichterbeekenmuth“ heißt es noch ausdrücklicher:

Auch, Dichter, werst das Ardische von Euch,
Es wird das Himmlische Euch aufwärts tragen,
In’s Reich der Kunst, wie in des Glaubens Reich
Dringt unbeflechter Sinn nur durch Entfagen.

Es handelt sich also nach seiner Meinung für den Dichter darum, sich jederBerührung mit dem, was irdisch ist, zu enthalten. Ja das Ardische würde seine Poesie nur „besitzen“. Sie scheint sich dann nur um sich selbst drehen und ganz an sich selbst zehren zu müssen — eine Vermuthung, in der man sich durch die „Dichterprobe“ bekräftigt fühlt, ein Gedicht, in dem es heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geweiht hat, an den Halsen der Wißte stehlen muß. Vermüge er dort die Hülse zu schlagen, dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.

Der arme Staffelt, dessen poetischer Genius seine Jugendjahre nicht überlebte und nicht einmal die Einfamkeit von Cismar und Schleswig ertrug, würde die Wüstenprobe schlecht bestanden haben, wie günstig ein so über Aufenthalt für eine Poesie der Sehnucht auch sonst scheinen möchte.

Denn sich sehnen, das that er. Er sehnte sich wie der Durstende, der sich einem kühllenden Trunk vorstießt, wie der Liebende, der die Geliebte brünstig entbehrt und Alles, was er sah: jedes Naturschaupiel, Alles, was er hörte: jedes schöne Lied, jede herzliche Menschenstimme, Alles, was er dachte: seine platonischen oder Schelling'schen metaphysischen Grübelien, ja selbst Alles, was er empfand: seine Gefühle, die sich auf einen bestimmten ereignsbaren Gegenstand richteten und erwidert wurden, Alles mündete für ihn in jene Sehnucht aus — eine wunderliche, wehmütig traurische, in ihrem Kern ganz unbestimmte Sehnucht. In dem Gedicht „An das Herz“ heißt es bezeichnend, daß er selbst nicht zu sagen vermoch, was von seinem verzehrenden Sehnen begegnet wird.


Dieses Element rager, unbestimmbarer Schwärmerei, dieses stießende Element in Schack Staffelt's Sehnucht, unterscheidet ihn scharf von einem zeitgenössischen Dichter, der, wie er, reiner Lyriker mit einem ausgeprägt
philosophischen Hang war und wie er noch in jungen Jahren versunken. Ich meine Hölderlin, der genau ein Jahr nach Staffeldt (März 1770) geboren wurde und 32 Jahre alt in Weimar verfiel. Auch Hölderlins Gedichte sind von Sehnsuchtsstimmung getragen, auch sie sind gedankenreich und durchaus wirtlichkeitssüchtig, aber bei Hölderlin kann man kurz und bestimmt angeben, wonach er sich sehnte und zwar von seinem ersten Gedicht bis zu seinem letzten bewussten Gezeiten: es war das alte Hellas, wie er es sich träumte, mit seiner herrlichen Sonne, seinem Schönheitsleben, seinem vollendeten Freisinn. Hölderlin entspricht in der deutschen Literatur dem, was André Chenier in der französischen ist. Aber während dieser Jünger des Theokritos und des Lucretius kraft seiner hellenisch-französischen Abstammung besonders das Scharfsinnige, Fein-Sinnliche des Atticismus verstand, dasselbe, was ein Cato, der sich aus ihm anzeigte, verhält sich Hölderlin religiös zum Griechensthum und von seinen Lippen steigen deutsch-griechische Hymnen empor. Sein Ideal ist ein bestimmtes, quasi-historisches: es ist leichter zu bezeichnen, als das Schaf Staffeldts, aber es ist enger und minder interessant, das Ideal eines ärmeren und weniger tiefsinnigen Geistes.


Hätte meines ersten Wesens, eh' Wir herab aus bessern Welten fanden.

Schön und tief heißt es in dem Gedicht "Erinnerung an Lilla" nach der Schilderung des Abends und der Blumenlaube, in der die Liebenden sich fanden:

Nord und Süd. XXXVIII., 114.

24
Georg Brandes in Kopenhagen.

Da schüttete eine Lebenswelle,
D Weltenherz, aus dir hervor,
Hier durch der höh'ren Weifen Chor
An unseres Bewussteins Schwelle.
Und wie im Doppelspiß umschlagen
Am Kusse uns're Seelen sich
Und Zwillingstöpfer gleid umfangen
Lustsammbend uns're Sinne sich.

Es ist diese ursprüngliche Gemeinschaft, die die Sehnsucht der Seelen nach einander erklärt, und diese Sehnsucht selbst ist höherer Natur als ihre Befriedigung. Denn das ist das tiefe Eigenthümliche an Staffeldts Erofit: wie brennend seine Begierde auch ist, er vermag durchaus nicht zu besügen, faum einen städtigen Augenblick lang das Glück des Besitzes zu genießen, ehe er es durch taudend nagebe, zehrende Reiferionen zu untergräben beginnt. In der „Erinnerung an Lilla“ und im „Sonettenkranz“, den zwei Gedichtzyklen, in denen er mit großem Erfolg, augenscheinlich auf Grundlage eigener Erlebnisse, den Lebenslauf einer erotischen Leibensdasein gesehilt hat, erreicht der Liebende faum das angestrebt Ziel seiner sehrenden Sehnsucht, so reist er sich los aus den Armen der Geliebten und flüstert sich kopfüber in qualvolle Betrachtungen, wie rächt die Zeit entsteht, wie bald das Alter kommt, die Leibensdasein abflacht und die Freude unmöglich macht; denn, heißt es, nur die Begierde der Götter ist ewig; rund um uns herum vergeben die größten Werke, noch größer aber ist der Untergang in unserem Inneren. Im letzten Gedicht begrüßt er sich mit diesem wahren, seinen Weissen entsprechenden Schluf; im ersten verdient er sich die Würdigung durch einen überfüßiger Weise hingegedichteten Abschnitt von Lillas Treulosigkeit, der als gemacht, nicht erlet er empfund und jedesfalls mit dem Plan oder der Idee des Gedichts nichts zu schaffen hat.

Bei dieser Unfähigkeit, dauernd zu besügen und wirklich zu genießen, mußte das Phantasiembild der Erfahrungen ihm heiliger und schöner sein, als sie selbst, eben weil es ungereisbar und lustig ist. Deshalb vertieft er lange mit Genüß beim Abdruck der geliebten Gestalt im Graze („Lina“) oder in der Kissen ihres Lagers („Sonettenkranz“), deshalb malt er sich ihren Besitz in der Phantasie aus („An Seraphine“).


Wie die deutschen Romantiker vertieft Staffeldt mit Vorliebe bei dem Spiegelbild der Landschaft im Wasser; es ist als Bild idealier als die wirkliche Landschaft.

Unendlich charakteristisch ist es daher auch, daß er, der selbst so viel von
Endymion hat, nicht nur drei Mal die Endymionsmütze behandelt („Der zweite Endymion“, „Die Nachtigall und das Nachtweibchen“, „An die Phantasie“), sondern sich die Endymionage so vorstellt, dass Luna sich dem Geliebten nicht wirklich hingießt; er besitzt sie nur im Traum, nachdem die Göttin, über ihn gebeugt, einen Kuß auf seine Lippen gebracht hat.

Bei einer solchen Schau vor der Wirklichkeit, einer solchen Jacht vor dem Fest, musste die Sehnsucht nach dem „Idealen und Ätherischen“ als solchem ihm heilig, ja das einzige Heilige sein.


Das Weltall streb' ich zu umjagen;
Nur ew'ge Schönheit mich beglückt.

Und eine ähnliche Antwort gießt auch bei Staffeldt der vom Himmel gefallene Thautropfen seiner irdischen Anbeterin („Die Lilie und der Thautropfen“).

Nichts wirkt daher so berührend, so bewundernd auf diesen Dichter, wie der Ausdruck himmelanstrebender Sehnsucht. Sein Gedicht „An die nächtliche Sängerin“ beweist es.

Darum bezeichnet er in dem Gedicht „Der Kranz“ die Sehnsucht als den Kern seines eigenen Wesens und darum heisst es als erschöpfender Ausdruck für Staffeldts Lebensanfl echt in dem philosophischen Gedicht: „Das Eine“, alles Schönhe vergehe, damit der Geist sich nicht mit der Erniedrigung hier begnüge, sondern in ewiger Sehnsucht glühe. „Der höchste Ausdruck des Geistes ist Sehnsucht."

Aus diesem Grunde offenbart auch in Dehlschlagers „Baulundurs Sage“ Ewig, der augenscheinlich in Schaff Staffeldts Bild geschaffen ist, in folgendem Erguß sein Weisen:

„Ich habe keine Hoffnung und werde nur von einem bangeu Sehnen weit, weit in die Welt hinaus getrieben. Deshalb bin ich auf Reisen gegangen, deshalb starrt mein Blick stundenlang in den leeren blauem Himmel, deshalb ist der Stein in meinem Helm blau und deshalb war das Gewand meiner Gattin blau; die kraftlose, bunte, sehrende Sehnsucht ist meine Waffe.“

Dennoch war Dehlschlager Staffeldt Unrecht, wenn er nichts weiter in ihm zu finden glaubte, „als unklare, ungewisse, irrende Sehnsucht, die

24
sich nicht weiß, was sie will, und weder Tag noch Nacht Ruhe hat, sondern beständiger Bewegung und Veränderung unterworfen ist wie das Wasser, und ohne Ende und Ziel ist wie der weite Himmelsraum." (Baukünstl. Sage.) Denn diese Sehnsucht war trotz ihrer Namenlosigkeit weder phantos, noch ziellos. Sie war sich indessen nur unabsichtlich ihres Ziels bewusst.

Für sich begehrte Schack Staffeldt die volle, ideale Entwicklung seines Wesens als Mensch und Künstler, die vollständige Entfaltung aller Gaben, die er nur fragmentarisch besaß. Alles Stückwerk war ihm ein Kummer, innere Zerrissenheit ein Greuel, und er fühlte sein Inneres geteilt und seine Gaben in Bruchstücke zerfetzt.

Nach außen begehrte er eine höhere Wirklichkeit, die eine der erwünschten inneren Verwandlung entsprechende Veränderung erfahren: eine andere Natur, in der Stückwerk, Kälte, Leidlosigkeit, Unpersönlichkeit einem roman- tischen Leben gewichen war, das wiederum nichts war, als eine Spiegelung des Lebens in seinem eigenen Herzen.

In dem vollendet schönem Gedicht „Die Weiße“ erzählt er, wie er eines Abends am Sonnenuntergang die Magie vom Himmel entführt und sich in einem dramatischen Schauspiel ihm gleich reliefisch die Harfe entzog. Und plötzlich verwandelte er ringsumher die Natur. Die Winde begannen zu reden; aus den bleichen Wolken riefen die Geister; ein liebendes, warmes Herz schlug im All — aus Allem wuchs ihm sein eigenes Wesen.


Im „Reich der Liebe“ wird die Liebe die erste Mutterblume genannt, aus der sich die höhere und niedere Natur von Unbeginn entwickelt hat.

Unter dem Einfluß der deutschen Romantik schmolz dann dieses Symbol mit dem berühmten, mystischen Sinnbild der deutschen romantischen Schule „der blauen Blume“ zusammen. In einem hübschen kleinen Bruchstücke, das man unter Staffeldts Papieren fand, heißt es:

- Das All war eine Blume,
- Die Luft der Erde,
- Der Stengel die Erde,
- Die Sterne der Staubsäden Spiken,
- Und auf des Himmels Grund
- Sahen die Engel und schlugen Harken.

Und ringsum in Staffeldts Poesien kommen Äußerungen vor, die darauf hindeuten, wie tief dieses Bild sich seinem Geiste eingebrannt. Im „Prometheus“ heißt es, die ganze Natur schiene sich zu einer einzigen Blume
vor ihrem Gotte entfaltet zu haben. In „Künstlerschnüchter“ gibt der Dichter seinem Schmauchen nach den Herrlichkeiten der Vorwelt Ausdruck und schliesst mit den Worten: Der Himmel schliesst mit seinem Sternenholz auf lichtblauem Grund, scheine ihm ein grenzenloses Bergismeinnicht. In dem tiefsinnigen Gebicht „Verwandlungen“, das eine weit bedeutungsvollere Idee hat, ist das Bild wieder aufgenommen und folgendermaßen erweitert:

Es ist der Allliche Bergismeinnicht,
Das sich aus dem Ganzen gerundet,
Zum Vedér wölbt sich des Aethers Licht,
Das Kreuz ist aus Sternen gegrundet,
Zum Stangl hebt sich die Erde empor,
Als Duft entströmt ihm der Seelenchor.

Doch diese Bildersprache, die, wenn auch nicht genau so von Anderen angewendet, doch an Anderen erinnert, ist es nicht, worin Staffeldt am originellsten ist. Wo seine Individualität sich am freisinnigen und ursprünglichsten entfaltet, das schildert und preisst er die unfertige mit den Sinnen nicht zu erfasste All-Einheit, die er entbehrt und nach der er sich sehnt, unter Symbolen, unter denen kein Anderer sie je angebetet. Man darf sagen, er hat sich nach und nach selbst seine Religion gebildet. Ihm war die All-Einheit genau so, was der Gläubige unter Gott versteht, und sein brennendes Verlangen nach dem All-Einen, seine Verehrung für dasselbe, sein Entzücken, so oft er einen Schimmer von ihm inirdischer Form, einen Klang von ihm inirdischen Tönen zu erfassen glaubt, ist ein Zeugniss des Henai-pan-Fanatismus, der seine Seele ersüttete und der, weit entfernt, blos ein poetischer Cultus zu sein, sich seiner augenscheinlich ganz bemächtigt hat und deshalb bei den verschiedensten Veranlassungen in seiner Poesie ausleuchtet.


An Staffeldts Verhältnisk zur Natur sind zwei Entwicklungsstufen wahrnehmbar, die der gleichzeitigen Entwicklung der deutschen Philosophie entsprechen. Anfangs stellt sich der Dichter der äußeren Natur falt und fremd gegenüber; nach Richterscher Weise füllt er ihr gegenüber nur sein eigenes Ich, und je stärker sie lärmte und schreckt, desto mehr. Weit entfernt
sie zu beseigen, wo sie am spürbarsten und erhobensten ist — wie am Krater des Etna, oder während eines Gewitters in den Alpen — führt er vor ihr nur die Andacht in seiner Brust, die ihn über Totenangst und Feigheit erhebelt. Weit entfernt mit der Natur zu verschmelzen, behauptet er in solchen Gebichten nur seine Menschengröße ihr gegenüber. In der „Dichterphantasie“ heißt es z. B.: „In die rothe Hüllenlohe des Etna schaust Du mit heroischer Apathie wie ein Kind auf glühende Kohlen."


Eine Landschaft spricht ihn nur an, wenn sie die ganze Fülle der Allnatur oder der Zeit in ihrem engen Rahmen zu umschließen scheint. So heißt es z. B. in dem Gebie: „Zuflucht über das Atmolch“, wo die Gegend einem „Ocean von Fruchtbarkeit gleichend“, ihm wie die „vorbereitete Werkstatt“ der Natur erscheint:

Heilige Allmutter, Du bist hier.
Diese Hügel, Deine Brüste heben
Mit Genüge sich für alles Leben.

Und parallel hinsichtlich der Zeit heißt es in „Abendfeier“, dem heiligen Frieden der Abendlandschaft gegenüber, sehe die Phantasie die ungeborene Zukunft vom Himmel herabsteigen und die begrabene Vorgestern sich aus der Erde erheben.

Und wie ihn die Landschaft auf’s Höchste entzündet, wo sie phantastisch aufgesät, ihm das All zu umspannen scheint, so erfreut er sich an den einzelnen Ersehinnungen in der Natur in demselben Maße, wie sie getrennte Gegenfäße in einander zu schmelzen und ein Bild des Ganzen zu geben scheinen.

So reißt ihn in den „Erinnerungen“ der Anblick einer Frucht, die zugleich einer Pomarange und einem Pfirsich gleicht und ihm eine Verschmelzung von Kunst und Natur zu sein scheint, zu ehrfürchtvoller Bewunderung hin, so begeisterst ihn ein ungewöhnlich mild der September, der in seinen Augen den Zauber des Frühlings mit der eigenen herrschaftlichen Schönheit vereinigt, zu einem Wonneerguß („In den Septembermonat“). So entzündet ihn auch der Anblick eines Apfelbaums, der zugleich Blüthen und Früchte trägt („An einen Apfelbaum“) zu folgendem ephemerer Flug:

Schönes Hesperiens Bild, Verschmelzung von Anfang und Ende,
Nicht bloß Hesperiens Bild — Einfigurtsinnbild bist Du.

O vergönne es mir mit schonendem Druck Dich zu pflicken,
Daß ein Hesperien ich halte in glühdlicher Hand.
Daß mein Auge in Dir das ewige Eine bejahe,
Denn das Herrlichste nur sinket im Bild sich herab.
Und in seiner Freude über diese seltene Erscheinung fragt er die Natur:

Bricht aus der Krone der Könige, an dem du den Winter befestigst?
Bot den beladenen Korb über die Schulter von Eis
Völlig durch das Frühlingsmal der Herbst, und werden die üppigen Träume,
Welche die Sehnsucht empfind und im Gefangene geboren,
Körper gewinnen und hier sichtbar unter uns wandeln?
Dir unmöglich ist nichts, o Geist, der in Weltengestaltung
Ewig ein anderer scheint, ewig sich gleich offenbart.


Man versteht die Staffeldt selbst augenscheinlich unbehinderte Ursache, wenn man in seinem Sonett an einen anderen Kostaten Marchesi („Rach einer schmelzenden Arie“) ließ:

Frauentzig und Namenloskeit lang
Ideal aus deinen Himmelsbäumen;
Wie sich zweierlei Geschlecht umschling
Reisend einst in libres jungen Gliedern.

Es war der Verein von Männlichem und Weiblichem in einer Menschenstimme, das Meinenaberschmelzen der zwei steigt getrennten Geschlechter zu melodischer Einheit, was ihn bezauberte und ihm nicht bloß das geistige Gleichgewicht, sondern die künstlerische Urtheilskraft raubte. Er vergleicht selbst den Eindruck mit der der harmonischen Verbindung männlicher und weiblicher Formen in der Bachusgestalt. Und wirklich finden wir ihn von der plastischen Verschmelzung der Geschlechtsgegenläge eben so entzückt wie von jener musikalischen. Der Hermaphroditismus war eines der Symbole, in denen er das All-Eine sich entgegentretenden führte. Ein großes Zwitterwesen war ihm jene natura naturans, das Ziel der Sehnsucht, in dem die Sehnsucht gestillt wird. Deshalb heißt es in dem Gedicht „In Canovas Werkstatt“:

Seliges Zweigeschlecht,
Hermaphroditos,
Sehnsuchtsloßes Bild
Ewiger Einheit.
Und darum nennt er in „Dichterbekenntnis“ das Naturell als solches ohne Weiteres „den großen Allumfassenden“.


In dem „Genius“ heißt es kurz und bündig: Poetzie ist eingefärbte Ewigkeit, Alles im Einen; die Gottheit ist Poetzie, die Zeit der Nahmen.

Das Gedicht „In Canovas Werksätt“ culminirt in dem Erguß:

Heilige Kunst!
Des Ewigen Selbswerkenntnis
In dem Endlichen!
Strohle aus der unendlichen
Selbstliebe,
Die das Gangne zusammenhält.


Für Staffeldt hat die dichterische Phantasie die Bedeutung, daß sie in geistiger Weise die Verschmelzung der Extreme des Alls, der Materie und des Geistes bewerkstelligt; denn die Phantasie ist es, die in der Bildhauerkunst den toden Stein zum lebenden Idealbild verwandelt, durch die Liebe den Menschen mit dem Menschen und durch die Andacht den Menschen mit dem All vereint. Von ihr heißt es in dem Gedicht „In die Phantasie“: Aus der Versteinerung der Formen und über die Ufer der Einzelwesen strebe der Drang der Liebe; Andacht allein sei Alles leben, Allvereinigung und ewige Allselbstliebe!

Und wie es diese Beseelung, dieses Aufstauen alles erstarnten Egoismus und Einzeldaseins ist, was der Phantasie ihren hohen Rang giebt, so hat alles Mächtigste in der Natur: der Frühling unter den Jahreszeiten, das Wasser unter den Elementen, das Gesetz der Metamorphose unter den Naturgesetzen, keine andere Be deutung; denn der Frühling trauert alles Erstarnte auf, das Wasser läßt sich in seiner Einzelform bilden und die großen, gesetzmäßigen Formenverwandelungen in der Natur weisen deutlich auf die Gleichartigkeit alles Stoffes und die Einheit aller Formen hin. In Staffeldts „Frühlingsgymnse“ heißt es: An dem Himmelsfeuer des Frühlings berauben sich brünstig alle Wesen und die ganze Natur strebt, sich aus den erstarnten Umarmung der Form zu befreien.

Die im Norden berühmte Gymnse an das Wasser, mit deren Analyse sich Heiberg ein Berdienst erworben, enthält denselben Gedanken über dieses Element, das alle Tropfen zum Meer vereint und wenn es eine Weile zu Eis erstarret gewesen, mit der Sonne im Bund die Versteinerung bekämpft und der „Allvereinigung“ zustrebt.

Alles in Einem, Eins im All,
Der Pulschlag des Einen stößt überall,
In allen Lebensgestalten.
Der Athem der Liebe ist stark gemeng
Zu sprengen selbst die Versteinerung
Und Leben aus ihr zu entfalten.


„Zimmer scheidets sich im Untergeben,
Und vereint zu neuem Leben sich.

In einem andern staunt er über den Verein von Zufall und Vernunft, der hier den Teig des Steins gefnetet, in einem dritten spricht er die Ähnung aus, daß Geister, das harmonische Fassen dieser Steinachtropfen belauschend,
zur Erfassung des „Welt-Ideals“ eingeweiht werden könnten. Thatlächlich war das Naturideal, wie er es auffaßte, für ihn an diesem Ort verwirklicht.

Es würde indessen eine allzugene und unpoetische Vorstellung von Schad Staffeldts Lebenbäum Naturanmut geben, wenn man ihn als ausschließlich eingegenommen von Sondererscheinungen in geschlossenen Grotten schilderte. Dieser Sinn hat seinen frischsten lebendigsten Ausdruck in solchen Productionen gefunden, wo er sich frei entfalten und in des Dichters Naturphilosophie und Naturreligion übergehen konnte, ohne daß des Bildes „angeborene Jugend-
röthe in kräftig sahler Weiberung starb“, und ohne daß ein isoliertes Naturphänomen zum Natursymbol erhoben wurde. Man lese das Gedicht „Der Frühling“, nicht bloß in dieser Hinsicht Staffeldts bezeichnendsten, sondern zugleich sein vollkommensten, sprachlich und rhytmisch vollkommensten Gedicht.


III.


Ich will zum Schluss kurz andeuten, welchen Inbegriff von Stimmungen, Gefühlen und Reflexionen er beherrscht, welche Art von Schilderung und Selbstschilderung auf rein lyrischem Gebiet zu seiner Verfugung steht.


Im höchsten Grade eigenthümlich ist endlich unter den erotischen Gedichten das metrisch so schöne „An die nächtliche Sängerin“: eine Dame, die der Dichter nie gesehen und nur der Stimme nach kennt und die ihn anzieht durch die doppelte Wucht des Geheimnisses und der Melodie.

Nächst den erotischen Gedichten sind alle jene vorzüglich, die Naturbeschreibungen enthalten. Obgleich Staffeldt bei seiner überwiegenden Reflexion sein descriptive Talent nie zu entwickeln strebte, gelangen zuweilen Beschreibungen ihm wie wenigen anderen dänischen Dichtern. Man lese die Schilderung einer italienischen Mondscheinacht in dem Gedicht „Unter Lillas Fenstern“, mit dem bezeichnenden Linien:

O feineses Licht der Nacht,
In seinem Engelslächeln
Sprühen die Blumen der Phantasie
Zu einem Eden.

Mondsheinlandchaften, Abendbilder, Sonnenuntergänge liegen am besten für Staffeldts Stimmung und Talent. Er liebt und malt das stehende Licht. Ein vollendetes, für Staffeldt absolut eigenthümliches Natur- und Stimmungsbild gibt das kurze Gedicht „Im Herbst“.


Was diese Gedichte zu Poesie macht, ist die Unschuldigkeit, mit der seine Phantasie das an und für sich Unförmliche zu schildern vermag. Mit voll-
endeter Plastik treten 3. B. solche Personifikationen, wie „Erinnerung“ und „Vergessen“ hervor. Von der ersteren heißt es:

Im Mondessein sah Erinnerung am See,  
Und wachte Blätter warf sie in die Wellen.

Die andere wird in den meisterlichen Zeilen gemalt:

Stummes Vergessen mit dem Reifelkrantz  
Und einem Spinnengewebs Schmuck und Schleier.

In diesem Punkte erhebt sich Staffeldt weit über die Deutschen, besonders über Schiller, dem er so nahe steht und von dem er so viel gelernt hat, und nähert sich seinen Zeitgenossen unter den Engländern, die er nicht gefannt haben kann. An Reats erinnert d. B. der Anfang des Gedichts „Aufforderung“ mit der folgenden Allegorie:

Mit einem Krantz von dünrem Stroh um’s Haupt,  
Das Mäder in den Zungen liegen lieben,  
Wirklichst’ Gewicht und Wahr in schlaffer Hand,  
So schwebt zur Erde mit gefügten Schwingen  
Die Mitteleinheit in trümem Zug.

Dieselbe Stimmung kommt mit gleicher Energie in einem Fragment zum Ausdruck, das auf die Dänen gemünzt scheint und so beginnt:

Mit Sansmuth prahést du, gesunntes Volk,  
Prahést mit dem staubigen Krantz des Mittelwegs,  
Der schön, gleich einem Eisenring sich schließt  
Um deine matten Schlafenden? Wache auf!  
Erröste über deiner Kraft Verlust.  
Es ist der Mittelweg das wohre Lichts,  
Und faßter Tod das Gleichgewicht der Kräfte.


Von den großen Gedichten an’s Universum ist „An die Naturkraft“ trost schöner Einzelheiten zu lang und unüberschaubar, das spätere und kleinere „An die Natur“ dagegen ist ein meisterliches Gedicht. Das Thema ist zwar philosophisch und abstrakt; in der Art, wie es behandelt wird, tritt aber die Natur vor den Leser in sichbarer Fraugefat, den Sternenkrantz im Haar, „den Ring der Goldadern um die Knöchel gewunden“.

Einen bleibenden Werth werden endlich jene Gedichte oder Gedichtstellen bewahren, wo Schaf Staffeldt direct sich selbst geschildert hat. Ich denke hierbei nicht an jene Stellen, in welche er allen Nachdruck auf sein Genie, seine Begabung und seinen Dichterwerth gelegt hat. Diese sind mir geradezu unaustehlich. Die allernere Berichtigung des Dichterberufes an sich und ihres Trägers, die an ihnen hervortritt, ist vielleicht das Veraltete an Schaf Staffeldts Production und reicht in der Regel hin, den modernen Leser in

Nein, ich denke an jene Stellen in Schack Staffeldts Gedichten, wo sein mährisches, sein menschliches und gebrechliches Wesen an den Tag tritt mit seinen Täuschungen, seinem Sichnen und Streben. So an einer Stelle im „Dichterglühst“; wo er sich augenscheinlich gegen die Beschaubigung verteidigt, Dehnschläger nachzuahmen, und sich selbst eine minder glänzende, aber ebenso eigentümliche Begabung zukennt.

Persönlicher und befreiender sind die Schlußverse in „Dei jungen Dichters Klage“:

Schlief zwei Welten nicht mein Reich zusammen?
War mein Leben herrlich nicht gedacht?
Hier der Dienst der Kunst vor reinen Flammen,
Dort die Pflicht, die uns zum Bürger macht.
Zwischen Mitleidsflucht und Dichterwohn,
Zwischen Erd’ und Himmel ging die Bahn.
Aber bis zum Reisen überspannte
Meines Lebens zarten Faden ich.
Altanbängliches mein Geist verbrannte
Und mein Mark vergeht in Tränen sich.
Bliss es, Sterblicher, mit bitteren Wehen
Büst es, wer der Schönheit Reich gesehe.


I.

Berblütet ist’s Blümlein und das Lied vertungen,
Rein Lenz ist schon, mein Sommer bald dahin,
Dort kommt der Herbst mit neblig trübem Sinn —
Was ist es nun? Was hab ich denn errungen?
Verschmähe, der Gemeinheit Hubrigungen,
Klang ich von föhner, liebern im Beginn,
Und bin als Mann, ach! mir nicht zum Gewim,
Mit Recht und Wahrheit nuthig durchgebrungen.

Und doch blühet draußen nicht, was ich gesä'!
Was hätt' ich denn im innersten Gemüt
Erreicht an Lebensfrucht und Hoffnungsblüte?

Odi endlich mir Genüge, wenn auch spät?
Wie? oher hab' an Zukunft ich gewonnen,
Was, ach! mir an Bergangenheit zerrennen?

II.

Was ist mir an Bergangenheit zerrennen,
Da meine Saaten nicht da draußen blüh'en?
Das wunderbühe innre Regen, Glimm'n,
Der Blüthenaltes wundervoller Brunn'en,
Und all die unaussprechlich süßen Sonnen:
Der Kunst und Liebe seliges Gemühe,
Der Glaub' an Freund und Menschlichkeit, und die früben,
Die zarten Ahnungen, ch' was begonnen;

Das Alles ist nicht mehr, nur da gewesen,
Besinnung hat sich klar und scharf entfalt't,
Und von mir selcher grausam mich gefaß't.

Nun seh' ich mich nach meinem Zwillingswelen,
Gleich Pollux in dem Schattenreich dannen,
Von seinem tagumstrahlten Freund geühden.

Es finden sich Zeiten darin, die an Heines damals noch ungeborenen Stil heranklingen. Schade nur, daß steife Danismen hier die Wirkung abschwächen, wie Germanismen so oft seine dänische Sprachform stiegen.

So kam seines Lebens letzte Periode, in welcher die Worte, die er einst in Italien unter einer augenblicklichen Verstimmung schrieb, zu bleibender Wahrheit wurden, nämlich daß er in jedem erschlafften Nerv den Tod empfinde.

Es famen Augenblische, wo er die Natur ansah, jeden unnützen Wunsch, jede Erinnerung an entschwundene Tage von ihm zu nehmen, sein „Nervenjainenpiet“ zu brechen, — bis endlich der Tag erschien, da er wie „der Sterbende“ in seinem Gedicht ausbrach:

Heiliger Allzeit!
Hier draußen will ich
Empfingen des lebten,
Beratmen des lebten
Lebenshauchs Wehen,
Einmal noch trinken
Aus deinem blauen,
Stets umgewandten,
Grundlosen Wehren,
Aus welchem du spendest
Tagsticht und Thau.

Man denke an eine jener Mondschneenächte, wie der dänische Sommer deren jährlich fünf oder sechs hat, eine Sommernacht am Sund, entspötend mit ihrem rothen Schimmer über dem Meer im Norden, hell von Mondenstrahlen, dauernd und noch warm von der Sonne des Tages, mit ihrer reinen blonden Luft, die die Lungen erquickt und süßer, inniger als Wein bereichert, eine der Nächte, in denen das Weib Sehnen, der Mann Begierde fühlt, und in denen das Herz weit mehr als die Sinne schmaucht.

So oft ich an Schauf Staffeldt denke, fällt eine solche Nacht mir ein. Ihre Schönheit ist die Schönheit bei ihm, denn ihm war Schönheit nicht so sehr die von innen ausgeprägte Form, als die äußere, über Gestalten und Formen geworfene Schimmer, jener überirdische Schimmer, der verflächend, leicht färbend, wie Silberglanz auf der Natur liegt. Ihre Stimmung ist seine Stimmung, eine mystische Schwärmerie, die das Erdische und Überirdische in einer Brautmaß der Schönheit in eins verschmolzen schaut, und ihr Verlangen ist sein Verlangen — eine Sehnsucht, die in einem nordischen Mondenstrahl schmaucht und zittert.
Unschuldig verurtheilt.

Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

I. Der Thatbestand.

Die französische Grafschaft Mongommery liegt bekanntlich in der Normandie.


ihm nicht zu helfen; und man verstand damals besser Wunden zu schlagen, als sie zu heilen.

Obgleich der Graf sich nichts vorzuwerfen hatte, sand er es doch räthlich, sich nach England zurückzuziehen, von wo er nur, um den Hugenotten zur Hilfe zu eilen, nach Frankreich zurückkehrte, wofür er Gelegenheit hatte, in Rouen, in der Normandie, in Navarra, im Languedoc u. s. w. sich militärisch auszzeichnen, und kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht zu entgehen im Stande war. Auch bemühte er sich, wiewohl vergeblich, in England Hilfe zu werben für die Stadt und Festung Rochelle, welche der Herzog von Anjou belagerte. Als nun ein Waffenstillstand zwischen dem König und den Hugenotten und eine Amnestie für die Gefangenen zu Stande kam, stellte er sich der Königin Maria von Medici in Erwartung ritterlicher Behandlung zur Verfügung. Dieses aber ließ ihn in ein elendes Gefängnis werfen und ihm den Prozeß machen wegen des Todes des Königs Heinrichs II.


Montag, den 22. September 1687, war der Graf mit seiner Gemahlin und mit seinem Almosenier, dem Abbé Franz Gagnard, und mit seiner Dienerschaft nach seinem Landgute Ville-Bouffin in der Nähe von Paris gegangen in der Absicht, dort bis zum Freitag zu bleiben. Sie kehrten aber schon einen Tag früher wieder. Der Graf hatte nämlich irgendwo am Weigzeug rothe Flecke wahrgenommen, die er für Blut hielt; und da er sehr abergläubisch war, so hatte ihm dies einen solchen Schrecken eingesetzt, daß er

Das war am Donnerstag den 25. September 1687.


Ich schreihe nicht, um Sensation zu erregen oder die Neugierde und Ungebildet des geneigten Lesers auf die Folter zu spannen, sondern um die Schwäche und Fälschigheit menschlicher Gerechtigkeit in das richtige Licht zu setzen, damit man die nützigen Lehren daraus ziehe und die Justiz besser mache.

Deshalb will ich hier gleich voraussehen, daß der Criminal-Lieutenant sich durch seinen Feuereifer und durch die Sucht, sich einem großen Herrn mit Erfolg dienstbar zu erweisen, auf eine falsche Spur führten ließ, welche er mit eben so viel Unverständ als Hartnäckigkeit fälschte, dergestalt, daß er gegen alles Nebrige blind ward und die wichtigsten Untersuchungsanhehlenungen versäunte. Dies führte dazu, daß man einen Unschuldigen sottierte und auf die Galerier schichte, wo er allstall in Folge der grausamen Mißhandlungen seinen Tod fand; daß man eine unbescolltete Familie ihres Oberhaupts, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubte; und daß die wirklich Schuldigen erstm nach fünf Jahren — weniger durch die Thätigkeit der Untersuchungsrichter, als durch eine Reihe eigentümlicher Zufälle, in deren Zusammenwenden man das Werk der zwar verpflätz aber gerecht waltenden Vorbehaltung erbliebe — ermittelt und bestraft wurden — zu einer Zeit, wo es schon zu spät war, die früheren Mißgriffe der Richter alle wieder gut zu machen.

Ich werde darauf wieder zurückkommen, wenn ich die späteren Ereignisse erzähle. Zunächst muß ich die Ereignisse vom September 1687 darstellen und wobuch man auf die falschen Spuren geraten.


II. Der Schauplatz der That.


Aber das Uebrige war häßlich, namentlich derjenige Theil der Stadt, wo das eigentliche Volk wohnte. Da sah man lange, enge und winzige Straßen; elende Häuser von Holz, Fachwerk und Stroh, die eine, im Vergleich zu ihrer schlichten Beschaffenheit ganz unverhältnismäßige Höhe hatten, und zum Theil recht baufällig waren; schlecht genährte Menschen; Unlüftliche mit Beulen und Blinden, und eine Menge kleiner Kinder, welche außer dem Schmutze, der sie bedeckte, fast nichts auf dem Leibe trugen.

Um es kurz zu sagen, wie Berlin erst seit 1866, so ist Paris erst seit 1789 eine schöne Stadt geworden. Damals, 1687, war Paris hübsch für
die winzige Minorität der Privilegierten, aber ein übler Aufenthalt für die übrigen Menschen.


In diesem Cabinet lagen gerade damals verschiedene Säcke mit Geld, daß der Graf kurz vorher eingenommen hatte, nämlich 13 Säcke von je 1000 Livres in Silbergeld, ein Sack mit 11500 Livres in spanischem Golde, und ein Sack mit 100 Rand-Louis'd'or's, in den Jahren 1686 und 1687 geprägt. Alles dies war, nebst einem Perlenhalsbande, in einem Reisefässer verschlossen.


So viel von den Räumen.

Von den Bewohnern derselben kommen der Graf von Mongommery und Sieur d'Anglade in erster Linie in Betracht.


Da er für sehr frömm und gläubig geltene wollte, hielt er sich sogar einen Abbé als „Amosheim“, obwohl man von seiner Mildtätigkeit nicht viel wüsste. Dieser Abbé Gagnard war dem Grafen geistig überlegen. Er übte einen großen Einfluß auf dessen. Der Abbé galt für das Wissen eines glaubensfreundlichen und fleißigen Priesters. Innigkeiten aber verdirbt er der Libera-


Die Größen war gutmütig und leichtfertig. Ihr Sinnen und Frachten war nur darauf gerichtet, sich nach Kräften zu amüsten. Den Launen und den Eigenschaften ihres Mannes pflegte sie sich mit Resignation unterzuordnen weil sie ihm seine Kinder zu schätzen vermodchte.

Sprechen wir nun von dem Sieur d'Anglade. Er galt für einen Edelmann und für einen Mann von großem Vermögen. In Wirklichkeit war er weder das Eine noch das Andere. Er war ein Mann von niedriger Herkunft und besaß nur ein bescheidenes Vermögen, aus dem er jedoch eine hübsche Rente herauszuschlagen wußte. Er war kaum im Stande, über seine Eltern befriedigende Nachrichten zu geben, geschweige denn sich zu Quintieren nachzuweisen. Er besaß einen alten Steinhaus, den man das „Chateau d'Anglade“ nannte, und danach hatte er sich, oder man ihn „Sieur d'Anglade“ betitelte. Er verhielt sich dagegen nicht abwehrend. Denn, sagte er sich im Stillen, eine adelige Familie des Namens Anglade gibt es nicht in ganz Frankreich; und wenn ich mir diesen Namen zugebe, oder gefallen lasse, so begehe ich an Niemandem ein Unrecht. Der berühmte Abenteurer und Memoirenbesitzer Jacob Cahanova, in Vielein ein Prototyp des achtzehnten Jahrhunderts, bediente sich derelkten Entschuldigung, als man ihn fragte, mit welchem Rechte er sich Sieur de Seingalt nenne. Man nahm er früher nicht so genau mit verglichen und unfer Sieur d'Anglade würde unangefochten als Edelmann gelehrt haben und gestorben sein, wenn er nicht
unschuldigerweise zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden wäre, in welcher man darauf aus war, sein Herz und seine Richten zu erforschen, ohne daß man, abgeleitet von jener Schwäche der Eitelkeit, irgend etwas Ungehöriges an ihm oder an seiner Familie zu entdecken vermochte.

Bis dahin, d. h. bis zum September 1687, herrschte nicht der geringste Zweifel darüber, daß Herr von Anglade ein Edelmann sei so gut wie jeder Andere. Er hatte die Umgangsformen eines solchen und dabei stolze, sogar hochfröhende Manieren, was dem alten Parlamentsadvocaten Goyot de Bataval, der selber ein vornehm(er) Herr war, als er 1733 diesen Fall zum ersten Mal juristisch darstellte, veranlaßte, eine finnreiche Bemerkung einzulegen:

"Wirklich von Geburt vornehme Leute haben das Bewußtsein dieser Stellung und fühlen daher durchaus kein Bedürfnis, sich durch Außerscheinungen und Eitelkeiten noch höher hinaufzuschrauben. Aber ein Mann, dem das Gefühl diese Stellung versagt hat und der vom Chorgeist verleitet wird, ist hochmütig bis zur Dummheit. Seine falsche Größe ist eine wörtliche Kleinheit. („Ca fausso grandeur est une vraie petitesse.“)

In der That hatte Herr von Anglade die Schwäche, welche man als die „der kleinen Hunde“ bezeichnet, weil es diesen kleinen Hunden viel Vergnügen und Ehre bringt, mit den großen Hunden zu gewissen Verrichtungen mitzulaufen zu dürfen; und es war ihm wahrhaft gelungen, in der besten und vornehmsten Gesellschaft zugelaufen und sogar dort angepumpt zu werden. So schuldete ihm z. B. der Duc de Grammont 6000 Livres auf Handschein.

Der Sieur d’Anglade hatte eine schöne und große Wohnung, er hielt Dienerstaff, Wagen und Pferde, besuchte die vornehmsten Spielclubs und wachte überall mit misstrauischen Augen auf, daß man ihm die Ehre anhat, die er bedurfte.


Am Tage der Rückkehr des Grafen, Donnerstag den 25. September, hatte Herr von Anglade auswärts jupiert, und zwar bei der Präsidentin Robert. Er kam erst um elf Uhr Abends nach Haufe. Die Abbés de Billars und de Fleurty, welche dort mitgepeist hatten, gaben ihm das Geleite nach Haufe; und da die Drei hörten, der Graf und die Grafin seien zwei Stunden vorher vom Lande zurückgekehrt und befanden sich noch im Spiess Saale, so ließen sie sich melden, um wegen der glücklichen Rückkehr ihre Aufwartung zu machen. Sie wurden angenommen. Man holte auch noch die Frau

III. Die falsche Spur.

Als der Lieutenant Criminel durch den Grafen von den Umständen unterrichtet worden war, welche ich in den früheren Kapiteln erzählt habe, als er vernahm, daß die Kammer, in welcher der gewaltsam geöffnete Koffer sich vorfindet, nach wie vor wohl verschlossen befunden worden war, daß Herr und Frau von Anglade die Einladung nach dem Landhöfe des Grafen, welche sie zuerst angenommen, nachträglich abgelehnt hatten; daß sich die beiden von dem Grafen, bevor er abreiste, den Haushälften hatten geben lassen; daß Herr von Anglade, der sonst jeden Abend ausging, während der Abwesenheit des Grafen zu Hause geblieben und ganz gegen seine Gewohnheit auch zu Hause soupirt hatte; daß Herr von Anglade wußte, daß der Graf von Mongommery diese großen Summen Geldes eingenommen und da liegen hatte (wenn der Graf hätte dies selber dem Sieur d'Anglade berichtet und Dieser hatte sogar Jemem verprühen, ihm behufslich zu sein bei deren anderweitiger Placierung); daß endlich bei dem Herrn Grimaubet, dem früheren Nutzniether des Herrn von Anglade, ein großer Diebstahl verübt worden war, ohne daß es gelang, den Dieb zu entdecken: richtete der Criminal-Lieutenant seinen Verdacht sofort auschließlich gegen die Anglades.

Diese Schlussfolgerung, welche ihn von allen weiteren Nachforschungen, die sich nicht in beraubter Richtung bewegten, abhielt, war eine überreite.

Denn wenn man, woß nicht gefahrd, den Verdächtigten über alle diese Verdachtsgründe gehört hatte, so ließ sich ein Jeder berufen, bis zu einem gewissen Grade entkräften.

Allerdings muß es prima vista auffallend erscheinen, daß Anglade die Einladung des Grafen zuerst annimmt und dann ablehnt. Indessen, wenn er steifen wollte, würde er sofort abgelehnt haben, und außerdem gab es einen besonderen Grund für die Aenderung der Entscheidung. Nämlich folgenden:

petitsisse", und dies Mal sollte seine falsche Ambition verhängnisvoll für ihn werden.


Endlich wegen des früheren Diebstahls hatte weder der Bestohlene, Herr Bamaudet, noch sonst irgend Jemand einen Verdacht gegen die Familie Anglade.

Der Criminal-Lieutenant beschloß, eine allgemeine Hauszählung in allen Räumen und bei allen, welche in dem Hause wohnten und sich aufhielten, zu halten. Dieser Beschuß war nicht zu tabern; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Hausgenosse bei dem Diebstahl mitgewirkt habe.

Allein, wie wir sehen, vollzog der Beamte seinen Beschuß nur theilweise.


Statt alles, was zu untersuchen, begnügte man sich mit der überbliebenen Versicherung des Grafen.

Der Criminal-Lieutenant erklärte:

"Da diese Münzen und dieses Papier nach der Versicherung des Grafen gestohlen sind, so muß ich Beides mit Verfahren belegen. Mein Herr, zählen Sie selbst die Münzen nach, bevor ich sie an mich nehme."

Herr von Anglade kam dieser Aufforderung nach. Er zählte die Münzen in großer Aufregung und sagte dabei: "Ich zittere."

Die Dienerchaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongomerys seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Der Beamte schien auf diesen Dienstbotenstattig hohen Wert zu legen.

Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das Geld rührte, und verwiesen sich in einige Bildeindrücke, indem der eine Ehegatte Umstänbe angab, von welchen der andere erklärte, daß er sich dessen nicht entsinne.

Als sie nun wieder die Treppen hinunterstiegen und an das Zimmer famen, vorin der Almosenier, der Page und der Kammerdiener stießen, erlaubte sich die Frau von Anglade, den Criminal-Lieutenant Défita darauf aufmerksam zu machen, daß man bei der Rückkehr des Grafen dies bei der Abreise verschlossene Zimmer offen gefunden habe.

"Ich meine," sagte sie, "man muß sich an den Kammerdiener halten und vor allem hier suchen, vielleicht wird man in ihm den Täter entdecken."


Man sollte denken, dieser Fund hätte dem Verdacht des Criminalbeamten eine andere Richtung geben sollen. Merkwürdigerweise aber bestärkte er denfelben nur in seinem falschen Verdachte. Er sagte sich:

"Woher weiß die Frau von Anglade, daß hier der Raub verborgen war, wenn sie ihn nicht selbst hierher versteckt hat? Offenbar sind sie und ihr Mann bei dem Diebstahl gesorgt worden und haben deshalb dies provisorische Versteck gewählt, aus welchem das Geld abgeholt sie durch die verfrühte Rückkehr des Grafen gehindert wurden. Vielleicht hat man auch das

Der Graf bestärkte den Criminalbeamten in dieser vorgefaßten Meinung.

„Meine Leute, der Abbé, der Pagen und der Kammerdiener, sind während der drei Tage nicht aus meinen Augen gekommen. Ihre Rückkehr erfolgte später als die meine. Wann hatten sie auch Zeit, einen Diebstahl zu begehen? Nein, nein, ich richte meine Anklage nur gegen die Anglades und behaupte, daß sie es gethan haben. Ich stehe für meine Leute, daß sie mit dem Diebstahl nichts zu tun haben.“

Dies genügte, um bei dem Lieutenant Defita jeden Zweifel zu heben. Wie konnte er eine andere Meinung haben, als die des Grafen? Er trat auf Herrn von Anglade los, sah ihm starr in die Augen und sprach die seltsamen Worte:

„Einer von uns, mein Herr, entweder Sie oder ich, muß den Diebstahl begangen haben.“

Er fand es nun überflüssig, die Hausüberschung fortzusetzen und die Inhaber jenes Zimmeres, den Abbé, den Pagen oder den Kammerdiener zu vernehmen. Er versüßte die Verhaftung der Cheleute Anglade. Als man den Mann bei seiner Aufnahme in das Gefängnis körperlich visitierte, fand man bei ihm 17 gewöhnliche (nicht geränderte) Louisb’ors und eine spanische Doppelpistole (in Gold).

Der Criminalbeamte hob die leitgenannte Münze triumphiend in die Höhe.

„Da haben wir,“ so rief er, „nunmehr auch dieses Corpus delicti! Die geränderten Louisb’ors haben wir auf dem Speicher, die silbernen Livres unter dem Bette gefunden. Es fehlten nur noch die spanischen Doppelpistolen. Nun haben wir auch eine von diesen. Quod erat demonstrandum!“

Der edle Graf von Mongommery verstand zwar kein Latein. Aber er nickte lebhaft bestätigt.

IV. Der Justizmord.

Mangel an Schulden fand der Criminal-Lieutenant einen wichtigen Verdachtsgrund. Gleichwohl aber bemühte er sich auf der anderen Seite festzustellen, Herr von Anglade sei dem Spiel und dem Wucher ergeben, was dann wieder das Vorhandensein anderer Einnahmequellen und den Mangel an Schulden erklärt haben würde.

Die Untersuchung drehte sich beinahe gar nicht mehr um den Diebstahl in der Rue Royale, sondern um das ganze Leben, um die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung des Chevauxes Anglade und vergleichbar. Dass irgend ein Anderer den Diebstahl begangen haben könne, galt für unmöglich.

Der Graf von Mongomery verstärkte den Verdacht dadurch, dass er, wie dies das damalige französische Recht gestattete, sich in den Registern des Gerichtes als Ankläger gegen die Anglades einschreiben ließ, womit er eine Art Befrachtigung der Anklage und eine Berantwortung dafür übernahm, indem er sich als Civilpartei und Nebenkläger legitimierte.


Seine Frau liegt in einem ähnlichen Loche. Man habe keinerlei Rück- sicht darauf genommen, dass sie guter Hoffnung war, als die Verhaftung erfolgte. Die Folge sei eine verfrühte Niedererfahrung gewesen, welche sie an den Rand des Grabes gebracht habe.


Das Parlament zog den Criminal-Lieutenant zur Berantwortung. Herr von Anglade fäste Hoffnung. Mit Unrecht. Was vermochte der, eines


Diese verhängnisvolle Klausel hatte folgende Bedeutung: In der Regel unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, um von ihm seine Mitschuldigen zu erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um die unvollständigen Beweise durch sein Geständnis zu ergänzen und erst dadurch eine Verurteilung möglich zu machen. Nebenland er die Folter ohne zu gestehn, dann ließ man ihn laufen.

Neue Klausel aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts helfen, auch wenn er die Folter überstehe, sondern es soll in diesen Falle weiter gegen ihn proceidt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden „vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise“. Dass war die Folter in ihrer ganzen brutigen Härte, ohne den leisen Schimmer einer möglichen Rechts- wohlthat, welcher sich sonst daran knüpfte.

Herr von Anglebe wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten Gradan unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Ancla ge verließ nach achtzägigen Märschen die Foltersammler mit blutenden, verrenkten und gebrochenen Gliedern, aber mit dem Bewusstsein der Unschuld, welches ihm die Kraft gab, allen Dispan zu widerstehen, ohne ein Geständnis zu machen, d. h. ohne die Unwälzung, wie man es von ihm verlangte, zu sagen.

Am 16. Februar 1888 sprach der Parlaments-Gerichtshof sein Urteil. Es ging dahin:

„Der Gerichtshof verwirft alle Beschwerden und Appellationen gegen die Beschlüge des Châtelet und erkennt zu Recht:

Ancla ge wird verurteilt, ergifft und geführt zu werden nach der Galleere des Königs, um dafolst während des Zeitraumes von neun Jahren als Ruderknecht der gedachten Majestät zu dienen; die Saint-Martin aber (damit war die Frau Anglebe gemeint) wird auf neun Jahre verbannt aus der Haupt- und Residenzstadt Paris und ihr außerdem, diesen Bann zu währen, bei Meinung der durch die Declaration des Königs angedrohten

Damit der edle Herr und Graf von Mongommery, der die Verurteilung der Anglades so eisrig betrieben, seinen Zweck ganz sicher erreichte, wurde noch jorgfältig hervorgehoben, daß seine Entschädigungsforde- rung an dem Gut nicht nur, sondern auch an dem Leib der Verurteilten (d. i. durch Schuldschaft) zu vollstrecken sei, und daß dieser Gläubiger den Porträtt habe auch vor der an den König zu leistenden Strafe.

Der höchste Gerichtshof erkannte an, daß in Ermangelung eines Gesetznisses auf die ordentliche Strafe, welche das Gesetz für einen so großen und so rossinirten Diebstahl androht, nämlich auf den Strick, nicht erkannt werden könne; dazu reichten die Beweise doch nicht aus; wohl aber reichten sie aus, um auf eine außerordentliche Bestrafung nach Maßgabe des Beweizes — „poena extraordinaria pro modo probationis“ — zu erkennen. Davon, daß, wenn die Beweise nicht ausreichten, man überhaupt auf gar keine Strafe — weber auf eine ordentliche noch auf eine außerordentliche, weber auf den Strick noch auf die Galeeren — erkennen dürfte, davon waren damals die Juristen noch nicht zu überzeugen. Sie würden diese Meinung, an deren Richtigkeit heute Niemand mehr zweifelt, für ein höchst gefährliches und revolutionäres Hinringspinnnet erklärten und in ihrer Verwirklichung dem unschönen Untergang von Thron und Altar, von Recht und Gerechtigkeit erblüht haben.

Herr von Anglade war auf der Folter so fürchterlich zugerichtet worden, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Priester spendete ihm die Sterbesakramente und forderte ihn auf zu einem reichen Bekenntnis seiner Sünden. Bei der Gelegenheit erklärte Herr von Anglade, im Angesicht des Richterschaft Gottes, auf das Feierlichste mündlich und schriftlich, er sei unschuldig an dem Diebstahl, er wolle aber nach dem Beispielen des Erlösers seinen Feinden ihre Grauamkeiten verzeihen.

Am 1. Mai 1688 wurde Anglade mit den anderen Galeerensträflingen an eine gemeinsame große Kette geschmiedet, um so nach dem Bagno in Marseille eskortiert zu werden.

Die „ordentliche“ Strafe des Todes vermochte man nicht gegen ihn auszuüben; deshalb beraubte man ihn auf dem Wege der „außerordentlichen“ Strafe seines Lebens.

V. Die richtige Spur.


Die Nachricht von dem Tode des armen Herrn von Anglade empfing er mit Freuden. Vielleicht dachte er an die frivole Nebensache: „Wenn die Menschen todt sind, so pflegen sie es auf längere Zeit zu bleiben.“ Jedenfalls hatte er sein Geld wieder. Er betrachtete also die Geschichte für definitiv beendet.

Er sollte sich irren.

Kurze Zeit nach dem Tode des unglücklichen Sieur d'Anglade lagen anonyme Briefe um, die sich mit dem Diebstahl vom September 1787 befaßtigten.

Der Brießsteller erklärte, daß er im Begriffe stehe, sich in das Kloster zu begeben, daß er aber das Bedürfnis fühle, vorher sein Gewissen zu entlasten und zu erklären, der Herr von Anglade sei an dem ihm zur Last gelegten Diebstahl vollkommen unschuldig, die Diebe seien ein gewisser Belestr, Sohn eines Lohrbergs in Manz, und ein Prießler Gagnard, ebenfalls aus Manz gebürtig, Anwohner des Grafen von Mongommery; eine Frau Namens La Comble vermöge nähere Auskunft zu geben.

Die Nachprüfung nach Belestré und Gagnard ergaben Folgendes:

Belestré hatte sich als junger Mensch bei einem Morde beteiligt, er hatte sieben Morden und ließ sich dann als Soldat anwerben; als solcher befehlte er, nachdem er seinen Sergeanten erstochen hatte; dann in das Land wieder zurückgekehrt, trieb er sich vagabundierend umher, bald in Man's, bald in Paris und Umgegend, stets ohne Mittel und in Lumpen; mit dem Abbé Gagnard hatte er von Jugend auf persönliche Verbindungen; mit einem Schlag schien dem verkommenen Menschen das Glück zu lächeln; er trug reich gestickte Kleider und warf mit Gold um sich, endlich hatte er sich ein Gut in der Nähe von Man's getauft für 10 000 Livres.


Man vernahm nun auch die in den anonymen Briefen genannte Frau La Comble, welche früher mit Belestré gelebt und dann dem Abbé Gagnard als Kupplerin gedient, sonst aber keinerlei Gemeinschaft mit deren verbrecherischem Treiben gehabt hatte:

Dieselbe sagte aus:

"Unmittelbar vor dem Diebstahl bei dem Grafen Mongomery beauftragte mich Belestré, in seine Wohnung zu gehen und dort seine Papiere, und was sonst ihm verachtet könne, wegzunehmen und bei mir zu verwahren. Er sagte: Ich habe mit dem Abbé Gagnard einen großen Coup vor und

Nord und Süd, XXXVIII, 114.
muß, wenn da was schief geht, eine Zeit lang verbrüden. Als bald nach dem Diebstahl aber zeigte er mir einen Haufen Gold- und Silber-Münzen und ein sehr kostbares Perlenhalsband. „Siehst Du“, sagte er lachend, „das ist all für uns.“ Auf meine Fragen, wohin er das habe, sagte er: „Gewonnen im Spiel.“ An demselben Tage mußte ich ihm hundert Stück funkel- neue geränderte Louisd’ors in einen lederen Gürtel einnähen. Ich sagte ihm dabei: „Bem Du all das abgenommen, den haß Du doch gewiß recht un- glücklich gemacht.“ „Als baß,“ erwiderte er, „diese Leute haben auch ohne das genug; und überhaupt ist doch eigentlich alles Vermögen gemeinsam, und man muß es nur verstecken, sich sein Teile davon anzueignen.“


Weiteres Beweismaterial ergab sich durch einen glücklichen Zufall.

In der Untersuchung gegen Belestre wegen jenes an einem Kaufmann verübten Diebstahls wurde der Angeklagte confrontirt mit einem Zeugen. Er hatte die Unlust, sich mit diesem Zeugen zu zuarten, wobei er unter Anderem auch bemerkte, er habe den Zeugen in verbachtiger Gesellschaft ge- sehen, nämlich in der des Abbé de Fontpierre, sowie der Herren Giraut, de la Roque und la Fonds.

Der Procurator des Königs ließ diese Leute ermitteln und laden. Sie liefer ten die schwerten Belastungsbeweise in Bezug auf den Diebstahl bei dem Grafen von Mongommery.

Der Abbé von Fontpierre bekannte, er sei der Urheber der erwähnten anonymen Briefe, er habe Umgang gepflogen mit dem Abbé Gagnard und durch diesen auch Belestre kennen gelernt, Belestre habe ihm mit ziemlich deutlichen Worten den Diebstahl bei Mongommery eingestanden und ihm das gestohlene Geld gezeigt, namentlich die hundert Stück neugeprägten Rand- Louisd’ors; eines Tages habe er den Abbé Gagnard besuchen wollen, Belestre sei bei demselben gewesen; deshalb habe er ein wenig gezögert einzutreten, zu- mal da die Herren zu Tafel geseßen. So habe er deren Unterhaltung gehört, ohne gesehen zu werden.

„Nun, mein Freund,“ habe Belestre zu Gagnard gefragt, „nur gessen, nur getrunken, wir haben den Genuß davon, daß der Marquis auf der Galerie ist.“

Gagnard habe gesagt und erwidert:

„Wie ich ihn bedauere; er war ein braver Mann und hat mir viel Freundschaft erwiesen.“
„Immerhin,“ habe darauf Belestre gefagt, „aber haben denn gerade wir Ursache, einen Menschen zu beklagen, dessen Unglück unser Glück ist?“

Gagnard habe auch den Belestre gewarnt, dem Abbé Fontpierre zu viel Vertrauen zu schenken, „denn das wäre im Stande zu schwächen“.


Darauf sei die La Comble gekommen, um Wein zu bringen. Mit dieser sei er hineingegangen. Die zwei seien anfangs betreten gewesen aus Furcht, daß er etwas gehört habe; dann habe sich die Unterhaltung um andere Dinge gedreht. Später habe ihm Belestre auch den Nachschluß gezeigt, womit er bei Mongommery die Räume geöffnet.


Wertvollerweise ergab es sich nämlich, daß schon während man hartnäckig gegen die Anglaube procedierte, es in der Verbrecherwelt und dann mit ihr in Verührung kommen die Kreisen vollständig notorisch war, daß Belestre und Gagnard den Diebstahl bei Mongommery verübt hatten. Selbst bis nach Mans brang dies Gericht, und es ist schwer zu begreifen, wie ganz allein dem Polizei-Lieutenant des Königs das unbekannt bleiben konnte, was in dem Kreise, wo man hätte nachforschen müssen, jedenfalls wußte.

Die beiden Verbrecher waren anfangs sehr dreist. Sie stellten sich auf den formellen Standpunkt: „Was man denn wolle, die Sache sei ja rechtsfristig entschieden.“

Frau von Anglade intervenierte jedoch und verlangte in ihrem und ihrer Tochter Namen Revision des ergangenen Urtheils.


Als man dieses Geständnis dem Belestrere mitteilte und den Gagnard mit ihm confrontierte, sah Belestrere ein, daß seine Rettung mehr für ihn war, und bestätigte die Angaben des Abbé auch seiner Zeits durch ein unumwundenes Geständnis.


VI. Die Sühne.

Nachdem die Berechtigkeit endlich die wahren Schuldbigen in der Person des Gaumers und Logabunden Belestrere und des Abbé Gagnard getroffen, beantragte die unschuldig Verurtheilte, Frau von Anglade, in ihrem und ihrer Tochter Namen Revision des gegen sie und ihren verstorbenen Gemahl ergangenen ungerechten Urtheils. Der Staatsrat, der für die Vorfrage competenter war, verfügte die Revision und trug dieselbe dem Parlament auf.


Diese Schadelhaltung habe statthaften:
1. wegen Tötung des Oberhauptes und des Erhärers der Familie Anglade;
2. wegen rechtswidriger Aneignung des Vermögens derelben und wegen
Verschleuderation der Mobilien und der Güter durch die von dem Grafen erwirften Zwangsversteigerungen;
3. wegen der der Frau von Anglade und deren Tochter zugezogenen Verhaftung und der in einem abscheulichen Gefängnisse erbluteten Qualen und Entbehrungen;
4. wegen der erlittenen Verbanung, verbunden mit Störung und Verachtung der bürgerlichen und wirtschaftlichen Stellung;
5. wegen erbluteter Armuth und unverschuldeten Elends;
6. wegen Kränkung der Ehre einer schuldlosen Familie.

Was den letzten Punkt anlangt, so kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch unserer heutigen Gesellschaft noch nicht gelungen ist, für eine solche Kränkung der edelfreien Güter des menschlichen Lebens die strenge Bündigung und einen Maßstab für die hiergegen aufzuerlegende, an den Verleihen zu zahlende Buße zu finden.

Die Verhandlungen über die Frage der Schadloshaltung durch den Grafen sind von dem größten juristischen Interesse. Namentlich heute, wo in Deutschland die Frage der Schadloshaltung unschuldig Verurteilter auf der Tagesordnung steht und nicht wieder davon abgezeigt werden wird, bevor man eine der Gerechtigkeit entsprechende Lösung gefunden. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte auf diese Verhandlungen zurückzukommen.

Es war der Frau von Anglade nicht schwer, die Rechthaberin und Selbstüberschätzung des Lieutenant Criminell nachzuweisen, und wie derseits lediglich aus Connivenz gegen den vornehmen Grafen gehandelt, welcher durch die hochschreiende Erklärung: „Für meine Leute stehe ich ein.“ der Untersuchung die falsche Richtung gegeben.

Eben so leicht war es, die Fahrlässigkeit, die Frivolität, die Hab- und die Nachacht des Grafen nachzuweisen, der sich ganz seinen bösen Leidenschaften überlassen habe und deshalb haftbar sei für alle schlimmen Folgen, die daraus erwachsen.

Der Graf hatte die Stirn, jede Schadloshaltung zu verteidigen und sich hinter den Untersuchungsbeamten und die Richter zu verstecken. Möge das Urteil falsch sein, so habe doch nicht er, sondern das Gericht hervor aufzufallen; er habe nichts gethan, als Anzeige von dem Diebstahl gemacht und seine Vermuthungen ausgesprochen; wenn das bestraft werde, dann werde man die Leute abschrecken, einen Diebstahl anzeigen, und die Verbrecher würden sich voller Straflosigkeit erfreuen.

Die Frau von Anglade wies nach, daß der Graf weit mehr gethan, als Anzeige machen; er habe den Untersuchungsbeamten gestützt auf eine falsche Spur geleitet; und wenn solche Anzeigen nicht bestraft würden, so werde man frivole Anlagen hervorrufen, indem man deren Urheber einer jeden Verantwortlichkeit überhebe.

Am 17. Juni 1693 sprach das Parlament folgendes Urteil:

„Wir erklären den Herrn von Anglade für unschuldig an dem Dieb-
hält, dessen er vor seinem Tode beschuldigt worden war, und sprechen zugleich seine Ehingattin von der wider sie vormals erhobenen Anklage völlig frei. Die wider beide Täfele verfügte Verhaftung, sowie Ausführung von der Verkauf ihrer Haftgutteiten erklären wir für widerrechtlich, und befehlen zugleich, daß ihre, in die Register der Gefängnisse des Châtelets des Fort l’Éveque und des Parlementes eingetriebenen Namen ausgestrichen und unveränderlich gemacht werden sollen. Die Frau von Anglade soll fogleich in den freien Genuß alles, bisher mit Arrest belegt, ihr und ihrem verstorbenen Che-
gatten zugehörigen beweglichen und unbeweglichen Vermögens wider eingeführt, die verfügte gerichtliche Sequestration aufgehoben und ihr der vollkomene Besitz ihrer sämtlichen Güter ohne weitere Verfütigung kraft dieses Urtheils eingeräumt werden.


‚Zu Bezahlung aller dieser Summen, an Capital und Interessen, wird also der Graf von Mongommercy, bei Vermeidung persönlichen Arrestes, hierdurch angewiesen. Es wird ihm aber zur Berichtigung vergeben eine zweijährige Frist verständt, so daß er die eine Hälfte mit Interessen nach Verlauf des ersten, die zweite Hälfte, auch mit Interessen, am Ende des zweiten Jahres abtragen kann. Während dieser Frist soll die Frau von Anglade alles Stagens wider den Grafen, falls er die Bezahlung gehörig entrichtet, sich enthalten. Sollte aber der Graf nach Verlauf des ersten Jahres die gebührliche Zahlung nicht entrichten, so ist sie berechtigt, sogleich auf Schuldschaft anzuzeigen, und auch gegen seine Gemahlin sich aller Rechtsmittel zu begeben.

‚Indeß soll der Graf von Mongommercy und seine Gemahlin behalten
Unschuldig verurteilt.


"Den weiteren Anträgen wird nicht statt gegeben.

"Unbeirrigens ist der Graf von Mongomerry schuldig, alle sowohl durch den Criminalprozeß beim Châtelet, als auch in der Appellationsinstanz verursachten Kosten zu bezahlen und zu erstatten.

"Endlich verordnen wir auch, daß dieses Urteil überall, wo es gewöhnlich und erforderlich ist, vorgelesen, bekannt gemacht und öffentlich angefragt, und der Anhalt beisellen in die Register der Gefängnisse, wo die Namen des Herrn von Anglade und seiner Gattin verzeichnet waren, eingetragen werden."

Der schwer gekränkten Frau von Anglade und ihrer Tochter wurden also ihre Hauptansprüche aberkannt.

"Wie konnten auch die nämlichen Richter, welche sich zu Mithäftlingen des Grafen Mongomerry gemacht hatten, den selben verurteilen?

"Wird nicht," fragt ein alter französischer Rechtsgesetzer, "der Schutz der Unschuld und die Schutzhaltung unschuldig Verurteilten, sei es durch den Staat, sei es durch den ungerechten Ankläger, so lange eine Chimäre bleiben, so lange es für diese Fragen nicht eine besondere Instanz gibt, welche auch die Frage prüft, ob nicht auch den Richter, welcher Unschuldige verurteilt, eine Schuld und eine Strafe zu treffen hat? Würde nicht eine solche Einrichtung dem sonst vollkommen unabhängigen Richter ein größeres Gefühl seiner Würde geben, und seiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Staat, der Gesellschaft und seinen Mitbürgern?"

Für die Tochter des Obers einer falschen Rechtspredigung, für Fräulein von Anglade, wurde bei Hof eine Collecte veranstaltet, welche mehr als 100 000 Livres eintrag. Sie heirathete in der Folge einen Herrn von Effart.

Anstatt Gerechtigkeit, gewährte man Gnade. Statt einen wirksamen Rechtsanpruch gegen den falschen Ankläger zu statuiren, beschränkten man sich darauf, ihn zu zwingen, das rechtswidrig Berüchtlste wieder auszupeilen. Statt der Geächtigung durch ein Urteil erfolgte eine Bettel-Collecte; und obgleich die Proebur die skandalössten Mißstände enthüllt hatte, nahm man doch daraus keine Bedienung, die Gesetzegebung und die Rechtsprechung zu reformiren.

Auf die Unthaten von 1689 folgte die Revolution von 1789.
Hypnotismus in England und Frankreich.

Von

Alfons Kistner.

— Königsberg.—


Das Gebiet, auf welches wir geführt werden, ist durch spiritistische Schwindeleien durch den gerade in England blühenden Geisterschumbg — über den jüngsten der Jenenser Physiolog Preyer in der „Deutschen Rundschau“ sich näher verbreitet hat — in Mißkredit gekommen und Alles, was mit Somnambulismus, Hypnotismus u. dgl. in Zusammenhang steht, sehen wir einstweilen mit gerechtem Mißtrauen an. Andererseits hat die Wissenschaft das gute Recht und nachgerade, nachdem durch thatsächliches Material eine gewisse sichere Basis genommen ist, geradezu die Pflicht, im Hinblick auf die Erkenntnisse des Seelenlebens nützliche Erhebungen, soweit sie beglaubigt sind, nicht mehr vornehm zu ignoriren, sondern ihnen näher auf den Leib zu rücken, etwaigen Schumbg schonungslos zu entblühen, für nicht weggestellnde Tatsachen dagegen eine Erklärung zu suchen. Die erste Methode hierzu bietet nun — nach Myers und seinen Genossen — die Experimentalpsychologie, es gilt jetzt, die großen Probleme unseres Daseins nicht sowohl durch metaphysische Argumentirung in Angst zu nehmen, als durch forstfältiges, genaues Detailstudium all der einzelnen Erhebungen, die zugleich in das spiritistische und das physische Bereich gehören. In erster Linie würden Gegenstand einer solchen Wissenschaft die natürlichen und die abnormen geistiger-physischen Zustände jeder Art sein: Schlaf und Traum, Schlafwachen, Hypnose, alternierendes Bewußtsein, Epilepsie, Wahnsinn; sodann parallel mit diesen von selbst sich ergebenden Zuständen die künstlich herbeigeführten: Narzotismus, hypnotisches Schlafwachen u. f. w.,
„die gleichsam durch eine schmerz- und harmlose psychische Vicissitudes wunderbare Licht in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfen“. Von solchen Streitfragen läßt der Verfasser darauf im Beruf seiner eigenen Themen — Kriffl einiger herrschender metaphysischen Ansichten über die Merkmale des Begriffs der menschlichen Persönlichkeit — einige aufstigen und sie sind es, die uns hier vor allem interessiren. In die philosophische Streitfrage einzugehen würde uns zu weit führen.


Eine Frage bringt sich auf, sbe wir zu den Ergebnissen der Experimente selbst kommen, die Frage: sind die dabei Beteiligten glaubenswürdig? Waren die Untersuchenden verleihmgende Gelehrte? Haben wir nicht etwa Simulation seitens der Untersuchten zu argwöhnen? Myers selbst erhebt diese Fragen und beruht kritische Gemüther durch den Nachweis, daß erfen die meisten jener Untersuchungen von namhaften Männern der Wissenschaft, zumeist französischen Arzten und Professoren der Universität Nancy ausgingen, daß zweitens selbständige eigene Experimente ganz analoge Resultate ergaben, wobei gleichen Untersuchungen, welche die englische Gelehrte für psychische Forschungen anstellen sich; daß jener er — Myers — als Augenzeugen den Experimenten des „erfahrbaren aller lebenden Hypnotiseurs, Prof. Dr. Biébault in Nancy, der seit fünfzehn Jahren an mehreren tausend Persönen den Hypnotismus praktisch ausübte“., im Hospita ute zu Nancy und Dr. Biébaults Privatpraxis beigewohnt habe, wobei ihm gesagt war, an den hauptsächlichen „Subjekten“ (den der Prüfung unterworfenen Personen) eigene Untersuchungen anzustellen, die ihre Besichtigung durch weitere Experimente an der Salpêtrière zu Paris fanden. Dies im Verein mit dem Umstand, daß seine einzige und gewichtige, bei den Untersuchungen gegenwärtige Person Zweifel gegen Glaubwürdigkeit der Beteiligten erhoben hat, beruhigt den Verfasser, wie er sagt, „die erzielten Resultate als positive Errungenschaften für die Wissenschaft hinzurechnen“.


Hierin erkennt Myers eine Erprüfung des Willens: der Hypnotisire mußte die vorgegebene Antwort geben, fühlte, wie des Hypnotiseurs Willen über ihn gewann und behielte nur gerade noch eine curiosse Art Fälschlauben in seine eigene Wahrheit. Schwieriger war solche Willensbewegung gegenüber einem wohlerzogenen und an Selbst-

Andere Fälle zeigen vollständige Illusion der Willensfreiheit: die erwogenen Handlung erreicht mit dem Erwachen aus dem hypnotischen Zustand dem Betreffenden aus eigener Regung entstehen: jetzt man ihn zur Rede, so erfindet er eine Motivation: so war im Hospital zu Nancy einem Hypnotisierten aufgegeben worden, nach dem Erwachen den Regenbogen des Dr. X. zu nehmen, und damit zwei Mal die geöffnete Gallerie auf- und abzugehen. Alles geschieht so. Gefragt, warum er mit dem Cæcum dort gehe, antwortet er: „C'est uno idées! je me promène parfois." „Aber warum nahmen Sie Dr. X. Schirm?" „O, ich glaubte, es wäre der meinige, ich werde ihn wieder hinstellen."


In gleicher Weise veranlaßte Professor Cesareo ein junges liebendes würdiges Mädchen, auf ihre Mutterm ein Pistol abzuschüren, von dem sie nicht wissen konnte, daß es ungeladen war; ferner sich selbst vor dem Untersuchungsrichter anzuflachen, daß sie eine Freundin mit dem Weiber ermordet hätte. Sogar längere Zeit, Stunden oder Tage
Hypnotismus in England und Frankreich.

nach der hypnotischen Anregung oder Einreibung, mag für Ausführung der That bestimmt werden; Professor Lisgois gab einem anderen Subject ein Papier mit wiewohl Pulver, welches er als Arznei bezeichnete, und hielt ihn dasselbe nach der Midfert zu Haute in Waffier aufgelöst seiner Tante geben. Abends kam die Nachricht von dieser Tante, daß ihr Reife in der That das Pulver ihr gereicht habe. Der Täter hatte in diesem Halle den Borgen versehen und wollte nicht glauben, daß er auf eine geliebte Verwandte einen Werbung gemacht habe.


Die eminent juristische Bedeutung der Möglichkeit solcher Fälle, wie sie oben erwähnt sind, ist von dem Professor zu Nancé nachdrücklich hervorgehoben worden; der Richter wird häufig angeschossen irgend welcher unaufgeklärten oder unmotivirten Vergehen sich die Frage vorzulegen haben, ob nicht am Ende jene Thaten im sinnlosen Zufall begriffen sind. Die Annalen Médico-psychologiques von 1881 und die Revue scientifique von Ende 1885 berichten von zwei Fällen, in welchen angeflagte Personen als unhilft voll entlassen worden sind, weil sie hypnotisirt worden waren und der Richter dem Beweis als gegeben anfang, daβ die That im unbewussten Zustande geschehen war.


So unerhörte diese Darstellung flüngen mag, so ist es nicht der erster beratige Fall, welchen die „Physiker“ verzeichnen. Der Münchener Philosoph Dr. Karl Du Prel — allerdings ein Gläubiger, der in seinem vor wenigen Monaten erschienenen, und

Hören wir noch den französischen Professor Beaunis, der auf Grund zahlreicher Experimente die Möglichkeit solcher Willensübertragung gleichfalls betont: „Ich kann — so heißt es in seiner Schrift L'experimentation on psychologie par le som- nambulismus provocué — zu einem Hypnotisirten während seines Schlafes sagen: Zu zehn Tagen werden Sie dies zu der und der Stunde thun, und ich kann den Zeit- blick meiner Einschätzung in einem versiegelten Brief niederlegen. Zu der bezeichneten Stunde führt das Subjekt genau den Befehl aus, überzeugt, daß er so aus einem Brief des selben Briefträgers abgangen ist; und die betreffenden Briefträger erzählen, wie die betreffende Adresse, die von ihm den Brief öffnete, so findet er die That bezeichnet, die ihm vor zehn Tagen vorge- schrieben worden war."

Wir nähern das Problem der menschlichen Willensfreiheit im Allgemeinen durch solche Vorgänge — welche die fachmäsig Wissenschaft natürlich, bevor sie ein Verbot abgibt, noch eingehend zu prüfen haben wird — berührt, liegt auf der Hand. Eine dem menschlichen Stolz wenig schmeichelhafte Aussicht scheint sich hier aufzutun. Auch auf der anderen Seite, der wissen- schaftlichen Reduktion der Willensfreiheit, ergibt sich der Schwierigkeit, die unwillige Willensfreiheit unangenehm zu erscheinen. „Eine freimüthige Handlung — sagt der französische Ribot — ist nur eine Reaktion des ganzen Organismus. .. Die gesagte freie Wahl ist lediglich der Schöpfungsprinzip einer Tätigkeit, welche nur auslagt, auf welcher Seite die gewichtigsten Argumente liegen, ohne selbst einen Befehls zu unterstellen."

Der Münchener Du Prez, anführend an jenen Befund des Hypnotisirten bei Hansen, bemerkte dazu: „Das magnetische Verhältniss wirkt trotz der Einführung- losigkeit nach dem Erwachen als bunter Trieb zur Handlung fort, die scheinbar die Freiheit entspringt, der man sich aber nicht entziehen kann. Der Bilde jenes Herrn, dem Verwirrung nachzufolgen, kam aus der transcendentalen Region — nach Du Prez besteht das menschliche Subjekt aus zwei Persönlichkeiten: so wie das unsrer Sinnen sich entgegen den Schichten, (das Bewußte) nicht die Welt selbst, sondern nur das Produkt der Reaction unserer Sinne ist, und das „Ding an sich“ noch hinter sich hat, so hat das Selbstbewußtsein ein „Ich“, hinter sich, welches für und transcendental, unfähig ist und über das Selbstbewußtsein ebenso hinausragt wie die Welt über das Bewußt- sein — also aus dieser transcendentalen Region stammt der Bildes jenes Mennes, dem Verwirrung nachzufolgen, und ergiebt die Reproduktion der Vorstellung eines Ver- suchs bei Hansen, der aber vom Zuzugbewußtsein nicht als Erinnerung erkannt wurde. Der philosophische Kern des Problems liegt also darin, daß von unserm transcendentalen Ich, einem erkennenden und vollenden individuellen Wesen, daß aufgelaßt der Sphäre unseres Selbstbewußtseins liegt, in unserm Leben der Antrieb zu Handlungen
Hypnotismus in England und Frankreich.
Kein Diener oder sonst jemand war für die Halluzination angegeben worden, daher wurde nur meine Geiselt gesehen.

"War Herr A. zu Hause?" — "Nein, ich war allein." —
Dias traf sich schlecht, sonst würde Frau A. sicher den vermeintlichen Besucher ihrem Gatten vorgestellt haben.

"Was sagst du?" — "Sie danften mir sehr höfisch für mein Erscheinen bei Prof. Lübbenau." — "Wissen Sie, daß Sie swochen noch meinen Besuch in Ägypten gestellt haben?" — "Übermäßig; ich entnyme mich Ihres Besuches eher deutlich." — Der Halluzinationsbefund, wie man sieht, war im hypnotischen Zustand vorgeschoben worden, obwohl er im wahren Leben verweistlicht wurde. Er gehörte also eigentlich zum Traumgedächtnis und schwebt bald aus der wachen Erinnerung wie ein Traum." —


"Aber Sie wissen doch recht gut, daß er Ihnen Halluzinationen hervorruft, und daß dies eine Folge war, daß er überhaupt zu jener Zeit nicht in Nancy war?" Er ist gewiß zu mir gekommen, war die Antwort: die's mal war es keine Einschriistung."

Übermäßig ihr es auszureiben. Die Halluzinationsvorstellung hatte durch einen so langen Zeitraume der Incubation fortbestanden, daß das wachende Gehirn, wenn ich mich so ausdrücken darf, schließlich sie annahm und sich assimilierte.

Nachdem so die Erinnerung ebenso wenig wie die Willsensfreiheit für Myers zum Beweis der menschlichen Persönlichkeit sich ausreichend gezeigt hat, untersucht er — nicht ganz streng logisch fortsetzend, wie er selbst zugegeben — die Wirfung der Hypnotisation auf die Charakterbildung, eine Bürftung, "die nicht länger als ein Gegensatz der Spezulation, sondern als einer von praktischer Wichtigkeit anzuerkennen ist". Von dem Zuge ausgedehnt, daß der Hypnotismus ebenso wie die moralische Erziehung, im Wesentlichen eine hemmende Procedure (process of inhibition) ist, gelangt er zu dem Schluss, daß wir die hemmende Kraft des Gehirns durch den Hypnotismus stärker können, ungefähr wie wir die durch Diamom oder Alcheton schwächen.

Neu wird dem Lefer dabei nun vor allem auch die folgende "entschleppbare Bewahrung" fein, daß der hypnotische Zustand nicht par so eine fraktfaste Einschriistung ist. Er ist ebenso wenig fraktfalt, wie der Schlaf fraktfalt ist und es tam gezeigt werden — Myers bescheidt dies noch zu thun — daß er in gewisser Sinne sogar ein höherer Zustand ist als der gewöhnliche Zustand des Schlafes oder des Wachzustandes. Wir müssen ferer auf eine Seite die protesken Anekdoten stellen, die angeführt wurden,
Hypnotismus in England und Frankreich.

um zu beweisen, wie weit hypnotische Empfänglichkeit gehen mag. Sie gleichen den Experimenten mit einem neuen Heilmittel, die seine gesellschaftlichen Eigenschaften in's Licht rufen und seine zu verwendende Dosis feststellen sollen, bevor es in die gewöhnliche klinische Praxis einge führt wird."


Nachdem wir so vorbereitet sind, kommt Myers zum Hauptpunkt seiner Ausführungen, der moralfor dernen Kraft des Hypnotismus! Nicht Geringeres vermag noch ihm eine richtige Behandlung dieses Zustandes, als zur moralischen Beisierung beizutragen; kurzum, der Hypnotismus ist im Stande, dem Menschen tugendhaft zu machen.


Nach dem, was Myers als Augenzeuge beobachtet hat, glaubst er die hypnotische Eingebung als „nachzu unversöhnlich“ für beratende Zwecke bezeichnen zu dürfen und zögert, ihrer Kraft eine Schranke zuzuerkennen: „Wir halten den Hermesstab, meint er, „denn wir nur noch nicht zu schwingen gelernt haben.“ So glaubt er, daß viele Fragen, welche die religiöse Welt in einem Sinn, die materialistische Welt in einem anderen für gelöst sind, erst jetzt eigentlich anfangen in den Geschäftsreisen der Wissenschaft zu treten. Er behauptet, erst jetzt beginnen wir die ersten Elemente gewisser Probleme näher zu treten, „welche so manche Geistliche mit einer Predigt, so manche Philosophen mit einer Formel, so manche Physiologen mit einem Rätsel oder Achselzucken gelöst haben.“


Von hier bis zur magnetischen Erziehung ist nur ein Schritt. Da der somnambulische Zustand verbunden ist mit Unterdrückung des jünglichen Lebens, so können die auf dieser Sinnlichkeit beruhenden Instinkte und Neigungen durch häufige Anwendung des Magnetismus und durch Unterwerfung des fremden Vorstellungsvermögens unterdrückt werden. Charpignon behandelt eine Somnambule, welche Kaffee im Nebenermaß zu trinken pflegte und dieser Gewohnheit nicht entflogen möchte, trogdem ihre Krankheit sich darauf zurückführen ließ. Er brachte sie davon ab durch ein energisches in der Krise erhebliches Verbot und den festen Willen, daß sie wachend eine formale Abneigung gegen dieses Getränk fassen sollte. Der Einfluß des Magnetismus auf die Sinne wie auf die Gedanken des Somnambulen ist nicht zu leugnen und dieser Einfluß kann im zulässigen wie im guten Sinne benutzt werden. Charpignon nannte einen Mönch, daß ein unerregtes Leben mit ihrem Magnetisierer führte und das er auf besondere Wege zu bringen beifloß. Im Somnambulismus ging sie auf seine Wünsche ein, empfand, was bis dahin nicht der Fall war, heftige Neue über ihre Lebensweise und führte die besten Vorzüge. Erwacht war sie ausgelassen wie immer.
Der Befreiungsprozeß hielt jedoch nur so lange an, bis sie wieder mit ihrem früheren Magnetfuß zusammentraf und sich von ihm entschlössen ließ. Von diesem Tage an war kein Unterschied mehr zwischen ihren Vorstößen im Somnambulismus und im Wachen. Einem ähnlichen Verlauf, aber mit bessern Erfolge, stellte Deleuze an."


Ein Wort, welches der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, jüngst gesprochen hat — allerdings in Beziehung auf ein anderes Gebiet, den Spiritismus, mit dem die von uns betrachteten Fälle nichts zu thun haben — scheint mir hier am Platze zu sein. „Ich bin außer Stande“, sagt er in seinem neuesten Buch, einer Schrift über den Spiritismus, „über die ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die jetzt vorliegenden Erscheinungen der Geschichte und der Zeitgenössen in ihren Zusammenhang für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch neue Kräfte und Anlagen gibt, als die bisherige, gerade Wissenschaft erfordert und ergründet hat, und für eine hindurchdringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exakte Untersuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweises geltendes Urteil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben; denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das tatfächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Induktionen sich von den exakten Wissenschaften liefern lassen muß,“.

Das ist wohl auch der Standpunkt, welchen der Denkende unter den Laien bis auf Weiteres den aus Frankreich und England gemeldeten senfartigen Erscheinungen aus dem Gebiete des Hypnotismus gegenüber einnehmen wird.
Illustrierte Bibliographie.


Diesen Weg zieht die Geschichte der Kunst, ohne dass in diesem Fall damit zusammentrifft, die politische Geschichte Deutschlands vor, denn hervorragende Sammlungen befanden sich in früherer Zeit fast nur an den Höfen der deutschen Fürsten. Erst in unserem Jahrhundert haben auch größere Stadsgemeinden das Sammeln von Kunstwerken zu ihrer Aufgabe gemacht.
Die großherzogliche Gemäldegalerie zu Oldenburg eröffnet demnach die Sammlung. Sie ist ganz jungen Ursprungs. Während die meisten führlichen Gemäldesammlungen Deutschlands im XVII. und XVIII. Jahrhundert, viele auch früher entstanden sind, ist der Grund zu der jetzigen Oldenburger Galerie erst durch den Ankauf der Sammlung des Malers H. W. Tischbein durch Herzog Peter im Jahre 1804 gelegt worden. Diese

Andrea Solari: „Herodias“.

Peters Nachfolger, Herzog August, hatte mehr Interesse für die naturwissenschaftlichen als für die Kunstsammlungen. Etwas dessen Sohn, der regierende Großherzog, hat seine Aufmerksamkeit wieder der Kunstsammlung zugewandt, einen Neubau für die Galerie aufgeführt und bei der Verbreiterung der größten deutschen Privatgallerie, der

Sammlung Schönborn-Bussesfelden in Paris, die Oldenburger Gallerie um das Doppelte an Zahl und Wert vergrößert.


Im Gegensatz zu dieserfürstlichen Sammlung ist die Johanne's Weisshöft'sche in Hamburg ein Ergebnis der lebhaften Handelsbeziehungen zwischen der deutschen
Salomon van Ruyden. "Das Flussufer".

Die Sammlung ist hauptsächlich Werken aus der Blütezeit holländischer Malerei gewidmet, fälschst aber auch die anderen Schulen nicht aus und besitzt von allen Werke erstens Ranges. Wir nennen nur David Teniers, Frans Snyders, Frans Hals, Kruysdael, viele Werke Rembrandts und seines Schülers u. s. w.


Der Text von Wilhelm Bode vereinigt meistens die Ergebnisse des größeren kunstfreundlichen Publikums und die Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Methode — eine Leistung, der uneingeschränktes Lob gezollt werden muß. Die Bilderlese ist das erste Werk, welches die reproduzienden Künste in dieser systematischen Weise verarbeitet, und verdient die Anerkennung und das Interesse aller Freunde der Kunst.

A. V.

Zur Colonialfrage.

C. F. Winter.

Bei der Aktualität der Colonialfrage war es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, eine neue, dritte Ausgabe von Roschers „Colonien“ zu veranlassen, da die früheren, lebiglich für die Geschichtswelt bestimmt und auch nur in dieser verbreitet, heute wenig zugänglich, zudem von den Fortschritten der Wissenschaft und der Erlebnisse des letzten Menschenalters überholt und insofern einigermaßen veraltet sind. Um das Werk auf diejenige Höhe zu heben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge entspricht, hat sich Roscher nicht bequem, seine eigene, historisch-theoretische Arbeit mit wesentlichen Veränderungen und Bereicherungen ausgestattet, sondern sich überdies veranlaßt gesehen, noch einen ebenbürtigen Mitarbeiter heranzuziehen und diesem die Benutzung unferer heutigen Stellung zu den unmittelbaren praktischen Problemen in einem ganz neuen Abschnitt zuzuwiesen. So gesättigt das Buch nunmehr in zwei selbständige, nur vermittels der Einheit des Gegenstandes zusammenhängende Theile von wesentlich verschiedenartiger Tendenz, welche wiederum eine entsprechende Abweichung der Darstellung beiging; der eine hat einen descriptiven, methodisch dogmatischen, der andere einen mehr analytischen und so zu sagen programmatischen Charakter.

Kehrbach's „Monumenta Paedagogica."


Schon im Augustheft 1884 wurden die Leser dieser Monatschrift auf ein litterarisches Unternehmen aufmerksam gemacht, welches durch seine vortrefflichen Ausgaben von Kant, Fichte und Herbart berühmt gewordenen Gelehrten Karl Kehrbach seit länger als zehn Jahren anbauernd beschäftigt, nämlich auf die Begründung eines Nationalwerkes, welches die Vergangenheit des ganzen deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erzielen lassen soll. Die schwierige Aufgabe, welche sich Kehrbach gestellt hat, und die er mit einer großen Zahl von Fachgelehrten zu lösen hofft, besteht also darin, von dem gesammten pädagogischen Leben des Mittelalters und der Neuzzeit ein möglichst ausführliches Bild zu geben. Zu diesem Zwecke geben er alle wesentlichen Urkunden, welche sich auf diese weise höchst bedeutungsreiche Erforschung des deutschen Volkstums beziehen und größtenteils noch handchriftlich oder in seltenen Drucken in den Archiven und Bibliotheken verborgen liegen, an den Tageslicht zu fördern.
und dadurch für die Entschleierung einer wahrhaft gediegenen Schulegeschichte nüchtern zu machen. Das herbeigeführte Material wird um so großartigere Dimensionen annehmen, als nicht bloß Schulordnungen, Schulgesetze, Bistumsbreviäre u. s. w. berührt, sondern auch pädagogische Blätter, d. i. Abhandlungen zur Pädagogik, Schulfreunde, Ketten über Erziehung eingeführter Personen, z. B. der Fürsten, sowie zusammenfassende Darstellungen gängiger Werken und Monographien bedeutender Pädagogen zur Veröffentlichung gelangen werden. Wir haben es hier dennoch mit einem Werk zu tun, welches an genialer Weitsichtsfähigkeit hinter dem vom Freiherrn vom Stein begründeten, von Herz u. a. fortgesetzten Meisterwerke der Monumenta Germaniae historicorum nicht weit zurücksteht und eine ganz unentbehrliche Ergänzung desselben bildest. Wie wir erst durch die „historischen Monumente“ mehr Klarheit in die scheinbar so verworrenen geschichtlichen Verhältnisse unserer deutschen Vorzeit bekommen haben, so werden wir auch erst durch die „pädagogischen Monumente“ über die tatsächlichen Zustände des früheren Schulwesens befreundende Auskunft erhalten; ich meine, daß selbst die jüngst erschienenen, höchst beachtenswerten Arbeiten von Kempel, Stein und Pausen in gar manchen Punkten eine Modifikation erfahren werden. Was aber die Hauptsache sein dürfte: unzweifelhaft wird die genauere Kenntniss der vorauseilenden Entwicklungsgeschichten der deutschen Schulverhältnisse die weitgehendsten Folgen für unsere jetzigen, vielfach unzulänglich gewordenen Zustände auf diesem Gebiete nach sich ziehen. Darüber aber ein anderer Tag!


Wir empfehlen zum Schluss das großartige und von Nehrreich mit der schärfsten Hingebung übernommene und geleistete Nationalwerk aufs Angelaugestehst! H. J.

Das Helldunkel in der Malerei.


Bibliographische Notizen.


1.


Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Von Dr. Erwin Bälz, Prof. der sin. Med. in Tokio. Tokhama.


registriert, verarbeitet, man kann sagen: ausgiebiget. Der über Wesen und Leben des Weltes, des Individuums wie des Geschlechts, in der Vorzeit oder jetzt, aus irgend einem Zeitalter oder Rasse oder Lande Ausforschung hat will, — hier wird er eine unerschöpfliche Fundgrube haben.


Nord und Süd.


Bei der Redaktion von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.


Grimm, Dr., Der wirtschaftliche Wohle von Deutsch-Ostafrika. Berlin, Walther & Apolant.


Robert, W., Der Traum als Naturphänomen erklärter. Hamburg, Hoffmann & Seipell.

Rohden, Dr. med. Ludwig, Wandertage eines Arztes. Norden und Norderney, Hoffmann Brauns.


Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Draud und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Unerlaubtes Vorenthalten.
CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58° Z R.
Mühlbrunn . . 45° Z R.
Schlossbrunn . . 44° Z R.
Theresienbrunn . . 43° Z R.
Neubrunn . . 48° Z R.
Markbrunn . . 39° Z R.
Rau. Kronquelle 22° Z R.
Polsenquelle . . 47° Z R.
Kaiser Karls-Qu. 34° Z R.

Quellen-Produkte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenprodukte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.
Vor ALLEN ANDERN Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUFS:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. die Gefässe mit

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Crefeld, Görlitz, Kempten i.B., Posen,
Augsburg, Creuznach, Halle a/S., Köln, Remagen,
Baden-Baden, Dortmünd, Hamburg, Landau, Romscheid,
Bamberg, Dresden, Hamm i/W., Leipzig, Saarbrücken,
Barmen, Duisburg, Hannover, Ludwigshafen, Schwerin i/M.
Berlin, Düren, Harburg, Magdeburg, Stettin,
Bielefeld, Düsseldorf, Heidelberg, Mainz, Stuttgart,
Bochum, Elberfeld, Heilbronn, Mannheim, Trier,
Bonn, Ellwangen, Herford, München, Worms,
Braunschweig, Essen, Ingolstadt, Münster i.W., Würzburg,
Breslau, Frankfurt a/M, Kaiserslautern, Nürnberg, Zweibrücken,
Coblentz, Freiburg i/B., Karlsruhe, Osnabrück,
Coburg, M. Gladbach, Kassel, Plauen i/V.,

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul Lindau.
Achtunddreißigster Band.

Breslau.
Vruck und Verlag von 5, Schottlaende'r.
Inhalt des 38. Bandes.

Juli. AinoMt. Fcttrtmvld.

Die Frauen in > römischen Recht i,

1.<7corg Vrandcs in Aapnhagen.

3chaek von "fassio, ein deutsch danischer Dichter ^>>>, 7, 1^>


Unschiidig verurtkeilt. Line Lriminalaeschichtc a>,^ den, siebzenhten

^"ibrlninder, 7^>

Vito und iXni in Vnkarost.

Li war ein Irrthum, Lovelle > '>

?i. 'inrich Lirlich in Verlin.

Robert Franz ,',

Phllipp zu Lulcnbrg in ^tülchen.

Die letzten wetzow. Novelle ^2>,

?l. Haescr in Vneslau ,".

?If>enfabrten in frührer Zeit 1?

.f. IX'nickle in Verlin.

Die Telegrarchie in Veilin l>,...

Da? Fernprechwese» >i^>

saul Noyse in München.

»Line Dante-lecture. Charakterbild in einem ?l^>"?

Alfons Astncr ill Königsberg.

l"yproli-nius in England und Frankreich >>' 5

Paul tindau in Verlin.

Mein Freund Hilarius. Novelle ^
Inhalt des 5. Naudes, —
Emil Pacully in Genf.
Sicotti cicalani 23 ^
Lrich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch <3rilpilv2>s von Jahre ^x25 ^d
Jules verne ^ 2<<
Friedrich Uhl in Wien,
Sie muß mich kusse,, Erzählung 2??
Georg Winter in Hahburg.
Erinnerungen an topold l'o Ranke 205
Bibliographie ,27. 2==,l, ^=n^  
Vibliographische Notizen 155, 2fl. 4N
Zuli 5886.

Inhalt.

Sei

Die Frauen im römischen Recht 53

Erich Schmidt in Weimar.

Alpenfahrten in früherer Zeit 9

Hierzu ein Portrait von Robert Franz,

Vibiliographisch: Notizen. «eogislfi,ilche lüeraur 535

Hierzu ein Portrait von Robert Franz,

Radirung von I. Itühn in München.

Alle vuchhandlungen und postonstoien nehnien jederzeu Bestellungen »n.

Vibliographie^ «... ^2?

Idolf Menzels Illustrationen zu den werfen zrieorichs de« Großen, <MÜ Iluutra»

Vibliographisch: Notizen. «eogislfi,ilche lüeraur 535

Hierzu ein Portrait von Robert Franz,

Radirung von I. Itühn in München.

alle auf den redactionellen Inhalt von „Hild und Süd“ bezüglichen

Beilage zu diesen« ^efte

von

«i›››»!« ?]Ill<» in Hldyoonlg. (M«H de« M>r>«.)
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
f)aul Lindau.
<Mit einem Portrait in Radierung: Robert Franz.>
V r e § l a u.
Druck und Verlag von » chottlaeudor.
Mein Freund Hilarius.
Novelle

— Aeilin. —


2 1?aul liudau in Verl,».

Worden. Wir hatten die Bänke der Vorbereitnngsschnle zusammen gedrückt
und unser Frühstück regelmäßig gewuscht, da jedem von uns die fremde
Küche besser schmeckte als die eigene. Wenn sich auch unsere Schulwege bald
trennten— Hilarins kam auf die Handelsschule und ich auf's Gymnasium —,
so war unsere Kinderfreundschaft gleichwohl bestehen geblieben.
Er war reicher Leute Kind. Ter alte Gauer besaß eine der größten
Zuckerfabriken der Provinz und galt als Millionär. Tie Mutter war oft
kränklich, aber immer unendlich sanft und liebevoll, nicht bloß für ihren
Freunde. Tie jüngere Schwester meines
Frennes' Grte... wurde von Ms Jungen nicht weiter beachtet, sie war uns
zn. 't+iü: 'j¾=eitVi, Geschwister wurden von ihren Eltern sehr verhäschtelt.
Hflarius war der liebevollen Behandlung auch würdig: er war ein überaus
grtgeartetes Kind, immer lustig und nie ein Spielverderber.
Es gab für mich als Jungen keine größere Belohnung, als die mir
nur in den seltensten Fällen versagte Genehmigung, den Sonntag Nachmittag
bei Gauers zn verbringen. Wenn anch mein Auge für die feineren Unter-
scheidungen der Bedingungen des Taseins damals noch nicht besonders geschult
war, so merkte ich doch, daß es bei Gauers viel feiner war als bei uns zu
Hause. Hilarins hatte ein großes Spielzimmer für sich allein, in dem wir
uns nach Herzenslust herumbalgen durften: und wenn man da tzu Buden
geworfen wurde, that es lange nicht so weh wie bei uns. Erst später habe
ich mir klar gemacht, daß in diesem großen Zimmer meines Freundes ein
dicker Teppich lag. Und die schönen Spielsachen! Ta war namentlich eine
stolze Burg mit einer stattlichen Garnison von Zinnsoldaten und einer eben
so erheblichen belagernden Truppen macht, die meine Bewunderung und vielleicht
auch eiu bischen meinen Neid erregte. Gewöhnlich waren wir unser Trei
oder Vier an den Sonntagen bei Gancrs. Es gab Eholade und Kuchen,
wo wir spielten an der Burg, zuften uns, trugen uns "wieder.
verdaueten uns, bis den Magen und amüsierten uns köstlich.
Eine Eigenthümlichkeit fiel mir auf: wenn in meinem elterlichen Haufe
von Gauers die Rede war, so geschah dies in einer besonder!! Weise, die ich
mir nicht recht erklären konnte. Es wurde anders von ihnen gesprochen als
von andern Lenten — drinchans nicht schlecht, aber mit einer gewissen Acht-
lichtigkeit... rechter: gewissen mitleidigen Vorsicht. Ter Scharfsinn des Kindes
witterte das ganz deutlich heraus, aber der kindliche Leichtsinn bekümmerte
sich nicht weiter darum: ich hatte jedoch das klare. Gefühl, daß bei Gauers
irgend etwas nicht stimme.

Eines "Tages herrschte in der unteren Stadtgegeud an der Elbe große
Ausregung. Wir Kinder waren nun neugierig und fragten, was denn geschehen
sei? weshalb die Leute vor dem schönen Ganes'schen Hause, einem Prachtbau
aus dem Anfang des achttzehnten Jahrhunderts, steheu blieben und die Köpfe
zusammensteckten? Aber wir erhielten keinen anderen Bescheid als: „das geht
nichts an!“ Wir schnappten indessen doch genug auf, um zu erfahren,
Mein Freund Kzilarinz. 3

daß Frau Ganer seit gestern Abend verschwunden sei. Und dann hurten
Ivr — wir Kinder hörten ja Alles —, das; ein vom Werder nach der Stadt
wandernder Handwerksbursche der Polizei die Anzeige gemacht hatte: er habe
gestern Abend zwischen 11 und 12 gesehen, daß eine, wie ihm schien, mit
einem Pelz bekleidete Dame über das eiserne Geländer der Strombrücke
geklettert und, ehe es ihm noch möglich gewesen wäre, sie zu erreichen, in
den Flüß gesprungen sei. Er hatte um Hilfe gehm und sofort die Wache
an der Eitadelie benachrichtigt, aber leider waren die Verhältnisse so ungünstig,
das; von allen Nettungsversuchen Abstand genommen werden mußte. Es war
um die Zeit des Neumondes, und tiefe Finsternis; lag ans dem Strome, der
gurgelnd und zischend sich durch die mächtigen steinernen Pfeiler der Brücke
quetschte. Und es war in den ersten Tagen des März. Nach scharfem Winter
war plötzliches Thanwetter eingetreten, und mächtige Schollen trieben die Elbe
hinab. Niemand zweifelte daran, daß die Tanne mit dem Pelz Frau Gauer
gewesen sei, und nach vierzehn Tagen wurde in der That die Leiche oberhalb
Hohenwarthe aufgefischt. Mein Freund Hilarius trug nun einen ganz schwarzen
Anzug, der alte Herr Gauer auch, und Grete ein schwarzes Kleid.

Viel tiefer gingen meine kindlichen Wahrnehmungen nicht. Ich zerbrach
mir nicht weiter den Kopf darüber, was die gute Frau, die immer so liebe-
voll und freundlich zu uns gewesen war, die in den glücklichsten Familien
Verhältnissen, im Uberfluß des Reichthums lebte, von ihrem Manne auf
Hände» getragen wurde und ihre Kinder auf das Zärtlichste liebte, zu dem
verzweifelten Entschlusses getrieben haben könne. Taß es etwas sehr Trauriges
gewesen sein mürbe, merkte indessen auch ich.

Mit unseren sonntäglichen Vergnügungen war es nun vorbei. Ter
Pater verlauste bald seine Fabrik und siedelte mit seinen beiden Kindern nach
Thüringen über, wo er in der Nähe von Eisenach eine Villa erworben hatte.
So verlor ich meinen Jugendfreund gänzlich ans die Augen, und ich dachte
eigentlich nur noch an ihn, wenn ich zufällig durch irgend eine Aeußerlichkeit
an meine Kindheit und früheste Jugend erinnert wurde.

Vor fünf oder sechs Jahren führte mich endlich der Zufall wieder ein-
mal mit ihm zusammen. Er lebte schon seit mehreren Jahren in Berlin,
ohne daß ich darum gewußt hätte. Er hatte sich mit einem erheblichen
Eapital an einem bekannten Berliner Bankgeschäft beteiligt. Aber er ver-
kehrte wenig in Gesellschaften.

Die Stadt Berlin hatte zu Ehren fremder Gäste im großen Saale des
Rathauses eine Festlichkeit veranstaltet, der ich beiwohnte. Nachdem die
Tafel anfgehoben war, trat ein sehr großer schlanker Herr, der mir schon
aufgefallen war, und den ich unwillkürlich aufmerksam betrachtet hatte, als
die übrigen mir unbekannten Gäste, auf mich zu und nannte mir seinen
Namen: Hilarius Gauer. Mit einem Schlage erwachten nun alle meine
Erinnerungen aus früher Jugend. Wir drückten uns herzlich die Hand und
suhnten uns sogleich wieder sympathisch nahe. Ich hätte ihn gewiß nicht


wiedererkannt, wen» er mich nicht angeredet hätte — es waren ja nne nahezu
dreißig Jahre seit unserer Trennung vergangen —, nnd auch jetzt, da ich
wußte, wen ich vor mir hatte, wollte es mir nicht gleich gelingen, in dem
grünen schlanken Manne, der mir gegenüberstand, meinen kleinen dicken Freund
Hiliarius wiederzuerkennen. Er war baumlang aufgeschossen uud mir eine
Handbreite über den Kopf gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war ziemlich blau,
ohne jedoch kränklich zu sein; seine vollen krausen Haare hatten sich ge-
schlichtet und schon vorzeitig am Scheitel gelichtet. Freilich hatte das große
dunkle Auge seinem treuerzigen Ausdruck von früher bewahrt, aber die grau-
samen Jahre hatten ihm doch etwas geraubt: die Heiterkeit aus der Jugend-
zeit, aus der Jugendzeit! Er sah ernst, beinahe schwermüthig laus. Ein
sorgfältig gepflegter brauner Vollbart umrahmte das Gesicht von gutmütigem,
traurigem und vornehmem Ansdrnck. Er war mit Geschmack und der ge-
wohnschaftsmäßigen Eleganz eines Kindes ans reichem Hanse gekleidet.
Abend zusammen, gingen zusammen nach Hause und schieden mit dem Ver-
sprechen, uns recht bald wiederzusehen. Tas geschah denn anch. In der
ersten Zeit vergingen wohl kaum eine Woche, ohne daß wir einen Abend ent-
weder bei ihm oder bei mir oder irgendwo auf neutralem Vodcu gemeinsam
verbrachten hätten; und so sehr mich seine Erscheinung im ersten Augenblicke
überrascht hatte, so vertraulich erschien sie mir nun. Die starken Ver-
änderungen, die ich zwischen dem jungen Bankier von hente und meinen«
Ingendgcspiclen von ehedem zunächst wahrgenommen hatte, verflüchtigten sich
vollkommen, nn als nur zwei-, dreimal zusammen gewesen waren, war mir,
as hätten »vir uns nie auf längere Zeit verlassen.
Wir beobachteten in der Stellung von „FRageu über unsere Erlebnisse
während der dreißigjährigen „Trennung gegenseitig eine gewisse natürliche
Zurückhaltung. Was konnte in der langen Zeit Alles geschehen sein! Wie-
viele Traurigkeiten, die inzwischen durch die lindernde Zeit besänftigt worden
waren, konnten da durch ein unvorsichtiges Wort wieder wachgerufen werden!
Er erzählte mir aber gelegentlich aus freien Stücken, daß sein Vater vor
fünf Jahren gestorben sei; und eines Tages sagte er mir: „Meine arme
Schwester macht mir recht viele Sorge.“ Ta er nichts weiter hinzufügte, er-
fuhr ich auch uicht mehr.
Im Allgemeinen war mein Freund Hiliarius, ohne gerade heiter zu
sein«, doch in guter Stimmung, gennßfrudig uud geunßfähig-, manchmal in-
dessen fand ich ihn auch recht düster. Er hatte sich in der Vehrenstraße eine
sehr behagliche Wohnung eingerichtet und führte ein zurückgezogenes Inng-
gesellcnleben. Unsere Lebensgewohnheiten waren völlig andere geworden. In
dem Kreise, in dem ich mich Wohl fühlte, verkehrte er gar nicht. Er schien
überhaupt kein Bedürfnis! nach irgendwelcher Geselligkeit zu haben: er ging
nur selten in Gesellschaften und entfernte sich immer so schnell wie möglich.
Mein Freund Hilarius. 5
Wir hatten andere Interessen, einen anderen Verkehr und eigentlich nur noch
eine Gemeinsamkeit: die unserer Jugendfreundschaft. Zunächst sahen wir uns,
wie ich schon sagte, ziemlich regelmäßig. Der Sommer löste indessen zeit-
weilig unsere Beziehungen. Im folgenden Winter sahen wir uns weniger,
und, wie es so in der Großstadt geht, die Pausen, die zwischen unseren Zu-
sammenkünften lagen, wurden schließlich immer größer. Aber unser Freund-
schaftlicher Verkehr erstarb darum doch nicht ganz, und jedesmal, wenn wir
uns zusammenfanden, herrschte zwischen uns die alte Innigkeit und Herzlichkeit.
Tiesmal war aber die Pause eine ungewöhnlich lange gewesen.
Er wandte noch immer keinen Blick vom Brett. Er saß unbeweglich
da, das Kinn auf die Rechte gestützt, während er mit den vier Fingern der
Linken auf dem Knie trommelte. Nach einigen Minuten trat ich an ihn
beran und klopfte ihm auf die Schulter. Er blickte auf. Die plötzliche Be-
gegnung schien ihn sehr zu überraschen. Er wechselte auffallend die Farbe
und drückte mir mit verlegener Heftigkeit die ihm gereichte Hand. Tann er-
hob er sich und setzte sich zu mir.
Wir sprachen über dies und das, oder vielmehr ich sprach; denn er
war offenbar von ganz anderen Tingen in Anspruch genommen, zerstreut
und befangen. Nach kurzer Zeit stand er auf und sagte zu mir:
„Wenn Tu nichts Besseres vorhast, begleite mich, ich möchte Tir etwas
sagen, was sich hier schlecht sagen läßt. Es ist mir sehr lieb, Tich getroffen
tz haben. Denn dir Geschichten ist so plötzlich gekommen wäre, hätte ich
Tich sogar unbedingt aufsuchen.“
Wir zählten und begaben uns in die nahegelegene Wohnung meines
Freundes.
Hilarius wurde offenbar erwartet. Die Gasflamme war angezündet, und
auf dem Schreibtisch brannte die Lampe. In der Ecke des eleganten Salons
stand ein Koffer, der vollkommen gepackt war. Der Papierkorb neben dem
Schreibtisch war mit zerrissenen Schriftstücken und Briefen ganz gefüllt.
„Willst Tu auf Reisen gehen?“ fragte ich.
„Ja,“ antwortete Hilarius. „Und der Kopf ist mir entsetzlich schwer,
denn ich habe eine sehr traurige Nase vor mir. Ich muß morgen früh nach
Bonn gehen zu meiner Schwester, sie verlangt dringend nach mir. Sie be-
tagt sich, daß sie nicht rechtlich der Freiheit beraubt werde, und der Arzt,
der den Brief an mich hat gelangen lassen, bemerkt dazu: er glaube, daß
meine Anwesenheit dazu beitragen könne, die ame Kranke zu beruhigen."
„Deine Schwester ist leidend?“ fragte ich.
„Schwer leidend. Die Ärzte glauben, unheilbar. Ich habe mit Tir
everm darüber sprechen wollen, aber eine gewisse Schamhaftigkeit hat mich
abgehalten. Jetzt ist es mir jedoch eine Erleichterung, vor Tir mein Herz
einmal auszuschütten. Unsere Familie ist schwer heimgesucht. Tu erinnerst
Tich wohl, meine arme Mutter hat sich in einem Anfall von Geistesstörung
das Leben genommen.“
6 Paul Tindau in Verlin.
Er blickte einst auf zu dem grünen Odigemälde, das ihm gegenüber hing, und das den gutmütigen und traurigen Ausdruck der Verstorbenen meisterlich wiedergab, und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu:
„Wie lange gedenkst Du in Vonn zu bleiben?” erkundigte ich mich weiter.
„Das kann ich mir allerdings denken, und ich weiß nicht, ob Du Dir nicht zuviel, zumuthest. Du solltest wirklich den Rath eines Mannes der Wissenschaft einholen, ob Dein Beginnen rathsam ist oder nicht.”
Mein Freund Kzilarius?
ganz erschüttert bin und mir beinahe Gewissensbisse darüber mache, dem ärztlichen Gutachten zu leicht Glauben geschenkt zu haben.

„Aber Tu sagtest doch selbst, das; Leine Schwester schwer leidend sei,"

„Ja, weil ich kritiklos das nachschwatze, was die Aerzte sage, vielleicht auch, weil es nur jetzt zur Rechtfertigung meines Verhaltens gegen meine Schwester beaum sein würde, wenn sie Recht hätten. Aber der sonderbare, ja eraustliche Brief meiner Schwester hat mich aus meiner Schlaflheit aufgerüttelt. Und wenn ich mich nun überzeuge, das; meine Schwester Recht hat; das; es wirklich die Umgebung ist, die sie krank macht, dann sollst Tu mich kenne lernen! Tann will ich der Welt eine Geschichte erzähle von Aerzte und Kranken, — eine Geschichte, die fürchterlicher und granfiger sei soll als die töllste Schauersromane!"

„Mein lieber Hilarius,“ nahm ich das Wort, „Teine brüderliche Liebe, fürchte ich, läßt Tir glaubhaft erscheinen, was Tu von Herze wünschen magst. Tas; der Arzt nicht daran denkt, Teine Schwester ohne Grund von der Außenwelt abzusperre, das ersiehst Tu ja aus seiiiem begleitenden Schreiben, in dem er Tich selbst aushort, zur Beruhigung der arme Kranken nach Boni hinüberzukommen."

„Tu keinst ebe die Aerzte nicht,“ fuhr Hilarins fort. „Wenn sie einmal ihre Beute halten, dann lassen sie sie nicht los. Ta schwatze die Thorcn von der Gefährlichkeit der Jesuiten. T» lieber Gott! die sind gewiß nicht die schlimmsten. Tie Aerzte, glaube mir, sie sind die wahre Plage der Menschheit... Aber ich werde selbstverständlich nichts thnn, was irgendwie übereilt wäre. Ich werde nüchterne Sinns die Verhältnisse prüfen, und wen das, was Tu fagst, zutritt — T» magst ja Recht haben —, nn>, so wird meine Anwesenheit wenigstens dazu dienen, meiner Schwester einige ruhigere Tage zu verschaffen. Wird ihr weiteres Verbleibe im der Anstalt als eine inabweiöliche Rothweudigkeit erkannt, so »verde ich wahrscheinlich nach Bonn übersiedeln. Ich mache keine Ansprüche an das Leben, »nd wenn ich mich kaufmännisch nicht mehr beschäftigen kann, so werde ich mich eben anders beschäftigen. Jedenfalls erachte ich es als meine Pflicht, meiner Schwester, die mir am nächste ans der Welt steht, meiner einzig lebende Verwandten, brüderlich zur Seite zu stehen und ihr zu helfen, soweit ich es vermäge."

Wir trennte u»s zu später Stunde, und beim Abschied versprach mir mein Freund, das; er mir sehr bald schreiben werde, wie er die Verhältnisse in Bonn vorgefunden habe.

8 Paul Lindau in Verlin,
Ich las; mir den Wirth des Hauses nennen, begab mich zu diesem und hörte
»uu, daß Herr Gauer ihn dringend gebeten habe, von seinem Aufenthalte
mit Niemand zu sprechen. Allem Anscheine nach beabsichtigte Herr Gauer
übrigens im nächsten Frühjahr nach Berlin zurückzukehren. Er habe einen
Thril seiner Möbel dem Wirth in Verwahrung gegeben, den anderen keil
sich nachschicken lassen.
Aber der künftige Frühling kam, und ich hörte und sah nichts von
Hilarins, Und es kam der Herbst und der Winter, und es verging nach
ein Jahr, — er war und blieb verschwunden. Und es verfloß noch eine
laute Zeit, ohne das; der Verschollene kei Lebenszeichen Vau sich gegeben hatte.
Erst war wenigen Tagen, als ich eines Abends zu vorgerückter Stunde
nach Hanse kam, fand ich auf meinem Tische einen jener großen ländlichen
Briefumschläge, wie man sie zu Actenstücken zu benutzen pflegt, nud schon in
der Aufschrift erkannte ich die schöne regelmäßige Schrift meines Freundes
Hilarins. Ter Brief trug keinen Poststempel und war, wie mir das Mädchen
am folgenden Morgen sagte, von einem Herrn in meiner Wohnung abgegeben
worden. Ich öffnete ungeduldig das Siegel und war überrascht, ein bogen-
langes Schriftstück von meinem Freunde zu findeu.
Ta las ich denn den folgenden Bericht, der mir über das Schicksal
meines Freundes seit unserer Treunnng vollkommenen Aufschluß gab.
Mandan in Tatota, Mitte Februar 1836.
Mein lieber alter Freund!
Ich schulde Tir noch einen Bericht, den ich vor Jahren Tir versprochen
habe. Ich bin nicht dazu gekommen, ihn aufzusehen, weil ich unendlich viel
durchgemacht habe, Ernstes und Heiteres, Schmerzliches nnd Erfreuliches. Ich
wollte Tir aber erst schreiben, wenn das Schifflein meines Lebens aus deu
sturmbequemen Wellen in den ruhigen Hafen eingelaufen sein würde, nnd das
ist erst st'tt verhältnismäßig kurzer Zeit der Fall: und ich wollte Tir erst
schreiben, wenn ich sicher sein würde, daß mein Bericht auch iu Teine Hände
gelandt. Jast habe ich einen zuverlässigen Boten, der nach Teutschland geht
und mir versprochen hat, meine Aufzeichnungen persönlich bei Tir abzugeben.
Und nnn ist es mir ein Bedürfnis, Tir im Zusammenhange „von schreckender
Gefahr zu See und Land und meiner Reifen wundervoller Fahrt“, wie.
glanbe ich, Othello sagt. Langes und Breites zu erzählen.
Als »vir nns an jenem Abende vor meiner Abreise nach Bonn trennten,
drückte ich Tir, wie Tu Tich Wohl erinnern wirst, meine Besorgnis, darüber
aus, ob der Zustand meiner Schwester Gretchen von den behandelnnden Aertzen
auch richtig erkannt worden sei. Tu hieltest meinen Zweifel für unbegründet,
nnd damals hattest Tu Recht, jetzt aber habe ich Recht erhalten.
Mein Freund Kilarius. 9


Der leitende Arzt, Dr. Philippi, bei dem ich wohnte — übrigens ein sehr wohlwollender und vernünftiger Mann —, war über die wunderbare Wandlung in hohem Grade erstaunt; er hielt es indessen für geraten, den Aufenthalt meiner Schwester in der Anstalt, in der sie vor allen verirrenden und aufregenden Eindrücken am geborgensten war, noch etwas zu verlängern, und wir beider waren damit einverstanden, meine Schwester- und ich.

Tu mußt dir übrigens nicht vorstellen, daß diese Pension für Gemüthskranke jenen schauerlichen Charakter hat, den der Laie dem Irrenhause bei zulegt. Dafür war in freundlicher Ansiedelung in der ruhigen Umgebung der Stadt, in der nächsten Nähe des Rheines. In einem freundlichen Hause, das an der Straße liegt, wohnt der Leiter der Anstalt mit seiner Familie und seinen Ärzten. Da hatte ich ein behagliches Innentkomme»
1.0 f>aul lind all in Verl in. —


Nur manchmal inmittcn der stillen Mcht, wenn ich aus irgendwelchen Gründen keine Nuhe finden tonnte, war mir's, als hörte ich aus der Ferne klagende oder geängstigt Laute zu mir dringen . . .


Meine Schwester bewohnte mit ihrer Gesellfchafterin das Erdgeschoß der mittleren Villa, die meinem Fenster gerade gegenüber lag. Im ober» Stock- werk wohnte eine junge Amerikanerin, Miß Sarah Westernborough, die zur Zeit meiner Ankunft noch schwer leidend war und deshalb das Zimmer nicht verließ. Sie bildete sich ein, daß man sie mit de» Speisen der Anstalt ver- giften wolle, verweigerte die Nahrung und war zum Skelett herabgemagert. Ich sah sie zum ersten Mal im Fahrstuhl an einem leuchtenden hellen Sommertage. Ihr schnelles blutleeres Gesicht trug den unverkennbare»
Mein Freund kjilaiius. ^
Stempel schweren Leidens, aber sie sah wunderschön ans. Ich fühlte eine
tiefe innere Bewegung, als ich ihr von meiner Schwester vorgestellt wurde.
Wir knüpften, ich weiss; nicht mehr über welchen Gegenstand, eine Unter-
haltung an und sprachen, ich weiss; nicht wie lange; aber es war mir wahr-
haft schmerzlich, als einer der Arzte sich zn nns gesellte nd mir durch ein
ausdrucksvolles Schließen der Lider in nicht mißznoerstchmdcr Weise an-
deutete, das; es nun an der Zeit sei, die Unterhaltung, die die Kranke au-
regen könne, abzubrechen. Ich erhob mich, und der Arzt gab nun in zarter,
vorsichtiger Weise der Kranken zu verstehen, daß es wohl an der Zeit sei,
jetzt zur Ruhe ihres Zimmers zurückzukehren.
Miß Sarah, die von der ungewohnten Anstrengung in der That etwas
abgespannt zu sein schien, nickte zustimmend und verabschiedete mich mit freund-
liechem Gruß. Ich blieb an der Thir mnses Hafes stehen nd sah ihr
nach, wie der kleine Wagen, in dem sie ruhte, von der Tienerin in die
Ho ustr der mittleren Villa geschoben wurde.
Sie hatte mir's angethan, Miß Sarah; ich konnte an nichts Anderes
mehr denken.
Ich sah sie beständig vor mir: die gebrechliche zarte Gestalt, das schmale
bleiche Gesicht mit der feingeschnittenen Nase, der durchsichtigen Haut, umrahmt
von üppigen, schwarzen Haaren, die in großen Wellen aufgelöst über die
Schultern fielen. Ich sah immer nd immer das tieflange, sehnsüchtige Ange
mit der merkwürdig großen, schwarzen Pupille. Ich empfand mit der Armen
das tiefste Mitgefühl — fo redete ich mir wenigstens ein, nd in diesem
Sinne sprach ich von Miß Sarah mit meiner Schwester und mit den Arztcn.
Aber diese Selbsttäuschung konnte nicht Stand halten, nd in derselben Nacht
noch gestand ich mir, als ich ruhelos auf meinem Lager mich hin- und her-
wart, daß es etwas Anderes, Mächtigeres als Mitleid war, was ich für sie
fühlte: ich liebte, liebte zum ersten Mal in meinem Leben.
Mitten in der Nacht erhob ich mich und kleidete mich wieder an. Ich
öffnete das Fenster und blickte hinüber zu der kleinen Villa, die sich in dem
nächtlichen Tunkel der Umgebung vom Hintergrunde kaum abhob. Ich blickte
hinüber, stundenlang und zwecklos, zu den Fenster» des ersten Stocks, die
durch das gedämpfte Licht einer Nachtlampe matt beleuchtet waren. Ta ruhte
sie jetzt, hoffentlich in erquickendem Schläfe. Ich war überglücklich bei dem
Gedanken, aber zugleich fühlte ich mich auch tief unglücklich.
Sollte mich das Verhängnis; meiner Familie nun auch noch ereilen, zwar
in einer anderen, aber vielleicht noch schrecklicheren Gestalt? Sollte ich mich klaren
und nüchternen Sinnes in eine Geistesgestörte verlieben, deren Instand nach den
Aussagen der sachverständigen Arzte als ein nahezu verzweifelter bezeichnet
wurde? So grausam tonnte das Schicksal nicht sein!
An meiner armen Schwester hatte ich schon die Veubachtung gemacht,
wie mein Wesen gewisse, mir selbst nicht verständliche Eigenschaften besitzt, die
beruhigend und heilkraftig sich bewährt hatten. Wäre ich ein etwas weniger
Es war mir eine unbeschreibliche Genugthunng, daß Miß Sarah Ver-
trauen zu mir zu fassen schien und sich in freundlicher Zuneigung mir geistig näherte. Mit meiner Schwester war sie schon vor ihrer letzten Krisis innig befreundet gewesen, und so ergaben sich unsere häufigen Zusammenkünfte in ungezwungenster Weise und ganz von selbst. Ter Verkehr zwischen uns wurde immer vertraulicher und herzlicher. Wir waren schließlich fast den ganzen Tag zusammen. Schon am zweiten Tage hatte ich vermocht, was die Aerzte seit Monaten durchzusetzen vergeblich versucht hatten. Wir hatten in der Vorhalle der Villa den Frühstüctstisch zu Dreien anrichten lassen. Miß Sarah nahm meinen Arm an nnd setzte sich zu uns. Ich nuthigte sie scherzhaf, wie ei»- kleinstädtischer Wirth, zuzugreifen. Sie ließ sich freilich zunächst ein wenig bitten, aber als sie sah, mit wie gutem Appetit wir unser Mahl verzehrten, sprach sie seit langen Wochen zum ersten Male wieder den Speisen und Ge-
tränken freiwillig zu. Und von nuu ab war sie unser regelmäßiger Gast bei den Mahlzeiten. Sie kam verhältnismäßig ziemlich schnell wieder zu
Kräften; die Schlaflosigkeit wich von ihr, und der rosige Hauch der Genesimg lagerte sich auf ihre Waugeu.
Ich war glücklich, glücklich wie ein Vater, der fein todtkrautes Kind gesunden sieht.
Nach kaum einem Vierteljahr war sie soweit hergestellt, daß sie au
unseren Ausflügen außerhalb der Anstalt zu duc warmen sonnigen Herbst-
tagen theilnehmen durfte. Die wiederkehrende Gesundheit hatte sie womöglich noch verschön, und in der lieblichei Hülle entdeckte ich eine Fülle von Herzsugte und Vornehm-
heit der Gesinnung, wie ich es Dir nicht beschreiben kau». Aus ihrem neu-
gewonnenen Leben erblühte und die wunderbarste Lebenslust. Sie war heiter bis zur Ausgelassenheit.
Um so auffälliger war es nur, uud es beunruhigte mich, als ich sie eine-s Tages recht niedergeschlagen fand. Sie hatte ofseubar geweint.
Ich fragte sie in schonender Weise nach dem Grunde ihrer plötzlichen
Traurigkeit. Uud da gestand sie mir, während wir unter den schattigen Linden auf- und abgingen, daß der Gedanke, uns, meine Schwester und mich, über lnrz oder laug verlassen zu müsseui und wieder allein zu bleibe», bis ihr Vater sie abholen würde, sie so unglücklich mache; uud selbst die Erwägung, gehelit zu den ihrigeu zurückzukehren, vermöge sie nicht heiterer zu stimmen;
Mein Freund Hilarius. Sie habe sich »bei, zu sehr an unseren Umgang gewöhnt, und sie tonne sich nicht vergegenwärtigen, wie sie die dauernde Trennung von uns ertragen werde. Ich blieb stehen, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, sah sie an und sagte ihr:

"Weshalb solle» wir uns deeu trenne»? Wenn Sie es wollen, bleiben wir immer zusammen."

Sie machte keine Bewegung, um ihre Hände den meinigeu zu entziehen. Fragend blickte sie zu mir aus. Sie zitterte ein wenig, ihre reizenden Lippen öffneten sich zu einem glücklichen Lächeln, und die Thräneu traten ihr in die Augen. Als ich sie so vor mir sah, da übermannte es mich. Ich zog sie an mich, schloß sie in meine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wir sprachen kein Wort. Ta horte ich die Stimme meiner Schwester, die nach mir rief; und ich sah nun Greten, wie sie in den Lindenweg einbog. Ich lief ihr entgegen, und übermüthig wie ein Kind umfaßte ich sie, Hüb sie laut lachend vom Hoden auf, küßte sie und konnte nichts Anderes sagen als: „Sarah, meine Braut."

Meine Schwester war viel weniger überrascht, als ich angenommen hatte. Sie eilte zu ihrer Freundin und umschlang sie als Schwester. Sarah war mit ungläubige» Augen ganz betroffen stehen geblieben und uoch immer keines Wortes mächtig.


Aber gerade die Heimlichkeit, zu der wir uns eutschen hatten, erhohle den Reiz unseres Bundes in eigenthümlicher Weise. Ta ruhige Bewußtsein unseres Einseins, gepaart mit der Mthigung, Uur deu Nebrigeu die Scheide- wand der gesellschaftlichen Gepflogenheiten aufrecht zu erhalten, der Zwang, deu wir uns zu unseren wechselseitigen Beziehungen auflegen mußte», und unsere Illchetu» liebergeueuheit — Alles das war ungemein heiter und poetisch. Inzwischen waren sowohl bei meiner Schwester, als auch bei meiner Braut die letzte» Spuren ihrer Krankheit verwischt. Beide hatten sich vollkommen erholt, und die beiden Schwägerinnen, die so starke Berührungs-punkte hatten: die Gemeinsamkeit ihrer idiaikheit, des Aufenthalts, der Pflege, der gleichzeitige Gesundug uud der Liebe zu mir, verbanden sich in immer herzlicher Freundschaff. Wir zimmerten uns unsere Zukunft zurecht, und wir hatten befchlosse», Teutschland, das i» uns so viele traurige (irinnemngen wachrufen mußte, zu verlassen uud iu der Neuen Welt eiu ueues Lcbew auzu-fauge». 
Paul liebte in Verlin.
Meine Braut hatte mich in ihre Familienverhältnisse vollkommen ein- 
geweihlt. Noch am Abende desselben Tages, an dem ich mich mit Sarah 
verlobt hatte, schrieb ich an ihren Vater, der große Minen in Montana und 
beträchtliche Getreidefelder in Dakota besitzt.
Sarah war vor einem Jahre, als sie mit ihrem Vater Europa bereiste, 
ertrankt: er hatte sie urchgedrungen hier zurücklassen müssen, da die Aerzte 
übereinstimmend der Ansicht waren, daß die lange und beschwerliche Reise 
Gefahren für ihr Leben haben konnte. Unter dem Schutze einer alten 
bewährten Dienerin, die Sarah von Kindheit an kannte, war meine Braut 
der Pflege des Dr. Philipp übergeben worden. Für den kommenden Früh-
ling hatte Mr. Westernborough Dr. Philipp seinen Besuch angekündigt, um, 
wen es irgend möglich wäre, seine Tochter mit sich zu nehmen. Es war 
ein großes Opfer, das der Vater seinem Kinde zu bringen hatte, denn gerade 
in dieser Zeit war er von seinen Geschäften unendlich in Anspruch genommen.

Durch die bisher unzugänglichen Gebiete wurde ein neuer Schienenstrang 
gelegt, der für den kommenden Sommer eine abermalige gewaltige Verbindung 
zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean herstellen sollte und völlig 
veränderte Bedingungen des Daseins für die nördlichen Tistricte der Ver-
einigten Staaten schaffen mußte. Jeden Tag stand, wie man ohne Ueber-
treibung sagen darf, ein Vermögen auf dem Spiele, ein großes Vermögen.
Millionen.

An jenem Abend also setzte ich mich an meinen Schreibtisch und schrieb — 
Tu kannst Dir denken, mit welcher Vorsicht — einen langen sachlichen Bericht 
auf meinen künftigen Schwiegervater. Ich fchilderte ihm, unter welchen Um-
ständen ich die Bekanntschaft feiner Tochter gemacht, und wie ich mich in sie 
verliebt hatte: ich sagte ihm, daß sie meine Neigung erwiderte und mit meiner 
Schwester in inniger Freundschaft zusammen lebte: ich gab ihm ein getreues 
Bild meiner Verhältnisse, setzte ihn in den Stand, die Wahrheit meiner An-
gaben zu prüfen, und schloß mit der ehrerbietigen Bitte, mit meiner Schwester seine völlig genesene Tochter nach Dakota begleiten zu 
dürfen und dort um ihre Hand anzuhalten. — Sarah schrieb in denselben 
Sinne.

Der Verkehr mit Dakota war aber zu jener Zeit noch schwerfällig und 
langsam. Vor Weihnachten durften wir die Antwort des Vaters kaum er-
warten. Bis dahin wollten wir unser ruhigen Bonner Aufenthalt, der für 
uns Falles Schreckhafte und Peinliche des Krankenhauses durchaus verloren 
hatte, beibehalten. Wir lebten also unser stilles heiteres Leben für uns. 

Trutz aller Vorsicht, die wir beobachteten, konnte der vertrauliche Cha-
rakter unseres Verkehrs und unserer Absonderung von den Uebrigen nicht un-
bemerkt bleiben. Und an einem Orte wie jenem wird Alles, was vernerrt 
wird, als auffällig und nicht normal aufgefaßt. Es ist nicht zu verwundern, 
die Anstaltsärzte, die den ganzen Tag mit Kranken Verkehren, eine jede 
Erscheinung, die sich ihrem prüfendem Auge darstellt, als eine symptomatische
Mein Freund Hilaiiu?, ^5

Von jener Zeit an widmeten sie mir ihre besondere Aufmerksamkeit. Es machte mir Spatz zu bemerken, wie sie sich mit regster Theilnahme nach meinem Schlaf, nach meinem Appetit erkundigten, mir Weisungen gaben in Betreff der Tät, der Tageseintheilung, der Zerstreuungen, die ich suchte:  

Tie ängstliche Fürsorge der Aerzte und namentlich des Hauptarztes Dr. Philippi für mein Wohlbefinden steigerte sich nach meiner heimlichen Verlobung immer mehr. Tu kannst mir vorstellen, wie mich das belustigte.

Eines Abends war ich besonders gut aufgelegt und konnte mich des Lachens kaum erwehren, als ich wahrnahm, wie der Arzt mich mit immer besorgterem Gesichte musterte. Ich lud ihn beinahe übermüthig ein, mit mir auf mein Zimmer zu kommen und dort nach Tisch den Kaffee bei mir zu trinken, ich hätte Mancherlei mit ihm zu besprechen. Ich hatte einen ge- 
messen Galgenhumor und wollte ihn aufziehen. Der Arzt nahm meine Ein- 
ladung an. Als er mir in meinem Zimmer gegenüber saß, legte er sein 
Genicht in so finstere Falten, daß ich laut anfluchen mußte.  

„Nun, Toctor meiner Seele!“ rief ich vergnügt, „weshalb sehen Sie denn so furchtbar düster aus?“  


„Vielleicht würde es Ihnen dienlich sein, wenn Sie in dieser unfreundlichen Jahreszeit ein wärmeres Klima aufsuchten. Tie mildere Natur, die ver- 
gänderte Umgebung würde Tie erfrischen und zerstreuen,“ 

„Sehe ich aus wie ein Mann, der der Zerstreuung bedarf?“ fragte ich,  

Ich bin niemals heiterer gewesen und habe mich nie froher gefühlt. "

N°"Ib und Lud. XXXVIII, 112. 2
ihr unbegründete Ausgelassenheit ist ein Symptom, das mich ernstlich beunruhigen.

"Nun, und wenn ich schmerzlich und verschlossen wäre, würde Sie das weniger beunruhigen? Würde Ihnen meine gedrückte Gemütsstimmung nicht ebenfalls Besorgnisse einflößen? Wie soll ich es Ihnen recht machen, lieber Doctor?"

"Lassen wir das," gab er zur Antwort. "Eine ernste und traurige Stimmung würde mir unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls erklächerlich erscheinen als Ihr Übermuth, zu dem hier wahrlich keine Veranlassung vorliegt. Aber nicht das allein ist es, was mir in Ihrem Ne-nehmen auffällt. Sie haben gewisse Eigenthümlichkeiten, die mich bedenklich stimmen müssen."

"Welche?" fragte ich.

"Nun, erklären Sie mir z. B. die folgende: Die Villa, in der Ihre Schwester wohnt, liegt unserer Hausthür gerade gegenüber; Sie brauchen nur über den Kiesweg um den Springbrunnen zu gehen, und Sie sind da. Anstatt dessen machen Sie jedesmal einen großen Umweg, umgehen den ganzen Schmuckplatz und schleichen an den Manern entlang."


"So, so," brummte Dr. Philippi vor sich hin. "Und weshalb suchen Sie denn so oft eine verstohlene Ecke im Parle auf und verbleiben da stundenlang in derselben Stellung?"

"Also das ist auch ausfällig?" entgegnete ich, noch immer lachend. "Lieber Doctor, ich befürchte ernsthaft, daß Ihr Vernunft Ihre Beobachtungen allzu sehr schärft und dadurch fälscht. Jedermann hat doch seine Stunden einsamer Grübeleien, nicht wahr? Der Eine macht sie so ab, der Andere so. Ter Eine legt sich auf's Sopha, streckt die Beine von sich und pafft eine Cigarre; ein Anderer geht spazieren und schleudert mit dem Stucke die kleinen Kiesel des Weges vor sich her. Ich hänge meinen Gedanken am liebsten nach und überlege mir, was ich mir zu überlegen habe, am besten, wenn ich mich auf irgend einen entlegenen Fleck mit gesenktem Hopf ruhig hinstelle, abgewandt vom Treiben der Übrigen, und mich um keinen Menschen bekümmere. Ich wiederhole Ihnen aber, wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich auch diese alte Gewohnheit ablegen und nuß mich in den Strinden, in denen ich mit meinen Gedanken allein sein will, in mein Zimmer zurückziehen."
Mein Freund Hil>iiini, ^?

Aber mehr als diese Einzelheiten beunruhigte den Doctor meine gehobene Stimmung. Er hatte ja auch immer, als ich gekommen war. Damals war ich nüchtern und kummervoll; jetzt erblickte er mein glückstrahlendes Gesicht, jetzt hörte er mich oft in meinem Zimmer übertönt singen, und diese rosige Laune, die er sich in Unkenntnis der Verhältnisse nicht erklären konnte, erschien ihm überaus verdächtig! Er wußte ja nicht, was mich so glücklich machte, und so mußte ich ihm mit der Wahrheit Heransücken, ich sagte ihm also, daß meine Freude darum, meine Schwester vollkommen geheilt zu sehen, und die Aussicht, mit ihr vereint später leben zu können, doch wohl schon genügend sei, um meine veränderte Stimmung zu erklären. Aber es sei noch ein stärkerer Grund dafür vorhanden: meine herzliche Freude über die Genesung Sarahs, und endlich und hauptsächlich — meine Liebe zu ihr.


^8 Paul lindau in Verlln.
tung. Auch Ihnen würde es nicht schaden, wenn Sie sich eine kleine Aus-
spannung gönnnten, nnd ich stelle mich Ihnen vollkommen zur Verfügung. Wenn Sie wollen, machen wir jetzt trotz der unfreundlichen Witterung und der turzcu Tage eine kleine Neise zusammen. Vielleicht kann ich Ihnen auch einen Theil Ihrer Arbeiten abnehmen, ich habe ja ohnedies hier nichts Be-
sonderes zu thnn. Und wenn ich auch kein Mediciner von Fach bin, su
ganz und gar laienhaft bin ich doch auch nicht, wie Sie wohl bemerkt
haben werde/."
Mit einem eigenthümlichen blöden Lächeln hörte Dr. Philipp! mich an.
mit einem Lächeln, das meine Wahrnehmungen leider nur noch bestätigen
mußte. In seiner Antwort kam er ans meine Vorschläge gar nicht zurück,
sondern ging sofort mit der den Geisteskranken eigenthümlichen Beharrlichkeit
auf sein Thema über: anf seine angebliche ,Ertenntniß meiner Erkrankung.
„Sie müssen den täglichen nnd stündlichen Verkehr mit den beiden
Tamen etwas einschränken," sagte er wiederum.
Tas war nuu einmal sein Steckenpferd. Ich erhob Widerspruch da-
gegen in maßvoller Weise, aber der Toctor wurde darüber so aufgeregt,
daß ich einen heftigen Auftritt befürchten mußte. Ich lenkte also ein und
versprach ihm, daß ich mich auch in dieser Beziehung seinen Wünschen unter-
orden wolle.
Und es war mir Ernst mit meinem Versprechen. Tenn ,ich wußte ja
daß die Antwort meines Schwiegervaters Westernborough nun nicht mehr
lange auf sich warten lassen tonnte; in vierzehn Tagen bis drei Wochen
mußte dieselbe bei uns eintreffen.
Am anderen Tage erzählte ich den Tamen die seltsame nnd unheimlich».
Scene, die sich in meinem Zimmer abgespielt hatte. Meine Braut und
meine Schwester hatten ebenfalls schon wahrgenommen, daß es mit dem
Toctor nicht ganz richtig sei. Sie belobten mich wegen meines schonenden
Mein Freund Hilarius. Verhandelt ihm gegenüber. Wir verabredeten, daß wir uns bis zum Eintreffen der Antwort meines Schwiegervaters den Zwang auferlegen wollten, uns weniger zu sehen.


Die Tage des Wartens krochen langsam dahin. Die Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwester fehlte mir unendlich, und dies verstimmte mich tief.


So hatte sich zwischen uns ein vollkommen verändertes Verhältnis; herausgebildet. Ich fühlte für den unglücklichen Mann tiefes Mitleid, und er hegte in seiner Erkrankung das tiefste Mißtrauen gegen mich. Allmählich meinte er sich nun auch an, mir gegenüber eine Autorität geltend zu machen, zu der...
20 Paul Lindau in Berlin.
Ich war nicht sein Patient, ich war sein Miether; ich war zuvorkommend und artig gegen Jedermann im Hause, ich fügte mich vollkommen in die Gewohnheiten des Hauses, zeigte mich für, die Aufnahme so dankbar, wie es mir möglich war, und erfüllte alle Verbindlichkeiten. Ich durfte also den Anspruch darauf erheben, ebenso höflich und ebenso freundlich behandelt zu werden, wie ich die Andern behandelte.

Jetzt aber fiel es dem Arzte bei, mich von Zeit zu Zeit anzuhäufen, als ob ich sein Untergebener sei. Er forderte mich in beinahe schroffer Weise auf, das Zimmer zu verlassen, wenn ich keine Lust dazu hatte: er verbot mir gewisse Speisen und Getränke, die mir behagten — kurz und gut: er that alles Erdenkliche, um mich rebellisch zu machen. Aber ich entwickelte eine Langmut, die die äußersten Grenzen des Menschenmöglichen erreichte, immer durchdrungen von dem Gefühl, daß ein Niedauerungswerther, der nicht wußte, was er that, mit mir seine lästigen Versuche vornahm. Wie mein Widerspruch, so reizte ihn schließlich jedoch auch mein Gehorsam; er ärgerte sich darüber, daß ich that, was er wollte, und er fing nun mit kleinen Chicanen an.


Sudann veränderte er, ohne daß ich im Geringsten den Wunsch danach geäußert hatte, die Vorhänge in meinem Zimmer, unter dem Vorwand, daß sie gewaschen werden müßten. Um Vorwände, die gauz plausibel klingen, sind die Kranken dieser Art ja nie in Verlegenheit. Tic Vorhänge waren vollkommen sauber . . .

Aber ich will Ihnen nicht mit andern läppischen Einzelheiten langweilen. Der Toctor führte eben gegen mich einen kleinen Krieg mit den kleinsten Mitteln. Ich bezwang meinen Unwillen, die beständigen Quälereien erregten mich indessen doch schließlich eingeräumt; und wie befreit atmete ich aus, als mir der Tiener eines Morgens einen Brief mit englischer Aufschrift und amerikanischem Poststempel überreichte.

Mein Schwiegersohn schrieb mir genau so, wie ich es erwartet hatte.
Mein Freund Hilarius. 2^

Bei der großen Entfernung, die uns von einander trennte, und bei der völligen Nenntniß der veränderten Verhältnisse war es natürlich, daß er einige Besorgnisse darüber empfinden mußte, ob das, was Sarah und ich ihm geschrieben hatten, auch dem Thatbestand vollkommen entspräche. Er hoffte zu Gott, daß ich mich nicht getäuscht hätte, und er fügte hinzu, daß er sich zu dieser Hoffnung berechtigt glaube, dcum der ruhige überzeugende Ton meines Briefes lasse ihn kaum «och an der Erfüllung feines sehnnlichsten Herzenswunsches zweifeln. Er würde alfo vollkommen eirverstanden damit sein, daß ich mir meiner Schwester seine Tochter nd deren Dienerin über's Meer nach der Heimat begleitete. Tie unerläßliche Vorbedingung sei jedoch die, daß die Aerzte ihre vollkommene Genehmigung dazu eltheilten. Er habe zu Dr. Philippi das unumrändteste Vertrauen, und wenn dieser einverstanden sei, so werde er glücklich sein, sein Kind bald wiederzusehen und mich kennen zu lernen. Er wolle nnd das Glück seines geliebten Kindes, wir würden uns daher über alles Andere sicherlich verständigen.

Beim Lesen des Briefes bemächtigten sich meiner getheilte Gefühle. Ich war beglückt, zwischen den Zeilen die Zustimmung des Mr. Westernbourough zur Verbindung seiner Tochter mit mir zu lesen; aber ich war auch einigermaßen beunruhigt bei dem Gedanken, wie sich Philippi zu der Sache stellen werde. Ich wollte keinen übereilten Schritt thun, Alles sollte weislich überlegt und berathen werden.

Wohl eine Stunde hatte ich in ihn hineingesprochen, ohne daß wir vom Flecke gerückt wären. Meine Geduld war langst bis auf die Neige erschöpft. Aber aus Schonung für ihn wollte ich es noch immer nicht aufgeben, die Sache gütlich zu Ende zu führen. Da verlor auch er schließlich die Geduld und sagte unwirsch:

"Nun lassen Sie es gut sein, die Sache ist abgemacht! Ich werde nicht nur nicht meine Erlaubniß dazu ertheilen, daß die Damen das Haus verlassen, sondern ich werde durch die befugte Behörde feststellen lassen, wie es um Ihren Gesundheitszustand beschaffen ist, denn ich halte Sie jetzt für gemeingefährlich."

Vergegenwärtige Dir nun meine Situation, vergegenwärtige Dir all die mannigfachen Aufregungen, die ich in den letzten Tagen durchgemacht hatte, die erzwungene Trennung von meiner Braut und meiner Schwester, der unheimliche Verkehr mit einem Kranken, der mich für tränt hielt, die langen Stunden grübelnden Alleinseins, die kleinen Neckereien und Chiccmcn, die ich zu erdulden hatte, die Schlaflosigkeit, von der ich gepeinigt wurde, die beständige Heuchelei, zu der mich das Mitlief zwang, und nun als Gipfel aller dieser Erregungen die äußerste Gewaltthätigkeit von Seiten dieses schwerkranken Menschen, dessen Krankheit noch nicht erkannt worden war, und der kraft seiner Stellung die Macht besaß, drei Menschen, die Niemand etwas zu Leide gethan, der Freiheit zu berauben, — eine Macht, wie sie ohne den Spruch der Nichter neinem anderen Menschen gegeben ist, und von der nun der Innern Gebrauch machte, um unser Lebensglück zu zerstören! Als alles das vor meine erregte Seele trat, da verlor ich auf einen Augenblick meine Selbstbeherrschung. Ich riß die Maske herunter, sprang auf, schlug ans den Tisch und sagte mit donnernder Stimme -

"Ich werde Sie zwingen, meinen Willen zu thunü Lassen Sie es nicht zum Aeußersten kommen, Sie würden es, bitter zu bereuen haben."

Philipp! wollte mich beruhigen. Er mich! Aber ich bestand nun auf meiner Forderung, und da er in seinem unsinnigen Widerstände beharrte, und da ich alles Elend vor Augen sah, das durch diesen Unglücksmenschen ange richtet wurde, da verwirrten sich meine Gedanken, es kochte und brauste in mir, und im Augenblick äußerster Überreizung überkam mich blinde Wuth. Ich packte den Unglücklichen an der Kehle, packte ihn fest und rief mit gebieterischer Stimme:

"Elender, unterschreib!"

Aber schon im nächsten Augenblicke war mir die ruhige Besinnung wiedergekommen. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schämte mich wirtlich.

Der Toctor war bleich. Er schluckte schwer und antwortete kein Wort. Ich bemerkete aber sehr wohl, wie er sich, ohne mir den Nuckhen zuzuwenden, langsam von mir entfernte, an den Schreibtisch trat und den Knopf der
Mein Freund Hilariuz, -3
elektrischen Glocke drückte, die dort angebracht war. Gleich darauf erschien
der Oberwärter.
Ich war gespannt, was sich nun Wohl ereignen sollte.
Philippi sagte ruhig: „Rufen Sie zwei Wärter und sorgen Sie dafür, daß Herr Gnu
er isoliert wird.“
Höhnisch lachte ich auf. Das war denn doch zu arg! Ich sollte mich
abführen, von zwei rohen blödsinnigen Kerlen in eine Zelle sperren lassen,
blos weil ein wahnsinniger Arzt es ihnen befohlen hatte! Das überschritt
denn doch die äußersten Grenzen der Lümmuthung.
Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich war außer mir. Ich schrie ihm
tengegen, daß ich mich auf’s Außerste der Gewaltthätigkeit widersetzen würde.
Man überwältigte mich und knebelte mich. Nun raste ich allerdings wie ein
Wahnsinniger über diese unmenschliche Behandlung . . .
Was dann mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht mehr.
Ich weiß nur, daß ich, als ich wieder zu mir kam, mich in einem
kleinen Zimmer ohne Möbel mit vier nackten Wänden befand. Alle Glieder
schmerzten mich. Ich hatte mir die Knöchel durchgeschlagen. Ich war in einem
bejamernswerten Zustande und fühlte mich so elend und schwach, so nament-
lös Hülflos und unglücklich, daß ich nun wirklich in tiefe Schwermut!) versank.
Ist das denn wirklich möglich in unserer civilisierten Welt? fragte ich
mich. Und gibst es denn gar keine Rettung? Ich bin doch so klar wie
ein Mensch nur sein kann! Was ich verlange, ist doch so berechtigt wie
nur möglich! Und mir darf man das anthun, und ich darf mich nicht be-
klagen? Weil ich gerade hier bin, wird jede Beschwerde von mir von vorn-
herein als unberechtigt abgewiesen! Stehe ich denn außerhalb des Gesetzes?
außerhalb der Ordnung der Dinge? Und mir darf man das anthinn, gerade
mir? Wahrhaftig, wenn das so weitergeht, dann verliere ich den Verstand.
Tiefer Zustand währte ich weiß nicht wie lange: ich erinnere mich nur,
dafs ich einen münderwindlichen Widerwillen gegen das Essen hatte. Dabei
hörte ich, so klaren Sinnes, wie ich jetzt klaren Sinnes bin, daß die Aerzte
darüber bernthschlagten, auf welche Weise mir Wohl das Essen am zweck-
mäßigsten gewaltsam beizubringen sei. Sie hielten ja Alles für Wahnsinn!
Ich hatte einfach keinen Hüger, ich war schwach zum Umfallen, und mein
Körper verlangte nicht nach Nahrung.
Das gelbgetünchte Zimmer mit der dicken Scheibe hatte ich verlassen
dürfen. In meine frühere Wohnung hatte mich indessen der Arzt nicht
wieder aufgenommen. Er hatte mir ein besonderes Zimmer angewiesen,
weil ich angeblich beständig beaufsichtigt und mit besonderer Sorgfalt ärztlich
gepflegt werden müßte. In der Beziehung hatte er auch wohl Recht, denn
nun war ich ja trank. Ich war nicht geisteskrank, wie Dr. Philipp! meinte,
aber körperlich elend war ich.
2H - f>an! lindau in Veilin.
In einem merkwürdigen traumhaften Halbwachen duselte ich von einem
tage zum andern. Ich sprach nun kein Wort mehr und gab auf keine
frage Antwort. Wozu hatte mir das Sprechen genützt?
„Mnismus,” sagte der eine Arzt zum andern, als sie an meinem Lager
standen.
Auch mein Schweigen galt ihnen als ein Symptom meiner Ertrankung.
Sie Alle wollten gar zu gern wissen, woran ich dachte, die Wärter und
die Arzte; aber ich sagte es Niemand. Es war nur ein Gedanke, der mich
Tag und Nacht beherrschte: bei erster Gelegenheit meine Schwester und meine
braut zu befreien und gemeinsam zu fliehen. Tas wollten fie von mir
herausbekommen, und deswegen fragten sie mich, deswegen legten die Thoren
das ohr an meine Brust. Aber ich wollte es ihnen nicht sagen, und des-
wegen schwieg ich.
Ich war indessen noch immer so schwach, das; ich mich nicht auf den
Beinen halten konnte. Mehrmals machte ich den Versuch aufzustehen, und
die Wärter wollte mir auch beim Ankleiden behülflich fern; aber ich mußte
den Persuch immer wieder aufgeben, ich schüttelte den Kopf und legte mich
wieder nieder.
Eines Nachts erwachte ich plötzlich. Ich fühlte längst entwöhntes
behagen. Ich reckte und streckte mich. Mir war, als sei ein' Wunder mit
mir geschehen. Ich hatte die Empfindung, als ob mir die Gesundheit auf
einmal wiederergegeben sei. Ich richtete mich auf, vorsichtig, denn ich traute
der Empfindung noch nicht recht. Aber siehe da, es war wirklich so, ich
hatte meine Kräfte wiedergewonnen, ich war wie verjüngt. Ich stand auf
und trat an das Fenster. Mein Zimmer lag im hohen Erdgeschoß. Das
Schloß an der Thür, die nach dem Flur führte, hatte von innen keine Klinke,
fo daß ich die' Thür nicht öffnen konnte. Außerdem hätte ich den Eurridor
nicht betreten können, ohne von einem der Wärter gesehen zu werden, und
endlich hätte ich ans diesem Wege mich das Haus nicht verlassen können, da
die Hausthür fest verschlossen war.
Auch der Weg aus dem Fenster stand mir nicht frei. Das Feusterkreuz
war ganz von Schmiedeeisen, breit und schwer, mit großen Verzierungen.
Tiefe Schmiedearbeit war eben nichts Anderes, als ein schamhafter Ausdruck
der Vergitterung. Ich öffnete behutsam das Fenster und versuchte, ob ich
mich durch eine der Öffnungen, welche die schmiedeeiserne Einfassung frei lief;
hindurchzuwangen könnte. Aber das war unmöglich. Ich packte nun die
eiserne Verkleidung rund rüttelte mit aller Macht daran.
Und »uu kam über mich jene übermenschliche Kraft, wie fie die Vor-
sehen dem Sterblichen in Augenblicken der Verzweiflung gewährt. Ich
rüttelte und rüttelte. Und ich hörte nun, wie der Kalk herabprasselte. Und
ich fühlte nun, wie das schwere Fensterkreuz aus den festgemauerleu Fugen
sich lockerte. Noch eine letzte Anstrengung. Und mit dumpfem Schall fiel
es auf den Sand.
Mein Freund Hilarius. 25
Ich war ganz außer Atem, und dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirn. Ich hielt den Atem an und hörchte. Alles war und blieb still.
Jetzt kleidete ich mich an, kletterte auf das Fensterbrett und sprang in den Garten hinab.
Ich schlich mich zu der mittleren Villa und klopfe leise an das Fenster meiner Schwester.
Wunderbar, sie schien ans mich gewartet zu haben. Sie hörte mich sogleich und ließ mich ein, ohne ein Wort zu sagen. Es bedurfte keiner Verständigung unter uns. Sie schlüpfte die Treppe hinauf, und es war wohl kaum eine halbe Stunde «ergangen, so waren wir drei, völlig angekleidet, in dem stockfinster«. Garten, Sarah, meine Schwester und ich. Tic. Dienerin meiner Schwester war nicht einmal in ihrem Schlaf gestört worden. Sarahs amerikanische Begleiterin war meiner Brant beim Ankleiden behilflich gewesen; sie wollte sich schlafend stellen, was konnte man ihr anhaben?
Es war etwa fünf Uhr Morgens, als wir in den Anlagen vor der Stadt zusammen waren — frei!
26 f-a> lindau in Veilin.

mehr verlassen konnte. Auch die Tamen wurden trank. Der Schiffsarzt,
den ich mir kommen ließ, erkannte mit jenem Scharfsinn, der den Aerzten
eigenthümlich ist, in meinem Leiden eine einfache Seekrankheit. Ich wußte,
 daß es etwas Anderes und Schlimmeres war. Es war ja natürlich, daß
all die fürchterlichen Aufregungen sich rächen mußten. Ich befand mich in einem
Zustand der äußersten Schwäche. Ich war körperlich so matt, daß ich auch
geistig in unbehaglichem Halbzuwulstsein dahin dämmerte. In diesem willenlosen
Halbwachen wurde ich vom schrecklichem Fieberwahn auf's Außerste gepeinigt.
Ich sah mich wieder in der Anstalt von Bonn. Ich war da noch
immer in demselben Zimmer, unempfänglig gegen Alles, was um mich vor-
ging, stumm, stumpf und dumpf. Und in diesen wachen Haltraum hinein
spielten wunderlich und beängstigend gewisse Erinnerungen an thatsächliche
Vorkommnisse. So war mir z. V., als ob ich in der dunklen Nacht plötzlich
aufgestanden wäre, das Fenster geöffnet und den Versuch gemacht hätte, die
eiserne Vergitterung gewaltsam herauszudrücken. Diesmal verlief es aber
anders als in der Wirklichkeit. Tie solide Arbeit der Maner widerst
meinen übermenschlichen Anstrengungen. Mein Stöhnen hatte die Wärter
ans dem Schlafe geweckt, sie traten in das Zimmer herein und legten mich
nieder in's Vett. Und ich hörte, wie am andern Morgen die Wärter in
meiner Gegenwart Bericht erstatteten, was in der vergangenen Nacht geschehen
sei, und Philippi, der noch immer Arzt der Anstalt war, obgleich ihm der
Wahnsinn aus den blauen Augen leuchtete, schüttelte nachdenklich den Kopf
und sagte zu de» Co liegen: „Ick) kann die Verantwortung nicht mehr allein
tragen, ich muß den Vehörden Anzeige machen.” Und dann hörte ich auch
etwas von „Entmündigung” sprechen, und in meinem Fiebertraum wurde dieser
Trotz auch Folge gegeben. Man lud mich vor ein Collegium von ver-
schiedenen Leuten, die ich nicht kannte: mau stellte Fragen an mich, die ich
natürlich nicht beantwortete, ihrz und gut: ich träumte mit einer so fürchter-
lichen Lebhaftigkeit, daß sich die Grenzlinie zwischen der Wirklichkeit und den,
Traume völlig verwischte. Ich wußte kaum noch: ist das die Wahrheit, was
ich jetzt träume, und ist es ein Traum, was ich für die Wahrheit halte?
Wie steht es denn nur um mich? Vi» ich hier im Schiff, bin ich in Bonn?
Was ist denn mit mir geschehen? Es lag schwer, eentnerschwer auf mir.
Ein Unglücksfall rüttelte mich aus dieser Schwere auf. Unser Schiff war im Nebel mit einem anderen zusammengestoßen nnd
hatte ein starkes Leck erhalten. Ich hörte das Getrampel über meinem Kopfe,
ich hörte, wie die Pumpen vergeblich arbeiteten, denn das Wasser drang immer
mächtiger in das Schiff ein. Neben mir raschelte es wie die Ratten. Alle
reteten sich auf das Teck. Mich Armen hatte man vergessen, und ich war
zu schwach, um mir zu helfen. Und das Wasser stieg nnd stieg, es war
schon in meine Kajüte eingedrungen. Ich klapperte mit den Zähnen. Es
stieg immer mehr. Ich hörte, wie die Rettungsboote niedergelassen wurden,
Meine Schwester und meine Braut hatten sich energisch geweigert, dieselben
Mein Flunü Hilarius. — 2?
zu besteigen- sie wollten, daß ich zuerst gerettet weiden sollte. Ich hatte die
Besinnung verloren, ich sah nur noch verschwommene Umrisse, die wie Nebelbilder
zerrannen. »
Und dann sah ich nichts mehr.
Als ich wieder zu mir kam, lag ich in dicke wollene Decken eingehüllt
in einem Hospital zu New-Ijort. Was mit mir geschehen war, wußte ich
nicht und habe es auch nie erfahren. Tu kannst Tirk denken, daß wir nicht
gem davon sprechen. Sarah und Gretchen schaudern bei dem Gedanken an
unsere furchtbare Fahrt, und meine Sinne waren umfangen. Aber die
Empfindung des steigenden kalten Wassers, — die ist mir geblieben, und noch
jetzt fühle ich bei dem bloßen Gedanken daran eine unerträgliche Kälte, und
ein Schauer überläuft mich.
Taut der hingebenden Pflege meiner Braut und meiner Schwester, die
durch den Unverstand der Aerztc nicht erheblich beeinträchtigt wurde, war ich
nach etwa zwei Monaten soweit wiederhergestellt, daß wir nun daran denken
tonnten, auf unser Reiseziel loszusteuern.
Wir hatten beschlossen, meinem Schwiegervater von unserer bevorstehenden
Ankunft keine Kenntnis zu geben. Ich wußte ja, daß Philipp! ihm geschrieben!
durchsteuern, daß er ihm über unsere Flucht in seiner Weise Bericht erstattet haben würde. Wir wollten meinem Schwiegervater unvorbereitet gegenüber treten, wollten ihm sagen- Hier sind wir, nun
unmittelbar selbst, ob wir die Kranken finden, als die man uns schildert. Solltest
Tu bei uns irgendwelche Anzeichen wahrnehmen, die das Gutachten des
unglücklichen Philippi bestätigen, nun wohl, so versprechen wir Tirk, aus
freien Stücken dahin zu gehen, wohin Tu uns schicken magst. Beurtheile
uns vorurtheilsfrei.
Zu jener Zeit war nun die große Linie, die St. Paul in Minnesota
mit Portland in Oregon verbindet, fertiggestellt worden. Die Einweihung
war in der allerfeinsten Weise vollzogen worden. Der Präsident Henry
Villard hatte aus Teutschland und England eine Anzahl von bekannten
Persönlichkeiten zu Gast geladen und feierte in einem Triumphzug, sonder-
gleichen mit dem Gäste dieses neue und großartige Werk menschlicher
Kühnheit und menschlichen Unternehmungsgeistes. Alle Zeitungen waren voll
davon. Ich las während meiner Erkrankung die Berichte über die Eröffnungs-
feierlichkeiten der Northern Pacificbahn mit wahrer Begeisterung, Tu neue
Schienenstrang durchschnitt just die Gebiete, in denen mein Schwiegervater
seine Besitzungen hatte- Tatota und Montana . . .
Inzwischen hatte ich mich mit reichlichen Geldmitteln versehen. Von
New-Ijort aus hatte ich meinem Geschäftspartner ein «abletelegramm ge-
schickt und ihn um Beglaubigung bei einem großen New-Ijorter Hause bis
durch die Höhe von 250 000 Dollars gebeten. Ich war entschlossen, einen Thel
28 Paul Lindau in Veilü»
dieses Capitels in Ankäufe der neunserlosenen Gebietstheile anzulegen, wo-
möglich in der numittelbaren Nachbarschaft meines Schwiegervaters.
So brach denn unser kleiner Hansstand, der nun sechs Personen zahlte —
nns Drei, einen Diener und zwei Dienerinnen, — an einem schonen Sep.tembe»
tage auf nach dem Westen. Die Reise war überreich an Genüssen ausser-
lesenster Art. Wir ließen die unvergleichlichen Wunder der Natur und die kaum
weniger erstaunlichen Wunder der Menschen voll ans uns wirken. Wir besuchten
die Fälle des Niagara, blieben einige Tage in dem wie durch einen Zauber
geschaffenen Chicago und fuhren dann nach Minnesota, nach St. Paul hinauf.
Von da machten wir einen Ausflug nach dem benachbarten wundersfullen See
von Minnetonka und »erbrachten da einige himmlische Herbsttage. Nun
traten wir die lange ziemlich einförmige Fahrt durch die unermüblschen Strecken
von Dakota an. Dn kannst Dir nichts Unglaublichs vorstellen, als dieses
Weideland, als diese Städte, die wie die Pilze ans dem Boden schießen;
gestern noch ein paar Hütten, heute bedeutende Handelsplätze mit allen Ein-
richtungen der modernen Großstädte: mit elektrischer Beleuchtung, Pferdebahn
und beinahe ebensoviel Druckereien wie Einwohnern.
Es war in den letzten Tagen des September, als wir unser Ziel
erreichten: die Hauptstadt von Dakota, die den Namen unseres großen Kanzler»
führt, Bismarck. Von der früheren Hauptstadt Maudan ist Bismarck nur
durch den Missouri getrennt, über den eine mächtige massive Brücke für die
Nord-Paeifiebahn geschlagen ist.
Mein Schwiegervater wohnte in Mondän. Mit merkwürdigen Em-
pfindungen machte ich mich auf den Weg. Tie Damen mit ihren Be-
gleiterinnen hatte ich in Bismarck zurückgelassen. Es ist in der That eigen-
thümlich, zum ersten Male einem Manne gegenüberzutreten, der voraussetzen
muß, daß man sich ouch im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte befindet, und
ihn sagen zu müssen: ein Geisteskranker ist allerdings leider im Spiele, aber
es ist der Arzt?
Was soll ich Dich nun mit den Schilderungen der Einzelheiten ermüden?
Mein Schwiegervater merkte sehr bald, mit wem er zu thun hatte. Wir
drückten nns die Hand, wir umarmten uns, und am 15. October wurde in
Mandan die Ehe zwischen Sarah und mir geschlossen.
ich glücklich bin?
Es giebt leinen glücklicheren Menschen auf dieser Welt. Ich liebe meine
Frand von ganzem Herzen, und sie liebt mich. Der scharfe Hauch dieser
mächtigen Natur hat an ihr wie an meiner Schwester wahre Wunder gethan.
Und auch an mir. Dn solltest mich sehen: im wollenen Hemd, mit drei
kräftigen Hut, die Hosen ibden Schaft des Stiefels gesteckt, sonnengebrännt,
mit ,hartgearbeiteter Fanst, Du würdest den bleichsnchtigen Großstädter von
ehedem nicht wiedererkennen!
Nebenei ist es mir geschäftlich über alle Begriffe gut gegangen. Ich
nenne Dir absichtlich leine Zahlen, denn Dn würdest glauhen dürfen, daß ich
Mein Freund Marius, 29
von der amerikanischen Krankheit des Uebertriebens doch ein bischen angesteckt
bin. Aber glaube mir, ich bin ein reicher Mann. Ich besitze mehr als die
meisten regierenden Fürsten in Teutschland. Und ich habe Freude an meinem
Neichthum, weil ich damit Gutes schaffen kann. Auch Du, mein alter lieber
Freund, sollst nicht leer ausgehen. Ich kann Dir übervon meinem Ueberflusse
mehr geben, als Du je gebrauchen wirst, um nach deutschen Begriffen ver-
schwenderisch Dein Leben zu Ende führen, und ich merke dos nicht. Schlägst
sich Dein Zartgefühl, die Freundschaft anzunehmen, nuf gut, so verwerfe
Diede Summe, die ich Dir zu überweisen gedenke, zu wohlthätigen Zwecken.
Tentle besonders an die armen Irren und leite eine kräftige Agitation ein, die
darauf abzielt, daß die Befähigung der Aerzte einer schärferen Prüfung
unterworfen werde. Denn wieviel Unheil diese Unglücksmenschen anrichten, —
man muß es selbst erlebt haben, um es zu glauben! Es ist nicht die Nachsucht,
die mich zu denne Zeilen veranlaßt, es ist die allgemeine Liebe zur Mensch
heit. Wer glücklich ist, der ist auch gut, und ich bin ja glücklich. Aber
es gibt kein vollkommenes Glück. Das haben alle Tenker, die
je gelebt, gesagt; und es ist kein Zufall, daß fie es gesagt haben, denn es
ist ein sehr tiefes Wort. Mein Unglück ist meine Vergangenheit in
Bonn.
Wenn ich Herr meines Willens bin, dann darf ich mich mit stolzem
Munde nieues ungetrübten Glückes rühmen: wenn aber der Wille ruht, im
Schlaf, im Traume, dann fühle ich mich oft recht elend. Ich träume immer
denselben fürchterlichen Traum: ich bin immer wieder in Bonn: ich liege zwar nicht
mehr im Bett, es geht mir besser, aber Ich rede irre, mein waches Glück ist nur
ein Traum, ist mir der Traum eines Wahnsinnigen: in Wahrheit bin ich
wirklich krank, irant gemacht durch die gewissenlosen Aerzte, die nichts ver-
stehen: alle die Niechtühner, über die ich verführe, sind eingeblendet: ich bin
nie in Dakota gewesen, ich habe mir das nur so zurecht fabulirt, ich bin
noch immer in Bonn, noch immer trank, schwer krank, wenn auch mit logischem
Tenten.
So träume ich, und ich träume so unheimlich lebhaft, daß ich mich im Traum
immer wieder frage: Ist es den möglich, daß dieses Traumgebilde nicht die
schreckliche Wahrheit selbst ist? Ist es denn wahr und wirtlich, daß ich
glücklich bin, der geliebte Gemahl der schönsten Frau, der Gebieter über
unermeßliche Getreidefelder, die mir viel einbringe, daß ich nicht reiß,
was ich mit meinem Golde anfangen soll? der glückliche Bruder von Gretchen?
Wo ist Trug, wo ist Wahrheit?
Aber allmählich zerrinnt das beängstigende Traumgesicht, ich erlange den
Willen wieder, ich erwache und bin wiederum der Glückliche, der ich in Wahr-
heit bin. Nur Eines ist und bleibt mir auch in wachem Zustande unerträglich;
die Erinnerung an das kalte Wasser. Ich habe das Empfinden, als ob man
mich in feuchte Laken einschläge. Das ist gewöhnlich das Ende meines
31) jaul lindau in Verlin.

Traumes. Wenn ich dann erwache, glühe ich, aber die Erinnerung an die schauernde Kälte läßt mich nicht los. Das sind die Narben, die mir von der grausamen Verwundung in Bonn geblieben sind.


Der beklagenswerthe Main, hadde noch immer te>e Ahnung von seiner
Mein Freund Illarius, 3^ 
In treuer Herzlichkeit
Tein ältester Freund
Hilarius.”
Nild und -ud. XXXVIII., 1. 2. 3
32 — jaul liiidlus in Verl in.

Ter Morgen graute, als ich die lange Schilderung meine Freundien aus der Hand legte. Ich las mehrere Stellen noch einmal durch. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte.

Das Ganze wirkte auf mich abenteuerlich und unheimlich, aber es war wiederum Alles so klar und richtig, daß ich auf die Frage, die sich mir immer wieder aufdrängte, keine Antwort zu geben wagte.

Im Laufe des Tages las ich den Brief noch einmal durch, stutzte bei manchen bedenklichen Wendungen: aber sie fanden immer wieder ihre logisch wirkende Erklärung. Was hatte das Alles zu bedeuten? Ich mußte mir Gewissheit verschaffen.

Ich besuchte einen bekannten Arzt und erkundigte mich nach Dr. Philipe in Vorn. Er wurde mir als ein ausgezeichneter Spezialist von hervorragender Kenntnis, bedeutenden Erfahrungen, voller Wohlwollen und Güte gerühmt. Eine gewisse Schüchternheit hielt mich davon ab, mich danach zu erkundigen, ob Dr. Philippi noch in Vorn oder ob er nach Amerika übersiedelt sei?

Noch an demselben Abend schrieb ich nach Vorn an den Leiter der Anstalt. Ich erzählte ihm, in wie inniger Freundschaft ich mit Hilarino Gauer von Kindheit an gelebt, ich erzählte ihm unsere letzte Begegnung und berichtete ihm endlich, daß ich einen sehr langen auffälligen Brief, der die Adresse „Mandan in Dakota“ trage, erhalten hätte und nicht recht wüßte, was ich mit dem Inhalte aufnehmen solle. Ich würde ihm dankbar sein, wenn er mir Mitteilungen zu machen in der Lage wäre, die mir über die Person und Sache Aufschluß geben könnte?

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete:


Dem kamen noch mancherlei andere Seltsamkeiten. Er verliebte sich in eine junge Amerikanerin, eine Schwerkranke, die in derselben Villa wohnt wie seine Schwester, und schrieb hinter meinem Rücken an deren Bater, um ihre Haud anzuhalten. Er behauptete, dieselbe sei vollkommen genesen, während sie tatsächlich an den Schwerkranken unserer Anstalt gehört. Eben
Mein Freund Hilarius. 33
so fest war er davon überzeugt, daß auch seine Schwester, die an tiefer Schwermut! leidet, vollkommen genesen sei.


Seither ist er aber eigentlich immer recht folgsam und gutmütig gewesen, der Anfall von Tobsucht hat sich nicht wiederholt. Nur einmal hat er den Versuch getätigt, in der Nacht das schmiedeeiserne Fensterkreuz herauszudrücken. Es ist ihm natürlich nicht gelungen, und die Wärter haben ihn wieder betten und seitdem schärfer beobachten müssen. Eine Zeit lang haben wir ihn hydrothepisch behandelt, aber er scheut das Wasser entsetzlich und spricht immer davon, wie fürchterlich kalt es sei. Tazu hat er sich einen Schiffbruch, den er erlitten haben will, hinzugefügt. Wenn der Schauer überwunden ist, stellt sich bei ihm eine ruhige, wohlwollende und freundliche Gemütstimmung ein. Er hat sich ein vollkommenes Wahnsystem ausgondert, das bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam ausgearbeitet ist. Er hat hier in den Zeitungen
SH saul Lindau in Volin.

mit großem Interesse die Berichte über die Eröffnung der Northern Pacific-bahn gelesen und sich alle möglichen Bücher über den Norden Amerikas an- 
geschafft, die er fleißig studiert. Er behauptet nun, der Besitzer unermesslicher 
Getreidefelder in Dakota zu sein und gebietet dort als absoluter Herrscher 
uber uzählige Menschen nnd unabhänbare Länder. Er kleidet sich auch wie 
ein amerikanischer Farmer- mit einem Wollenhemd, kurzem Jackett aus 
Eorduroy, hohen Schaftstiefeln, Die tränke Amerikanerin ist seine Frau, und 
ich bin sein Leibarzt. Er erzählt mir auch ganz genau, wie ich zu ihm 
gekommen bin.

Er ist jetzt Vollkummen ungefährlich, körperlich rüstig und gesund nnd 
in mühiger, heitener Gemüthsstimmung. Er ist so glücklich, wie man in seiner 
uglücklicheu Lage sein kann. 

Leider ist die Familie so stark erblich belastet, daß ich die Hoffnung ans 
Genesung kaum auszusprechen vermag. Der Großvater Ihres Freundes 
mütlicherseits ist gemüthskrank gestorben, die Mutter hat sich das Leben 
genommen, die Schwester leidet an nheilbarer Schwermuth. Indessen wollen 
woh nicht die Hoffnung gänzlich aufgeben; namentlich in den letzten 
Monaten zeigt der Kranke eine merkwürdige Ruhe nnd Klarheit. 

Er ist ungemein fleißig, er liest viel und schreibt oft tagelang aus-
führliche Darstellungen, die fast alle in demselben Sinne gehalten sind. Es 
ist immer dasselbe Wahnsystem, das er da entwickelt. Es ist Alles logisch 
und vernünftig gegliedert, nnd ist oft in felsiger Weise 
durchzuführen; er verwechselt Bonn mit Dakota, nnd hat keine rechte Vorstellung 
von der Zeitrechnung. Er weiß nicht genau, seit wie lange wir uns kennen, 
und verlegt Ereignisse, die gestern geschehen sind, in eine ferne Vergangenheit. 
Es würde mich interessieren, den Brief zu lesen, den er an Sic gerichtet, 
nnd den er, wie er es gewöhnlich thut, wahrscheinlich bei einem seiner Aus-
gänge, die »vir ihm gern gestatten, irgend einem Reisenden zu persönlicher 
Beförderung anvertraut hat. Zur Post hat er kein Vertraue«. 

Es wird Sic beruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß wir Alle Ihrem 
Freunde, dessen Güte nnd Freundlichkeit ihm hier nrr Freunde erworben hast. 
mit wärmster Theilnahme und liebevoller Aufmerksamkeit begegnen. Wenn 
Sie Ihr Weg einmal nach dem Rhein führt, so besuchen Sie uns, denn es 
will Ihnen eine erneute Genugthung sein, sich davon zu überzeugen, das; 
Ihr Freund unter seiner schweren Krankheit nicht zu leiden hat, und das; 
seine Wahn ein glücklicher ist." 

In den allernächsten Tagen gedenke ich der Einladung des Dr. Philipp! 
Folge zu leisten.
Robert Franz.

evonzcmrich Ehrlich.
— Veilm. —
> ist ungemein schwierig. selbst dem musikalisch gebildeten Leser
richtigen Begriff von einer bedeutenden Tonschöpfung zu geben,
wenng deren Bemerkungen und Betrachtungen nicht durch Notenbeispiele
unterstützt werden, des Lesers Phantasie nicht in vorgeführten Themen An-
regung findet. Noch größer gestaltet sich die Schwierigkeit, wenn die geniale
Wesenhheit eines Componisten zu beschreiben ist, der wie Robert Franz auf
einem besonderen Kunstgebiets eine hochbedeutende Stellung zu sagen sich
selbst geschaffen hat. Hier muß die Beschreibung, wenn sie sich nicht bloß in
schöntlingenden Satzreihen bewegen will, den Leser zu weitem Rückblicke auf
jenes Kunstgebiets verursachen, bevor sie ihm die besondere Stellung des
Künstlers zeigt.

Tic Entwickelung des Ausdruckes der Empfindungen, die Formen, in
welchen dieser Ausdruck hervortritt, gehören zu den Hauptgegenständen der
Culturgeschichte jedes Volkes. Tichtkunst und Tonkunst sind die entschiedensten
Formträger der Empfindungen und die Entwickelungsgeschichte des deutschen
Liedes gehört insofern zu den wichtigsten Bestandtheilen deutschen Cultur-
geschichte, als das Lied eine ganz eigenthümliche nationale Gesangsweise dar-
stellt. Es ist auch ganz bezeichnend, daß „Lied“ das einzige, rein deutsche
Wort unserer Tonkunst ist; Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Quartett,
Sonate, Eucocar sind Fremdwörter: aber „Lied“ ist gauz deutsch. Und es ist
unübersetzbar. Französische und englische Koncertanzeige und Burthcilingen
gebrauchen jetzt fast immer das Wort „Lied“, weil „nii“ den Begriff durchaus
nicht wiedergibt.
36 Heinrich Ehrlich in Verl in.


1) Neßmann. 2) Ambros.
Robert Franz.

machte ein Barfüßer-Mönch am Mainfstrom die besten Lieder und Nheimen in der Welt, von (Gedicht und Melodeyn, das; ihm Niemand am Nheinesstrom oder liost wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spießerte führtend den Gesang und das Gedicht."


58 Heinrich Ehrlich in Verl in, 
Tie genaue Prüfung und Tarlegung der Ursachen, welche während des 17. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des 18. eine Abnahme der Per 
breitung und Wirkung des Volksliedes herbeiführten, verlangte eine lange 
Abhandlung für sich, mit weit ausgreifenden Abschweifungen nach verschiedenen 
Gebieten. Der Hinweis auf ein culturhistorisches Hauptmoment, das 
viele Andere in sich faßt, wird dem Zwecke dieser Studie genügen. Tie 
Geschichte lehrt, daß überall die zunehmende Bildung zuerst das Ursprüng-
liche, Poetische im Volle zurückdrängt, um sich später wieder zuzu-
wenden und aus ihm vielfache Anregung zu schöpfen. So lang das Volk 
noch wenig oder nichts gelernt hat, Verwandeln sich alle die äußeren 
Eindrücke, die es empfängt, in religiöse Ideen oder poetische Ergüsse. Jeder 
einigermassen Begabtere im Volte, der sich nicht bis zur Gelehrtamkeit oder 
zur Gunst der Großen erheben konnte, war ein Volksdichter, der Liebesge-
fühle oder Ereignisse die gemeinsames Empfinden anregten und; trafen 
seine Worte und Töne das Nichtigte, fo gingen sie von Mund zu Mund, 
mit Veränderungen und Zusätzen, die andere Mitempfindende dichteten. 
Als dann Dichtkunst und Musik in Regeln gebracht wurden, in den Hofdienst 
traten oder zum ehrsamen Zunftwesen gehörten, da trat die Bedeutung des 
Volksliedes als solches insofern ein wenig zurück, als es mehr in den 
unteren Schichten verblieb: es gewann aber Beziehung zur Innst, indem 
 die Touseter Von Fach es vorwethetcu. Es ist bezeichnend, daß die Nationen, 
die am längst dem allgemeinen Bildungsgange fern gestanden haben, bei 
 denen es keine Fachcomponisten und Hofdichter gab, ihre Volkslieder am 
reinsten bewahrten: Finnen, Kleinrussen, Schotten, Ungarn.*) Als durch die 
Reformation das Volk angeregt ward, auch über die Mysterien der Religion 
nachzudenken, die heilige Schrift in deutscher Sprache zn lesen, die Selbst - 
wähl der Priester Vorzunehmen: als die sich immer mehr Verbreitende Buch-
druckerkunst das Wissen dem Volle zugänglicher machte und auch das Volks-
lied nicht mehr durch Ueberlieferung allein, sondern durch den Truck bekannt 
*) Einen ganz merkwürdigen Beleg u der Verflüchtigung des Volksliedes kann 
Donanfürfenthalernu Moldo-Wnllachei, fetugem Königreich Rumänien. Damals wurden 
noch überall die „Volkslider“ gespielt und gesungen: die Spielleute „Lautan“ 
Zigeuner, welche Geige, Panflöte und Aobsa eine Art Mandoline) spielten, und dazu 
sangen, fehlten bei keinem Feste der „Bojaren“ und da fast alle Lieder eigentlch 
Tanzwisci (How) waren, so gehörte es znm „don ton“ der guten Gesellschaft, nach 
einem „Hora“ zu tanzen. Ich habe 1841- la eine Sammlung dieser höchst ori-
ginellen weisen herangegeben. Als ich im Dezember 1858 auf zwei Wochen 
nach Bukarest, der Hauptstadt des neuen Reiches, kam, waren die „Lautari“ fast ver-
schwunden, mir mehr in den entlegensten Kneipen zn vernehmen. Die am Ruder 
stellenden „Volksmänner“ erklärten mir, die kosmopolitische demokratische Bildnng der 
Nation habe mit diesen allen Resten nichts zu schaffen. Der Preussische General-lonstit, 
fpäler Gesandte in Constantiopol ließ Kaiserlilignt(s) lies: einmal für mich den „Mode“-
Lantar kommen, der spielte Guttere, und sang ein Lied „Winter touiact, Sommer geht“ 
von Vasil NierMdr, dem rumänischen .staminerpräsidenten.
Robert Franz, 39
wurde: da mustten nach mid nach in Tichtknst nnd Mnsik jene Veranda' rrtingcu eintrete». N'elche zuletzt bis weit in die zweite Hälfte des 1.,^ Jahr-
hunderts beide lünsic dein Volte entfremdeten, weil sie sich vorzugsweise an die Gebildeten wendeteten. Im Beginn der Reformation trat das geistliche deutsche Lied vielfach an die Stelle des Volksliedes und mancher Voltsmelodie ward ein geistlicher Text unterlegt. Neben den geistlichen standen die politischen und religiösen Tpptlieder in Flor. s. Scheible hat ans der Ulmer Stadt-


weitlich. Turch die erste Richtung geht ein eigenthümlich träumerischer, oft reflectireuder <>&: die weltliche Poesie aber ist zu gleicher Zeit^steif, und frivol; die alte Tichtluust war manchmal derb sinnlich: aber die Lüsternheit, das Schlüpfne ist erst mit der höfischen Poesie des siebzehnten und achttzehnte
jahruuders als mitwirkendes Element hervorgetreten: und zwei Hofdichter, die zugleich auch recht fromme Liederchen verfaßt haben, die Herreu von Besser, Ehunristlich sächsischer Hofdichter (1,654 —17^).!), und Herr von Canitz, der Preußische Hofport, zeichneten sich ans in fchamloser Besingung der Hof- und anderer Liebesangelegenheiten.

Während dieser Tichterpeiiude florierte in der weltlichen Musik die „Aria“ die „Eantaten“ und Anrufungen der üliu, des „Unstruthischen
Apollo“ nnd wie damals die Ueberschriften der Mnsit für die „Gebildeten“ gelaute haben. Gegen die Mitte des achtzehnten began an Art von Widerstreben gegen die herrschende Uunnatur hervorzutreten, und eine Rück-
kehr zum minder Geschmückten nnd Manierirten anzubahnen*). Ta kamen die
„|liden-Zammlungen“ nnd die „kurzwellige“ Sing- oder Tafelstuedten „ohrever-
grûneudes und gemithergotztes Tafel-Coufect“: die Terte der letztere waren mit den seltensten Ausnahmen ungemein albern, mitunter niedrig gemein. In der Musik herrschte Sibarall noch die stelfte Ungedankenheit vor. Erst nachdem in der Tichtknst ein anderer Geist sich offenbar, als Goethes unvergleichliche kleine lyrische Gedichte erschienen, als Bürger den richtigen vollstümlichen Ton ansckling, als Herder fremde Volkslieder der dentfchen Ration bekannt machte,
*) Hie und da begegnet man der Behauptung, der Umschwung wäre eigentlich durch J. Back und Händel herbeigeführt worden: diese beiden Gws; uelser hätten zuerst wieder das Volkslied in ihrr Mnsit aufgenommen, verwerthet. t^o in Händel'schen
Arien und Chören Anklänge nn Volkslieder zu finden waren, kann ich nicht absehen. In Barschen tlaioelüüken, hineilten, Giguen, Air herrschts In,ichmal eine solche „usiigtel der Melodie, das, man sn! Verwendung irgende eines Volksliedchens annehmen tonnte. Aber Nach war ein unermindliches Genie, der jedern Ton traf und aus sich selbst schöpfte, Tpiln, dem bei aller seiner Schönrednerei ein gründlichstes Erforschen und Kennen
Bachs unbedingt zuerennt werden inun, hätte gewiss nicht ermanget, auch einen Zusammenhang Bach’scher Melodien mit Volksliedern nachzuweisen, wenn ein solcher

bestand.
HO Heinrich Ehrlich i» Veilin.
NM ihre Aufmerksamkeit auf die eigene» zu lenken^), da erhob sich auch das
Musiklied in höhere Regionen. Aber nur sehr langsam. Audrö, Neche,
Nchardt, Ruft, Schulz, Zelter u. A. suchten sich vom steifen Zopfgange der
„Aria“ zu befreien, der Melodie einen einfachen, natürlicheren Gang zu gebe»,
manche Gesänge ins Hillsers heitere Operu gewannen große Verbreitung und
wurden „populär“. Wer aber glaubte möchte, das; in diese» Lieder» Etwas
des von dem zu veruehme« war, das mau im Volstüede vorausseht, der möge
sich einmal die Notenbeilage» i» Lindners „Geschichte des deutschen Liedes im
15. Jahrhundert“ ansehe», und i» Neßmaus „Geschichte des deutschen Liedes“
das seiner Zeit allgemeine beliebte Lied aus Hillsers Jagd „Als ich auf meiner
Bleiche“, und Zelters Lied auf Goethes Text „Ich denke dir“. Er betrachtete
und machte sich einmal die Notenbeilage» i» Lindners „Geschichte des deutschen
Liedes im 15. Jahrhundert“ ansehe», und i» Neßmaus „Geschichte des deutschen Liedes“
und entschiede nach eigenem Ermessen, auf welcher Seite der wahre Ton des
Volksliedes reiner und unmittelbarer zum Herzen spricht, iu jene» „volksthüm-
lichen“ Liedern der Emporiststue des 18. Jahrhunderts oder im Kunstliede
Schuberts? Lind hier sind wir auf dem Umwege nothwendiger Vurbe-
trachtungen zu dem Pfade gelangt, der nus zuletzt zu Nobert Franz führt,
auf die Untersuchung, wie das Kunstlied nach dem Volkslied znrüctgris.
Ich habe schon oben angedeutet, daß die Tichttuust zuerst den natür-
lichen Ton anschlug. Ter ungeheure Unischwung, den Herders Anlegung
und Goethes Schöpfungen iu der lyrischen Tichtnug herbeiführten, mußte
nothwendiger Weife auch auf die Gesangs-Eomposition mächtigen Einfluß
üben, und andere Tonweisen für das Lied i»s Leben rufen. Während das
alte Volkslied für die verschiedenartigsten Stünmuuge» des Gedichtes dieselbe
Melodie beibehielt: während die uolksthümlichem Melodien der Oden-Eomponisten
gar oft sehr nüchtern und steif klangen, gaben Haydn und besonders der gött-
lache Mozart dem Liede eine andere Gestaltung mit Volksthüuiliche», d. i.
leicht uerständliche» uud charakteristische» Melodien, die je nach dem Wechsel
des Inhaltes in der Stimmung sich änderten, dem Terte anpaßten. Auch
>) Vs ist unglaublich, wie e rciuchiend, versteifend, verbildend die „Bildung“ ini dem
Volkslied umgegangen war, wie der Versuch der Vereinigung manchem <»edich den
ganze» Charakter de> naiv Empfundenen be,wn<men hatte. Im Liede „Ter rechte Trost“
fragt der Järger: „Wie temmt's, das; du su traurig bist?“ u. s.w. Tas Mädchen der
Liedersammlung antwortet recht fein „Jind wenn ich auch geweint Hab’, was geht ro
dich denn an? Ich wein, dost du es weiszt, um Freud, die mir nicht werden kann.“
Die ursprüngliche Fassung lautet: „Jind wer „nen steigen Acter hat, dazu ucm stumpfen
Pflung, und wem sein ZclMel untren wird, der hat wühl Kreuz genug.“ Man ver-
gleiche auch Herders Bemerkungen über die Fabel „Ter Esel uud die Nachtigall“ und
über das Lied „Es sah ein <tuab‘ ein Molein siehn“. 
> Man vergleiche das Vorspiel zur „Tantmgung an den Bach“ mit den ersten
Tacten des „Must i denn“: durchaus nicht dieselben Töne, aber derselbe Ten,
H2 Ncincich Ehrlich in Verl in,

hin). Aber ein Vergleich der Melodien, der Harmonienführung und
der Clavierbegleitung in den zweien ersten veröffentlichten Werten
Schuberts, „Erlkönig“ und „Gretchen am Spinnrad“, mit denen der leiden-

schaftlichsten!! Lieder Mozarts und Beethovens zeigt einen so großartigen
Abstand, wie etwa der Trauermarsch aus der „Eruica“ von allen

vorher componirten Shopenhauers-Adagios. Man kann freilich von jenen

Liedern sagen, daß sie eigentliche Lieder gar nicht sind, sondern mehr
dramatische Gesangscenzen mit Clavierbegleitung. Wesentlich ist jedoch nichts

an der Thatsache, daß die Behandlung des Textes, der Begleitung, der
Harmonie eine ganz neue ist, daß eine Chromatik und Enharmonik, wie
bei den Worten: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an, Erlkönig

hat“ u. s. w., daß eine Accordenfolge wie bei: „Ach, sein Kuh!“ daß
Accente wie bei: „Ach dürft‘ ich fassen und halten ihn“, vorder nicht ver-

nommen worden waren.

Die Blütezeit Schuberts fiel in die Periode, da die italienischen Sänger

nnd Rossinis Opern die Wiener in ein solches Taumel versehenen, als
Webers Freischütz erst bei des Compositens Anwesenheit zur richtigen Auf-
führung***) und Würdigung gelangen konnte, als seine „Enryanthc“ nur in der
höheren Kritik Anerkennung fand, vom Publikum sehr kühl behandelt wurde
und Beethoven seine letzten Werke für die Nachwelt schnitt. Nach seinem Tode
verfiel das Lied in Wien nach und nach in jene eigentümliche „gimüthlich“
genannte Manier, welche gewisse volkstümliche, melodische Wendungen in
breiter Technik recht singbar über leichteste, trivialste Harmonisaturo setzte,
und sie mit ein paar effectvollen Endphrasen concertirte. Tiefe
Manier traf mit einer Technik der eleganten Welt zusammen. In

den höchsten Kreisen war die Mode beliebt, österreichische und steierische Volks-

lieder, „Ganztanz“, zu protégeren, und sofort verbreitete sich diese Vorliebe in
allen Kreisen. Hofdamen spielten österreichische Opern, sogar Tuette. Baron Kiesheim

dichtete patriotische Verse in einer österreichischen Mundart, Herr Bauman ward

patriotischer Hofpoet durch sein „Versprechen hinter‘m Herd“, das sich bis
hente als ein Lieblingsstück der eleganten Welt erhalten hat. Bis in die
fünfziger Jahre hörte diese Richtung in Wien vor, auch in manchen vor-
nehmen Kreisen Deutschlands war sie zu finden****). Aber in den musikalischen

*) der Rondo und das Capriccio aus der Omöli-Partitur zeigen ganz moderne

**) Der Kaiser Franz hatte sich das Schaffen auf der Bühne verbieten, die Jäger
erschienen mit Arnhülsen, und Kaspar ges, in der Wolfsschlucht — verzauberte Bolzen,
Ecmniel und der Crei; wurden von der Censur gestrichen: jener durfte nur als
„Stimme eines bösen Geistes“, dieser als weltlicher „Einsiedler“ erscheinen.

****) Als ich im Jahre 1852 das erste Mal nach Deutschland kam, spielte mir eine
hochgeborene Tann ans Mecklenburg Zither vor: im Jahre 1853 gab der Hofzither-
spieler des Herzogs Max in Aieru ein Gueer in Baden-Baden und spielte Variationen
über Linea di Lummennoor.
Robert Franz, 4>?
Kreisen Teutschlands war in;wische,i ein neuer Tangesfrühling aufgeblüht,
uu den biedern Mendelssohns und Schumanns, zu denen Robert Franz*),
as jüngster, ganz eigenartiger trat. Mendelssohn war der geistigste, höchst
begabte, edelste Vertreter der norddeutschen volkstümlichen Richtung, die
Reinhart, Zelter und Verger eingeschlagen hatten. Während diese jedoch bei allem
redlichen und höchst anerkennenswerthen Bemühren, mehr Natürlichkeit in das
Lied zu bringen, sich nicht von der Steifheit des Zeitalters befreien konnten,
die noch vielen Formen der Kunst wie des Lebens anhing, tonnte Mendels**
sohn mit freiem Geiste als der Sohn einer Zeit, welche allen Formzwang
beseitigt hatte, mit freier Wahl, mit gebildetem Geiste und feinstem Empfindung
in seinen Liedern das Bulkschümliche mit der klassischen Form vereinigen.
Seine Melodik war anmutig, heiter, sangbar, und doch immer musikalisch
vornehm in der Begleitung bewährte er den uuübertroffenen Meister der
Forin, der alles Gewöhnliche, Herkömmliche vermeidend, deswegen dem
Harmonischen eine bescheidenere Rolle anweist, als dem Gesänge. Seine
Erfindung stand in den Liedern nicht überall auf gleicher Höhe*), aber seine
Volkstümer „Von allen schönen Kindern“, „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, einige Ehorlieder, sind ein unvergängliches National Eigentum geworden; was
sie vor Allen auszeichnet, ist die schöne Einheitlichkeit der Stimmung, ohne
die mindeste Eintönigkeit.
Schumann ist auf dem von Schubert zuerst eingeschlagenen Wege weiter
fortgeschritten, hat die Charakteristik, die musikalische Bedeutung jedes
Stimmungswechsels im Tertc noch verschärft und der Clavicorbegleitung eine
fast neue Rolle zugewiesen. Bei Schubert ertönen die Vorspiele mit den
seltensten Ausnahmen (wie beim „Erlkönig“) nur als Vorbereitungen der
Gesangsmelodien, an welche sie sich anschmiegen; sobald diese beginnt, tritt
die Begleitung zurück, und nur in den wunderbaren harmonischen Wendungen
zeigt sie ihre Selbständigkeit.*)) In Schumanns Liedern bildet die Begleitung
sehr oft ein Musikstück für Ini, das fast über der Melodie steht, und nur
bei geschickter Ausführung des Begleitenden nicht den Gesang deckt; und
wahnsinn der Fall bei Liedern, in welchen ein tief leidenschaftlich
haftiges Gefühl durch den Gesang allein nicht zum vollen Ausdruck
*) Von Brahms, der erst im Jahre 1854 seine herrlich Laufbahn begann, wird
später die Rede sein.
**) Mendelssohn sieht am höchsten, wo seine Phantasie sich im Schaffen großer
Chöre und Orchestervirkungen entfalten konnte: Im „Elias“, in der „Nalburgionnicht“,
in „Als Israel aus Egyt eu zog“. Va kann man fassen: „?as ist Er, das ist
sein Eigen.“
***) In diesen steht Schubert einzig da. Die Wirkungen, die die einfache
Verwandlungen eines ?,ur- in den Violinieord und umgekehrt erzeugt, gehören Ihnen allein,
?er Leiter betrachtet einmal die Stelle in: „Trinkfagng an den Bach“: „Hat sie ?ich
geschickt“ oder im „Neugierigen“: „Du Büchlein meiner Liebe“ oder in „Ihr Bildnis!“:
„Und das geliebte Antlitz“, und er wird sofort wisse, was ich meine, und gar viele
solche merkwürdige, unvergleichliche Wirkungen bei Schubert finden.
Ncinrich Ehrlich in Verlin
gelangen tonnte, und i» der instrumentalen Bewegung die symbolische Wirkung
anstrebt und erreicht, sondern auch in solchen, deren Worte heiterste Lust uud inner-
lliche Gcmüthsstimmung ausdrücken, toie z. B. im „Frühlingslied“ und in; „Nuß-
bau“. Tiefe Lieder erscheinen mir um so merkwürdiger, weil der Tert nur
Melodie herauszufordern scheint, und weil Schümann gerade in der Be-
gleitung herrliche Tongebilde geschaffen hat, die recht des Zeugnies; geben
für den Genius, der dort einc sprudelnde Quelle hervorzubaut, wo ficht
Anderen nur das trockene Gestein zeigt. Auch hat Schumann der unvor-
beraiteten unvermittelten Tissonanz ein weit größeres Feld geöffnet, als
Schubert, der uur in den Momenten höchster Erregung (Toppelgänger „Was
äfftst Tu nach“) Ausdruck in der (inHarmonik und Chromatit gegeben hat.
In feinen Liedern spricht sich die norddeutsche Romantik musikalisch aus, und
sie werden immer zu den edcilen Schätzen der Nation gehören.

Als eine ganz eigenartige, merkwürdige, künstlerische Individualität, als
ein Wanderer auf eigener Bahn, als ein Tonclichter, idcr nur Lieder setzte,
aber gerade durch die Einseitigkeit der von ihm gepflegten Gattung und Form
ganz Hochbedeutendes ndd ganz Eigenthümliches schuf, wirkt Robert Franz
seit den vierziger Fahren.

Wenn man seinen Lebenstag prüft, wie er in verschiedenen Schriften
Ambros, Liszt, Oetschwald, Cauer, Musikalisches Lerenjon beschrieben ist,
so möchte man fast behaupten, das Geschick habe ihn durch alle Einzelheiten
seiner Erziehung und Erlebnisse vorausbestimmt, nur ein großer Lieder-
eompouist zu werde». Robert Franz ist 1815 in Halle geboren. Ueber
die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern gibt keine der genannten biographischen
Studien Aufschluß, im Mendel Reißmann'schen Lerenjon steht eine Andeutung,
die Eltern stammten von den „Halloren“, Salzsiederu. Jedenfalls lebten fie,
wen auch in einfachen, doch in geregelten Verhältnissen, da sie dem Sohn
eine gute Schulbildung geben, ihn auch mehrere Fahre in seinen Musikstudien
unterstützen konnten.

Ter Pater war ein frommer Mann ans der Pietisten - Schule des
verflossenen Jahrhunderts, die in Halle ihre» Mittelpunkt hatte. Er sang
seinen mindern gern Choräle vor, die er mit sicherem Tonansatze und rich-
tiger Empfindung ausführte. Tei kleinen Roberts erste musikalische Eindrücke
waren einesseits das Kirchenlied — das ihn später zu Bach und Händel führte,
deranderseits der Gesang ohne alle Begleitung. Als er die Schule besuchte,
offenbarte sich seine Begabung für Mnsik und für das Lied zuerst dadurch,
daß er Choräle, welche die Knaben ernstimmig zu siugeu hatteu, immer
als zweite Stimme in der Terz zu singen verhinderte, was ihm vom Sing-
meister handgreiflich übel vermerkt wurde. F» feinem vierzehnten Fahre
fühlte Robert, wie die Reguug zur Mnsik immer stärker, immer alle
anderen Bestrebungen überragend anwuchs, uud bat die Eltern, das; sie ihn
Mnsiter werden ließen. Sein Wunsch begegnete dem heftigsten Widerwillen
der Vaters, der die Mnsik als „brotlose Nurst“ betrachtete, uud den Sohn
"Heinrich Ehrlich in Berlin.


Robert Franz.

warm entgegen schlug, das, er aber mit entschiedeuem Lobe nicht uerschweuderifch zu Work, ging. Robert Franz' Name war mit einem Schlage ein vielge-
nannter rind hochgeachteter. Nach folgten «>urzehne neue Liederhette aus seiner
nieler, und die Besten und Hochstehende» beileiten sich, volle Anerkennung
Kundzungen. Unter diesen ist besonders eine hervorzuheben, weil sie zeigt,
wie Robert Franz' Lieder-Schöpfungen in den verschiedenartigsten großen
Nünstern gleichmäßig tiefen Eindruck erzeugten. Tes edlen Felix Mendels-
sohn Melodik und Harmonik war eine ganz andere, als die ans Franz'
Liedern erlangten, rind die Schumann so freudig begrüßt hatte. Aber als
ihm der junge Eompouist sein drittes Werk widmete, und mit diesem zugleich
das zweite, Schumann gewehlte, sandte, da schrieb er ihm einen wappen
herzlichen Tanbrief, der nur aus voller lünstlerischer Zustimmung hervor-
gegangen sein konnte"). Und Oade, Heufelt und andere berühmte Musiker
äußerten sich in gleicher Weise wie die beiden Erstgenannten.

Seit jenen Jahren hat Robert Franz die Musikwelt mit vielen neuen
Liedergaben beschenkt, sein Ruhm ist überall hingedrungen. Auch seine
Vaterstadt, die am meisten nied am längsten an seinem Genius gezweifelt hat,
zöllte ihm nach nach die verdiente Anerkennung. Er war zuerst Organist an
der Ulricholirche, dannTirigent der Tingakademie nnd der GeselUsfchaconeerte,
twelche «>er seiner Leitung die hohen Werte Bachs und Handels der Iëntnnsß
des größeren Publikums der Stadt vermittelte"). Endlich ehrte ihn die
Universität, au welcher er als Mnstitdireetor wirkte, durch Verleihung der
philosophischen Toctorwürde. Seit 1^4X glücklich verheirathet, lebte er in
beicheloueu, aber angenehen Verhältnissen. Toch seine Gesundheit ward
durch die überanstrengende Tillichkeit immer mehr erschüttert: ein Gehor-
leiden, das sich schon im Anfange der vierziger Jahre gezeigt hatte, verschlimmerte
sich derart, daß es ihn zmeite au jeder gesellschaftlichen Verfchäftigung mit
)
Hochgeehrter [ ]: Sie haben mir durch ihre zweifache Zendning eine sehr gwie
Frende gemacht, aber angenehen Verhältnissen. Toch seine Gesundheit ward
durch die überanstrengende TiMigkeit immer mehr erschüttert: ein Gehor-
leiden, das sich schon im Anfange der vierziger Jahre gezeigt hatte, verschlimmerte
sich derart, daß es ihn zmeite au jeder gesellschaftlichen Verfchäftigung mit

Und dost die« für mich wa» sagen will, wilfen 3ie wohl! Das erste und zweite
(vor allem die erste Teile dieses zweiten, und wieder vor Allem der Anfang» dann
das drille und ninNe sind meine Lieblinge, obwohl ich fie alle lieb habe. Mögen
3ie „ehr, sehr viele Werke, ebenso schon gefühlt, ebenso fein ausgeführt, ebenso eigen-
hünnlich und so reich an Wohlklang, diesen folgen lassen; Sie werden allen wahren
Kumnrunden den grössten l"enn bereten, der „Wart!" wird sich von denen endlich
auch ins Chteplan nehmen lasten müssen, wie er das schon so oft, eigentlich immer
gelan hal und Ihn wird. Keiner von Allen wird aber über dies Wert, wie über
ejedes Ihrer künftigen mehr Irende haben rind Ihnen dankbarer fein, als Ihr
Hochachtungvoll ergebener

*elir, Mendelssohn-Bartholdu.
Berlin d. 10. März 1844.
A.rib imd 3iiid, XXXVIII,, 117. 4
H8 Heinrich Thrlich in Verl.,.!
Musik vollständig behinderte, und ihn alle die Aemter niederzulegen zwang, deren 
Ehrensoeld seine Haupteinnahme bildet,. Tie ?eihnahme von Freunden und 
Verehern, die allenthalben in ehrenhaftester Weise durch Concerte mit Vor 
führmgen seiner Werke für ihn eintraten, bewahrte sein Alter vor drückendster 
Sorge und verlieh seiner Muse frische Kraft. Nachdem er einige Jahre 
geschwien, trat er 1879 mit sechs neuen Liedern hervor, denen er fünf 
andere Hefte folgen ließ. Tas Jahr 1885, in welchem er feineu 70. Geburts-
tag feierte, brachte ihm Ehrenbezeugungen aus allen Theilen Teutfchlands, 
innige Gaben nud Adressen, uther welchen die des Wiener akademischen 
Gesangvereins sich durch Schwung nud Innigkeit ganz besonders auszeichnet.
Robert Franz' künstlerisches Schassen hat sich auf Liedercompositionen nnd 
auf Bearbeitungen vieler Vach'scher uud einiger Händel'scherVocalcompositionen*) 
beschränkt. Von diesen letzteren können wir hier nur sagen, das; wir sie für 
geistvoll und von gründlichsten! Studium und Verständnisse zengend halten.
Eine ausführlichere Darlegung müßte die Frage von der Methode solcher Bear
weitugeü erörtern; die von Franz hat vielerlei Wider- und Einspruch erfahren,
der nicht übersehen werden dürfte: wir wollen aber an dieser Stelle allen 
Schriftthader vermeidet**) nnd daher nnr von den Liedern sprechen.
Ein jedes Kunstwert ist das Erzeugnis; verschiedenartiger Kräfte (Faetoren). In erster Rine wirkt die angeborene Anlage, dann der Ent-
dwickelungsang der Lehre, dann nnd sehr mächtig — die anderweitige 
geistige Befähigung des Künstlers, die seurer Lebensanschanung nnd die Art 
bestimmt, in welcher die äußeren Eindrücke in seinem Inner» sich klären 
nnd zur Konstanzcning umwandeln, die sogar ans den Gang seiner Studien 
großen Einfluß übt, und sie »ach jeuer Richtung leitet, wo sie mit den 
angeborenen Gaben znsammeutereffen.***

< Tiefe Bearbeitugue besuchen theils in Ergänzungeu der Orchesterbegleitung 
nnd der Instrumentation, theils» in Claioemnzung.

*) Robert Franz hat sich selbst gegen gewisse Angriffe in geistvoller nnd siegreicher 
Weise oertheidigt in der Schritt: „Schäferlied an Dr. E. Hanslick über Bearbeitungen 
älterer Werte." Auch der oerdienswelle Diregent der Breslauer Singakademie, Herr 
Prof. Julius Tchaófer, hat in zwei Broschüren manche Schwäche der Gegner Fran<
 durch thntiachliche Beweise dargetha».

**) Tast die angeborenen Anlagen die Richtung des Konsierzengnisses unbedingt 
bestimmen und nicht das durch Studium und Nachdenken bedingte Wolle» des 
Künstlers bezeugen manche Werte nn'erer große» Dichter. Schiller hatte nie ein Kriegs-
lage! geschue, Goethe zog mit dem Herzoge 1792 gege« Frankreich. Jener hat „Wallen-
sleins Lager" gedichtet, das in jedem gebildeten Soldaten wahre Begeisterung erregt,
dieser schrieb die prosaisch ruhige „Kampagne und Belagerung von Mainz": Schiller 
war nie in der Schweiz gewesen, ndg gebt im „Teil“ Beschreibungen, die noch heute 
den Schweizer Wanderer entzücken. Goethe ist 1779 im November über da? Vis-
meer bei (ihnwnuir ndd über die Gemini ou Leut gegangen, 1797 im Oetober über 
d-r Gotthard; alle diese Wanderungen waren dannal: <u>d siid zu solcher Jahreszeit 
»och heute) mit grossen Gembren verbunden. Bon diese» sagt der Tichtenüx'l kein
In letzter Reihe Wirten dann die Zeitideen bei dem Schaffen jedes Kunstwerts mit: tein Künstler kann sich ihnen entziehe», der größere trägt sie in höhere Regionen und verklärt sie, der kleine steigt mit ihnen hinab und er niedrigt sie bis zur Unkenntlichkeit. Aber der Maler kann nicht malen, der Bildhauer nicht bilden ohne die Modelle des Landes, in dem er lebt, und die er ja veredelt darstellt, der Dichter kann nicht dichten und nicht Menschen schildern, ohne an Gedanken der Menschen, an die geistige Stimmung anzuknüpfen; der Architekt kann nicht Tempel und Paläste bauen, wenn nicht der Kunstsinn der tonangebenden Gesellschaft ihn belebt; und der Musiker muß in den Ideen seiner Zeit, in de» Gedichten seiner Zeitgenossen die Anregung der Stimmungen, der Bewegungen suchen, denen er dann tonende Ausdruck verleiht, je nach seiner musikalischen Begabung und Formkraft. In der Wechselwirkung zwischen dem großen Künstler und seiner Zeit ist selbstverständlich die größere auf der Seite des schassenden Künstlers: aber ohne die Zeitideen ist sein Werk nicht denkbar.

50 Neüirsch Ehrlich in Berlin. innen gerichteten, dem Gemäsle fern stehende, den höchsten Idealen zuge-wandten Geist brachte die in Halle am entschiedensten hervortretende neue philosophische Richtung die stärkste Anregung, vewog ihn die bisherige scheue Zurückhaltung aufzugeben, an Gleichgesinnte heranzutreten, sich im Schaffen zu versuchen; die Leidenschaft der Liebe wühlte alle seine Gedanken und Empfindungen auf; und als die Verfchiedenartige Gähmungsstosse sich geklärt hatten, da trat Rudert Frau als der Liedersäuger hervor, der in derselben Gattung musikaler Kleinmalerie die verschiedenartigsten, mannig-faltigsten Gebilde schuf, von denen die meisten dauern werden, so lange das deutsche Lied dauert.

Ich habe schon im Anfang dieser Studie auf die große Schwierigkeit hingewiesen, ohne Notenbeispiele von der Eigenthümlichkeit eines Com-pionierteu zu sprechen und dabei Schönrednerei zu vermeiden. Ich muß mich beschränken, das au Fohn Franz Gesäugen hervorragend Charakteristische in der Weise anzudeuten, daß der musicalische Leser sich angeregt fühle, durch eigenes Rachforschen die Wahrheit meiner Andeutungen zu bestätige».

Tie Melodie» Robert Franz' zeigen meistens größere Bestimmtheit der Auffassung, manchmal eine wahrhaft einschneidende Charakteristik des Textes. Gleich die ersten Töne lassen die volle Stimmung erkennen; man vergleiche einmal die Lieder „Ta die Stunde kam“, „Ja du bist elend“ (op. 9), „und Mädchen mit dem rothen Mündchen“ (op. 5). Alle drei beginne gleich ohne Vorspiel mit dem Gesänge und man kann wohl behaupten: wenn ein echter musikalischer Tichter musittuudig diese Melodien hört, ohne die Worte zu teuuen, und wenn an ihn die Aufforderung ergeht, solche de» Tönen „anzudichteu“, ili »verden seine Verse dieselbe Grundstimmung ausdrücken, die in den betreffenden Gedichten Heines, Lenaus und Usterwalds vorherrscht. Tie einfache Anderung des Moll in Tur am Schlüsse des ersten Liedes ist von schönster Wirkung. Und nicht etwa in de» Iugeudlieder» allein tritt solche vollendete Unmittelbarkeit der Auffassung hervor: in der mittleri» Periode sprießen die Blütheu erst recht reich sich weise aus wie aus dem wunderschöuen „Gekommen ist der Mai“, (op. 34) und die neuesten Lieder, die Robert Franz nach langem Schweige» herausgab, geben leuguiß von ungeschwächter Phantasie. Tao „Ach ich denke“ (op. 5,1) steht neben de» schönsten der erste» Hefte, und d”s „Herziges Schähle“ (op. 50) klingt wie der Herzenserguß eines ganz jungen genialen Compoiste».

In de» eben genannten Gesängen tritt die Melodie gleich beim Anfange in den Vordergrund; in anderen dagegen läßt Robert Franz de» Gesang mit einer ihn ganz eigenthümlichen Wendung mit einem Male so zu sagen an das Clavier herantreten; die Begleitung beginnt die Melodie, der Gesang seyt sie fort: hier erklingt also kein einleitendes Vorspiel, das zum Gesänge fuhr, sonder» e» Neben-Tönen der Begleitung und der Stimme. Auf ein de
Robert Franz, 5^fonders schönes Beispiel: „Es hat die Rufe sich beklagt“ ((,,>. 42) sei hier hingewiesen-. aber auch viele andere Lieder bieten dieselbe Robert Franz eigenthümliche Wendung. Tas ersterwähnte zeigte auch eine andere besondere Eigen-
thümlichkeit, die meine» Wissens zuerst in Robert Franz' Gesängen so offen hervorgetreten ist: daß es nämlich in einer anderen verwandten Tunart endet al« es begannt.*¹ Tiefe in ihrer Art merkwürdige Wandlung läßt sich immer durch die Veränderung der Stimmung im Texte erklären, ist also im Hinblick auf die poetische Auffassung vollkommen berechtigt. Tie Frage, ob sie den einheitlichen Eindruck des Ganzen verstärkt oder nicht, bleibt dem Gefühl des Einzeln überlassen. Daß sie, in so vielen Liedern hervortretend, hier nnd da als Manier erscheinen kann, tan« ich nicht uner wähnt lassen: der gerechte Beurtheiler muß aber zugestehen, daß jeder schaffende Künstler die Eigen-
thümlichkeit seiner Wesenheit, in welcher er Bestes leistet, unwillkürlich am häufigsten walten läßt: es hat große Maler gegeben, die Gestalten malten, um ihre Beleuchtungskunst im Hell dunkel oder in Lichtfülle, oder die Farbenpracht der Stoffe oder sonstige Vorzüge zu zeigen, die mit den Gestalten selbst nicht in direktem Zusammenhange standen, aber doch eine innerstgebildete boten. So auch wirken die obwähnten Wendungen in den Franz'schen Liedern ganz eigenartig und schon. (Man vergleiche „Unterm weißen Baume“, op. 4» nnd „Es ziehen die brausenden Wellen“ ebendaselbst, in letzterem ist der Schluß besonders wirksam.)

Eine andere besondere und durchwegs rein künstlerische Eigenthümlichkeit mancher Franz'schen Gesänge ist die polynphone, oft fast contrapunktisch zu nennende Elavierbegleitung, wie in „Ter schwere Abend“ (op. 3?) unnd in dem eben genannten „Es ziehn“ und vielen anderen. Allerdings ist diese Elavier-
begleitung oft schwierig und verlangt einen tüchtig musikalisch durchgebildeten Pianisten. Aber der geneigte Leser, der meinen Tarleguugen bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird es begreiflich finden, wenn ich diese contra-
punktischen Schwierigkeiten eher als einen Vorzug denn als Fehler betrachte. Und gab es nicht eine Zeit, wo die Begleitung in Schumanns „Frühlingslied“ vielen Pianisten Schauder erweckte? Jetzt wird sie von jedem gebildeten Tilletanten fehlerlos tamm geführt. Auch die zarte Wendung, daß die Stimmung manchmal mit einer Art von Trugschluß endet, und die Begleitung die Melodie erst richtig abrundet, muß hier angeführt werden. Und was ! Nach ihm hat meines Wissens nurNrahms in seinen wundenchön „Magdchen“-
Romannen diese Schlumwendling angebracht. Hier fällt diese nicht im mindesten auf, da ja diese Romanzen viel ausgedehntere Musikstücke sind als gewöhnliche Lieder. Tie geneigten Leser, welche sich an meine Studien über Brahms in „Nord und Süd“ (Mai 1882) erinnern, werden darin ersehen haben, wie ich höchste Achtung und Liebe sky) diesen genialen Meisler hege, der ja anch Lieder geschrieben hat, die zu den schönsten Schäden deutschen Gesanges gehören. Aber seine sswezen (Ihorwerre stehen de>ch noch höher — und nun gar seine nene, die vierte Zymphonie!

Die Frauen im römischen Recht.
von
I. Varnn.

^ Vcl,i. -
lehr als je spielt heut bei dem Studium der Geschichte das Recht
irgend welchen Voltes sattsam geschildert zu haben, wenn er
nicht zugleich die Rechtsverhältnisse in dieser Epoche dargestellt hat; die
großten geschichtlichen Bewegungen, sie mögen heißen wie sie wollen, ver-
mögen das Recht ein wenig zur Seite zu schieben, keineswegs aber zu ver-
drängen: denn das Recht selbst ist eine fortlaufende Bewegung in der Geschichte,
eine Bewegung, die mit dem ganzen Aufbau und Zuschnitt der menschlichen
Gesellschaft in so engem Zusammenhange steht, daß ich dreist behaupten darf:
Gebt mir das Gesetzbuch eines Volts, und ich will daraus den Höhen- oder
Tiefenpunkt seiner Civilisation ablesen.
Tiefe Auffassung des Rechts ist, wenn ich so sagen darf, eine von den
befreienenden Thaten der deutschen Wissenschaft unseres Jahrhunderts. Bis zu
dieser Zeit betrachtete man das Recht als eine Willtnrhandlnng des Gesetz-
gerbers, als ein Zwang auferlegt von der mächtigen Staatsgewalt dem zum
Hehorsam verpflichteten Volt, als eine Fessel, die der Freiheit der Menschen,
gewünschte, die willenskräftigen Individuen fühlen, angenöthigt worden ist.
Heut wissen wir, daß das Recht aus dem Leben des Voltes hervorgeht, daß
es ein Product des Voltsgeistes ist, daß an diesem Producte alle unsre
Vorfahren mitgearbeitet haben, und daß wir selbst daran fortarbeiten. Es
ist ein Product des Volksgeistes gerade wie die Sprache und die Sitte, und
weil die Menschheit in dem bisherigen Lauf der Weltgeschichte nicht als
solche, sondern in der Unterabtheilung der Völker aufgetreten ist, so giebt es
**SH I. V^\n in Vein,**
deshalb ebensoviel Sprachen, Sitten und Rechte, als es Völker gibt.

Sprache, Sitte und Recht sind das Eharalteristische der Nationalität; jene
niehr mit einem Geheimnis; umwoben, diese mehr offenkundig; denn weshalb
der orientale Nbb spricht, wo wir Vater sagen, das kann durch keine
Sprachforschung entdeckt werden-, aber weshalb die einzelnen Völker das
Alter ehren, in welcher Weise sie die Faneu behandeln, in welcher Art sie
das Eigeuthum, die Ehe ndd das Erbrecht sestalten, das können wir in ihre»
Gedankenoperationen verfolgen und erschließen. Und so ist der Per
hälßb der Menshen zum Recht in unserem Jahrhundert ein ganz anderes
geworden, ich möchte sagen, ein freundliches oder gar ein herzliches. Ten»
wir beförgen unser Recht nicht, weil wir durch die Nichtbeachtung in Strafe
oder Rachtheile verfallen, sondern je charaktervoller ein Mensch ist, umsometir
lebt er den Gesetzen deshalb nach, weil der Volksgeist i» ihm mächtig ist,
weil er sich selbst uud das Recht als zum Volk gehörig betrachtet: unserer
Alfer Aufgabe ist es, das Recht unseres Volkes mit derselbe» Liebe zu um-
fangen, wie seine Sprache uud seine Sitte. Es würde eine falsche Folgerung
sein, wenn jemand mir deshalb nachsagte, das; ich aus jedem guten Bürger
jesten machen wolle; das will ich ebensoweug, wie ich ihm die
Pflicht der Sprachforschung oder von Sittenständen aufzwinge. Aber an»
Herz null ich ihm das Recht legen: ich finde eine Zurücksetzung der Wissen-
schaft, welcher wir Juristen nns ergeben haben, darin, das; maufie gewöhnlich
als den Inbegriff aller denkbarer Advoeatenkniffe betrachtet, während sie ei»
gewaltiges Stück unseres Volkslebens begreift, das, man sie als ein gleichsam
nothwendiges Nebel passiren läßt, während sie die Ordnung unter den Mensche»
gestaltet rind ihnen de» Frieden bringt: nm Frieden bitten wir in jenen eb'n
so schlichten wie heiligen Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede
den Menschen auf Erden“: es ist zwar nicht der ganze Friede, aber doch ei»
Stück desselben, welchen sich ein jedes Volk in seim Rechte erarbeitet,
Ruh hat es einem Volk gegeben, dessen geschichtliche Aufgabe, wenn es gestattet
ist von einer solchen zu reden, darin bestanden hat, das Recht nach allen Seite»
hin zu gestalten. Tas ist das Römische. Es hat eine» der größten und
den einer dauerhaftesten Staaten gegründet, von denen die Geschichte berichtet,
und dies ist ihm nicht blus durch seine Tafekreit und durch sein organi-
satorisches Talent gelungen, sondern durch die juristischen Institutionen, ans
welche es seinen Staat gründete, durch das sogenannte öffentliche Recht, welches
es meisterhaft handhabte. Aber nicht minder meisterhaft hat es das sogenannte
Privatrecht entwickelt, ich meine die Institutionen des Eigenthüms, der
Forderung, der Familie, des Erbrechts, d. h. gerade diejenigen Einrichtungen,
deren Grundrân in allen Völkern wiederkehren, gleichviel welches die Ver-
fassung ihres Staatswesens ist. Turch eiu wunderbares Stück von Geschichte
hat gerade das römische Privatrecht für fast den ganzen europäischen Kon-
tinent eine active Bedeutung erlangt; der römische Staat ist zerfallen und
wir erkennen seine einstmalige Existen nmr in den uzuzähligeu Spuren in den»
Die Frauen im römischen Recht.

Vorden den modernen Staaten dreier Welttheile einnehmen; das römische Privatrecht aber ist die Grundlage des Rechtszustandes in allen Staaten des mittleren und südlichen Europas gesworden; wie hoch wir von ihm denken, mag ein Ausdruck erklären. Vekannt ist das Wort: "die klassische Kunst, die klassische Poesie, die klassische Philosophie", wir verstehen darunter die Kunst, die Poesie, die Philosophie der Griechen auf ihrem Höhenpunkt. Nu gut! wir Juristen sprechen diejenigen von einem klassischen Hecht, und wir verstehen darunter das römische Privatrecht ans seinem Höhenpunkt zur Zeit der Kaiser Augustus bis Tite Claudian. In "Mittelalter" sammelte man noch weiter, man erklärte damals das römische Recht als geschriebene Vernunft: das war nicht bloß ein Irrthum, sondern die Versündigung, denn damit sprach man dem römischen Recht die Unfehlbarkeit zu, allerdings nicht aus Anmaßung und Uberhebung, sondern ans Темuth und Selbsterniedrigung; aber so sehr uns auch dieses Motiv zur Verzeihung stimmt, so bleibt doch jene Auffassung eine verwerfeliche, weil sie das Rechtsleben aller nachrömischen Völker unterschätzt, weil sie ihnen alle juristische Schöpferkraft abspricht. Und gerade das Thema des gegenwärtigen Aufsatzes zeigt, daß die juristische Meisterschaft der Römer in der menschlichen Fehlbarteit ihre Grenze hatte; auch sie haben gefehlt, und haben uns genug zu tun übrig gelassen.

Tiefes Thema ist die Frau im römischen Recht. Von römischen Männern nämlich weiß der Leser genug: denn reich ist die römische Geschichte an großen, aber auch an gewaltthätigen Männern: Kriegshelden, Staatsmänner, Männer, die durch Muth und Einsicht, durch Zucht und Sitte berühmt, die durch die Kunst des Vefehls wie die des Gehorsams ausgezeichnet, die durch den ärgsten Mißbrauch der Gewalt berühmt sind. Ich darf daraus folgern, daß es nicht nöthig ist, von den Männern im römischen Recht etwas zu sagen; der Leser hat sich das Bild der juristischen Stellung des römischen Mannes schon von selbst entworfen. Foib ich die einzelnen Züge dieses Budes mit drei Noten zusammenfasse, so sage ich: Ter römische Mann ist ein Vollstrecker, und das ganze römische Privatrecht ist eine Emanation des Freiheitsgedankens, d. h. das ganze römische Privatrecht zielt darauf ab, der Verwegen des Mannes Ranm zu schaffen, ihm das freie Handel zu ermöglichen, ihm ein Gebiet herzustellen, worin er als Herr waltet, wo sein Wille gilt. Von diesem Gedanken sind alle Institutionen des römischen Privatrechts getragen. So das römische Eigenthum; es giebt bei den alten Römern keine abhängige Bauern, der Zinsen, Dienste, Robote» an einen Grundherrn zu leisten hätte. So die römische Forderung; das römische Erbrecht; bei den Römern spielt das Verwandtenerbrecht erst die zweite Rolle, an erster Stelle steht das testamentarische Erbrecht, d. h. der Wille des Römers gilt über seinen Tod hinaus, das Testament sichert dem Römer gleichsam die juristische Unsterb-
lichkeit, und die Teutscheu haben diese juristische Unsterblichkeit erst als Erbstück uo» den Römer» überkomme», unserem »atio»alen Recht ist das Testament fremd. Endlich ist auch das römische Familienrecht von diesem Freiheitsge-
danken getragen, nun bei ihm bleibe ich stehen, da das Bild, welches die
Familie im Allgemeinen darstellt, offenbar auch für die rechtliche Stellung
der Frau maßgebend ist.

Die römische Familie ist in republikanischer Zeit dadurch charakterisiert,
daß dem Vater die volle Herrschaft über die Kinder eingeräumt ist: er kann
tie nach dem Rechte der römischen Republik bei der Geburt aussehen, er
cann sie verkauften, er tan» das Hausgericht über sie halten, d. h. er ist bei
irgend welchen Vergehen ihren Richter und kann selbst das Todesurtheil
über tie ausspreche»; das illud hat kein eigenes Vermögen, sondern Alles,
was es erwirbt, gehört seinem Vater; das; er das Kind in Adoption geben,
ihn einem Pormund ernennen tan», das; das Niud zu seiner Verlobung und
tie zur seiner Heirath der Zustimmung des Paters bedarf, versteht sich von selbst.
In all diesen Beziehungen machte man keinen Unterschied zwischen Sohn und
Tochter — mit einer einzigen Ausnahme. Tie Eingehung der Ehe wurde
bei den Römern wie bei allen antiken Völkern größtenteils unter anderen
Gesichtspunkten als heute aufgefaßt: das, was wir heute die Romantik der
Liebe nennen, sene plötzlich erwachende Zuneigung, die in vie» Fällen in
weiter nichts als in einem schönen Gesicht ihren Anlass; hat, ist dem Alter-
thum fremd: man betrachtete die Ehe als eine Institution der Ratnordnung,
und nunmehr kouate» sich bei ihrer Eingehung andere Momente geltend,
machau als die soeben Uo» mir bezeichnete romantische Liebe: vor allen Tingen
das wirthschaftliche Moment, wir denn anch heut der Bauer namentlich des-
halb heirathet, weil das Bauerngut einer Nirthschafteriu bedarf; in höheren
Familien machte sich das politische Element geltend, gerade wie heut in den
Fünfentenreisen, die Ehe war also nicht blos eine Vereinigung eines junge»
Mannes und eines Mädchens», sondern eine Verbindung zweier Familien.
Bei solcher Sachlage ist es kein Wunder, das; die junge» Leute sich häufig
nicht selber fanden, fondern daß tie von ihren Vätern vergeben wurde», und dabei
galt eine verschiedene Behandlung des Sohnes und der Tochter, der Sohn
hatte ei» absolutes Widerspruchrecht, er konnte erklären», das Mädchens ge-
fallen ihm nicht, und dann war die Ehe unmöglich, die Tochter hingegen durfte
nur dauu widerspreche», wenn der ihr bestimmte Bräutigam ei» sitteriwer
Me»sch war. Das ist »u» offenbar eine Zurücksetzung der Tochter vor dem
Sohn, aber ist die Zurücksetzung nicht derartig, daß man vor ihr den Hut
ziehen muß? Oder darf man etwa für die heutige Zeit behaupte»), daß das
Mädchen dieselbe Freiheit bei der Wahl des Gatte» ge»»ist wie der Sohn
bei der Wahl der Gattin? Und in diese Materie schlägt eine Geschichte ei»,
von welcher ich später Gebrauch machen werde, um die Stellung der Gattin
zu beleuchten. Unter den Geschlechtern der Republik ragten die Eornelier
und Sempronier hervor: zu einer gewissen Zeit waren sie Gegner, dann aber
Die Franci im römischen Recht. 5?


Und gerade dieser Gegensatz, von recht und Thatsache, von Gesetzesbuchstabe und Lebensanwendung, von Theorie und Wirklichkeit veranlaßt mich, bevor ich die rechtliche Lage der römischen Frau darstelle, zunächst ihre gesellschaftliche Stellung zu skizzieren.

58 I. Varon in Aein, überlassen, es gab weder Unterrichtsanstalten für Mädchen noch Privatlehrer, und Alles, was das Mädchen bei der christlichen Lehre lernte, war, sie solle möglichst wenig hören, sehen und reden, sie solle stets das Haus hüten und den Eltern sowie dem Ehemann gehorchen. Tem ertrachten Mädchen allein, und selbst der verheirathete Frau fehlte der Verkehr mit den Männern, da die zweitbeste Förderung mittel «weiblicher Bildung. Im Hause sind die Mutter getrennt; die männlichen und weiblichen Wieder der Familie wohnen getrennt. Die weiblichen sitzen im Frauengemach, kein fremder Mann, selbst nicht ein zu Hilfe gerufener Verwandter oder Freund darf dasselbe betreten; man bewacht, sagt ein griechischer Schriftsteller, den Zutritt zum Frauengemach wie den Eingang zu einer Festung, und die Frauen dürfen dasselbe ohne Vorwissen des Mannes nicht «erlassen; als die Nachricht von der Niederlage bei Chärunea nach Athen kam, eilen die Männer und Knaben auf die Straßen, die Frauen und Mädchen aber an die Thüre der Häuser, und dort erkundigen sie sich, ob ihre Männer, Väter, Brüder im Kriege gefallen sind oder leben: es gibt im jedem Hause der höheren Gesellschaft einen Frauenwächter: kaum das; die Frau ausgehen darf, nim Einkäufe für das Haus zu machen, hierzu wird vielmehr das dienende Personal verwendet. Die Frauen geben sich untereinander Feste: aber au einem Mahle, au welchem Männer teilnehmen, darf außer bei Hochzeiten) keine Frau gegenwärtig sein: selbst wenn der Mann einen Freund mit sich als Gast zufällig «erläßt, so darf dir Frau uicht bei Tisch erscheinen. Auch der Theaterbesuch scheint den unverheiratheten Mädchern niemals, den verheiratheten Frauen nur bei der Tragödie, nicht bei der Komödie gestattet gewesen zu sein. Daher ist denn mich jene besondere Artigkeit und Zuvorkommens gegenüber der Frauen, bei >reicher der Man« sei en eigenen H«erath ans den Augen setzt, ich meine das, was wir Galanterie nennen, den Griechen völlig fremd. Die Rückwirkung dieser Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts ans die Gesetzgebung konnte nicht ausbleiben: ein Gesetz von Solon bestimmte, das; Alles, was ein Manu ans >ath oder Vitten eines Weibes gethan habe, ungültig fei. Eine Ausnahme will ich nicht erwähnt lassen, das ist die Hetäre, die Aspasia, die Léana, und wie sie sonst heiße, wie sie einreihen sich durch Geist und Wibung ausgezeichnet sind, so genießen sie andererseits ganz dieselbe Freiheit wie die Männer; aber freilich haben sie sie mit dein Opfer der weiblichen Sittsamkeit erlaut.

Frauen im römischen Recht. 5

Die Frauen im römischen Recht. 5

Die Frauen im römischen Recht — 6

mensch. Tiefe Vormundschaft selbst, so fehr sie uns heute befremden mag, ist nichts bei Griechen und Germanen. Sie beruht offenbar auf der grüßen Bedeutung, welche bei allen Völkern in den ersten Epochen ihrer Entwickelns der Wehrhaftigkeit zukommt, nur der Wehrhafte genießt die volle Selbständigkeit, der Unwehrhafte bedarf eines Schubes, des Vormunds. Aber wenngleich die alten Römer diesen Grundgedanken mit den Griechen und Germanen gemein haben, w gehen sie im übrigen ihre eigenen Wege, sie sind weit davon entfernt, dem Vormund einer Frau dieselben Rechte zu geben wie dem eines Unmündigen, vielmehr sind seine Befugnisse viel geringer: seine Stellung läßt sich ungefähr in den Satz zufassen: die Unverheirathete behält ihr Vermögen in ihrer Hand, sie verwaltet es und nicht der Vormund, aber zu allen bedeutenden Rechtsgefahren bedarf sie der Zustimmung des Vormunds, z. B. wenn sie ein Testament machen, einen Sklaven freilassen, eine Proceß führen, eine sogenannte strenge Ehe eingehen will. (Ich komme auf die strenge Ehe bald zurück.) In der ersten von mir gedachten Periode wurde diese Abhängigkeit von den Frauen gern getragen: in der zweiten frachten sie sich ihr, ‚n entziehen, und zwar, was fehr bezeichnend ist, meist nicht auf diretem Wege sondern durch Umgehnungen, durch Schliche. Zunächst wandten sie sich, »vom der Vor

mnd ihnen die Einwilligung zu dem von ihnen beabsichtigten Rechtsact ver-
sagte, an die vorgesezte Obervormundschaftsbehörde, und diese Behörde, die in der Zeit der untergehenden Republik sittlich kaum höher stood als die Frauen, ja die sich vielseitig unter dem Einfluß hochgestellter Frauen defand, — diese Behörde, sage ich, stellte den Grundsal; auf, daß jeder Frauenvor

mund, der nicht auf Grund seiner Verwandtschaft die Vormundtaet über

kommen habe, die Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft ertheilen müsse: sie macht afo einen Unterschied zwischen einem Vormund aus der Verwandtschaft und einem sonstigen Vormund: dem elteren beließ sie seine bisherige Rechte, weil er als Verwandter auch ein Erbrecht gegenüber feinem Mündel besaß, und weil man annahm, daß er seine Zustimmung im Interesse seines Erb

rechts verweigere, die anderen Vormünder hingegen, die, weil sie kein Erbrecht besaßen, zur Ertheilung der Zustimmung gezwungen wurden, wurden offenbar zu reinen Scheinvormündern degradirt. Nachdem dies erreicht war, so mußten die Frauen ihren Angriff gegen die Verwandten-Vormunde, »Bruder, Oheim, Vetter« aufbringen. Bevor ich dies schildere, will ich noch einer besonderen Intrigue der Witwe gedenken, denn die Witwe unterlagen der Vormund

schaf geradeo wie die alten Jungfern. Ueber seine Ehefrau konnte der

Mann in feinem Testament einen Vormund erneinen: das benutzte uu die Ehefrau: sie lag ihrem Manne in den Ohren, nicht einen bestimmten Freund zum Vormund zu berufen, sondern sein Testament dahin zu fassen, daß er ihr selbst die Auswahl des Vormunds überließ, und nun geschah diese lieber lassung in doppelter Weise. Entweder verordnete der Mann: „meiner Frau gebe ich die Auswahl ihres Vormundes ganz allgemein“, dann hatte die Witwe das
6-1, Vciron in Vcr».
Recht, den Vormund so oft ‚u wählen, als sie ivolltc, mit andem Worten, sie wählte bei jedem einzelnen ReclMact denjenigen freund, der ihr ganz zu Willen war. „od die Pormundschaft war offenbar in eine Schcininstitution umgewandelt. Oder der Manu verordnete, weil er der Willkür feiner Frau mintrautet „meiner Frau gebe ich die Auswahl des Vormunds ein-
or zweimal", dann war die Wittwe freilich nicht zu voller Freiheit, immer-
hin aber konnte fie durch die Wahl einer willeulofe schwachen Persönlichkeit
fich faktisch die volle Unabhängigkeit erschaffen. — Atuu zurück zu dem
Verwandte» - Vormund Ivruder, Iheim, Vetter), von dem ich oben fagte, daß er allein im Anfange der Kiferzeit die alten Befugnisse befaß, und
dß fich gegen ihn allein die Angriffe der Frauen richte» mußten.
Auch hier greifen die Frauen zunächst zur ^tlist: sie gehe» üämlich eine Scheinehe
ist kein W»»der, das; es die nunwürdige Farce der Schein-
ehe überflüssig machte. Tie anderen. Vormünder über Frauen dauerten auch
nach Claudius fort, da fie aber, wie bemerkt, keine Rechte besaßen, so ver-
ließ fie die Framenvormnndhaft im Sande: kein Gesatz hat sie aufgehoben, fie hörte von selbst auf, rnd etwa feit den 11 viertei> Jahrhundert nach Christus unterscheidet fich die nuverheiratheth Frauen von dem nuverheiratheten Manne
fast in keiner Weise mehr: der Unterschied der Geschlechter hat für die Un-
verheiratheten fast gar keine Bedeutuug mehr, ich wende mich nunmehr zu den verheiratheten Frauen. Trei Punkte
find et», welche ich behandel werden: die Stellung der Fran in der Che,
namentlich das eheliche Güterrecht, sodann die Eingehung der Che nnd die
Zcheidung. In allen dreien lassen sich jene zwei Perioden unterscheiden, dir
ich oben stizzirt habe.
Hinsichtlich der Stellung der Fran in der Che pflegt die heutige Wissen
schaft des römischen Rechts die streuge uud die freie Che einander gegenüber
zustelle». *) Tie Ausdrücke sind uicht geschickt gewählt: die Bezeichnung „freie Che“ giebt zu einem Mißverständnis. Anlaß, sie führt leicht zu eiiner Gleich
Ausrdr) Ehe von den Ähemen die Römer noch den (le, Ici)-Initiat, dieser ist aber teines-
weas oon der Nördischen, welche man heut dein Worte beî»-t, diel.net» ist er ungs-
sihr dassellie wie unsere sossenannte Ehe zur linken Hand, die zwischen Ähemen der
reu-nßideu Hauser »ud blir»erlichen Vländerndesichlossen wird. Die Encubine ist
eine dnrchano sättliche „u, ains sie und die Kinder treten nicht in die Familie des
Mannes, sie haben alw »ich die Rechte der Ehrfrau mir der ehehlichen Kinder.
Die Fräulein im römischen Recht, d. h.

Die anlaut mit der frivolen Anschauung einer modernen Partei, welche in dem oltre „freie Liebe“ ihren Aufdruck gefunden hat. Nichts wäre verkehrter als dies: die römische freie Ehe ist eine wahre Ehe, nur ist die Stellung der Frau in dieser Ehe durchaus frei.

In der strengen Ehe verfällt die Ehefrau der Gewalt ihres Mannes und diese Gewalt hat denselben Inhalt, wie diejenige des Vaters über seine minder: oder wie die römischen Juristen es aussprechen: die Hausfrau hat in der strengen Ehe die Stellung einer Haustochter. Die väterliche Gewalt habe ich schon oben beschrieben; für unseren gegenwärtigen Zweck, d. h. zur Charakterisierung der strengen Ehe genügt es, wenn ich außer der religiösen Gemeinschaft, in welche die Frau zu ihrem Manne tritt, zwei Rechte des Ehemannes hervorhebe: das Recht des Gerichts über die Frau, fowie das des Vermögenserwerbs durch die Frau. Das Recht des Gerichts über die Frau bedeutet: das der Ehemann sie vor sein Hausgericht ziehen kann, und zwar bei allen Vergehen, nicht bloß bei Vergehen gegen die Ehe, wiewohl natürlich die letzteren den hauptsächlichsten Gegenstand der Strafgerichtsbarkeit des Ehemannes bilden. Und der Mann kann bei dieser Gelegenheit Strafen aller Art aussprechen, selbst die Todesstrafe ist nicht ausgeschlossen, und mehrere Fälle derselben (namentlich wegen Ehebruchs und wegen Neinrikneus) sind uns überliefert. Der Vermögens erwerb durch die Frau bedeutet, daß die in strenger Ehe lebende Frau keiue Eigentümerin haben kann, sondern daß Alles, was sie bei Eingehung der Ehe besitzt, und Alles, was sie während stehender Ehe ererbt, in das Vermögen ihres Mannes fällt.


Was nämlich das Hausgericht anbetrifft, so ist es allrömishe Sitte, bei allen wichtigen, die Familie betreffenden Rechtsakte einen Verwandtenrat hinzuziehen; dies geschieht bei Verlobungen, bei Mündigkeitserklarungen, bei Emancipationen und natürlich auch da, wu er der Hausvater über die Unmadr, oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht sitzt, am letzteren Fall werden auch die Verwandten der Frau zugezogen. Tiese „Verwandte“ bilden den Rath; sie wohnen der Gerichtsverhandlung bei, sie sprechen, bevor das Null, u. s. w. Lud, XXXVIII., II, 5

Nthcil gefällt Vird, ihre Meinung aus: ihre Meinung ist zwar juristisch, nicht die maßgebende, allein thatsächlich bildet sie die Grundlage für da-?

Urtheil des Vaters und des Ehemannes, Kurz, das Hausgericht ist nicht das Gericht eines Einzelnen, es ist ein Familiengericht, und der Vater, der Ehemann ist nur der Präsident einer Geschwornenverfammlung: im Hausgericht empfängt der Angeklagte einen Spruch von seinen Genossen, von denjenigen, die durch die Bande des Bluts ihm am nächsten stehen, und darf den Familienvorsteher den besten Einblick i. e. seine Denk- und Handlungsweise erwarben haben. Wenn irgend ein Gericht Vau vornherein zu Gunsten des Angeklagten gestimmt ist, wenn irgend ein Gericht mir bei evidentesten Beweise den vernthelten Spruch fällt, To ist es das Hausgericht. Da mit dieser Eharatter dem Gericht auch dann gewahrt werde, wenn es sich um die Gattin handelt, verlangt die Sitte die Zuziehung der beider...

seit igen Verwandten: nnn und niemendmehr darf ein solches Gericht als ein Tyrannengericht bezeichnet werden. Es trat insbesondere in Wirksamkeit, wenn ein Mann Grund zur Scheidung von seiner Frau zu haben glaubte: ein Verwandterspruch war uöthig, wenn die Ehefrau für fchuldig erklärt und auf Grund der Schuld verstoßen sollte; als ein Senator hie gegen handelte und sich von seiner Frau ohne Befragung der Verwandten schied, wurde er von den Eensoren ans dem Senat gestosctn.

Schwieriger ist es, den zweiten Grundsatz zu erklären, den Grundsatz, daß die Frau iu strenger Ehe absolut vormögeuslos ist. das; Alle-5. was sie hat und was sie erwirbt, ihrem Manne zufällt. Auch hier ist mau geneigt einen Gegensatz zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und der Thatsächlichkeit der Lebensverhältnisse auzunehmen. Tast nämlich rechte Eheleute thatsächlich "Alles gemeiu haben, das; sie keinen Unterschied zwischen Mein und Tein machen, das; selbst am Vermögen des Mannes die Frau eine Herrschaft in gewissem Sinne übt, das wird von den römischen Historikern und Juristen deutlich ausgesprochen; sie erklären die Ehe iu würdevollster Weise als die volle Lebensgemeinschaft, als die Mitheiluug alles göttliche» und menschlichen Rechts: ein altes Gesetz bezeichnet die in strenger Ehe lebende Frau als Theilnehmerin an den Heiligthümern und an dem ganzen Vermögen des Mannes: sie wird von allen im office, auch von ihrem Manne Herrin, genannt. Aber man sieht sich hier vergebens nach einer Einrichtung, nm, welche geeignet war, die Frau iu ihrer thatsächlichen Stellung zu schützen, wie sie der Verwandtenrath gegen eine Ausartung des Hausgerichts schützte, und deshalb meine ich noch ein "Argument vorbringen zu sollen, ein Argument, dessen Würdigung dein Nichtjuristen schwer fällt, und bei dessen Darstellung ich daher fürchte, nicht ganz klar mich auszudrücken zu können, so sehr ich auch mein Augenmerk darauf richte. Ich nenne das Argument knrz: die Armut der älteren Zeit an Nechtsbegriffen, und ich bemerke zu feiner Erklärung, daß wir auch in der Nechtsgefähichte gewissermaßen ein eisernes Zeitalter wahrnehmen können, d. h. ein Zeitalter, in welchem zwar einzelne Rechts-
Die Frauen im römischen Recht. 65
begriff erläutern, keineswegs aber dir ganze Fülle derselben, die wir heute
besitzen: es hat der Jahrhunderte und der Jahrtausende bedurft, um diese
to entwickeln, und die Zukunft birgt in ihrem Schleier zweifelhaft solche,
die wir heute noch nicht kennen. Tiefe Betrachtung scheint mir den Schlüssel
to dem Ratsel zu bieten, „reiches sich in der strenge römische Ehe uns
darstellt. Tic alten Kölners beabsichtigte, wie mir scheint, lediglich dies, alles
Pommöge de Händen der Frau zu entnehmen und feine Verwaltung dem
Manne zu übertragen: denn so wenig wie heute war damals eine Frau im
Stande, ein Pommöge zu verwaltet, dazu fehle ihr, wenn sie ordentlich
im Haufe waltet, die Zeit, deshalb auch das Geschick und die Geschäfts-
Imitiert. Vare dem alten römischen sieht der Verwaltungsvertrag
bekannt gewesen oder, »in mich vor Nichtjuristen deutlicher auszudrücken,
wäre es »ach altem römischen Recht zulässig gewesen, daß jemand eisen
Andern zum Verwalter seines Roms bestellte, so zutreffend ich nicht, daß
auch man der strenge Ehe dem Ehemann eine andere Stellung bezüglich des
Pommögen der Gattin gewiesen worden wäre: man hätte ihr wahrscheinlich
nur zum Verwalter desselben gemacht. Aber wir haben die volle
Beweise dafür, daß das alte römische Recht den Verwaltungsvertrag nicht
kannen, und so mußte man des zu einem. Ausweg greifen: »asm der
vaterliche Gewalt als Vorbild, gab der Ehefrau die Stellung einer Tochter,
räumte dem Manne dieselben Rechte an ihre». Pommöge ein, wie dem
Pater an den, feiner Kinde. Ein gewisser Schutz ward auch bei dieser
Gestaltung des Verhältnisses der Ehefrau zu bieten. »war es kein ihr
righünnlicher, fonder in allgemeiner. Tic römischen Eensor umlitzt,
»in den obersten Staatsbeamten gehörig und gewöhnlich Männer, welche die
politische Laufbahn bereits hinter sich hatten, wachten über die öffentliche
Sittlichkeit, und nanedisch über die Wirtschaftlichkeit, welche sie zu de
nationalen Tugenden rechneten. Sicherlich habe die Ehefrau nicht blo
derjenigen mit ihren. Tadel behaftet, der fi eigenes Roms durchbrachte,
soudern auch denjenigen, welcher das seiner Gattin behörige mißbrauchte.
Kurz, die Vermögenslosigkeit der Frau ist der Ehe bestand nur de,
Buchstaben des Gesetzes »ach, in Wahrheit, in der Thatliechheit des Lebens
stand sie mich bezüglich des Roms hoch über ihren Bindern: thatsächlich, war
die Frau in strenger Ehe ungefähr derjenige Lage, in welcher sich
heutzutage eine der Gütergemeinschaft lebende Frau befindet, d. h. das
Pommögen gehört beide Gatten gleichenmar, der Man führt die Bc'Nvaltnng,
mit allen wichtigeren Rechtsgeschäften holt er die Zustimmung der Frau ein.
Aber freilich, daran ist nicht zu zweifeln, daß nicht bloß rechtlich, sondern
auch thatsächlich das Pommögen der Frau aus der strenge Ehe an die Hände
des Mannes kam, alich thatsächlich stand der Frau keine selbständige Vor-
süng nach darüber zu: wünschte sie darüber zu verfügen, fo bedurfte sie un-
1 zweifelhaft der Zustimmung ihres Mannes, sie war also auch bezüglich ihres
Pommögen von ihrem Manne durchaus abhängig. Und gerade dies erschien
5
I, Varon in Vern.
den Frauen der zweiten Periode, die ich oben geschildert habe, und die ich
nicht anders als die emancipierten Frauen bezeichnen tan», unerträglich. Sie
wollten nicht von ihrem Ehemann abhängig sein, und sie wollten vor allem
ihre Vermögen in ihren Händen behalten, um ihren Launen fröhnen zu können.
Und es gelang ihnen dies bis an's Pünktchen in der Ehe der späteren Zeit,
die bei uns Juristen den Namen der freien Ehe führt. Die freie Ehe ist,
wie ich schon bemerkte, eine wahre Ehe, aber die Ehefrau ist frei, nämlich
von ihrem Manne frei, sie ist fast vollständig unabhängig von ihm, er hat
ihre Moral wie nichts zu sagen; zwar schuldet sie ihm Achtung, aber
achtung und Abhängigkeit sind himmelweit verschieden, die einzig Ab-
abhängigkeit der Frau besteht „darin, daß sie an den Wohnsitz des Manne-
gebunden ist, sie muß ihm dahin folgen, wo er feinen Wohnsitz aufschlägt.
Im übrigen ist in der freien Ehe keine Rede mehr von dem Hansgericht
des Mannes; hat die Frau etwas verbrochen, und selbst wenn sie sich gegen
die Ehe vergangen hat, so gehört die Sache vor die öffentlichen Gerichte des
Staats, und gerade diejenigen Vorfälle, welche nach der Empfindung eines
jeden gemüthvollen Menschen den ihrer von dritten Personen vorenthalten,
aber um nicht ungestraft zu bleiben, im Geheimnis der Familie behandelt
und gerügt werden müssen, werden der Allgemeinheit preisgegeben und zu
einem öffentlichen Seandal gemacht. Und fernher hat in der freien Ehe der
Mann kein Recht am Vermögen der Frau; was die Frau bei Eingehung der
Ehe besitzt, behält sie, wenn nicht besondere Abreden getroffen werden, in
ihren Händen; was sie während der Ehe erwirbt (z. B. sie vererbt ihre Eltern
oder sonst jemanden), fällt ihr allein zu: der Mann kann nicht die Linsen
davon beanspruchen, er kann nicht verlangen, das sie es ihm zur Verwaltung
übertragen. Das ist der Hauptgesichtspunkt, unter welchem die freie Ehe be-
trachtet werden muß. Bekanntlich ist derjenige, welcher den Danen auf den
Geldbentel hält, immer in der Lage, die Herrschaft an sich zu reißen, und
so findet die späteren römischen Schriftsteller voll von Spott und Klage über
die reichen Ehefrauen. Vom alten Catu wird eine humoristische Äußerung
überliefert: „Wir Römer sind die Herren der Welt, aber unsere Herren sind
unsere Frauen;“ die Lustspieler, Hiter aber lassen leine Gelegenheit vorüber-
gehen, um die Männer von reichen Frauen zu verhöhnen; „Ich liebe“ heißt
es bei Plautus, „in meinem Hause nichts zu sagen, denn ich habe eine reiche
Frau;“ „heirathete leine reche Fran“ >warnt Martial, „denn dann spielt Du
die Frau und Deine Frau den Mann;“ „nichts ist unerträglicher als eine
reiche Frau,“ ruft Juvenal aus. Es leuchtet von selbst ein, daß die Frauen,
da sie selbst von der Vermögensverwaltung nicht verstanden, jemanden
brauchten, welcher ihre Geschäfte besorgte; da fanden sich denn immer ein guter
Freund, der seine Dienste zur Verfügung stellte, und die Stelle des Manne-
versah. „Wer ist der Krautupf (spottet Martial), der Deine Frau stetig
begleitet?“ „Ter besorgt die Geschäfte meiner Fran,“ „Nein, er be-
sorgt nicht die Geschäfte Deiner Frau, sondern Deine eigenen.“ Die Sache
Die Franc im römischen Recht. 67

war so arg, daß die Gesetzgebung schon frühzeitig einschritt, und zwar durch die Einführung der Gesetzgebung schon frühzeitig einschritt, und daraus dies namentlich durch Erbschaften denkbar ist, so beschränkte sie die Erbschaften und entdeckte alle Frauen, sowohl der verheirateten wie der unverheirateten.

Die Gesetzgebung gegen den Uebermuth der Frauen war immer betrachtet, daß die Frauen sich nicht begnügten, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen, sondern daß sie ihre Thätigkeit und ihr Vermögen den Interessen dritter dienstbar machten: da ward ihnen dreierlei verboten. Einmal durften sie nicht vor Gericht als Anwälte oder als Vertreter von Anderen austreten: das war in alter Zeit nicht verboten gewesen, wahrscheinlich weil man keinen Anlaß dazu hatte, aber in jener Periode der Emancipation der Frauen trat die Gewalt nicht bloß für sich, sondern auch für andere vor Gericht auf, und als eine gewisse Afronia, die Frau eines Senators, bei einer wichtigen Gelegenheit ihre eigenständigen Redensarten gegen das Gericht erging, kurz, als sie alle die Eigenschaften eines Querulanten zeigte, so ward den Frauen das Recht, für andere gerichtlich aufzutreten, entzogen. Sodann wurde ihnen das Recht, Bürgerbürgschaft zu haben, abgesprochen. Tie Bürgschaft ist eines der verfänglichsten und gleichsam faecinircuden Rechtsgeschäfte; bei der Übernahme hat man das Bewußtsein, einem Freunde einen wesentlichen Dienst zu leisten, und gleichzeitig die Hoffnung, daß einem dieser Dienst nichts kosten werde. Tiefe Hoffnung macht saguieische Menschen leicht zu Bürgschaften bereit, erweist sich aber später häufig als eine trügerische. Es ist eitel, daß am meisten Gefahr hierbei die Frauen liefen, da sie, je weniger sie etwas von dem Wesen der Bürgschaft verstanden, um so leichter von einem Mann dazu überredet wurden, und es war eine wohlverstandene Zurückweisung der Frauen von dem Markte und dem Geschäftsverkehr, als im Anfange der Itinerzeit ihre Bürgschaften für ungültig erklärt wurden. Endlich wurde den Frauen das Bauiergefchäft untersagt, um dies zu verstehen, muß man wissen, daß der Bankier bei den Römern eine ganz andere Stellung hatte als bei uns: er war nicht bloß Geldwechsler und Tresor, sondern er placirte Gelder, er machte Auctionen, kurz, er war der Agent für die vermögenden Privatpersonen, er besorgte die Geschäfte von Anderen, und das war es ja gerade, was die römische Gesetzgebung den Frauen verboten hatte. Alle diese Tings sind bloß erklärlich durch die vollkommene selbständige Stellung, welche die Franc in der zweiten Periode gewonnen hatten, eine Stellung, welche sowohl ihre Person, als ihr Vermögen betrifft. Tie bishier gezeichnete Bild würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine bei den Römern allgemein verbreitete Sitte zur Sprache brächte, das ist die
68 I. Varon in Vnr.

Sitte, dem Männer bei Eingehend der (ihr eine Mitgift für die Frau zu übergeben. Jedes römische Mädchen, welches nur halblich über die Armulh hinaus ist, erhält eine Mitgift, sei es vom Vater oder von der Mutter oder «um Bruder» der von sonst einem Verwandten. Tie Mitgift ist nicht etwa blos als die Aussteuer zu verstehe, >wie sie ja heute sehr gebräuchlich ist und die erste Einrichtung des Hausstandes des junge» Ehepaares bildet, sondern die römische Mitgift ist Geld und Geldeswerth, Grundstücke, Häuser, Slave, zinsbare Forderungen, kurz Alles, was einen Ertrag abwirft, der zur Tragung der sog. ehelichen Lasten verwendbar ist. Ueber die Mitgift hat nun die Frau nichts zu sagen, sie ist im Vermögen des Mannes und er allem hat die Verfügung darüber. Eine Frau, die blos eine Mitgift und kein sonstiges Vermögen hat, besitzt offenbar nicht die Unabhängigkeit, wie ich sie oben geschildert habe; allein man darf diesen Fall nicht als den normal ansehen, denn auch heute, wo bei den Völkern der romanischen Zunge die Mitgift allgemein üblich ist; und bei den Völkern der germanischen Abstammung sie üblich zu werden beginnt, — auch heute, sag ich. vgl. ein Vater seiner Tochter nicht ihren vollen Erbtheil als Mitgift zu bestellen, sie erhält demnach noch immer etwas bei dem Tode des Vaters, ebenso bei dem Tode der Mutter, kurz das Vermögeu der Frau ist nicht auf die Mitgift beschränkt.

Die Freuen im römischen Recht. 69
der ersten Zeit zwar wird man es loben, weil es die bisher vorgekommenen Mißbrauche abgestellt hat; bald aber wird man durch die Erfahrung inne werde, daß aus einem solchen Gesetz mit Nothwendigkeit die Emancipatio der Frauen hervorgeht. Uebrigens ist in England selbst das Gesetz lebhaft angefochten worden; vergl. die Law-Tactics vom 4. November 1882, wo es gerade, heißt, daß verschwenderische Frauen in ihrer lebendigsten Rückhalt finde, und daß treulosen Francs vermöge der Lepaiw prupsr es Durchgehen mit ihre Liebhabern sehr erleichtert werde. Ich gelange nunmehr zu der Eingehung der Ehe. Tas, auch bei ihr die beiden Perioden zu unterscheiden sind, daß die strenge Ehe in anderer Weise geschlossen worden ist als die freie, das liegt auf der Hand. Ter eine Eingehnng oc der strengen Ehe ist ein religiöser, er trägt den Namen .Eo»farreatio". Wir sehen die Römer in darin geistesverwandt, daß sie alle wichtigen Familienereignisse mit religiösen Formen umgeben; u Jesse Tauthe entspricht die römische Namengebung, unserer Eonfirmatio die römische Mündigkeitserteilung, unserer Trauung die römische Eoniarreatio. Mit diesen Acten beginnt das Leben selbst oder eine neue Lebens-epoche, beide in eine dunkle, für uns undurchdringliche Zukunft gehüllt; und der Bewußtsein unserer menschlichen Unzulänglichkeit und im Gefühl unserer Abhängigkeit von einer höheren Macht erflehen wir deren Segen bei der Vornahme des Actes. Nur darin waltet ein Unterschied zwischen de» Römern und uns, daß bei jenen die Sache sich nicht im Tempel abspielt, jedes römische Haus hat Hausgötter und einen Hausaltar, und alle religiösen Handlungen, welche lediglich den Einzelnen betreffen, können im Hanse vollzogen werden. An dem Altar im Hanse des Brautvaters fand die religiöse Ceremonie statt, welche den Namen der Eonfarreatio trägt. Nicht blos die Brautleute, Ihre Verwandte und Freunde sind dabei gegenwärtig, sondern auch der oberste Priester von Rom, andere Priester und zehn Bürger als Mengen. Zuerst wird der Wille der Götter erkundet ans dem Fluge der Vögel, aus de» Eingeweide eines geschlachtete Schafes; und wenn diese der Eingehung der Ehe günstig sind, so umwandeln Alle de» Hausaltar; zwei Knaben schreiten Ihnen voran; der eine trägt Wasser und Feuer, das erstere geweiht, das letztere eine am Hansealtar angezündete Fackel; der andere trägt eine Opferklich; ihnen folgt das Brautpaar, und diesem schließen sich die übrigen Teilnehmer an. Tann beginnt das Opfer, die Priester sprechen dabei heilige Formeln, die Pronuba (nicht eine Brautjungfer sondern» eine Brautfrau) legt die rechten Hände der Brantlente in einander, und der Opferkuchen wird in das Feuer auf dem Hausaltar geworfen; dann setzen sich die beide Brantlente vereinigt auf ein über zwei Sesseln gelegtes Schaffell nieder und verharren dort mit verhülltem Haupte schweigend im Gebet. Ich darf die Be- merlung nicht unterlassen, daß die Braut in alterthümlichem Schmucke erschien; ihr Haar war in sechs Abtheilungen gescheitelt und mit wollene» Bändern
70 I. Vaion in Vcm.
verflucht", es iwar mit einem Kranz aus Blumen und Blättern scoroll,
) geziert, die sie selbst gepflückt hatten darauf trug sie das Flammeum. einen
rothen >topfschleier, tvlicher das Hinterhaupt, die Stirn und Wangen bedeckte
und in den Nacken und ans die Schultern herabfuhr, aber das Gesicht frei liest:
Ihre Kleidung bestand aus einem Weißen (wßil I un) und einem
meisten in alterthümlicher Weise gewebten Unterkleid fnutica i-essilia), das
durch einen Gürtel mit dem sognannlhen hercislischen Knuten geschürzt wurde.
— Im Uebrigen war diese religiöse Eingehnungsform bei den Ehen gewisser
höchster Priester vorgeschrieben! sie mussten aus einer solchen Ehe entsprossen
sein und in einer solchen selbst leben. Tarans ist es zu erklären, dass sie
sich selbst noch in den Zeiten erhielt, in denen die Emancipation der Frauen
längst vollzogen war; nur freilich fanden sich jetzt höchst selten Mädchen, die
sich dieser Form und mit ihr der strengen Ehe unterwarsen; nntcr Tiberius
erst die ein Gesetz, welches die Wirtungen der Eonfarratio auf die
religiöse Stellung der Frau beschränkte, das Hausgericht des Mannes aber
sowie die vermögensrechtliche Abhängigkeit der Frau völlig beseitigte.
Ter zweite Eingehnungsact der strengen Ehe ist ein weltlicher, ein bürger-
llicher: es ist der Kauf der Frau, bei den Römern Eonimitiu genannt. Ter
Brantkauf kommt bekanntlich bei allen Völkern vor, bei den Arier ähnlic\nsehr wie bei den Semiten, bei den civilisirten Völkern wie bei den un-
civilisirten. Bei den alten Babylonien und Assyrinm wurden die Mädchen
sogar in öffentlicher Versteigerung als Ehefrauen verkauft, und bei den
Munard:en gult heute noch eine Anzahl weiblicher Kinder alsReichthum:
sie müssen nämlich dem Vater abgethan werden, wenn sie jemand heirathen
will. Nur darin unterscheiden sich die uucivilisirtcu Völker von den civilisirten.
dast bei jenen der lauf immer ein wahrer, echter Kauf nm Geld nud
Geldswerth geblieben ist, während er bei den civilisirten in einen Scheintauf
verwandt werden ist. Letzteres geschah im Mittelalter im ganzen Europa,
und ebenso geschah es im Alterthum bei Jude", Griechen und Römern. Bei
den Römern geschieht die Eonimitio in allen Formen des Scheintaufs; es
> verdten fünf Zeugen zugezogen, der Bräutigam pricht eine Formel aus, in
welcher er erklärt, dass er das Mädchen sich als feine Gattin ertanfe, endlich
zahlt er etwas dem Vater resp. dem Vormund der Brant, aber er zahlt
ihm nicht einen wirklichen Preis, sondern einen Scheinpreis, die allerklcinstc
Münze, die nur ein paar Pfennige wert war.
Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne eine andere zu berühren,
welche mit ihr in engem Zusammenhange steht, nud welche sicherlich für dm
Leser vou hohem Interest ist; ich meine die See des Verlobnigs- und
des Tranngs. Weshalb (so lautet die Frage) wird ein Ring gegeben,
weshalb werden Ringe ausgetauscht? Unmöglich kann dies in dem Sinn
des Geschenks eines"- schmückenden Gegenstandes geschehen; denn bekanntlich
muss wenigstens der Tranng ein einfacher goldener Reif fein, er darf leinen
Edelstein enthalten, er darf nicht zierlich und künstlerisch gestaltet werden.
Die Frauen im römischen Recht.

Ta hat denn die Phantasie einen weiten Spielraum, und in früherer Zeit erklärte man den goldenen Nina daraus, daß er ein Symbol der Gattenliebe sei. die letztere soll echt sein wie Gold und ohne Ende wie der Ring. Ich mich diese gemütvolle Teutung zerstören-, die Nachtgeschichte lehrt, daß der Ring eine nützliche juristische Function versieht, welche heut freilich längst vergessen ist.

72 I. Varo» in Vorn.?

?lenderug trat schon bei den 3iömern ein: in der späteren Naiserzeit ward
aus dem eisernen Ringe ein goldener. So übernahm ihn das Mittelalter:
nunmehr geschahen die weiteren Veränderungen. Aus dem Verlobungsring
wurde ein Trauring, d. h. im späteren Mittelalter ist der Ring bei der Ver-
lobung in individuelle Belieben gestellt und kann nunmehr beliebig kunstfertig
gehalten werden, dahingegen ist der Ring bei der Trauung obligatorisch, und
hier ist er der einfache goldene Reif. Endlich die dritte Aenderung ist der
Ringwechsel; gegen Ende des Mittelalters erhält auch der Bräutigam von
der Braut einen Ring. So hat denn unser Trauring nichts mehr von der
römischen Sitte an sich, außer das; er allein am vierten Finger der linken
Hand getragen wird. Toch haben nicht alle Volkere jene Aenderungen mit-
gemacht; ein Theil der Schweizer (Eantun Bern) nennt zwar den Ring Trau-
ring, allein sie wechseln ihn nicht bei der Trauung, sondern bei der Ver-
lobung aus; bei den Joden und Schweden findet noch heute kein Ring-
wechsel statt, sondern blus der Bräutigam gibt der Brant einen Ring.
Indem ich mich zur Eingehung der strengen Ehe zurückwende, habe ich
noch zu bemerken, daß dieselbe noch auf eine dritte Art entstand; diese dritte
Art war aber kein juristischer Aet, sondern ein Instand. Eine freie Ehe
nämlich, welche ein Jahr lang gedauert hatte, wurde in eine strenge ver-
wandelt, anber wenn die Frau sich drei Mchte lang aus dem Hause dc
Mannes entfernt hatte. Es liegt hierin der Beweis, wie abhuld die alten
Römer der freien Ehe waren; als die normale Ehe betrachteten sie die strenge.
Alle Formlichkeiten fielen bei Eingehung der freien Ehe weg; juristisch
wurde die freie Ehe lediglich durch den Willen der Brautleute und ihrer
Väter abgepflichten, und eine befondere Form war für die Erklärung des
Willens nicht vorgeschrieben. Tas war freilich ein sehr gefährlicher Grund-
satz; denn dadurch konnte es dahin kommen, daß später es an jedem Beweis-
mittel für die Eingehung der Ehe fehlte. Die katholische Kirche hat in, Mittel-
alter diesen Grundtats aus dem römischen Recht übernommen, und deshalb
bilden im Mittelalter die sogenannten heimlichen Ehen ein schweres Nebel und
den Gegenstand dauernder Klagen. Vor diesem Nebel wußten sich die Römer-
zu bewahren. Von Alters her war nämlich bei der strengen Ehe eine feier
liche Neberführung der Brant in das Hans des Bräutigams üblich; diese
Neberführung wurde bei der freien Ehe für obligaturisch erklärt, so daß aller
Welt die Eingehung der Ehe lund gethan und sie niemals in Zweifel gezogen
werden konnte. Tie Neberführung fand gegen Abend statt. Ihr vorauög
geht ein Opfer, welches die Brautleute gewöhnlich im Hans der Braut den
Göttern darbringen; dann werden sie von den Hilfzeitgästen beglückwünscht,
und es wird ein Mahl abgehalten. Nunmehr soll die Braut das elterliche
Haus verlassen, aber sie sträubt sich und weint, sie flüchtet zu ihrer Mutter,
und muß aus deren Armen gewaltsam gerissen werden. Vor der Thür er-
wartet sie Flötenspieler und drei Knaben, der eine der Letzteren trägt ihr
die Fackel vor, die anderen beiden geleiten sie an den Armen; Rucken
Die Freuen im römischen Recht. 75

und Spindel werden ihr nachgetragen: hinter ihr ordnet sich der Zug der Hochzeitsgäste und des teilnehmenden Publikums; sie singen ein sogenanntes Fescenninenlied, das von derben Willen voll ist; unter die Niiaben werdeu Nüsse veteilt; auf dem Hause des Bräutigams angekommen, salbt die Braut die Thürposten, dazu wird sie über die Schwelle gehoben, wie einst als die gegebenen Sabinierinnen, sie spricht zu dem Manne die Worte: „Wo Tu walst wirst, will auch ich walte“, und endlich wird sie vom Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers, der beide für das Leben notwendigsten Elemente, aufgenommen; die Ceremonie wird durch ein Gebet der Frau beschlossen.

Ter letzte von mir zu behandelnde Punkt ist die Auflösung der Ehe. Für den Juristen ist nur eine Aufhebungsart von Interesse, das ist die Scheidung.

Hier ist nun auf eine grundverschiedene Anschauung des Alterthums und unserer Zeit hinzuweisen. Bei uns geschieht jede Scheidung durch den Nichte; an ihn hat sich der Gatte, der geschieden werden will, zu wenden, und natürlich scheidet er nur dann, wenn ihm bestimmte Gründe nachgewiesen werden, aus denen die Scheidung sich rechtfertigt. Dies ist im Alterthum anders; die Gerichte haben mit der Scheidung gar nichts zu thun; die Scheidung liegt lediglich im Ermessen der Gatten, und daraus folgt, das: eine Scheidung an den möglich ist, wenn keine genügenden Scheidungsgründe vorhanden sind. So ist es im jüdischen Recht; nach dem alten Testament <S. Buch Mos. Cap. 24 V. 1) kann sich der Mann von seinem Weibe scheiden, wenn „sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen“, d. h. wenn sie ihm nicht gefällt, und erst Ehrustus wendet sich mit den strengsten Worte der Bergpredigt gegen diese Willkür. So ist es aber auch im römischen Recht; es ist eine Scheidung möglich nicht blus, wenn gute Gründe vorhanden sind, sondern auch wenn es an solchen fehlt, und nur darin besteht eine verschiedene Behandlung, daß, wer sich ohne Grund scheide, eine Strafe und zwar eine Vermögensstrafe erleidet. In diefser Beziehung besteht auch keine Tifferen zwischen der strengen und freien Ehe; auch, die strenge Ehr ist regelmäßig durch Scheidung auflösbar. Nichts desto wenger würden wir auch hier den Gegenpal, zweier geschichtlicher Perioden festhalten. In der ersten Periode hat nur der Mann ein Scheiderecht; dies war mit der sonstigen Stellung der römischen Frauen ganz unvereinbar und ward daher in der zweiten Periode geändert: die Frau hatte seitdem ganz dasselbe Scheidungsrecht wie der Mann. Wichtiger ist der tatsächliche Gegensatz der beiden Perioden; in der ersten Periode kamen nur solche Scheidungen vor, welche wohl begründet waren, in der zweiten häuften sich die grundlosen Scheidungen derartig, daß man zu Eicros Zeiten das wiederwärtigste Bild von der Zerrüttung des ehelichen Lebens erhält. Und dabei thaten es die Frauen den Männern voran; Seneca spricht von Frauen, die ihre Lebensjahre nicht nach den Eonsuln, sondern nach ihren Männern rechnen, beim Heirathen (meint er) tragen sie sich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden
Diu Frauen im römischen Recht. 75
warf er einer streng»: 1 Äestrafnng, den Verheiratheten und mit Kindern
Gesegneten wandete er Geldvorteile zu, die Unverheiratheten und Kinderlosen
belegte er umgekehrt mit Vermögensnachtheilen. Aber den Grundsatz von der
Rechtsgültigkeit der grundlosen Scheidung wagte er nicht anzutasten, denn
dazu hatte er nun und nimmermehr die Zustimmung der höheren Stände
erlangt. Niós das eine verordnete er, daß, bisher in der freien
Ehe die Scheidung gänzlich formlos war, fortan eine Erklärung vor sieben
Zeugen erforderlich sein sollte. Ja, jener Grundsatz wisch selbst nicht nach der
Recezption des Christianisms, erst im Mittelalter gelang es der Kirche, ihn
zu überwinden.
Vergleichen wir unsere Zustände mit den römischen, so giebt es leider
mehr wie einen Züg, der an die Kaiserzeit erinnert. Die Ueppigkeit und der
Luxus, die Sucht nach Erwerb und Genuß, und in den letzten Jahren fluchwürdige
Verbrechen und Gleichweisen beweisen offenkundig, daß wir so groß und tief auch
unter intellektuelles Leben geworden ist; so gewaltig unsere Schöpferkraft auf dem
wirtschaftlichen Gebiet sich bewährt hat, so sehr wir selbst auf dem Gebiete
der Kunst uns einer gewissen eigenartigen Entwickeln», rühmen tonne, wir
doch in sittlicher Beziehung keine Fortschritte gemacht habe». In solcher
Zeit ist es freilich schon ein Gewinn, stehen geblieben zu sein, und da be>
Unsere Ehe bietet noch immer das Bild innigen Zusammenlebens von Mann
und Frau, unsere Kinder erweisen ihren Eltern die aus dem Naturgesetz
fließende Pietät, nüüere Väter und Mütter behältigen an jedem Tage von
Hiccuem die herzliche Liebe zu ihren Kindern. In allen diese» Beziehungen
vermag ich nirgends heut einen Unterschied der Geschlechter wahrzunehmen,
Männer wie Frauen, Väter wie Mütter, Söhne wie Töchter empfinden alle
gleich und handeln ebenso. Das ist die rechte Gleichheit der Geschlechter,
einmal die heimischen Jungfrauen heimführen wollt: denkt an, verfilm, welche uns alle
ehelich hatte er nun und mite. Wollt ihr ehelich bleiben wie die heimischen Jungfrauen,
' i müst es tensch leben, sonst verdient ihr wie diese die Todesstrafe. Tchein! ei<1,
meine Rede scharf und biuer? Aber ich flehe hier wie ein A>, ', der, wenn es nicht
anders geht, fchniden und brennen ums; Ihr zwingt mich zu solchen Wollen, eure
sündlusweise betrübt mich noch mehr, als euch meine Wonne verleben: ihr achtet
kein Gesetz: ich habe euch ermahnt, belehrt, gedroht, aber Alles ist bei euch vergeblich
den» Ihr wollt eher freies, ungebundenes, leichtes und lockeres Leben wören. Wie
',1 onbei orr Staat bestehen? Oder wollt ihr, das: das Geschlecht der römischen Bürger
aussterben, und daß Griechen und Barbaren unsere Hiadt bewohnen? Wollt ihr das
Geschlecht römischer Bürger blos dadurch erhalten, das; ihr die Sclaoen irreiaftet? Euer
Leben ist eine wahnhe Schande, und eine Schande ist es, das; ich es euch sagen nuri.
Ihr benist euch auf die vielen Beschwerden des Ehestandes, diese kenne ich sehr weist
aber es giebt auf der Welt kein Gut ohne irgend welchen Beigeschmack. Nun, ich
hoffe, ihr wollt Bürger bleiben und Männer werden, ich wünsche, das; ihr mit Weil)
und nicht Nachkommenschaft euch bálido mit mir vereins, um deu Götter zu danken:
ich bitte euch bei meiner Liebe zu mir, so zn handeln, das; ich den Aamen „Vater des
Voltes" mit Recht verdiene."
I. Varon in Vor», wir sind zu ihr gelangt ohne eine Emancipation der Freuen, und daß wir
sie besitzen, ist wesentlich auf die beiden Unterschiede zurückzuführen, die
zwischen unserem und dem römischen Eherechte bestehen, unsere Ehefrauen
haben keine vermögensrechtliche Selbständigkeit, und sie stehen bezüglich ihres Vermögens in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Manne, unsere
Männer wie Frauen haben kein freies Scheidungsrecht; sondern der Richter
scheidet sie, wenn ihm gute Gründe nachgewiesen werden. An diesen beide»
^rundsätzen müssen wir festhalten, wenn unsere Familie die Stätte echter
Sittlichkeit bleiben soll. Und rühmen wollen wir uns dabei, daß, trotzdem
das römische Volk uns an juristischem (beschick um eines Hauptes länge
übertagt, wir in den Ideen des Eherechts den Römern überlegen sind.
Hierin liegt zugleich der schönste Trost für den Rechtshistoriker, er erkenn!
in welchen Echlangenwindungen sich die geschichtliche Entwicklung auch voll'
zieht, so läßt sich doch das Resultat immer in die Vurte zusammenfassen!
es ist ein Fortschritt erfolgt.
Eine Dante - sectürüc».
Charakterbild in einem Act
von
Paul l)msc.
— Münzen. —
P e v s o n e:
Odo von Lefzdorf, Londmll!). Jr. Rudolf Frank, Nnt)t>>><inwnlt.
Lmore, seine Frau. ^ Ein Bedienter.
Elegantti Wohnzimmer. Tfirmen in den schrägen ifcten reditv und lintc, und in der Mitte, ü>om li»!«!
ein Top!,«, ein 2!>ecl!>ch davor, ein öesiel, Nchlis ein Fenster, daneben ein Finge!,
<3rsle ?ene.
5)d<em Fensler), Lenole >an> dem 3>>cha mit e**ncr Hoidardeil). Ter Ncdiente
<in einer ländlichen Vicr**e. steht «litten im Zimmer),
?do «das Fenster Mirstend). Ter «>ebel wird linicr dichter: die beiden Linden
am Hofthur sehen schon ans wie in ^anmwolle gettückelt. — Tu hast Recht,
Kind, es ist besser, ich fahre hente nicht wehr in die Ttadt, die dnninen
Geschäfte können bis morgen warten. Iz. i dem Vcdienlen, der schall an der TI,lir ist)
Zschou zie den Herrn Verwalter, Franzi. Er wird in der Brennerei sein,
wo der neue Nessel probirt wird. Venu er fertig wäre, hätte ich niit ihm
zu sprechen, unten in der Schreibstube. «<Center ab.» So! Nun gieb mir
noch eine Tasse Thee, liebe« Herz. Tu glaubst nicht, wie wohl mir ist, daß
ich den Laudrath heute au den Nagel häugeu und mich in diese warme
Tophaepte sehen kann, «styt sich neben sie,,
Lenore «ihm eiwenclnd, immer mit einem Allidmel slinsler Msignoll!)). Tie Herbst-
tncbel kommen auch so früh iu diesem Jahr.
78 Paul Hesse i München.
Odo lihrc Hand limc_d, während sie i,ü die Tasse hinstellt, Tank, Meine kleine Frl."
Nein, ehrlich gesagt: das Nbclwetter ist nur ein Vorwand - die neuen
Nagelnaternen brennen so famos, und Johann kennt die Straße wie seine
Tasche. Aber du hast's hier so gemütlich, dein Thee ist so gut, diese
kleinen Kuchen sind der Mamsell so vorzüglich gerathen — ! Üf einen.»
Lenore «mit einem zerst«nten ^^cch!». Tn wirst noch ganz znr Hausschnecke
werden.
Odo. Und N'enn ich's würde, wer trüge die Schuld als der Himmel,
der mir die Krone aller Hausfrauen besichert hat? Mache mich nicht so
glücklich, nnd ich verspreche dir, mich mit einem wahren Feuereifer der Land-
wartschaft, der Pferdezucht, den Landrathsgeschäften und am Ende gar der
Politik zn widmen. Einstweilen bitte ich noch um einen Kuchen.
Lenore. Wir werden in einer Stunde zn Abend rsseu,
Odo. Hoffentlich die Becassinen, die ich gestern geschossen habe. Es
wären mehr gewesen, aber ich war zerstreut, ich dachte immer an dich, nnd
daß ich gerade heut' vor drei Jahren dich zum ersten Mal gesehen habe,
und an das Kleid cmmonr in-nivo, das du anhattest, und wie das eine
Lückchen dir immer über die Stirne siel, so oft du es zurückstrichst, und
dann wie ich vor lanter Bestürzung über deine großen Augen etwas so
Dummes sagte ndn Puterroth wurde, weißt du noch?'
Lenore. Ich entsinne mich nicht mehr.
Odo. Herrgott! dacht' ich damals, wie mußt du ihr vorgekommen
sein! Ter richtige Krautjunker! — und hatte am liebsten eure Schwelle nie
wieder betreten. Aber dafür war gesorgt. War ich nicht schon am andern
Tag wieder da? und dann Tag für Tag, ndn nicht sechs Wochen, so ging
ich gar nicht wieder fort. Warnm du mich nicht fortschicktest, da du die
Auswahl hattest mnner ein paar Tutzend so viel glänzenderer, geistreicherer
Anbeter — ja, das ist mir immer noch das wahre Wunder Gottes, über
das ich auch nachgerübelte — und Indessen stiegen die Becassinen auf,
eine ganze Nette mir gerade vor der Nase, und nur ein armseliges Pärchen
mußte dran glanben. Tas kommt davon, wenn man auf der Jagd sentit
mental wird, nach zweijähriger Ehe, haha!
Lenore tiläumeisch. ohne u,.) lznidic,... Tn bist so gut, 2do.
Odo. O lange nicht gut genug für dich! (zieht sie an sich, licht sie a hier die
Wange, was sie sich still gefallen läht.) Taß du es nicht zn inert'en scheint, ist noch
mein einziger Trost. Aber weißt du was, Herz? Ich habe mir gestern aus-
gedacht, ich will meinen Landrathsposten aufgeben.
Lenore (leicht tichceiend.,. Behüte, Odo! Tu würdest etwas vermissen».
Es erfrischt dich immer, in die Kreisstadt zu fahren und andere Gesichter
zu sehen.
Odo. Weil ich dann so vergnügt bin, wenn ich zn dir zurückkomme
und dein liebes Gesicht wiedersehe? Nein, Schatz, rede mir's nicht aus.
(steht an!, geht im Zimmer hemm, die hündc in de» Talchen.) T'»r Verwünschte kleine Kram,

Lenore: "Mit dem Eichel, zumal nach einer anstrengenden Jagd, wo dich meine Stimme so behaglich in Schlummer wiegt."

Udo: "bleibt "oi ih stehen., Tu spielst auf gestern an, du Böse. Aber ich war wirklich todmüde, und der Tanz ist eine so hollisch schwere Leetüre. Lenore. Tu hast sie doch selbst vorgeschlagen."


"Göttliche Allmacht und Gerechtigkeit Trieb meinen hohen Meister mich zu gründen, Tie erste Lieb' und die Allwissenheit. "Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden, Nur Ew'ge«; und auch ich foll ewig dauer. Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwimden!

"» und Lud, XXX"I., !>I. 6
80. f)aul l`evse in München.
Odo. lach<. Hahahah!
Lenore lach<. llulbiccle<. Tu lachst?
Odo. Verzeih! Es erinnerte mich nur — „Laßt, diu ihr eingeht, alle Hoffnung schwende!“ — also steht das! Haha!
Lenore. Was fällt dir dabei ein?
Odo. Hab` ich dir nicht von Hardegg erzählt? Nim, du hast es der-, gessen. Wir dienten in derselben Regiment unser Jahr ab, ein flotter Namerad, etwas sehr leichtsinnig, in Schulden bis über die Ohren, aber ein trefflicher Junge. Wir rietheu ihm oft, sich durch eine reiche Heirath zu raugiren. Weißt du, was seine stehende Antwort war? „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwende!“ Haha!
Lenore. chl<. Eine seltsame Nutzanwendung, iu der That!
Odo. Ich wußte nicht, wo er den Vers her hatte, aber damals schien es mir sehr zutreffend. Mein (Hott, so ein Nudel ungebundener junger Taugenichts, denen erscheint die Ehe wie ein lebenslängliches Gefängnis; in welchem man all seine Sünden abbüßt, und das „eingehu“ nahm ich in dem bekannten Sinne. Wenn ich Hardegg jetzt einmal wiedersiehe, will ich ihm sagen, daß diese Urmeutliche Hölle das reine Paradies ist.
Lenore. Imni einem leichtm Teulzer,. Wollen wir weiterlesen?
Odo. Ja lies, lies! Ich unterbreche dich jetzt nicht mehr.

Tcr,Bediente tritt durch die Witte ein, überreicht Odo ans einem silbernen Plateau e`ne arte.<
Bediente. die Herr ist zu Pferde gekommen.
Lenore. erheb, sich,. Ich bitte dich, lieber Odo, empfange den Besuch allein.

Odo. Was hast du nur, Nu<? Man kann sich ja auf dem Lande nicht verleugnen lassen, und übrigens, wenn eö dein alter Anbeter ist, für meine schöueu Augen hat er sich gewiß nicht herbemüh,
Line Dante lecture, 511.

Zweite Scene.

ludv. Frank «durch die Mitte!.

luaul «.u», ditflittet... Ich muß «in Entschuldigung bitten, Herr Varon —

lido. >, ed! «!, m treulig!e! ellegen!e. Seien Sie herzlich willkommen, Herr

Toro! Meine Frau erinnert sich mit Vergnügen, Sie in ihrer Eltern

Hause gesehen zu haben, und auch ich, so flüchtig unser Begegnen war —'

!!<lütel! ihm die Hl!>nd.>

Frank. Sie sind sehr gütig, Herr Baron.

Tdo. Legen Sie ab «nimmt !, m Hut und Aeusio! ab. ! Und nun erzähl» Sie, wie Sie den Weg durch den nebligen Wald zu unserem verwunschenen Schlößchen

gesunden haben.

Frank. Aufrichtig gestanden, Herr Varon, habe ich ihn nicht gesucht.

Tie Schuld, das: ich Ihnen diese Störung verursache, trag mein Pferd,

^hr Gutsnachbar, Herr von Freihauseu, für den ich einen Proceß führe, lud

mir zu einer mündlichen Rücksprache ein. Gestern bin ich angekommen, reife

gestern zurück und wollte heute Nachmittag meine alten Reit-

künste einmal wieder probieren. Aber ich hatte nicht auf den Nebel gerechnet,

vorher die Richtung und war endlich froh, die Finnen Ihres Schlosses zu

erblicken, zumal mein Pferd, das ein Eifen verlor, etwas zu trauen anfing.

Tdo. Es soll gut verpflegt werde>, zum Dank, daß es Ihnen uns

gebracht hat, und morgen früh —

Frank. Unmöglich! Was würde mein Gastfreund denken!

Tdo. Tem schicken wir eine Votschaft. Nein, Herr Toctor, Sie

sollen erleben, daß ich dem Ruhe meiner Ahnen keine Schande mache. Tie

Betzdorfs waren im dunklen Mittelalter gefährliche Raubritter, und wehe

Tem, der in ihre Hände fiel! Sie müssen doch auch mit meiner Frau von

alten Zeiten plaudern.

Frank Siimlu... Ihre Fra Gemahlin befindet sich wohl?

lido. Sic blüht wie eine Rose, eine Weiße freilich. Sie hatte nie viel

^arbr. Sonst aber — die Landnft nnd das häusliche Glück bekommen ihr

trefflich.

Frank. Ich zweifle durchaus nicht.

Tdo. ^ gestehen Sie es nur dreist, Verehrtester, auch Sie gehörte»

zu Tenen, die vor zwei Jahren den Kopf schüttelten, als dieser glänzende

 Stern plötzlich vom Horizont der Hauptstadt verschwand, mm sein Licht in

einem wertentrückten Waldschlößchen leuchten zu lasfen. Sie dachten gewiß,

diefe himmlische Lanze werde »icht lange dauern. Aber Sie werden sich

wundern; wie wir hier leben. Ja, ja, man muß narr Glück als

Verstand haben.

Frank. Ich freue mich aufrichtig. Auch die Mutter der Frau Varoniu

wird glücklich sein.

!!
82 Paul kieyse in München,
"du, Tie Mama? Hm! Tas ist der ei»zige dunkle Punkt an nuserem
soniugel Ehehimmel. Tas Heinüvrh »ach ihrer Mutter kann meine Frau
ganz bezwingen. Um so rührender ist es mir, das; sie meinen Vorschlag,
wenigstens im Winter in der Stadt ,,,n lebe», standhaft zurückweist. Sie be-
hauptet, ihr sei nur wohl hier in dieser Stille, wo es manchmal, ntter nns
ge sagt, doch ein bischen eintönig ist für eine junge Frau, eine so gefeierte
junge GroMiterin! Ich freilich, ich entbehre Nichts, neben dieser Fran.
Sehen Sie, dies ist ihr Zimmer, da nebenan das meine. Wenn ich drin
meine Schreibereien end Acten habe und sie sitzt hier am Flügel — ich bin nicht
eigentlich musikalisch, früher hatte ich nur Sinn für Militärmusik, aber wenn
sie jetzt ihren Beethoven und Schumann spielt, oo ist nicht der Ton, der die
Musik macht, es ist die Hand, und wenn man diese Hand sein nennt —
Verzeihen Sie, wertester Herr, ich scheine da zu prahlen mit meinem hans-
llichen «Mick, aber Sie wissen, wse; das Herz voll ist —
Fraut. Sie sind ein beneidenswerther Mann, Herr von Leßdorf.
Ddu. Ta kommt meine Frau,
Dritte 3cene.
Voissee. ^>ove,von recht=»».
"^do. Sich nur, Schatz, welche Uberraschung. Es ist doch derselbe
Andol Frank, unser wohlbekannter Freund.
Lenure ,gemessen,. Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Toctor, das;
Sie sich nuser erinnert haben. ,(>ianl verneigt sich, sie »ich! il,m die Hand, die ei «ne
Ddu. Nein, lobe ihn nicht! Sein Pferd, nicht sein Herz hat ihn hier-
her verrinnt. Aber <trotzdem soll er nicht kalt aufgenommen werden. Tu wirst
für neuen Thee sorgen, liebste.
Frank. Ich bitte sich nicht zn bemühen, gnädige Iran. Ich nehme
Nichts.
"do. Vielleicht ein (Hlaö Wein, bis wir zn Tische gehen,. Fr°,nl mach»
eine «neciWendc Beweg,,!,...,,jedenfalls setzen wir uns noch ein wenig. Teilt, er
wollte gleich wieder fort, fobald fein Pferd frifch beschlagen ist. Aber ich
habe ihn< schon eine Predigt gehalten über den Tert: Läßt, die ihr eingeht —
bei den Lestdorfs nämlich — alle Hoffnung schwinden! Haha! Sie sehen,
das; wir hier durchaus nicht verbauen. Sie trafen us ebeu bei unserer
Tante-Lectüre. Ta liegt noch das Buch.
,^e,n,re l<nt sich in das ^oulia, vermeidet ^ra,< »zusehen, der einen 3int,! genommen,,
Frank. Sie haben Ihre alten Studien in Ihr nenes Glück mit hin
übergommen, gnädige Fran?
Ddu «der sich neben Venore gesetzt hat,. Ich habe dem Toctor nämlicz erzählt,
Nind, wir du mit mir vorlieb nimmt und wie unrecht ich es finde, das; du
Eine Dichte, die Stadt ein für alle Mal verschworen hast, so schmeichelhaft es ja für mich ist. Aber nun erzählen Sie uns auch von sich, werther Freund. Sie sind inzwischen ein berühmter Advocat geworden, dem die fetten Prozesse nur so ins Haus lausen, und der alle gewinnt, haha!


Frank. Noch nicht, Herr Baron.


Lenore. Ich bitte dich, illo!

Illo. Ist's denn nicht die Wahrheit? <chade, daß Lenorc hier so einsam lebt. Sie tonnte Ihnen sonst eine Fran aussuchen. ... tc, ... Vet,ie>,tc>,.. Ill du'ch die Witte eittitl!, Was bringen Sie, Franz?

Bedienter. Ter Herr Perwalter —


Lenore! die Hand, »b duxH die Mitte.,

Vierle 3cene.

Lenove. **mink.

Frank mach ein« Paule., Sie wohnen hier so hübsch, gnädige Frau. Ter Wald muß im Sommer herrlich sein.

**croch Auch im Winter.

Frank. Zumal, wenn man die Einsamkeit liebt.


Lenore,steht »ich Frank, ich ertrage diesen Ton nicht. Was Hab' ich gethan, daß Sie zu mir sprechen, als hätt' ich nicht nur die gute Freundschaft, die uns einst verbunden, auch Ihre Achtung verscherzt? Welches Verbrechen habe ich begangen? Was ist geschehen, daß Sie beim ersten Wiedersehen nach zwei Jahren mir wie ein völlig Fremder gegenübertraten?

Frank. O Nichts, gnädige Frau, Nichts — was Sie nicht selber wüßten.

8H Paul «evsc in Manche,,

Frank. Gewiß nicht. Sie [wareu die unumschränkte Herrin Ihre»

Herzens. Ich freilich, da ich diesen Bruder über Alles liebte, mehr als mich
selbst — hatt' ich doch nach dem frühen Tode unserer Eltern Vater- nnd
Mutterstelle bei dem so viel jüngeren vertreten — ich konnte allerdings nicht
fassen, das; es jemand gab, der ihn nicht lieben konnte. Auch hatten Sie
ja selbst ihn gleich Anfangs liebenswürdig gefunden.

Lenoire Incht zerstreut vor sich hin), O gewiß!

Frank. Und Sie taten ihn noch kaum, und schlugen es doch ab,
inh näher kennen zu lernen, auch nicht aus Freundschaft für mich.,

Lenoure.«J«ud». Ars Freundschaft für Sie!

Frank. O wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich, der ich von klein
auf seine herrlichen Gaben sich hatte entfalten feheu! In Allem war er der
Begabtere, hinter dem ich neidlos zurücktrat; nicht nur in der Musit, wu
sein Genie ihm eine glänzende Zeitunft versprach. Alles, was er angriff,
glückte ihm mühelos, nnd nur das Line, das er am leidenschaftlichsten
ertrebte, das versagte sich ihm. Er hat es wahrlich nicht durch Uebermth
verscherzt. Er, der verwöhnte Liebling der Götter nnd Menschen — als er
Sie liebte, war er so verzagt, als sei es Wahnsinn, zu hoffen. Sie wird
mich ihrer nwwerth halten, sagte er, nnd das ist mein Todesurtheil. — Er
hat Recht behalten.

Lenoure. Ich habe ihn tief betagt. Netten hätt' ich ihn nur können
durch eine lebenslange Lüge.

Frant (sie Ich's »nbiiclend,. Nnd als Sie bald darauf einem anderen
Bewerber ihr Jawort gaben, sprach da Ihr Herz die Wahrheit?

Lenore.«mit ffl,.em Anlinwcn, Frank!

Frank. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aus meinem Mnnde redet ein
Abgeschiedener, und Todtc sind rücksichtslos. Als seine zarte Natur diesem
Schlage erlag, wenige Monate, nachdem Sie Frau von Leßdorf geworden —
weil, du, sagtest er, was mich nicht leben läßt? Nicht, daß sie mich verzehnt
hat. Was kann man für sein Herz! Aber daß mich sie, wie ein gewöhn-
lches Weib, sich von Nang nnd Neichthm bestechen ließ, einen Gatten wähnte,
deu sie keine Blickes gewürdigt hätte, wenn er ihr nur ein so bescheidenes
Loos zn bieten gehabt hätte, wie dein armer Bruder — seitdem ich das
erlebt, ist mir das Atmhnen eine Last geworden, nnd ich segne das Fieber,
das mich aus dieser erbärmlichen Welt hinweggraft.

Lenore. Tas fagte der Sterbende? Und seiu Bruder, der mich seit
drei lahren kannte, der berühmte Anwalt —' hatte kein Wort zn meiner
Rechtfertigung?

Frank. Ich! Nnh wahrlich, von allen Menschen war ich zn diesem
Amt der Ungeschicktesten. Wissen Sie es denn nicht, daß ich diese drei Jhre
hindurch Sie wie ein überirdisches Wesen verehrt, ja selbst den verwogenen
Traum geträumt hatte, wenn ich irr erst eine feste Stellung errungen, Sie
t zu fragen, ob Sc die Meine werden wollten? Es war gewiß ein ver-
Eine Dummheit rce. 85
messerer Gedanke, und mir selbst ist damals die herbe Enttäuschung erspart
geblieben, die meinen Bruder in den Tod trieb. Toch das; ich ihn verlor,
war wahrlich nicht dazu anzugehen, mich mehr darüber denken zu lassen, das;
dieses Mädchen, das uns Beiden unerreichbar blieb, zu einer — „vortheilhaften
Partie“ sich herablassen konnte.
Lenore rmt! in den Zencers!..,
Frank. Ich habe mich vergessen. Ich bitte inständigst um Ihre Ver-
zeihung, gnädige Frau, daß ich mir einen Augenblick anmaßte, Ihre
Handlungsweise zu richten. Was Sie gethan, hat, wie ich mit Vergnügen
sehe, zu Ihrem Glück geführt: Wen» ich so kurzzeitig war, Ihnen ein anderes
Glück zu wünschen, so war es eine leidenschaftliche Thrheit — die ich auf-
richtig bereue. Und fomt — leben Sie wohl, Frau Baronin. Tas Netter
scheint sich aufzuhalten, ich will den Heimweg antreten. „e». !ach einem Hu». >
Renoir »Ich «ustehend., Reinf! Jetzt bleiben Sie! Jetzt hören Sie mich
an! Sie haben mich der schwersten Sünde gezielen, die ein Neb begehen
kann: das; ich mich vertauft hätte, — leugnen Sie es nicht!
Frank >>>»>. Ich wußte nicht, daß Sie Ihrem Gatten aus Liebe hierher
gefolgt sind.
Lenore. Aus Liebe! Ich habe nur einmal in meinem Leben
geliebt, einen Man», mit dem ich gern das unscheinbarste Los, ja Noth und
Ende getheilt hätte. Ich trug mich lauge mit dem beseelenden Glauben,
auch ihn über Alles theuer zu sein. Als dieser Glaube zu Schauden wurde,
entschloß ich mich, um nicht ganz umsonst zu lebe, wenigstens einen Anderen
glücklich zu machen, von dessen grenzenloser Ergebenheit ich überzeugt war.
So bin ich die Frau meines Mannes geworden.
Frank. Ich erstaune! Sie hätten eine andere Liebe im Herzen
tragen? Und ich, de> Sie Ihre» Freund nannten, dem Sie all Ihre
Mädchenreden, alle jugendlichen Gewissensfragen beichteten — mir kamen
Sie täglich mit heiterer Stirn entgegen, während in Ihrem Herzen — ich
frage mich vergebens, wer es gewesen sei» kann, der Ihrer Neigung würdiger
erschienen« wäre, als mein armer Bruder.
Lenore N=»wichtiderChen<»l<l»«,. Ihr Bruder! Immer nur er! Tas; ich es
denn gestehe: er erschien mir als ein liebenswürdiger Knabe, und mein
Herz hing an einem Manne. Müssen Sie durchaus wissen, wer es war?
Run, warum auch nicht? Es ist abgethan, und vielleicht ist es das einzige
Zeugnis; für meine Unschuld, das Ihnen vollgültig erscheinen wird. <2is,rm
I> diu !!ich. leg! die t>«nd Ol,« dIll «Luch, lag!, ohne Um ü=M»>!!!, Mi! lonillier TÜMMI!` Sil!
habe ich geliebt!
Frank. Lenore!
Lenore nmmer V>,. ja,m odgewendeeo. Jawohl, ich habe Sie geliebt! Haben
Sie das wirklich nicht gewußt? — Sonderbar! Und ich wußte doch vom
ersten Tage an, daß Sie mich liebe> — bis zu jenem, an dem Sie kamen
und fragten, ob ich die Frau Ihres Bruders werde wolle!
86 j?anl lieyse in München.

Frank flinlt ans einen Messet, statt vor sich !>in>. Gott! (Hott!
LENORE. Glauben Sîc nur, ich sah es >vohl, welchen Kampf! Sie dies
Opfer auf dem Altar der Bruderliebe kostete. Aber verlangen Sie nicht,
daß ich für diesen Edelmut! Ihnen besonders! danken soll. Sein Glück wc,r
Ihnen theuer als Ihr eigenes. — aber auch als meines. Ten» sonst hätte
Ihr Herz Ihnen gesagt, was ich Ihnen aus gerechtem Stolz verschweigen
mußte. Und in der Verzweiflung an meinem Gott und meinen! Glück, weil
ich an Ihnen verzweielte, that ich jenen falschen Schritt, der mich hichcr
geführt hat. Nun wissen Sie es. Wenn der Schatten Ihre« amen
Bruders Ihnen jetzt wieder erscheint, werden Sie hoffentlich meinen Anwalt
Machen. «will nach rechte abgehe», i

Frank «im!», III, f, frit! 1,r mdc,IV«,. Hören Sie mich, Lenore! Haben
Sie Mitteid mit mir, heifen Sie mir, mich vor dem entsetzlichen Gedanken
zu retten, daß meine Schuld vou Ihnen lebenslang gebüßt werden soll.
Ich habe Sie gehaßt um das, was Sie meinem Todten angethan. Aber in
dem Cultus des Hesses, den ich Ihnen widmete, lebten Sic ja täglich und
ständlich in meiner Seele fort. Wie soll ich es ertragen, Ihr Bild nun vor
mir zu schic, nicht mehr hassenswürdig, sondern liebenswerther als je, nur
verschattet durch den Gran« um ein verlorenes Leben!
Lenore «mit trüben mamm, Ties traurige Gespenst wird hoffentlich bald
durch ein lebendiges Glück verdrängt werden, das Sic mit hellen Angen
anlacht.

Frank. Nie, nie! »M ^m Zimmer ler>, m.» ^ mein Gott, wie Hab' ich
Ihnen Unrecht geha! Ich blinder Thor! Ich Wahnsinniger! Haben Sie,
sich denn Niemand anvertraut? Weß Ihre Mutter —

Lenore nMia,., Kein Wort zn ihr, niemals — geloben Sie mir das!
Sie glaubt an mein Glück. Tc Wahrheit würde sie nm ihren Friedeu
bringen. Und jetzt — der Wind scheint den Nebel verjagt zn haben. — es
ist besser. Sie gehen, und wir hier kehren zu unserer Tante zurück, der
mich, so lange ich lebe, an einen verlorenen Freund erinnern wird. >« wendet
sich »b, ihre AewPm M verbergen, Ich üffnet ra'ck mi! lieberem Gesicht die WaiellUmr. »irt die
letzte, Worte Venoren<, bleibt regmgolds a,i der LchweNe slet,e,i,i
Frank. Und ich soll gehen und Sie hier zurücklassen, in dieser Herzen«
öde, wie eine lebendig Begrabene?
Lenore, »<r,», m, »Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!»
E< gibt falsche Schritte, mein Freund, die man nie znrückthnn kann. Aber
Alles nimmt ja einmal ein Ende, auch das Hoffnungslose, >» t>, zulüd
»ob schlickt grwi<ch> die Tinir.,
FRANK. Sie konneu — Sie dürfen nicht! Sie sind sich noch ein
Leben schuldig.
Lenore. Mir? — Mir bin ich mir schuldig, meine Pfl FAG zu thun
und einen Menschen, dem ich über Alles theuer bin, nicht mitbnzen zu lassen,
was ich verschuldet habe.
Fünfte Szene.
H. Horitz': "Für ein, tein Zeucht ist bleich, leine Wiene bersturt.
Lenore. Tdo — mein Gott, wie siehst du «5? Was ist vor-
gefallen?
Odo. c Nichts, Nichts!
Lenore. Nein, du tückest mich nicht. Tu hast Verdruß gehabt —
der neue Tampfkessel —
Odo. In der That, es ist nicht Alles, wie es sein füllte, man kann
sich auf Niemand ganz verlassen. Ich habe eine schlimme Nachricht erhalten,
aber ich bitte sehr, sich nicht daran zu kehren, mit dergleichen — muß man
Anderen nicht zur Last fallen, am wenigsten einem werthen Gast.
Lenore leife zu ihm. der immer Narr bor sich hinblitll!. Es kann nichts Geringes
sein, «du. So sah ich dich nie, auch wenn etwas noch so Unangenehmes
vorgetragen war. Tarf ich« nicht wissen?
§ ^do. Später! später! dll der Ncielente in der Thürc rechte, erscheint. Das Abend-
essen. Laß es nicht kalt werden. Ter Herr Toctur wird einer Stärkung
bedürfen. Ihrem Pferde fehlt übrigens nichts. Eine kleine Ruhe —
Frank. Ich bedaure, Herr Aaron, zu so ungelegener Zeit —
Odo. ich bitte, Sie tonnen ja Nichts dafür. Tar ist nun ein-
mal nicht ander?. Auf dem Lande, wissen Sie — Geben Sie meiner Frau
den Arm und führen sie zn Tische. Ich — ich muß nur noch ein paar
Augenblicke —
Lenore "die Ihn beständig aufgeregt betrachtet hat.. Darf ich es nicht wissen, Odo?
^do. Gewiß, gewiß! Später, später! nnnacht eine abwehrende Bewegung. 2it
Wendel s.ch schmerzlich betroffen ob, nimmt den Arm ^ranlü und geht mit ihn» w bau Æßzimmer, an
eer Zwelle sich nach einmal nach lido umtehend.>
sechste Szene.
^dl) (allein, starrt vor sich hl», fahrt sich über die Lärm, such! sich zn fasien, lommt langen)!
in den Vordergrund,. Ein falscher Schritt! — Und kann ihn nicht zurückthun
— aus! Mitleid, aus himmlischem Erbarmen! Lieber „liebendig begraben"
bleiben! Nein, das war sein Ausdruck. Aber sie widersprach doch nicht,
sie fand das Wort so bezeichnend — und hat ja auch Recht! Und wenn es
den Trost nicht gäbe, daß Alle« einmal ein Ende nimmt, auch das Hoffuungs-
lose — «auf den lich Mietend, wo da», Buch liegt. Nein, das endet ja nicht, das
führt in die Stadt der ewigen Qualen. Ter alte Tante war ein Weiser
Mann, und Hardegg hat ihn mit Nutzen studirt. nimmt da «e. b°m T.nnc.
!ch!q<<mechanisch llnf. liest., „Zu freundlicher Erinnerung an unsere Tante-
Lectüre. N. F." N. F.? — das ist ja wohl Ndufl Frank, uan» bitter »»f.,
Ja, nun begreif' ich! Tiefer treffliche Hausfreund hat sich ihrer Bildung
angenommen ndd ist niemals darüber eingenickt. Aber warum hat fie fick
88 Paul Novse in München, dann doch zu mir Herabgelassen, einem ganz unbedeutenden Vecassi-Jäger? 

„wirft dill Nuch wicd« uf den ilich, Gleichviel der „falsche Schritt“ ist geschehen. 

Aue der Hülle ist kein Entrinnen! lüh! oh! >snn m de» Zeffe! „m l'G, drütt: die Olinde «ôo» >esiid!, plo" ich w.edcr aufblüliend! Aber »ei«, Wenn es so ist, WeNN den redlicher Mensch, der doch auch kein Hund ist, der seiner Frau die Hand, unter die Füße legen »lochte und ihr auch sonst keine Schande macht, wenn der nur gerade gut genug sei« soll, die Gruft einer „lebendig Begrabenen" zu bewachen, wer tan» ih dazu zwügeu? mir,>t «.\> Almosen zu empfangen sind die Leßdorft doch nicht gewöhnt. Nein, der Stein soll von ihnen» 

Grabe gewälzt werden, die Moderluft ihr den freieu Athem nicht mehr beklemmen! War's eine Thorheit, sie zu lieben? Ich fürchte, die wird erst mit meinem letzten Herzschlag aufhören. Aber die andere, das: ich glaubte, sie könne mich lieben — ein erbärmlicher Wicht war' ich, wenn ich mir die nicht aus dem Herzen rissel! >ücl!> "i=c<g! i.m mit, „er,<> So, so muß es geschehn! Und heute noch, noch in dieser Stunde. Als sie mein wurde, Hab' ich mir gelobt, daß ich nichts Höheres teuen wollte, als ihr Glück; — die Leßdorfs, gnädige Frau, siud nur simple ^andjänker, aber ihr Wort pflegen sie zu halten. 

5-lebente 5-scene. 

Lenore. Es läßt mir keine Ruhe, Odo. Ich mnß wisse» , was dich so Uerst-Ört hat, lwin Icine Ha, id ergreifen, er be»ch!et cl nicht! 

Odo. Ich bitte dich — unser Gast — 

Lenore. Nein,weise mich nicht fort. Nie soll ich drinnen ein gleich- 
gültiges Gespräch führen, während du hier — Es muß etwas Schweres, 

etwas fchr Niederschmetterndes sein, das dich so aus deinem Gleichmut!) bringt. 

Bist du nicht sonst immer gleich wieder heiter geworden, wenn du einen 

geschäftlichen Verduß hattest und kannst dann zn mir? 

Odo. Sonst, ja wohl! Aber es giebt Dinge, die mau zum ersten Mal 

erlebt. 

Lenore, Wenn dn mich nur ein wenig lieb hast, i"do, quälle mich 

nicht länger! Hab' ich nicht das heiligste Recht, deue Sorge», all dein Wohl 

und Wehe mit dir zu theilen? ich, deine Fran, der du Alles bisher ver 

traut hast? 

Tdo >sio >ulüllcnd, Mi! uerlmlwei «ewc.,!,!.,... Ich danke dir für dei« Mitgefühl. 

Tu hast Recht, ich biu es dir schuldig, kein Geheimnis, vor dir zu haben, >b<

wie ja auch du keines vor mir hast. Mit einem Wort denn: der Boden 

wankt mir unter de» Füße», meine ganze Existenz ist bedroht, ich werde diesen 

Schlag vielleicht nie verwinden! 

Lenore. Allmächtiger l"o"t, was sagst du!
Line Dantetctüere, 8H

Odo ,diilei. »Hut sie anznieüc!, Ja siehst du, man ist manchmal mit Blind-
heit geschlagen. Ich habe eine falsche Speculation gemacht, meinen ganzen
Beün daran gewagt, ich fürchte, ich bin ein Bettler.

Lenore. Nein, nein! Du siehst zu schwarz.

Odo. Ich sehe, was ich sehe. Aber nimm es nicht zu schwer. Für
dich ist gesorgt. »Tu sollst nicht zu Schaden kommen bei meinem Unglück,
wilst meine leichteinnige Schuld nicht mit bezahlen müssen.

Lenure. Odo «, du beleidigst mich! Kanu ich mein Loos von deinem
treffen?

Odo. Tu wirst es doch müssen, fürs Erste. Ich habe vorhin eine
Nachricht bekommen, die mich überrascht, noch in dieser Stunde eue weite Reise
anzutreten. Wann meine Geschäfte mir erlauben zurückzukehren, ist ungewiß,
Bis dahin wünsche ich, das, dn dich nicht hier in der traurigen Einsamkeit
vergräbst. Tu mußt zu deiner Mutter gehen. Fort wirst du Nachrichten
von mir erhalten, und gut aufgehoben sein. Vielleicht wird Tuctor Frank
die Güte haben, dich in die Stadt zu begleiten.

Lenore "ui annannd., Furt? Tu willst fort? Ohne mich?

Odo. In dieser Stunde noch. UlInFitt. Ter Vedielote criendet Von «cht».,
Es soll angespannt werden — der Lagdwagen — sogleich! !Nedenlex dna, die
»«< «.> Und nun, Kind, — du darfst unseren Gast nicht länger allein lassen.
Ich liebt habe einen bitteren Geschmack auf der Junge, ich könnte keinen Bissen
hinunterbringen.

Lenore .!cme Hand jllsicnd, die scialnl heralihang!, Odo, du verbirgst mir etwas,
du bist verwundert gegen mich — du blidest mich nicht wie sonst liebevoll an.
Was ist geschehen? Was habe ich dir zu Leide gethan? O diese Angst,
diese entsetzlichen Qual!

Odu >>!ch wüwrm bezwingend,. Tu mir zu Weide gethan? Tu träumet.
Hau du nicht immer nur meiu Bestes gewollett? mich nicht so übgedrückt
geacht, zwei ganze Jahre lang? Wenn das Schicksal seht über mich herein-
bracht, du wahrlich, mein treues Weib, hast keine Schuld. Ich allein, ich
hätte klüger sein sollen, bescheidener, nicht zu hoch hinauswollen, das rächt
sich NUN. !wente! sich al,)

"enorc <sich »n ihn hangend,. Nimm mich mit, Odo! Ich kann dich nicht
allein reisen lassen.

Odo me! la>lt 1?n>che<d.. Tu wirst mir diesmal gehorchen, Kind. Es
ist zu deinem und meinem Besten. Ich habe, was man so nennt, einen falschen
Schritt gethan. Ich muß suchen, ihn rückgängig zu machen.

Ren movement., "!tan»erenfahie{id>, Odo! du tiofst mich. Ich lese verzweifelte
Entschlüsse an deiner Stirn. K annst du mir dein Ehrenwort geben, daß du
— nichts Furchtbarens gegen dich selbst —

Odo. Mir eine Kugel durchs Herz jagten? ;>>>, bixei »<<, Nein, Liebste.
Ich bin kein Feigling, und ich war Soldat. Ich verlasse meinen Posten nicht
und werfe die Flinte nicht in’s Korn, so lang ich in der Welt noch etwas
Ich kenne meine Schuldigkeit. Idriuht in d.c Ha_,,_,ieu> ss; NN sich. NN! siea, J die-tirn.)
Achte 3cne.
Lenore. Tann: ^«»= «rant, 2.œwrr ihm entgegnet, Nr>chblic, de>, Er Neis; Alles! N'blüit, !,!!! sich «<! einen, 2tn«, !, ! das ist jamainruolll! Tas wird uie wieder gut, nie, nie wird er es verwinden und vergessen! >,, x 3mn>, der mit sr^'genter Miene eintritt.» kommen 3ie, Frank, kommen Sie ganz nah heran — ich — mir versagen die Gründe — 
Frank <Mteind.. Unser Gespräch? Wie ist es möglich?
Denare (»=ast« »d leie, Ich au' es nicht. Aber er weis; Alles, «si»
II== !». , >. Tnlü,l
Frank. Er hat Ihnen eine Scene geniacht?
Oeuvre. Er! Sie leuneu ihn schlecht. Wenn ich ihm das Härteste angethan hätte - aber gibt es noch etwas härteres, als was er hat härten müssen? - und doch, kein Wort, das mich anklagte, nur seiu tudestranriger
^ick, und das; er von einem „falschen Schritte“ sprach, dasselbe unselige Wort, das mir entschlüpfte, da wusst' ich's!
Frank. Und was hat er von Ihnen verlangt?
Lenore. Er will eine Neise antreten, in Geschäften, hente noch. »Ich
füll indessen zu den Eltern gehen. Tort soll ich erfahren — o, Alles ist ver- loren! Idriuht ihr ^uck >»cgei, die Augen,<
Frank. Wollen Sie verloren geben, was vielleicht nur auf diesem
Wege zu retten ist? Ihr Glück, Lenore, Ihr ^eben, Ihre ganze Zntunft?
Glauben Sie mir, obwohl ich Ihren Gatten nicht liebe, ich beklage ihn auf- richtig. Niemand kann tiefer empfinden, was es ihn losten muß, auf Sie zn verzichten. Es macht ihm Ehre, das; er es mit so hochherzigem Ent- schlusse thut. Aber Sie würden an fich und ihm ein Uurecht begehen, wenn Sie nicht annähmen, was er Ihnen bietet: Ihre Freiheit.
^ene Zeitg., Ein Uurecht! Sie wissen nicht, was Sie reden.
Frank. Er hat kein Recht darauf, Sie um Ihr ganzes ^.ebu zu be- trügen. Zwei Jahre hat er Tie besessen, zwei Jahre sich in einem über- schwäglichen Traum von Glück geweiht. Er hat mehr vom Schicksal emp- fangen, als er werth war, und wenn er jett das angemalte Gut zurückgebe —
Eine Dantetücke. 9!
	scone I'leit auf, i>!i «NN». Tas angemaßte Gut? das sich mit freiem
Tillen in seine Hände gab? Und wissen Sie fo genau, was er werth ist?

Hab' ich es selbst gewußt bis diese Stunde? Sie sind ein geschickter Adocat,
Toctor Frank, aber Ihre dunste werden an dem Nichtersprnch meines eigenen
Heizens zu Schanden.

Frank,ie!i, en., Lenore!

Lenore wil., Wir haben nns nichts mehr zn sagen. Mein Mann'
läst Sie bitten, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen. Sie sollen ihm einen
Gefallen thun. Ich hoffe, was es auch sei, aus alter Freundschaft für mich
weiden Lies ihm ucht abschlagen. Leben Sie wohl — für immer! !^rani
sieht sie forschend an, will etwa» erWider,, sie wendet sich ad. ifi vermegt sich stumm,md geizt in Udo o

Lenore ,diüdt die pilndc gegen dille Besicht, blickt dann plötzlich entschlossen ans., i^do!
il mein Gott, er liebt mich nicht mehr; ihm graut vor dem, was er sein
Glück nannte, was eine einzige Stunde ihm als eine grausame Lüge enthüllt
hat. Muß er die Lüge nicht härten? Aber nein, nein, sie soll Wahrheit
werden, sie ist es ja schon geworden, ich selbst Hab' es nur noch nicht glaubu
wollen. O mein thörichtes Herz! Hab' ich nicht wirtlich geglaubt, ich sei
es dich'm jugendtraum schnidl, ihn ewig fortzträumen? Jetzt, da er
wieder vor mich hintritt, ich begreif' es nicht, wie er fo viel Macht über
mich haben konnte. Und jetzt, was will ich denn? Was kann ich anders
wollen, als was ich muß! aahn', Sie kommen zurück. Fort! Ich kann
nur noch Odo'ö Anblick ertragen! ,c>u »acht« ab.)

Neunte ^cene.

^do, , nachdem er dae Zimmer überbtittt und 9cid,c> hat, das; sie oltcin sind., Sie Werden
meiner Frau Nichts davuu sage», uicht eher, als bis diese Generalvollmacht
in Kraft tritt.

Frank. Ich hoffe, das wird erst spät geschehen, oder Sie selbst werden
sie von mir zurückfordern.

Udo l'elir er»« und rud».. Wir find sterbliche Menschen. Wer eine Neue
antritt, und wäre es nur für kurze Tage, muß feiu Haus bestellen. Ich
leine und schätze Sie als einen Ehrenmann und — als einen treuen Freund
meiner Iran. Ich weiß, daß Niemand sich ihrer Interessen warmer und
umsichtiger annehmen wird, als Sie. Mein Testament, das sie zn Uni-
vorsalterin einsetzt, ist gerichtlich deponirt. Ich denke, es wird Alles glatt
abgehen.

Frank. Verzeichen Sie die Frage, Herr Baron- Sie treten eine
Neise an, um geschäftliche Verwickelungen zn ordnen?,c>o» nie«.) Nenn mein
Nach, meine Erfahrung —
92 f-tälyse in München. —

Odo. Ich danke Ihnen, Herr Toctor. Tuch >miß ich genau, >va?
ich zu thun habe. Ob noch Etwa> zu retten, ist eine andere Frage. Nur
die Zeit kann sie entscheiden. Und somit nochmals meinen verbindlichsten
Taul. Sie haben mir einen großen, grüßen Tienst geleistet.
Frank. bewegl., Herr Aaron —
Odo>. Ich bitte, Nichts mehr. Meine Minuten sind gezählt, wenn ich
den Nachtzug nicht verpassen will. Sie werden sich noch von meiner Frau
verabschieden wollen. Jedenfalls sehen Sie sie wohl bald wieder im Hause
ihrer Mutter, >eben Sie Wohl! <verneig! sich, gel.> Wib< m iem Zimmer,.
Frank. Ich>chtlicle,d. „ach einer Pause., Mich dünlt, ich habe diesem Manu
etwas abzubitten.

Zehnte Szene.

Frank. Lenore< v^n rechü. im Maniel, den Hui am Är>>>,
„eunore >sucht, wie sie seh<n erblicl!.> Sie noch hier?
Frank. Perzehlen Sie, daß Sie mich doch noch finden, obwohl ich
weiß, daß Sie mir Nichts mehr zu sagen haben. Aber ich habe Ihnen noch
Etwas zu sagen.
Lenore. Ich wüßte doch nicht.
Frank. Oder vielmehr Etwas zu widerrufen. Ich erlaubte mir zu
e sage». Ihr Geit sei Ihrer nicht werth. Das war ein vorschnelles Wort,
das ich zurücknehmen> muß, seitdem ich ihru kennen gelernt.
Lenore. So schnell? O Sie wissen nicht, wie bitter Sie mich da-
durch unertheile>. Ihnen genügen zehn Minuten zu dem, wozu ich zwei
jahre brauchte.
Faul. Sie haben mir einmal Freundesrechte eingeräumt. Frau Lenore,
Wenn ich dieselben nicht ganz verscherzt habe, lassen Sie mich jcht von Ihnen
scheiden mit der Bitte, diesen Mann so glücklich zu machen, wie er es ver^
dient, <verneig! sich, gel.!,
„enure. Ihn glücklich machen? Was gab' ich darum, daß es noch
in meiner Macht stände!
Lifte S.vene,
Odo. Lenore.
Odo <in/> wieder ein, reiérü. erburl! Vennre, sie!,! sie besrembe! an». l'ere! Til
nullst noch ausgehen? So spät? Wohin willst du?
Lenore. Ich weiß es nicht. Tu wirst es mir sagen, Odo, unterwegs.
> Odo. Tu weißt, daß ich allein reisen muß.
Eine Düitelgeclüle, Hl
Lenore. Ich bin dein«, Fraue, !do, und was du mir auch vorzu-
ersten hast, ich keue meine Pflicht, und Niemand soll mich abhalten, sie
tzu erfüllen. Ter Wagen muß indessen vorgefahren sein. Wir wollen nicht
Odo. Erschwere mir diesen Abschied nicht, Leonore. Glaube, ich habe
Alles reiflich erwogen. Wenn noch Etwas zu retten ist, nur so kann es
geschehen.
Lenore igeii, auf Itm >, blickt ihm NN innigelii! Anülincz in» Gesicht,, i^do , du bist
der Edelste aller Menschen, aber du verrichtigst mich mit deinern Edelmuth.
ldu. Was sprichst du? Ich verstehe dich nicht.
Lenore. Sieh mir ins Gesicht, "do. Kannst du es leugnen, das;
du gehört hast, was vor einer Stunde hier gesprochen worden ist?
Odo «mit «zwingenem Echerz,. Vor einer Stunde lasen wir Tante zusammen.
Ich habe genau zugehört: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinde”."
Aber benügche dich. Vielleicht wird es uicht so schlimm. Vielleicht ist der
bankrott noch abzuwenden.
*eneu ilt,>chlen! u Nodei! bitlend. mit !,!*bei Etimme., Wenn dn gehst, !^do,
ohne mich, bin ich bettelarm.
Odo. Tu hast noch viei. Lenore: deine Jugend, deine Mutter,
dever Freund —
Renoir >If* lliuibleu, !,.. Ich habe keinen Freund, der meinem Herzen so
nahe ständi, wie du. 1s es denn unmöglich, daß du mir das glauben
kannst? Ach ^do. als ich Ten, den ich einst so sehr beliebt, gegenübersaß,
dort !,«x tul icz!«, ßcrl recht,!, und wüßte dich hier iu so tiefer Perstörung und
durde nicht Theil haben an deinen Sorgen — da empfand ich, daß Nichts
und Niemand auf der Welt so innig mit mir verbunden ist, wie dn, daß alle
Wünsche uud Hoffnungen, die mir fo thöricht das Herz bedrückt, plötzlich von
mir abfielen, und daß ich nur einer» Wunsch, ein brennendes Verlange» führte!
dich wieder froh zu sehen! Glaubst du mir das nicht, Odo? Hab’ ich
alles Zutrauen verscherzt, weil ich zwei Jahre lang ein trauriges Geheimnis-
vor dir hatte?
^dl «blwegt. doch immer, »r>isl,ulwtn. Hgi^, füllte ich es dir iicht glaube? 
Weiß ich nicht, wie ernst dn es mit deine» Pflichte» nimmst? Und dann —
di’ hältst mich für einen braven Menschen, dem weh zu thnn du nicht übers
Herz bringen könnt, du bist lieblich von dir. Aber verzeih, ich mag mir nichts
schunken lassen, was ich nicht voll vergüten kann. Wir Leßdorfs, fo schlichte
Leute wir sind, in dem Punkte sind wir empfindlich. sendet „<!. »>,
Lm ore «ie.ne Hand leiderichtlich ergillgend., Habe Mitleid, *do! Sieh, ich
war trank, ich war verwundet iu meinem Innersten. Und dich sah ich immer
lachend und glücklich und begriff nicht, was du an einer Liebe haben konntest,
die sich in sich selbst zurückzog, und nahm Alles hin, als müßte es so sein,
as hatte ich nichts zu thun, als deiner Liebe stillzuhalten und ans Gnaden
HH f·aul 5ycsc in München.

mich zu einem Lächeln zu zwinge>. Aber wie es über dich kam, das Furcht-
bare, da kam« auch über mich — und jetzt, wenn du mich verstoßen kannst,
von mir gehe>, um »ie zurückzukehren —

Tierz Bediente lir. r>n>-. Ter Wage», Herr Varo».

Odo. Es ist gut. Ich komme. »Vi errr, lie eai>, Du täuschest dich selbst.

Leoure. Teu gutes Herz täuscht dich. Vor zwei jahre hast du zu rasch
über deine Zukunft entschieden. Das darf nicht wieder geschehe,. Ich weift,
ich bin lein Genie. Aber in der ..tuust, dir jeden Stein aus dem Wege zu
räumen. Hab ich es bis zur Virtuosität gebracht, und de ich uuuu selbst ein
solcher Stein des Anstoßes bin —

leoure ,Ne!>e,ld., lido).

Odo. Ja siehst du, Steine sind hart. Vielleicht aber schmelzen sie
mit der Zeit. Und auch du — glaub de ur, ich lasse nicht alle Hoffnung
fahren, daß in jahr und Tag, wenu du dich bei deiner Mutter in aller
Ruhe wieder gefunden hast und mir dann dein letztes Wort schickst —

Lenore. In jahr und Tag! Aber du hast Recht! Was ich auch
sagen möchte, heute kannst du mir noch nicht glauben, ««endet sich ->b, gel,»na,«
dem Tuch.! Reise mit Gott! Ich — ich werde nicht verlassen sein. Ich habe
hier ja die ganze Holle zur Gesellschaft. m»» m dad 2»,»», mm»,! drx.: »us,«,
ichlag> es aus. al<z ol, sie lelen wolfe,«

»do chlie! sie in Geser Bewegung a»w, bezwing! sich dann »nd gel!, nach bei Tliiiir. Auf dii
Echwcsfc wende! ei siich noch einmal um, lag! dann laich ^< ^«ebelwohl! >cil! l,iman>z,
Zwöllte Steile.

Lenore la«<e>, dann, Odl),

lenore ,z,lla,n<ln<ctal!,«ld,. !do! — Rein, es staa alles umsonst, tt«üser Uoi
sich l>,. Ich Hab' es verdient, aber es ist hart, härter als ich's tragen kann.
(5r in die weite Welt hinaus — hoffnunglos — und ich — u Gott! Von
facher Schuld uud Vüße steht hier Nichts geschrieben. t>i>,we,» langsam m dem
Buch. da!» aus eine Zeile., Fannecest voll Rimii ^ ist das auch eine Holle-
strafe, ewig mit Dem vereinigt zu sein, deu man liebt?, llaüe>t we«!,<,. Und
uuu das lauge Fegefeuer — aber Gebet uud Fürbitte tonnen daraus erlösen,
und wer bittet für mich, und auf wessen Fürbitte würde er hören? O wenn
ich ein Wort fände, das ihm so recht sagte, wie es in mir aussieht!
(lili! wieder u, das. »!»,. Aber hier — was steht hier? (lies!. Das ist,ja Wort
für Wort — so rührend schön, wie nur ein grüßer Tichter es sagen kann!

Ach Odu! Idiic» ans,, Aber er ist ja fort! — Rein, »och nicht! Noch kann
ich ihn erreichen. «umgel!, nimm! einen Aleists! »nd zeichne! eme TieUc NN. Ein Maddel»

iiuwe,. Vringen Sie das Buch dem Herrn hinunter. Sagen Sie ihm, wo
ich das Zeichen» eingelegt habe M legi ei» Via» ein, stünde die Stelle, die ich
Eine Daniele-lectüre, H5

vornein vergebens gesucht hätte. Eile! Sie! (Das Mädchen »t, O, es ist
umso st, er wird es nicht glauben, wird die Nutze nicht von mir nehmen.
!tie,li, !lur!, Ich erst will es zur Wahrheit werden: ich werde hier furtiehe«,
wie eine lebendig Begrabene, "r'n: "<Zt»»<, Tic Pferde stampfen ungeduldig,
jeden Augeblick tan, er aus der Thüre treten. Er wird in den Wagen
steigen, wird fortfahren, ohne nur einen Blick zu mir hinaufzuwerfen — und
ich — ich habe es verdient! <pdo »ritt ein, i »do! ^3le macht eine Newegmig ihm ent.
tzen, bleibt tüiedei stehen, mit einer dtumüh harrenden lieberde,)
(pdo Idea, in tuo »»gelckwene 3uch illieled, an der Zchwelle flieht», lies».
"Ich taucht' aus jener heit'gen Flent empor,
Als ob ich neu erschaffen war' im Kerne,
Nie junges Laub iu neuen Lenzes Flor,
Nein rind bereit zum Flug bis an die Sterne."
Was füll ich davon denken, lenore, das; du mir das Buch nach-
geschick Haft?
Lenore ,schüchtern und stc,ele,td., Perzeih, iüdo, — die Stelle füel mir in die
Augen, als ich in dem Buche blätterte, sie steht freilich am Ende des Fege-
feuers uud ich — ich füll meines erst noch durchmachen, aber dennoch, 2do!
es ist mir ans der Seele gesprochen, auch in Fahr und Tag wird es nicht
anders sein. Und weil du mir selbst es nicht glauben«! wolltest, ich dachte,
en ich den Tichter zum Fürsprecher wählte —
Udo „sie einst anblickend,. Wir glauben oft, wenn fo ein Tichter uns mit
nicht, diese erhabene« Gefühle feien auch ^ die unseren. Wenn danu
die prosaische Wirklichkeit wieder in ihre Nechte tritt —
Lenore. Nein, Odo, es ist wirklich so! Ach, es war ja nur ein
Selbstbetrug meiner Phantasie, daß ich an jenem Fugendtrannm festhielt uud
all mein wirkliches Glück darüber versäumte. Auf einmal bin ich aufgewacht
und fühle mich „wie neu erschaffen“. Tas kann mir Niemand mehr nehmen,
dast ich nun weis, mein bestes, mein einziges Glück geht von mir rind ich
soll jahr rind Tag darauf warten, bis es mir zurückkehrt. Aber dann —
ich nicht wahr, i"du? Tann wird der Stein geschmolzen sein, dann wirst dn
dies thörichte, verirnte Herz nicht mehr von dir stoßen, dann — "die Zt,»me üer.
O do ,leih' u,liiing bellimplind,. Tu bist besser in deinem Tante belesen,
Kind, als ich. Und doch hast dn den schönsten Vers in dem ganzen Buche
vergessen.
Lenore. Ten schönsten?
Odo. Er fiel mir in die Augen als ich im Heraufsteigen das Buch
aufschlug. Es ist der letzte der ganzen göttlichen Komödie, mit dem das
Paradice beschlossen wird. <!Met das »uch »>b üe!, .., "Tie Liebe, die beweget
Son'nund Sterne." Nun, wenn sie so viel Macht hat — sollte sie nicht an !>
en einen Stein schmelzen können, znnal — wenn es keiner von den härtesten ist?
N'r'd UN» -ild. xxxv, II, 7
sau! lickyse in München, 
Lehvre l<!,t>icht nach stiller Hild, die sie ülsen wi!!>, ^do —!
(Icl) !!; r die Hoid e!,ic!,e,dr ))ellü, Nicht so! Wir habe» keine Zeit, Ntjc>
mit der Auslegung ouu Tichterstelleu zu beschäftigen. Ich muß dennoch da-
rauf bestehen, daß d> sogleich zu deiner Mutter fährst.
Lenore »ieüür,». Wie? Ich soll —?
Odo. Aber weni du nichts dagegen hast, so »verde ich dich hin-
bringen. Tie gute Frau hat dich immer nur in schwermütiger Stimnni,i
gesehen. Es ist ihr wohl zu gönnen, das; sie nun sieht, wie du aufblühst „in neuen
Lenzes Flur“, und auch ich, ich möchte mich etwas gründlicher überzuge», ob
es nicht doch am Ende nur eine schöne Tichtung ist; das; die Liebe Sonn'
und Sterne bewegt.
Lenore, Wahrheit ist es, ewige, uuurmtößliche Wahrheit, aber schöner,
as jedes ?ichter>vort! ,an stine Brust stürzend! i^, mein einzig geliebter Freund,
ic!> liebe dich!
(Vorhin^ fällt.)
Alpenfahrt in früherer Zeit.

Au? dein Nachlasse
vom

tz. tzacs cr.

— Breslau, —
zeit wenigen Jahren führt eine Eisenstraße, die großartigste der alten
Vclt, vom Fuße der Alpen in das Wunderland Italien, gerade
an der Stelle, wo sich alle Schrecknisse des Gebirges, Himmel
anfragende Felsen, schauerliche Abgründe, wildrasende Bergströme und Tod
bringende Lawinen zu einem Bilde vereinigen, wie die Alpen kein zweites
aufweisen.

Auf welchen Wegen die von Brennus gegen Ruin geführten Gallier,
die Cimbren und Teutonen, Hannibal von Norden her nach Italien gelangte»,
die Legionen Cäsars und der kaiserlichen Heere die Aalen überschritten, ist
völlig ungewiß. Taggen steht fest, daß die ineisten der gegenwärtigen Püffe
schon in sehr früher Zeit benutzt wurden. Namentlich gilt dies von den
weniger schwierigen der östlichen und westlichen Ausläufer der Alpe».

Die ersten zuverlässigen Nachrichten finden sich in der römischen Kaiser
zeit. Schon unter Augustus waren die wilden Stämme der südlichen Schweiz
besiegt und gangbare Gebirgsstraßen hergestellt worden. Unter seinen Nachfolgern
wurden Kolonien und Lastelle gegründet, z. B. die <?urn I tll=toriu (Chur),
am Wallensee, wo noch jetzt die Namen der Ortschaften Terzen und Quinten
an römische Militär-Stationen erinnern: in der Enge des Nhonethalo zwischen
lber- und Unterwallis 0<lt;i>num sMartigny) und ^Faumn (St. Maurice),
Vonticum (Avendhes) nördlich vom Genfer See, schon zur Zeit Cäsars die
Hauptstadt der Schweiz: am Bodensee die <7u>-m Uournormn ^Nomanshorii)
und andere.

?
98 H. Haesei in Vreslan.
Aber mich die über die Centralkette der Alpen führenden Pässe wurde»
wie Neste römischer Straßenbaute» am Brenner, am Inlier, wo der siame
von Tiefenkaste» (Inm c.ii>trli) an die strategische Bedeutung dieses Punktes
erinnert, am Septinier, wo die meisten, rechtwinklig auf die Central-
kette ciuschueideuden Nebenthälern, z. B. denen des Prüsterthales, in welchem
"iryn (Hfnnwm) einen Knotenpunkt für die vom Taglimaew herauf über
den Moutr Croce führende Straße bildete, denen des Engadin n. s. w.
Seit Augustus führte die große Heerstraße aus Italien nach dem Norden
über Nosta (Augusta) und den großen Bernhard nach Martign, im Nhone-
thalé. Ans diesem Wege drangen im Jahre 6N n. Christus und später, im
Jahre 547, germanische Heere in Italien ein. Ebenso Karl der Große und
ausseu Jahr später Napoleon. Ter Linkonier, an welchem sich keine
römischen Neste finden, wurde, wie es scheint, anerst im siebenten und achten
Jahrhundert uoou den gegen die Franken ziehenden Longobarden, später mich von
Karl dem Großen benutzt. In Mittelalter war er einer der begangensten Pässe.
In dnu jüngsten Alpenpässen gehört derjenige, welcher zu deu wichtigsten
von Allen geworden ist, der Gotthard. Tie Südhäste der Straße wurde,
wie die Namen der Militärstationen i Quinto, Tezimo, beweisen, schon von
den Römern benutzt: aber ihre Fortsetzung ans der Nordseite führte von
Andermatt über die Ober-Alp und Tisentis nach (Shur. Teun jenseits
Andermatt bildete die Schlucht, durch welche die Neuß sich aus dem Urien-
Thale in die Chöllieuu hinabstürzt, ein Hinderniß, welches erst durch den
schon in sehr früher Zeit, vielleicht schon im zwölfte Jahrhundert angelegten
Tunnel, das Uruer Loch, beseitigt wurde. Eie Leistung, welche sowohl in
Hinsicht ihrer Schwierigkeit als ihrer Wirkungen für jene Zeit kaum von
geringerer Bedeutung gewesen sein kann als die Herstellung des großen Gott-
Hard-Tunnels.
Von hohem Alter sind auch die an mehreren Alpenpässen noch jehr
unterhaltenen Hospize. Mehrere, z. B. das auf dem grossen Bernhard,
bestauben vielleicht schon im Alterthume als Herbergen neben den auf den
Gipfeln der Berge errichteten Tempeln. In der christliche Zeit dienten sie
namentlich auch zur Aufnahme der nach Italien und Palästina ziehenden!!
Pliger n. s. w. Wie sehr mit dem Begriff des Pfarrhauses der der Zu-
fluchtsstätte verwuchs, geht daraus hervor, daß z. B. im Vorooe-Nheithalo
noch jetzt die Wohnung de? Geistlichen, die bekanntlich noch jetzt, besonders
in Tirol, häufig als Herberge dient, „hospiz“ genannt wird.
Schilderungen der landschaftlichen Eindrücke, welche sich den die Alpen
überschreitenden in reicher Fülle darboten, finden sich meines Wisse,is in
keiner vor dem Jahre 1417 verfaßten Schrift. In dem genannten Jahre
gedenkt Paggi, ein vornehmer italienischer Prälat, in seinem Berichte über
seine Aufenthalt in Baden bei Zürich, in jener Zeit einem Hauptsitz dos
Alpenfahrten in früherer Zeit, raffiniertem Luxus und jeder Art der Schwelgerei, gelegentlich des Rheinfallswassers bei Schafshans. Tiefe auf den ersten Blick auffallende That[

...]
ihm namentlich eine Beschreibung des Niesen und des Stuckhorns,*) welche, gleich dem Pilatus, durch ihre geringe Entfernung von größeren Städten, ihre nach allen Seiten freie Lage, am frühesten die Beachtung der Naturforscher ans sich zogen.

Bei Eunrad Geßner tritt uns bereits neben der Begeisterung für die Naturkunde zugleich in vollem Maße die mit der Erforschung der Alpen verbundene Freude am Naturgeusse entgegen. „Eu lange mir Gott Leben schenkenn wird,” sagt er in einem seiner Briefe, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, thils um die Gebirgesfiora kennen zu lernen, thils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuss gewährt es nicht, die ringchenren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man nmringst ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben Terer, die auf dem Erdwesen umher kriechen, nur um zu erwerbeu und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen,”

Geßner veröffentlichte seine Beobachtungen hauptsächlich in seinem im Jahre 1551 erschienenen Werke über Milch und Milchwirtschaft (Do laow to ribb lae'wrich), dessen Einleitung „von der Bewunderung der Berge“ (<^s kulin'ntinis orangium) handelt. Zu einer Besteigung des Pilatus, welche er in Begleitung von drei jungen Leuten unternahm, musste erst die Erlaubnis; der Behörde zu Luzern eingeholt werden. Tafur credeutte man dann den kühnen Alpenfahrern bei ihrer Rückkehr den Ehrenwcin.**)


Sehr anziehend ist der bekannte Bericht über die Reise, welche die. Abgedruckt in Geimers Ausgabe der Worte des Valerius 1551. 425.

*) Die Beschreibung der Reise findet sich mit einer anderen des Pilatus von

du 'Iou(>) in C. Gesniero 1/ezen>ltio inorni> Ireeii, I, Pilali Fig. 1555».

**) Benuenuw Eellini, Firen-.e l 82N l. 422.


Alpfiadron in früherer Zeit. 1.03
zuscribt, welche sie durch das Gefrieren des eindringenden Nasses erfahren, das Zerspringen derselben der Ausdehnung der in ihnen eingeschlossenen Luft, welche beim Vorrücken des Gletschers thalabwärts stattfindet. — Tchuchzers nähte der Schweiz, deren Betrachtung uns gegenwärtig freilich ein Lächeln ^ hbjergt. galt bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die beste. — Zu den Perdiensten Scheuchzers gehört ferner, daß er auf die große Be- deutung der Gebirgsreisen für die Gesundheit hinwies. In dieser Hinsicht hebt er hervor, „daß die durch die schweizerischen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reisen mit mehr Lust und weniger Arbeit zugehen, als auf der Ebene. Tie eigentliche Ursache dieser Begebenheit besteht kurz darin, weil bei abwechselnder Auf- und Absteigung alle Glieder des Leibes in Be- wegung kommen: aber nicht alle zugleich, sondern daß, wenn die einen Mäusichen (Muskeln) arbeiten, andere, die kurz zuvor sich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da diese auf Tanz müssen, diese Ruhe sich wieder erholt. Nebstdem ist in Betrachtung zu ziehen, daß durch fortgesetzte Bewegung aller Leibes - Ziseru (Fasern) der Lauf des Geblüts und der Geistern merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Gesundheit der fremden Reisenden beiträgt, sowohl als den Einwohnern selbst, deren starke, ansehnliche und gesunde Leiber der ganzen Welt bekannt sind.“
Ein deutliches Bild uou der Unklarheit der geographischen Anschauungen, welche sich selbst noch bei Scheuchzer findet, giebt folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund in Einsiedel:
*) Tos NeM-Thal b. i Lachen nin östlichen Ende des Züricher Sees,
") Bergl. Wolf c., n. O. i 181—228. Tic uimdickten Arbeiten Scheuchzer?
(gegen 3»X> Bände), sowie seine (wer bl) Qtavit'ände umfassende Korrespondenz werden in der Züricher Bibliothek oenrmhrt.
Indes; blieben diefe und ähnliche Aufäue in Breslau

Johann Geßner <1709—1790) lebte nach Beendigung seiner Studien in Leyden, Paris und Basel; als Arzt in Zürich, wo er sich »eben den unmittelbaren Pflichten seines Bernfs vorwiegend mit Naturkunde, haupt-

dorf, Schwyz, Einsiedeln, Stans, Saruen, Luzern, das Entübnch. Thnn, Nenchatel, Sulothahn, Aarau, Brmg, Baden, Zürich. Tic Reise dauerte

32 Tage und kostete jeden der Theilnehmer pro Tag etwa vier Franken: eine für jene Zeit erhebliche Summe. — Im folgenden Jahre besuchte Geßner Leut und das aussichtsreiche Torrent. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Alpentunde wird durch Albracht Haller ans Bern bezeichnet. TicZ gilt ebenso sehr in Betreff der großen

Verdienste, welche sich derselbe um die wissenfchaftliche, namentlich die botanische Erforschung der Alpen erwarb, als in Bzung darauf, daß durch sein Gedicht „Die Alpen“ zum ersten Male den Gebildeten von ganz Europa die Majestät des Hochgebirges vor Augen trat. Aber so wenig kannte man die Herrlichkeit desseite, daß Vielen die Schilderungen Hallers als Uebertreibung erschienen. Tie bis dahin erschienenen Beschreibungen der Schweiz waren außerhalb des Kreises der Gelehrten schon deshalb fast unbeachtet geblieben, weil sie
Alpen fahl teil in früherei Zeit, 

grotzuteutheils in lateinischer Sprache umfaßt waren. Selbst den meisten
Zchiueizern lvlir die Herrlichkeit der Hochalpen nnbekanut. Tas beliebteste
Ziel der Touristen war Holland. Tie mlrileulange», schnurgeraden, von
Pappeln bekränzten Eanäle, die sauberen Städte, die comfortablen Gasthäuser
ivaren das Entzücken der Reisenden. Selbst Haller, welcher lingere Zeit
in senden stndirlr, ist hingerissen von den holländischen Ebenein ans einer
Nene durch Norddentschland spricht er bei Halberstadt von der „admirable
sönen Gegend mit eteil ii omfeldem”. Tie Lage von Heidelberg „in eine»!
Thale am Neckar mit hohen Hügeln” nennt er „mangenehm”.

Haller wurde schon als Nhabe durch die zwar ganz anmthige, aber
durchaus einförmige nd aussichtslose nächste Umgebung seines elterlichen
Wohnhauses, das Hasli, ein kleines Gut nuu'eit von Bern am Ufer der Aare,
poetisch angereg. Tie Hauptveranlassng zn deni Gedicht: „Tie Alpen"
war eine im Jahre 1728 von Haller in Begleitung Geßners unternommene
Nesie von 216 Schweizzstroinden von Basel nach Genf, das Wallis, Lenk,
die Gemmi, Thun, Untersten, Hasli, das Engelberger Joch nach Stans,
Luzern, Zürich nnd zurück nach Basel. Veröffentlicht wnrden „Tie Alpen"
in dem zuerst ohne Hallers Namen und fast gegen seinen Willen im Jahre 1732
erschienenen Versuch schweizerischer Gedichte. Haller lebte damals in
bescheidenen Verhältnissen als Arzt in Bern. Im ] Jahre 173t! wurde er
als Professor der Anatomie, Physiologie nnd Botanik an die neu gegründete
Universität Göttingcn berufen, an deren Ausblühen er den größten Antheil
hatte. Im ] Jahre 1753 kehrte Haller, von nnwiderstehlichem Heimweh
erfaßt, für immer in die Schweiz zurück, um am 12. December 1777 sein
mhm- und segensreiches Leben zn beschließen.

Es ist hier nicht der iürt, ans die poetische Bedeutung Hallers uäher einzu-
gehen, um so weniger, als dies bereits durch Hirzel (in seiner meister-
bafteu Ausgabe der Gedichte Hallers, Frauncfeld 1fttt2) in nnübertrefflicher
Neise geschehen ist. Im Grunde hat Haller, das Master eines gottesfürchtigen
Mannes, wie in seinem ganzen sonstigen Leben nnd Streben, so auch als
Tichter nichts im Auge, als das, was Goethes Faust vou sich weist- „die
Menschen zn bessern ndn zn bekehren”. ln den Alpen tritt weit weniger die
Majestät des Hochgebirges rnd die erhebende Wirkung seines Anblickes auf
Geist und Herz hervor, als die Schilderung der Einfachheit und Unschuld des
Hirtenlebens, welche der Unnatur und Verdorbenheit der Städter als Spiegel
vorehalten wird. Leider freilich gelangte Haller später zn der Ueberzengnng,
daß das von ihm den Tugenden des Hirtenvolkes der Alpeu gespendete Lob
vielfach riu unverdientes war.

Von den zahlreichen Nachahmungen der „Alpen” genügt es. eine der
schwächesten zn nennen, welche einen Schlesier znm Verfasser hat: den Breslauer
Arzt Balthasar Ludwig Tralles. Tie erste wahrhaft poetische Schil-
derung der Alpen gab Schiller im Tdl; in ihrer ergreifenden Naturtrene ndn
erhabenen Schönheit um so bewundernswürdiger, als Schillers Fuß bekannt-
llich niemals den Boden der Schweiz betreten hat.

Die wissenschaftlichen, namentlich die botanischen Ergebnisse seiner Alpen-
reisen veröffentlichte Haller in einem zwei Foliobänden umfassenden Werke:
Nnmmal-atio Llii-pinm Helvetiirum (1742), welches noch jetzt von Werth
ist, ubsonch freilich selbst Verfasser von Handbüchern der Geschichte, der Botanik,
nicht einmal den Namen Hallers erwähnen. Allgemeineres Interesse erhält
iches Wort durch die Vorrede, in welcher zunächst eine überaus anschauliche
terstellung aller auf die Naturkunde der Schweiz bezüglichen Verhältnisse
gegeben wird, und uameutlich die Verschiedenheiten der ebenen Gegenenden der
Vuralpcn, des Inra, der Centralellete, und die Nebenreistimmung der in ver-
schiedenen Hohen sich darbietenden Flora mit der denen entsprechenden Breiten-
grade von der warmen bis zur arctischeu Jone hervorgehoben wird. Auf
 diese Weise wurde Haller einer der hauptsächlichsten Begründer der Pflanzen-
Geographie.

Tas im Jahre 1760 erschienene Werk von Gruner, Jurist iu Burg
dors! Gebirge des Schweizer Landes, beruht uur zum Theil auf eigenen
Beobachtungen. Seine mineralogische Karte der Schweiz ist die erste über
diesen Gegenstand. Viererwmewert sind die durchaus richtigen Ansichten,
welche Gruner bereits über die erratischen Blocke äußert.

Vis iu die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatten zuerst
Zürich, dann Bern die hauptsächlichsten Ausgangspunkte der Alpeuforschung
gebildet. Im letzten Tritten des Jahrhunderts trat Genf an ihre Stelle.

Turch den großen Horace Benedict de Saussure aus Genf (17. Februar
1740 bis 22. Januar 1799), eine mit allen für die Erreichung der höchsten
Aufgaben auf diesem Gebiete erforderlichen Eigenschaften ausgestatteten Forscher,
widrde eine neue Periode der eigentllich wissenschaftlichen Alpeufkunde nicht
nur, sondern der wichtigsten Gegenstände der Mineralogie und Geologie über-
heart begründet.

Saussure erkor zu seiner Hauptaufgabe die allseitige Erforschung der
Montblanc-Gruppe, welche bis dahin bei der Bevölkerung des Genfer Sees
den Namen der „MnwFn?« mawliw!, „ der verwünschten Berge, führte. Aller-
dings wareu fchou im Jahre 1741 die Engländer Pucocct und Windham
in Begleitung des Ingenieurs Pierre Martel von Genf, welcher drei Jahre
fpärter einen Bericht über diese Reise veröffentlichte s.+, oc<r<n of tis ll,1n<r>
o 1hn<v,) nach Ehamouuy vorgedrungen, welche bis dahin selbst den
Schweizern unbekannt geblieben war, obgleich Benedictiner schon im zwölften
Jahrhundert die Abtei Prieurü gründete». Saussure besuchte das Thal von
Ehamouuy zum ersten Male ohne Begleitung als Jüngling von achtzehn
Jahren. Tie Beschreibung seiner seit dem Jahre 1760 alljährlich unter-
nommenen Neisen, welche außer der Schweiz auf Frankreich, Italien, Sicilieii
mit den benachbarten Inseln, England und Deutschland umfaßten, und auf
welchen ihn seit dem Jahre 1788 seinen ältesten Sohn Theodor, ein tüchtiger
...
Alpenpfad in früherer Zeit, ...e Aufgaben verdient. Ihn Verfasser, Ioh. Gottfried Ebel (1764 bis 1830), Arzt in Zülichsau, später, in den letzten 23 Jahren seine? Lebens, in Zürich, besuchte die Schweiz zum ersten Male im Jahre 1790, Sein Werk erschien im Jahre 1793 und fand in mehreren Auflagen und Uebersetzungen allgemeine Verbreitung. Ten größten Einfluß hatte es namentlich auf den seitdem zu kolossalem Umfange gesteigerten Besuch des Rigi. Tic Tarstellung dessen, was im fernen Perlaufe unseres Jahr-

Innerts für die wissenschaftliche Erforschung der Alpenträger nicht bloo Europas, sondern, zuerst durch Männer wie von Humboldt, Ponpland und Tondamius, in jüngster Zeit durch Gußfeldt für die Gebirgsf Welt Süd-Amerikas, für die des Kaukaurus, durch Graham für die die Schweizer Alpen um das Toppclic überragenden Niesen des indischen und tibetanischen Hochlandes, die Alpen von Nen-Guinea, daran sich in Kurzem die des ostlichen Afrikas an schließen werden, geleistet worden ist, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Tie wichtigsten Abschnitte dieser neuen Periode werden bezeichnet durch die in das Jahr 1815 fallende Gründung der Schweizerischen naturforschende» Gesellschaft, des Schweizerischen Alpenclubs (nicht 1857), welchem seitdem ähnliche Vereine in Österreich, Italien und Frankreich gefolgt sind, deren jüngster, der deutsch-österreichische Alpenverein, seinen Porgängern durch edlen Wetteifer und erfreuliche Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826

Niemand sonst von

Srich Schmidt.

— Weimar. —

sach dem Tode Heinrich Lanbes, bei dem ich während seiner letzten Lebensjahre oft ein und aus gegangen war, übertrug mir das Ber-

imauen der Pflegetochter Fräulein Cornelia Haas die Ordnu;

der Bibliothek und eines beträchtlichen Theiles des handschriftlichen Nach-

lasses, Unter den Büchern war Inngedehland, wie sich denken läßt, stark

und interessant vertreten, Bühnenstücke — etliche mit derbem Stift durch-

gehackt — nud dramaturgische Schriften füllte so manche Reihe in den

bequemen Glac'schräken, Geschichte nud Politik hatten ein ansehnliches Con-

liugent gestellt, und überall gewährte man noch den sicheren rastlosen Mann,

— der auch als Büchersammler stracks ans das Moderne losging und z. B. die
deutsche Theatergeschichte erst von Schröder au datirte. Nirgends etwas uolu

'ults asi vioux l'Apier, um einen artige Ausdruck Ste, Benurs zu ge-

brauche'. Auch die ältesten Handschriften blieben im Bereich nnerer Jahr-

hunderts, und ihre wirre Fülle, die nun gesichtet und größtenlhcils in einer

stillen Gewahrsam znmcckgliefert werde sollte, malzte a Landes leiste

"Arbeit, sein zugleich so trz angebundenen nud so aufschlußreiches Buch „Fraii ^

Grillparzers Lebensgeschichte“ (Stuttgart, Cutta, 1884).

Während einiger Tage sehr gedrängten Grillparzerstndiums kam mir

auch ei düanes Heft in die Hand, von den: ich wohl wuße, daß es Lande

erst hart vor Thoresschluß geschwinweise zugegangen war und zu dem bereits

vollendeten Buche uar audeuteud hatte benutzt werden können: das Tagebuch

der Reise nach Weimar 1820, die Grundlage für bekauuc Seiten der Grill-

parzer'sche» Selbstandiographie, ei »e hochwilltomme»e Ergänzung. Fräulei» Haas
Erich Schmidt in Weimar. —

Ein Rietaaelmch GrillpclrMS vom I^bre >«2u, ^3
Mit traurigem Gemüth, Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Ver
gleichung des gegenwärtigen Zustandes mit jenem, in dem ich Wie» vor
? Jahren zur Reise nach Italien verli. Tamals voll Hoffnung und
Althe, im Liebemuth des Wagens und der That — jetzt beinah verwelkt
und kleinlaut. Wejf; Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich apvlieire
sie mir wie eine Visitatur, als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht
und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.
Ich beginne diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorurthe.
Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und 2 Juden. Höchst unangenehm.
Die Nacht hindurch gehen, wie man ihn nach einer durchwachten
Nacht, zerschüttelt, von Hitze und dem ungeheuersten Staube gequält, vi8-a>vi8
von 2 Juden zubringen kann. Gegen Abend glücklicher Weise vor Iglau die
Achse gebrochen. Glücklicher Weise, da der Zufall uns Gelegenheit gab, ein
wenig ich zn erhalten.
Komisch war anzusehen, wie eine Station vor Iglau der Schmied des
Ortes den Conduetor auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Ter
Manu hatte auf eine fast unbegreifliche Weise das am unteren Theile der
Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen fogleich bemerkt. Kaum aber hatte
er es ausgesprochen, als Alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten
überhäufte, seine angebotenen Dienstc zurückwies, und doch war die Achse
wirtlich gebrochen nnd wir waren ihm eher Tank schuldig. Ich erkundigte
mich und erfuhr nun, das; der Mann, wie gesagt. Schmied des Ortes, uud
wühl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus mache, den aulummeuden
Wagen aufzuhalten und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines
Gebrechens an deufelbeu zu verleiden: daher ist der Mann bekannt und ver-
haßt, Niemand läßt etwas bei ihm revariren, sondern man fahrt ans Ab-
gunst lieber mit Gefahr eine Station weiter: und doch setzt der Schmied sein
odlboes Geschäf t immer fort.
Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schniähuuge»
nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu
sagen. Er souteuirt wenigstens seinen Charakter.
In Iglau 2 Stunde», während der Wiederherstellung der Achse herum-
geschlendert. Tie Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Hans
nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien
bedeckt. Oben und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reihe den
Einzug eines großen Herrn darstellend, Karl V., wie man mir sagte. Tas
Ganze recht gut gemalt: besonders scheinen in dem Festzuge die Gesichter all
8"
Erich Schmidt in Weimar,

Ein Reisetagebuch Grillparzers rom Jahre 1825.

»eueren Häuser ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen. Die Brücke etwas derb, aber schön, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen, dieser ärmliche Fluss dehnt sich hier zum breiten Strome aus, freilich ebenso seicht, als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei!

6 Eich Schmidt in Weimar.
Diese Stadt hat mich einigermassen mit der böhmischen Nation ausge-sühnt, die ich nie habe leide müssen. Eigentlich sollte ma über kein Pol abrathen, bevor man es in seiner Heimat gesehen, ist nicht der Italener, daheim ting wie keiner, der fremde die eigentliche Caricatur? Gewisse Eigenschaften bedürfen gewisser Unterlagen und Umgebungen, ans, er dem Zu-

25. Von Prag abgereist. Mit Lohnkntscher: ein alberner alter Mann mit seiner häßliche, aber offenbar gutmütigeu Fran im Fond des Wagens-

Ein Reisewegbuch Grillfänger vom Iah «.826, ^7
brachte auch auf der Stelle einen Sachsen im blauen Fuhrmannshose, der
sich mit einigen Späßen als „ein Franzose“ ankündigte und den ich mir end-
lich gefallen ließ. Bei der Abreise zeigte sich aber erst, daß sein Wagen schon
beseitigt sei. Und nun erhob er den Kutschersitz zum Cabriolet für zwei Personen,
indem er sich selbst auf einem schmalen Brettchen querüber hart an der Deichsel
setzte. Der Kutscher widerte mir Anfangs mit feiner Geizkugelheit, seiner
Sprachsligkeit, in der Folge zeigte er sich aber doch als ein tüchtiger, zwar
gebenliebender, aber nicht gerade habsüchtiger Mann. Belehrungen thcilte er
überall ans. Ten Buben, die den Vorspann führten, predigte er gegen den
Eigennutz. Hier habt ihr zwei Groschen mehr, rief er ihnen zu, aber ver-
laust nicht Leib und Seele für ein paar Treier. Eure Herzen müßt ihr
bilden. Ja, fagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf befchloß
er seine Passagiers zu unterhalten, und Hub ein Lied von einem braven
Manu ganz gräßlich zu blocken auf. So ging’s fort. Die Gegend nicht so
schon, als ich sie mir aus Beschreibungen vorgestellt. Die Lage, die Aus-
sicht nicht überraschend, wenn man in Salzburg gewesen ist.
Mittags in Gießhübel. Ta hörte ich zuerst dieses Volt seine blockende
E Sprache ausbreiten. Ein altlicher Mann von Stande guäckte und näselte
so, daß mir bald wirklich schlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und
fort durch das schöne, ich möchte fagen gebildete Land. Ter Abstich zwischen
Böhmen und Sachsen ist wirklich ungeheuer.
Angehalten. In der Niiritsstube ein Mädchen, das mich durch die Un-
verschämtheit, mit der sie sich Alles bieten ließ, wirtlich empörte nd dazu
die reue, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Eindruck.
27. Triäsdcn. Gestern Abend hier angekommen, die Nacht hier geschlafen.
Nichte kann dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, nnt dem ich mich
hier empfinde. Tiese ausackeude Froße, mit ihrer äußerlichen Höflichkeit und
inneren Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatlosigkeit, ihrer schwächlichen
Großthuerei, all das ekelt mich an. Wir mußten erst vor zwei Gasthöfen
anfragen, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Per
sehen im Gasthause zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab gestern zweien
von den Hausburschen den Auftrag, ihn zu holen; jeder von Beiden war
so bereitwillig, daß ich fast fürchtete, die Leute könnten sich durch zu große
E Schaden thnu, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abend bei
Tische wareu mehrere junge Offiziere, die von nichts andern sprach, als
wie viel Flaschen Eihampagner sie nun getrunken hätten, dabei sprachen sie
einige! Gott verdamm’ mich, und andere derlei Phrasen und am Ende hatten
sie, zu Vieren, drei Flaschen getrunken.
Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oesterreicher kann
mit seinem Jargon einem Fremden bäuerisch vorkomme», die Sprache dieser
Leute aber ist unleidlich. Sie ist unmännlich, geckenhaft wie von und für
Kopflose. Alle scharf deutenden und lebhaft fühlenden Nationen sprechen
»nicht so wohl schnell, das thnn die Sachsen im Uebermaß) als abbreviert.
Sie ziehen zusammen, verschlucken einen Theil der Buchstaben, z. B. Franzosen, Engländer! Aber die Leute dahinter dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein Lieblings-E an, so das; ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.


Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Benedig vortrefflich. Sein Vorlesen bringt die Wirkung der besten Tarstelluug auf der Bühne.
hervor. Tu er aber während der Acte nicht absehte, und die Aufmerksamkeit
immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in
hohem Grade ermüdend und ich hatte Mühe, die Augen osfen zu behalten.
28. Konnte Nachts nicht schlafen. Ter kleine Kerl mit seiner Vor-
lesung hatte mich ganz wirblich gemacht. (Es regnet.)
Tie Galerie besehen. Himmel, welcher Neichthum! Ich dachte immer,
die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen
diese. Ich habe in 4 Stunden 413 Nummern besehen rnd mich absichtlich
genauforder Ordung der Gemäde gehalten, obschon es mich drängte,
einen Blick auf den Raphael zu anticipiren. In die äußere Gallerie sind
die Holländer, Tenten und Franzosen verwiesen, das innere Heilignthm
habe die Italianer. Mit Recht, däntch mir, wenn man schon nach Schulen
und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.
An Niderländern rnm hat diese Galerie den nglaublichesten Neichthnm,
Historien und Stillleben, Schlacht-, Blumen- und Fruchtstücke, Landschaften
in höchster Vollendung: alles ist da aufgehaü, obwohl meistens mehr dem
Bezeichnenden huldigend, als dem Schonen.
Alles übragend, was ich hente gesehen, steht die „Verstoßung der
Hagar“ von Adrian van der Wcrff, ein Bild, daß nach meinem Gefühl
dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je her-
vorgebracht.
29. Ich wollte über diefe Hagar noch größere Lobeserhebungen nieder
schreiben, rnm trifft sichs aber, daß von Allen, mit denen ich über dies
Bild gesprochen, Niemand in meine Meinung einstimmen will. Tas ist
schlimm, bei mir wenigstens immer von großem Gewicht, vornehmlich in
Tingen, von denen ich mir leine vollständige Kenntnis; zuschreiben kann. Nuu
denn also, das Fleisch dieser Hagar mag efenbeinern fein, die Formen sind
aber denngesacht vortrefflich! dieser Nacken, dieser Nucken, diese Arme
überwogen sich an Schönheit. Ter Faltenwurf ist kleilich? Warum sollte
er hier grandios sein? Taß der kleine Ismael garstig ist, sah ich Wohl ans
den ersten Blick selbst. Aber nun, welche Wahrheit in der Cumpusition!
Tas Gesicht Hagais ist abgewendet und doch liest man den ganzen Gehalt
des Augenblickes in jeder der ruzenenden Weudnngen des Haises, des Kopfes,
wie sie sich nach Abraham hiulchert, klägend, vorwerfend, und offenbar zu-
gleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er
nur gezwungen handle, daß sein Herz nicht sei bei seinem gransamcn Aus-
spruch. Und Abraham hat wirklich so viel Gerecktes, die Wendung der
Entfernung gebietenden Hände hat fo viel Entschuldigendes, daß ohne die
lauernnde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.
30. 3l. Wie leicht vorauszusetzen war, die Lnst zu diesen Kritzeleien
verloren. Vor- und Nachmittag in der Galerie. Ten Enthusiasmus für
meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der
Italienischen Schule gesehen. Correggio die Nacht wurde eben copirt und
20 Erich Schmidt in Weimar. 
war daher nnn The! für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat, uiel-
leicht nur wegen dieses Umstandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht,
die ich erwartete. Das Licht, das vom Kinde ausgeht, giebt in feiner, nicht
von der Natnr hergenommenen Weise dem Ganzen etwas Sonderbare«, be-
sonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entstellt. Tic Hirten,
in der Entfemung viel greller bestrahlt, machen sich lebhafter. Ter heilige
Joseph vortrefflich. Wie gesagt, wäre es möglich gewesen das Bild in ge-
hörigem Abstände und als Ganzes zu betrachten, so würde das Urthcil
vielleicht anders ausgefallcu sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite
Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde fand
ich besonders den heiligen Nochus mit seinem Helldunkel außerordentlich.
Zum h. Georg. Dieser Heilige so schön man sich nur denken kann, dagegen
der h. Johannes viel zu häßlich, die Engel kolossal, die Madonna unange-
nehm hingekauert und wohl gar zu irdisch, das Ganze nach meinem Gefuhle
zn brinkt.
Turch besondere Güte Nafaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben
unter den Händen des Nestanratcnrs sich befindet.
Was ist da viel zu sagen? Tie übrigen Bilder und Maler sind unter
sich der Stufe nach verschieden, Nafael der Gattung nach. Tiefer Bube,
mehr ein Erschaffer, als Erloser, die Augen brennen ihm im Kopfe. Ta-
gegen die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungeu Gottes. Auf allen
Kupferstichen und Eupien hat die heil. Katharina etwas widerlich kokettes,
an dem Bilde selbst nnn so anders, wie verschämmt zierlich, Ter heil. Papst
zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand ans dem Bilde heraus, das
Kind fohent bestimmt, dir Mitter etwas obenhin, in der Dichtung des
zeigenen Fingers. Katharinus gesenkte Angen blicken beinahe verstohlen nach
derselben Gegend. Zeigt nicht der Papst die beiden Himmlischen die Kirche,
die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar
darin, der heil. Katharina gewidmet, die beschämmt und still erfreut über so
viel Ehre verstohlen danach hinhblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche
der Sache zn wissen.
Die Antiken besehen, mit schmerzlicher Empfindnung. Es brachte mir die
Tage in Rom irs Gedächtnis, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe.
Was stand Alles zn hoffen, wie wenig hat sich erfüllt. Ter Welt ward ein
Tichter geboren und die Prosa hat ihn gctödtet. Ich glaubte bald, diese
Begeisterung war bloß physisch, und hat sich mit den physischen Ursache»
zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren, bis
an's Ende.
Wenn ein eigentlicher Tichter dnrch nähere Bekanntschaft leicht verliert,
fü auu dagegen ein schlechter uur dadurch gewinnen. Theodor Hell (Winliner)
scheint ein gtnmütiger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich und
ich habe die Fähigkeit, glücklich zu sein, immer unter die Tugenden gezählt.
Kleinlich sind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht börsartig. Ich


4. Aus lauger Weile Hofrath Wendt besucht. Das ist »sich so ein Mensch, ein aufgedusenes Nichts. In Österreich hielte der Mann „ein Maß u und verlöre sich unter der Menge, hier schwatzt er und schreibt und gilt.


Hofrath Küstner wiegt wohl »icht schwer. Ein literarischer Mit-imnti'o. Leipzig hat eine offenen Vorzug vor Tresdeu, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier ans den Straßen herumlaufen, indeß
11. Erich Schmidt in Weimar.


das weibliche Geschlecht in Dresden zu den unbegabtesten gehört, die mir noch vorgetrübt.


Ein Reisetagebuch Gillvaizcrs vom 1. November 1828.

bionn mit einer wohl obskuren Besetzung sehen wollte, noch der französischen t. möbte wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien nitiwlig, so beschloß ich nach der Königsstadt zu gehen: zu fahren vielmehr,


Ich will wieder nach Hanse: acht Tage in Berlin. Wie bald diese Preußeu ihre Constitutionslust verloren haben! Sie ver- gotten! ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 180N wäre uud a? ob sie Alles erhalten, was sie im Jahre 1816 so heiß zu wünschen schienen: aber am Ende ist er ihr König und sie wollen nicht haben, daß etwas an der ihren mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß
Die hiesige Regierung, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts ausgeben will, sich in Bezug ans das Zufällige misterhafter benimmt, nnd Oesterreich könnte und sollte sich davon ein Beispiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeivorschriften stören nirgends, Kunst und Wissenschaften sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich in den gezogenen Schranken irgend verletzend stoßen sollte. Täher haben die Preßfe ihre politischen Anforderungen, auch so bald vergessen. Ter Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlossene tanm mehr vermißt. In Oesterreich zieht man aber die Grenzen immer enger und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es muß einen Sar. wagen, wie der eingehetzte Hirsch, und inm Springen kommt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren liesterreichs auch von Seite des Interesses, der Regierung betrachtsicht als völlig unzweckmäßig.

Die hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblicke etwas höchst imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber theils durch gewisse Leberladnungen an Verzierungen, die häufig an die Haarbruchmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säule an angebracht find, die alle ohne stark vortretende Snbstruction vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was ans mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, ans Boden ruhe soll. Ich ihrer häufige*m Auwendnung erscheint sie mehr als ein mühles Beiwerk.

Einer Generalprobe der Tper Nurmahal von Tpuntini unter persönlicher Leitung des Componisten beigewohnt. Merkwürdig, daß er den kleinsten Perstoß gegen den Rhythmus und die äußerste Teleatesse der Instrumentisten, so alles Ungehörige der äußeren Anordnung auf's Strengste rügte, falsche Intonationen der Sanger gar nicht an merken schien.

La mein Finger sich immer verschlimmerte und der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, so will ich jetzt versuchen, abgerissen aus dem Dächtinnes nachzutragen, so viel ich vermag.

Schmerzlich e»tbehre» wir eine» unter dcm frischen Eindruck der Gegen
wart niedergeschriebenen Bericht über Weimar. Die durch manche Notiz zu
vermehrende Selbstbiographie sagt uns, wie nnuerlierbar diese grüßen Tage
in Grillparzers Seele fortlebten. Unverlierbar, aber nicht ungetrübt. Die
Mischung von dankbarer Hingebnng und selbstanälerischem Unnmth, die auch
in Weimar de» leidenden Dichter ergriff, malt sich in folgenden Geständnissen.
Ans Coburg schreibt er am 5. October 182« an Katharina Fröhlich'
'Die Hanptnrsache meiner verspäteten Zrücktnuft ist eigentlich so übel nicht.
Ich habe nämlich auf meiner ganzen Reise so unendlich viel Liebe und
Freundschaft gefunden, daß ich mich überall länger aufhalten mußte als ich
es wollte, und überhaupt die aigeehmste Erinnerung mit zurücknehmen. Vor
Allem war dies der Fall in Weimar. Ter alte Goethe war von einer
Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebung seit Jahren sich nicht erinnert ihn ge
sehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider
darum geben, weil ich bereits versagt war. Er hat eine» Waler bei sich, der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich interesiren, zeichne» muß. Mir
widerfuhr ciur gleiche Ehre. Leider habe ich ihu znm Danke für all die
Gute tüchtig erinnir, de» mich befie im Juni eine solche Rührung,
wen ich ihn sah. daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe
hatte, nicht in Thräume» auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles
Widerstrebes?, als ich der alte Mann a» der Hand faßte. in'S Esszimmer
führte und mit einem herzlichen Drucke an seiner Seite hinsetzte. Die Wirkung,
der er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Pater und halb wie ein
löngt). Auch sonst war man in Weimar wie toll mit mir. Keinen Augen-
blick allein, immer von den Namhafteste» der Stadt umgeben>. Der Groß
Herzog ließ mich rufen, ich war anderthalb Stunden bei ihm. Am Tage
meiner Abreise gaben sie mir »och einen Abschiedsschmans im Schießha»se,
ö»in nstenen oben mit 3ime: „Falscher Enthusiasmus anbequemt miß .stalle", dann,
wenn noch 511 entziffern, in krittligen Vleisnftziigen:
Leb wohl, 0 Weimar, gutes Land,
Die Pferde sind ja frisch gespannt,
Forts rns; ich, heimatwärts.
Noch einmal ez es ganz entschwand,
Ncarist dich winking diese Hand
Und klopfend dieses Herz.
Ankunft in Weimar, 3. October Abreise von Weimar..-
*) In der Selbstbiographie hei» es: „Als es aber zu Tische ging und der Mann,
der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Vntfernnng und dem
unermesslichen Abstände beinahe zu einer mythischeu Pmön geworden war, meine Hand
ergriff, um mich in's Speisezimmer zu sichren, da kam einmal wieder der Knabe zum
Vorschein, und ich brach in Thranen ans .... Cr sah halb wie ein König aus und
halb wie ein Vater."
"26 «Li ich Schmidt III Weimar, wo Goethes Sohn, üüscr Hummel, kurz die halbe Stadt zugegen war. Nach Tische begleiteten sie mich mit Musik und Lebewuhlruflcu bis zum Wagen."
Grillparzer, der ausgezogen war um Goethe zu sehen und um zu prüfen, ob in Mittel- und Norddeutschland der Schriftsteller freier athme, scheint keinerlei äußere Verbindung mit Weimar unterhalten zu haben; doch im Herbst 1844, als die liebliche Alma von Goethe in Wien so früh dahinstarb, begann er seine Näue mit eigenen Erleueruugeu:
Das hast Du nicht gedacht, Oewalt'ger Tu,
Als Tu noch weiltest i» der Menschheit Schlacken,
Das, einst Dein (NiteMüd frühzeit'qe Ruh
Zoll' finden in dem „Lande der Phaiaten”;
ind das, der Man», der schüchtern vor Dir stand,
Am fabelhaften fernen Isterstrmnd
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.
Illustrirte Bibliographie.
Adolf Menzel, Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, in Hotz
Kunst- und Verlagshandlung.

3 «s laufende Jahr wird eine ganze Reihe literarischer Erscheinungen zu verzeichnen
haben, die den Geist unseres volkstümlichen Heldentönigs, des großen Friedrich, wieder
hervorbringen: unter ihnen werden neben kostbaren Juwelen auch unscheinbare Halb-
edelsteine sein, die ihre Tapferkeit allein dem pietätvollen Bemühen ihrer Be-
arbeiter verdanken. Hell und leuchtend wird das freundschaftliche Zeitalter wieder vor
dem geistigen Auge der Mitwelt erstehen, und das ernste große Auge, das uns aus
dem Antlitz des Begründers und Vertheidigers des preußischen Staates entgegenblickt,
muß unwillkürlich den Ausdruck der Zufriedenheit annehmen, wenn es wahrnimmt, wie
die Enkel und Nichten neben den gleichartigen Streben nach hohen Zielen sich das Ge-
fühl der Dankbarkeit und Anerkennung früherer Verdienste bewahrt haben. Friederichs
Bildnis! Woher kennen wir es eigentlich? Sicherlich nicht aus den Schriften der
Meister unserer Geschichtswissenschaft, Troussens und Rankes, auch nicht etwa aus
Friedrichs eigenen Briefen oder gar aus seiner „Inzwir.de man r,mp3": diese
Quellen sind dem weitaus größten Theile unseres Voltes verschlossen. Wenn gleichwohl
die gesammte Nation die Züge des geliebten „alten Fritz“ sich vorstellen weiß, so
dankt sie dies neben der still und leise in den Heizen der Unterthanen fortlebenden
übertreibt allein der Kunst. „Kunst ist die rechte Hand der Natur. Tiefe hat uur
Geschöpfes, jene hat Menschen gemacht,“ sagt Schiller einmal, er hat recht, das Bild
des Menschen, den die Geschichte Friedrich II. König von Preußen nennt, ist unleugbar
durch die Kunst entstanden, und diese gipft hier in dem Namen Adolf Menzel.
Als schönste Erinnerungsgabe an jenen 17. August 1786, zu dem das Auge des greisen
Königs für immer erlosch, begrüßen wir daher diese Jubiläumsausgabe der Menzel'schen
Zeichnungen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci.
Nie beiden stattlichen Quartbände, welche die 250 Bildchen enthalten, haben ihre
Geschichte, deren auch von uns schon wiederholt gedacht worden ist (vgl. Nd, XXI,
Teile 41 und XXI, Seile 140 s1882). Als der große Künstler, der heute fast aus
demselben Höhepunkte des Lebens angekommen ist, zu erreichen seinem Felder be-
Nord und Sud, XXXVIII., II<. 9
Nord und 2 üb. geschiede war, in der Zeit vom Sommer 1843 die Wochinchlen Ißü seine Zeichnungen schuf, da durste er an eine größere Verbreitung derselben tnum zu denken wagen. Uebchnauft fehlte seinen Arbeiten manches, was dasselbe anregen »nd begeistern konnte, wenn man von dein idealen Züge, der in der Aufgabe, in dein gegebenen Stoffe selbst lag, absieht oder wenn man die hohe Ehre, die Menzel durch den Austmng des königlichen Kunstfreundes Friedrich Wilhelms IV, zu Theil wurde, uicht in Anrechnung bringt. Zu den 3! Folianten der Prachtausgabe von Friedricks des Gwsten Werten bildeten die Zeichnungen, Vignette» und Schluschiicke der einzelnen Schriften und Ab- schnitte ein Beiwert, des in den engsten Nähme» gar nicht bestimmt war beworzutreten und doch die höchste Vewunderung Aller erregte, die Sinn für t'lmst ierliche Befähigung haben. Te» lebhaft und wiederholt ausgesprochenen Wunsch, diese Zeichuunge» bequemer in fortlaufender Reihe geüesten z» könne, hat die Regierung unseres erlauchten Kaisers schon r/>or nunmehr vier Jahren erfüllt, iuden sie den Bitten des überaus thätigen Verlegers Gehör schenkte und die Herstellung einer sogenannten Liebhaberausgabe in vier Bänden nach den im König!. Kupferschabinet zu Berlin bewahrte» Originalstöelen gestattete. Tiefe Ausgabe ist dns deutbar Vollendetste, was äußere Ausstattung und scharfe Wiedergabe der Zeichnung anbelangt. Um so mehr bedauerten wir es selbst damals, dafz auch dieses Kunstwerk auf einen verhältuistmäßig enge» Streis be- schrankt blieb, denn Leute, die sich ein Buch für 3W Mark schenken können, sind in Deutschland nicht allzu zahlreich: >»a» halte auch nur auf 3<X) gerechnet, um nicht dnrch eine zu große Auflage die Stöcke selbst zu sehr anzugeriffen. Unablässig ist aber der Verleger mit dem Gedanken an eine weitere Verbreitung beschäftigt gewesen, und fo verdanken wir ihn endlich die vorliegende Jubiläumsausgabe, die wohl allen Wllnfre» gerecht werden wird. Wenn auch jede auf rein mechanischen! Wege hergestellte Wiedergabe eines Holzschnitts nicht so vollkommen ist wie dieser selbst — die nothwendige stärkere Farbenaufragung in den dunkle« Partieen zerstört die feine Strich- mnnier leicht —, so thnt doch dieser Mangel den Illustrationen in den Augen des Publieunis kam» einen Eintrag: denn was geleistet werden konnte, ist wirtlich geleistet: Auf schweres Kupferdruckvavier ist zuerst ein leichler gelber Ton aufgesetzt, welcher dem darüber gedruckten Bilde eine vorzügliche Umrahmung gibet. Der Tczt, welcher in der Liebhaberausgabe sich unmittelbar dem einzelnen Bilde anschloß, gebt dieses Mal jedem Bande voran. Ludwig Pietsch hat ihn auf das Sorgfältigste abgefaßt und wieder verbessert, obgleich dieses nur äußerst selten nothwendig war.
Ilui unfern Leihen wenigstens einen Begriff von dein Gebotenen geben zu Imme»,
tügen wir unserer Anzeige einige Illustrationen bei, die Menzels Eigenart in hellstem
Lichte Geissen. Der derb realistische Zug des Künstlers, die liebevolle Versenkung in
den Geist der fridcrieianuchten Zeil, die tiefe Symbolik, welche er einoen an sich
iunersi prosaischen Save unterzulegen wein, die innige Verbindung, in die er mit
dem; in illustrireuden Texze getreten ist nd die ihn stets den geeignete« Anknüfungs-
puntl finden lie:. werden inteldem Betrachter einleuchtten, wenn er die Erklärung des
Bildes 51 Hilfe nimmt: die Verwundenmg der schönen Einheit, die Freude an der
gelungenen Wiedergabe eines hübschen, häuslichen, genreartigen, tomischen, ergreifenden
Zuges bedarf derseilen gar nicht,
Menzel war nichts zu schwer zu illustriren, der Wortlaut eines politischen
Documentis ebenso wenig wie eine literarische Pauderei oder ein vertraulicher Brie
über Käufliche Angelegenheiten: überall ist er zum richtigen Verständnis; und zur an-
schaulichen Wiedergabe gekommen. — Ter zornige Adler, welcher nn der SMe dieser
Zeilen, über einem rugs von Klaun gefaxten Reichsapfel, schwebt, ist der beste Beleg
für diese Behauptung: es ist der preußische Aar, welcher ergrimmt über den valer-
landsseidlichen „Allianee-Tractnt, geschlossen zu Versailles am 3. December 1758 zwischen
der Kaiserin-Königin und dem Könige von Frankreich.‘ Unzelmanns meisierbaner
Schnitt hat die feingrstrichellen sich sträubenden Schwungfedern getreulich wiedergegeben,
(Bild Nr. A4 des Werts.)
Kann es einen absirlärleren Gegenstand geben, als eine „Epistel über den Nuhm
und das Interesse", die Friedrich im Jahre 1740 schrieb? Und doch versteht Menzel den
letzteren Begriff fo äustcrst anmutig darzustellen, wie das Bild auf Seile 128 zeigt.
Der junge Schäfer, der an dem stolzen Noceocoschlosse seine Heerde vorbeitreibt, dem
Besachuer den Nucken zuwendend, zeigt in seiner ganzen Haltung alle Verschiedenheiten des
Interesses, vom oberflächlichen Hinblicken ans die Herrlichkeit bis zur begehrlicheu Sehufucht,
Wir fehen fein Antltz nich, und doch glauben wir, es uns denlich vorstelle» zn können,
Ter Wegensatz zwischen der rauhen Wirtlichkeit gegenüber dem hohen Flug ins Reich
der Ideale ist vertreten durch die Zeichnung auf Seite 129, die auf deu ersten Blick
schwer verständlich erscheint. Unten am Boden liegen zwei schwere grobe Neiterstiefeln,
über welche ein mnskiries Paar, ein Herr und eine Dame, beide in Dominos, die Dame
mit Schmutterlingsflügelu n on Schultern, dhinschwebt. Es ist die symbolische Dar-
g.
Nord und Süden, stellten eines Gedanken Friedrichs, die in einem französischen Gedicht auspricht. 

Das muten Siebischen Kriegsleger abgesetzt ist, des Gedankens der Sehnsucht nach dem „Tempel Apollons und der Musen“, welchem der hohe Dichter so lange fern bleiben musste, — Lichtein der dieser Zeichnung Alles symbolisch, abstrad (troh der Nett- 
stiefel!) so ist das Lebte, dessen hier gedacht sein mag, ein reizendes ganz an dem 
Leben der Zeit entnommenes Geurestück (Seite 130): Ein preußischer Krieger, der es sich 
in Bürgerquartier bequem macht, ohne die Insassen daraus gewaltsam zu vertreiben. Das 
klaie Kind, welches neben dem Spinnrad am Boden sit, schreit zwar augenblicklich, wohl 
aus Schreck über die martialische Gestalt des Soldaten, der es gar nicht beachtet: der 
Veschauer ahnt aber sicher, dast ihm kein Leid von diesem geschieht.

Wir müssen es uns leider versagen, hier noch mehr anzuführen, die Auswahl 
dürfte auch sehr schwierig sein. Die Zeichnungen wollen eben alle gewürdigt sein, sie 
sind alle gleich vortrefflich. Nur eine Bemerkung noch: Menzel selbst liefert durch diese 
Bilder einen schlagenden Gegenbeweis für den Sech Friedrichs des Grusten: „Kein 
Sterblicher thut Alles, was er thun thunte; und wenn wirtlich ein Bürger, der voll 
(iifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg ofsnet, in die Lauf- 
bah” eingetreten ist, so ist er auch bald ermüdet und verläßt die kaum begonnene Arbeit“: 
Indem er ihn wunderooll illustriert durch eunen einzelnen sich reckenden und streckenden, gähnen- 
den Feldarbeit. Ter Künstler ist nicht müde geworden an seinem Werk, wie die Nach- 
weit nicht müde werden wird, sich daran zu erscuen. I V.


Ans solchen Erwägungen sind die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ hervorgegangen, nicht etwa in der Absicht, durch bibliographische Zusammenstellung oder durch ausführliche Reueusions eine Ueberblicke zu gewähren, fondem durch systematische Verarbeitung aller auf eine abgegrenzte Periode bezüglichen Schriften den Stand der modernen Forchung anzugeben, mit besonderer Betonung desjenigen, was in den Tat- sachen, in der Analyse, in der Methode von dem bisher Erkannten abweicht. „Der“, haben wir es richtig (sagen die Herausgeber) als Hauptaufgabe des Historikers hingestellt, ein wahrheitsgetreueres Bild der Vergangenheit zu gewinnen, so tauu es nicht so wohl auf die genauere Würdigung einer Schritt als folcher ankommen als vielmehr auf die Erhebung, durch welche die Zuge des bisher geltenden Bildes abändern oder ihm neue Einheit, Autor und Schrift sind dann nur die unumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer bessern „enntnist der Vergangenheit gelangen, und haben keinen anderen Werth als den jedweden Gewährsmannes und jedweder Quelle, die man in den Anmerkungen eint.“

Sehen wir uns die vier stattlichen Bände, die seit dem Jahre 1880 erschienen sind und die Literatur der Jahre 1878—1881 behandeln, etwas näher an. Austerlich fällt sofort in die Augen, dass der erste Band durchnummert Paginierung hat, während die drei anderen Bände vor seier Seitenzahl eine 1, II oder III tragen: sie bestehen also
eigentlich aus drei kleineren Bände», entsprechend der Vorsichtsmaßnahme in: Alte, Mittlere
und Neuzeit, Einstanden ist Kiese Amderung cm der sehr praktischen Erwägung, das;
man de» Truck des Pandel in dein dritten Theil der bisherigen Zeit bewältigen kann
und nicht mehr wegen Tiwmigkeil eine« Mitarbeier der „Alte» Zeit“ den Druck des
„Mittelalters und der „Jtschte“ hinausziehen braucht; Mit ioehlicher Umsicht die
Herausgeber nnd Mitarbeiter den ihnen zugewiesenen Raum oon ca, 45 Bogen auszunutzen
wissen — den» der Band darf weder zu unangreible noch zu lheuer werden, wenn er
seinen Zweck erfüllen soll — lehnt ein Vergleich der uier „Verzeichnisse der besprochenen
Publikationen“: Während im 1. Bande die Literatur deo Wahres 1878 mit 2312» Ruulmern
1850 bereit-? Süü!>, und im 4. Bande für 1881 ca, 7]MU Arbeilen enuähut: eine der-
artige Raumesparnis; bei eiuem so grusten Umfang der Literatur lies: sich nur dadurch
erzielen, das; über eine Anzahl gleichartiger Werte gemeinsam reserirt und die Werke
selbst dann in den Anmerkungen der Reihe nach erwähnet werde». Auch die der Vor-
rede zugedachte Tafel mit Tiegel» und Abkürzungen zeigte überall das Bestreben,
möglichst Kürze zu erreiche», ohue die Deutlichkeit der Eilale zu beeinträchtigen.
Jeder Band zerfällt, wie schon erwähnt ist, in drei grone Abteilungen: Alterhum,
Mittelalter, Neuzeit, und jede Abteilung hat ihren eigenen Redacleur. Ihm fällt vor
Allem die Aufgabe zu, das zugewiesene Gebiet in kleinere Tlücke zu zerlegen nnd die'e
von geeignelchen Fachleuleu bearbeiten zu lassen — eine unüüchraftung ans der sich vor
Allem zwei Vorhieile ergeben: erstens, da» in der besprochenen Literatur eine wichtige
erwähnt wird: der band ist oft angreible noch zu lheuer, das; das Unheil, wenn auch nicht immer ein
richtiges, doch jedenfalls ein fachmännisches und darum drachlieisworthes ist. Der inter-
nationale Charakter der Jahresberichte, denn es Handelt sich ja bloß um die Ge-

den kürzesten Zeit, oeranlastte die Herausgeber, sich mit bekanntlen Gelehrten der
austerdeutschen Länder Europa» in Verbindung zu setzen und diese zur Mitarbeierschaft
heranziehung: in den meisten Fällen waren ihre Vermühungen oon Elog begleitet:
„wegegen» jeot in der austerdeutschen Abteilung der Mittelalters euer Reihe von

der ein Herz» wie uns einen guten Klang hatten. Professor Eipolla
bearbeitete Itali», Moliner Frankreich, Prufeffor Annersledl nnd Hjnrne in Upsal«
die Geschichtsitaliachen Tch,ovedens, Dr. Schöll in Ehriflianin die Norwegeno nnd Däne-
marko: Professor Hor*ilta Buhnien nnd Mähren, Dr. Kanteeck-Pole» ndd Fwesior
Schwicker in Budapest Ungarn, Wie das Mittelalter sich überhaupt der besonderen
Pflege der Historiker erfreut, so nimmt es auch in den Jahresberichten einen ebenso
grosteu Raum ein, als die beiden anderen Abteilungen zusammen, nnd während das
Alterhum in 9 und die Reue Zeit in 25 Gruppen zerlegt ist, weist das Mittelalter
deren 37 auf. Jede grüeteste Periode darin hat ihren Beispieler gefunden: die Urzeit
bis zur Völkerwanderung: das frankische Reich unter den Merouingern: dann folgt die
Karolingerzeit: in drei getreemle» Abschütilen werden die sächsifchen, wüschen und
Hohenslausenkaiscr behandel, und ebenso das 14 ndd 15. Jahrhundert Damit ist aber
erst die Hälfte gethan, denn eine gleiche Beachtung verdient die localgeschichtliche
Forschung, welche dereinst als Grundlage einer allgemeine» Kultur- nnd Verfassungsge-

schichte liebe. Und so finden wir denn im einen Reihe von Eapileln die historische
Lileralur über Elsas~Lothringen, Bauer», Bade», Württemberg und die alten und neuen
pre»isch Provinzen zusamiuengeftellt und besprochen. Das; auch die Kreuzzüge, die
Papsgeschichte, der deutsche Orden »s. w. berücksichigt sind, versteht sich von selbst.
Toll ich noch einige oon den deutschen Mitarbeitern nennen, deren Name schon für die
Vortrefflichkeit des Referatensatz, so bieten sich auf den ersten Blick dar: Zöcllcr
(Kirchgeschichte) und Steinschneider aus der ersten, Hahn, Breslau, Lchuni, Krones,
Tichnckcrl, Wallenbach ans der zweiten, Kosier nnd Bailleu aus der der dritten
Abteilung.

Das; man hin und wieder ein Referat trifft, welches den Erwartungen nicht ent-

spricht, wird nicht Wunder nehmen: kam es doch häufig genug vor, wie die Heraus-

geber klagen, das; mancher Milibeller den für die 'Abieferung festgestellten Tennis

doch nicht einhalten konnte und das; noch in der lehen Minute ein Anderer die Arbeit über-

nehmen lichlein. Darin lieg! wohl auch der Grund, das; manche Länder, wie Ruinland
und Spanien, gar nicht, andere, wie England, nur liehleit'e unerliefen wird. Solche

Leibsläsioen mus; man mit der Rachsicht beurthcilen, welche jedes großangelegte Wei-t be-

anspruchen darf.
Vibliographie. — ^32
Sprachgeschichte und Volksgunde.
Von Hause aus Grammatiker und der beste Kenner des Albanesischen, wendet Gustav Meyer, durch die geographische Lage seines Wohnorts, Graz, der Britanninbinbel nahe gerückt, seine Mußestunden mit besonderem Vergnügen dem Studium der volksthümlichen Literatur der Griechen, Albanesen und Südslaven zu. Die Sammlung seiner Essays, von denen ein Theil bereits in, n. auch in unserer Monatsschrift) gedruckt vorlag, ist durch Sachkenntnis; wie durch geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Die Aufsätze sind sehr belehrend, und sind unterhaltend. Sie dürfen Allen, die für allgemeine, vergleichende Geschichtswissenschaft sich interessieren, als beste, ja zur Zeit einzige Einführung in die vergleichende Märchenkunde insbesondere dann empfohlen werden. Die Methingen an die Geschichte hat große Probleme noch zu lösen; die weitgehenden Uebereinstimmungen der Märchen aller Völker regen immer von Neuem die Fragen an: was ist in jedem Volke selbständig entstanden? was beruht auf Entlehnung? Ueberall zeigt hier Meyer guten Tact, Vorsicht und Zurückhaltung im Urtheil, so dass er ein zuverlässiger Führer genannt zu werden verdient.

Die Veranlassung zur vorliegenden Schrift ist das seiner Zeit vielbesprochene „I nniübimu3“ Tu Vois', welches den Widerspruch des Metnphiisiters herumsfordern. Th. Weber polemisierte dagegen in einem Artikel in den Schaarschmidt'schen Monatsheften, den Du Vois nicht unbeachtet lies, und der auch in der gegenwärtigen Schrift als deren erstes (Spatel wieder abgedruckt ist. Die Ursache der hier vorgetragenen Polemik ist die Divergenz zweier Weltanschauungen, deren jede sowohl für die Principien, von denen aus sie gewonnen derden, als auch für die Methode, durch die sie sich als Resultat ergab, den Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erhebt, Ter Endzweck des Büchleins ist Versöhnung des wissenschaftlichen Tenkens mit dem „positiven“ Ehristenthum, d. h. mit einer eigenen, weder römischen noch protestantischen Dogmati, mit der Dogmati des österreichischen Theosophen Anton Günther, Tast dieses Ziel jemals, oder gar schon durch die Webersche Schrift werde erreicht werden, müssen wir bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob dieselbe auch uhr ihr nächstes Ziel, die Weltanschauung Tu Vois' in wesentlichen Punkten umzustimmen, erreichen werde. Bei der vollständigen Hetero-

Es ist ein Principieutamvf, der hier gekämpft wird. Hinter dem Venasser der obige Schrift steht nrr ein kleines haufleiu Philosophen von Fach; aber die speiseisch Güuther'sche> Lesonderheiten abgerechnet, ist die Webersche Weltanschauung das in's Philosophische übersetzte, in den breitesten Schichte> immer noch lebendige Erntfermenl, welches sich ergeben hat aus einer Mischung von Eartesianisms, Kirchenradillation, Vibel und e-ommon =ezu, ndd welches gegenwärtig noch von den Schulbänken ans in die Wedankenkreise der Gebildeten eingeführt wird, welches aber höchst wahrscheinlich aus der Reihe der zeitigen Triebärste der Entnwerntwicklung herausfallen wird, wenn erst, was also noch, „I nniübimu3“ Tu Vois' Jahrzehnten geschehen kann, das jetzt noch isolerette B-

Die Partien der vorliegenden Schrift, welche über das Wesen, den Ursprung und die Erkennbarkeit der Materie Handel>, sind die interessantesten und wohl nach werth-

Wir müssen hinsichtlich der Einzelheiten auf die Schrift selbst verweilen, nur für die ganzheitliche Wahrheit aller-

Tie Materie ist für Weber das reale Natnrprineip selbst: aus ihrem Wesen und ihren Kräften, welche ihm vermöge einer Sein und vernünftiges Tenk gleichsetzenden Erkennnihtheorie für erkennbar gelten, entspringen die Lebensformen der Natur-, Vorstellungsbildung ist eine Thäiig-

Wie das Gehirn die Vorstellungsbildung macht, das ist natürlich nicht zu sagen, und hierbei kommt die nleridneis wohl feststehende, von Webers besonders betonte Wahrheit, das, dass die eigentliche „Wie?"
Vibliographische Notizen.

im Geschehen ans der wissenschaftlichen Problemstellung ausgeschlossen bleiben müsse, leicht zu stellen, Umsommer übenausch es, daer der Verfasser das, was er für die Vor-
stellungsbildung im nilgenieinen behauptet, nicht auch für die Vorstellung des Hicenren-
von sich selbst gelten lasst, wenn er dort den Sprung für zulässig hält von der Mole-
turarbewegung zur Vorstellungsbildung, warum sagt er nicht auch hier: das menschliche
Gehirn producir das Selbstbewuszthein—wie? das ist seine und nicht unsere Torsser?
Ettat! dessen legt er für die Production des Ichgedannts ein neues, von der Materie
wsceneverchiedencs, aber cbeno erkennbares Principe ins menschliche Gehirn hinein,
den Geist.
Zu diesen« und anderen Theoremen kommt der Verfasser aus einer zweifachen
Annahme, Zunächst aus seiner eigenthümlicn Kräftetheorie, im legten Grunde aber
aus der methodologischen Voraussetzung, das, ein voraussetzunglosen Tenten »ich! nur
menschennmöglich, sondern auch der einzige Weg zur-Ausrichtung einer allseitig begründeten,
widerspruchlosen Weltaufrauung sei. So wird beiseitegeschoben, was unequem ist,
namentlich der Erasmus. Begnins, wie ihn im Wesentlichen im Achtsucht an Kant die
cicat Wissenschaft recipirt hat: es wird eine — vermeintlich — ganz neue Teutatmosphäre
geschaffen, in welcher ein Erkennen der Tinge „nach der Seile ihres Seins, ihrer Sub-
stanz, ihres Wesens, ihrer Realität, ihrer Ursachlichkeit u. s. w.“ sich für das „omnus-
setzunglose“ vernünsite Teileten keine Schwierigkeit mehr bietet, und in welcher nun,
un nach dem Beispiele des Verfassers die Vulgatazu citiren: „uoll olulu8 nou vidit,
und »uriz »ur<1>vit, ... nobis rovelavit Den» z>sr 8piritum <uum: tpirit, u8 eui
omni» Berut, »ur, otilim prunkenl lli. —
Wenn wir also nach alledem zweifeln müssen, ob der Verfssser sein Ziel, eine
wissenschaftlich begrünbete Philosophie des Erhirtenlhmns zu machen, auf diesem Wege
erreichl werden, > o must doch anerkannt werden, daer seine Schrift viel Anregendes ent-
hüll und als erneute Gellendmachung eines Standpunktes, welcher einmal auch in
der Wissenschaft herrschend war, historisches Interesse lieh. Tie Stilisation ist, was
bei einer Schrift von wesentlich mralphusischen Gehalte sehr anzuerkennen ist, klar.
Die Schreibweise crinnerl stellenweise an diejenigen des als auch als Stilist vom Verfasser
für klassisch gehaltenen Anton Günther.
Hil. X.
Vibliographische Notizen.
Geoglllphische Literatur.
Trei Vricfe an die Freunde deutscher
Nirila-Forschung, colonialer Ve-
strebungen und der tlnsbreitun

deutschen Handels. Von Ed.
Robert Flegel, bamburg, in Eoin-
mision bei L. Friederichsen ^ Co.
Tie kleine Schrill des berühmlen
Asritll-zoischers verfolg! zwei Absichten:
Einmal sollen die weitesten Schichten des
deutnchen Voltes für die Eolonialfragen
interessirt und zur thiltigen Antheilnahme
an d>pr praktischen Ausnutzung der deutschen
Entdeckungen veranlæst werden: sodann
werden nn die wissenschaftliche Erforschung
unbekannter Erdräume ganz andere An-
forderungen gesell! als bisher, l> letzterer
Beziehung hält Flegel das blose durch-
eilen weiter Ländrestrecken, wie dies von
Rohls, Clineron, Stahn, (!), Tcrpa Pinto
und Nisunann geschehen sei, den! heuligen
Standpunkt der geographischen Wissenschaft
nicht mehr für angemessen, und er dringe
daher auf ein planmästiges, allmäliges,
auf neue Stationen gesetztes Vorichreilen
in fremde webiete hinein. Es ist dies
jedenfalls ein Gesichtspunkt, der recht be-
achtenswert ist, wie denn überhaupt die
ganze lebhaft gehallene Schrift den Inter-
essenten hiermit empfohlen sei.
> Werh Uicht im »unllen Welttheil.
Betrachtungen über die Eloouisatiou des
tropischen „Afrika unter besonderer Ne-
rücksichligung des Sansibar - Gebets.
Von Ur, G. A. F i s c h e r. Hamburg, L,
Friderichsen K Eo.
Ter Veifassser dieser acht Bogen starten
Schrift, praktischer Arzt in Sansibar und
Afirn treisender, kommt in Bezug auf die
Aussichten, welche sich deu deutschen Eolo-
alisationsbestrebungen« eröffne«, zu wesent-
llich anderen Resultaten, nls die drei Briefe

1.26 Nord und Süden.

Flegels. Schon das Vorwort giebt deutlich geueug den Zweck zu erkennen, den der Verfasser verfolgt, nämlich den von einem bedenklichen Afritasieber ergriffenen Leuten ein Rezept zu verschreiben: und obwohl Mischer sich selbst als einen eifrigen Anhänger der Eulüvation Afrikas bezeichnet, so denkt er doch tiihl bis nn'sHerz hinan über die etwaigen Erfolge aller anfAfrita gerichte-
ten lnternalünnugen. Einige seiner Ansichten schinecken nur gar zu sehr nach Pessimismus, so wenn er auf 2, 5 folgendes behauptet: „Es ist von neuen?lbsallgebie!en gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen tonnten, was man da-
mit gemeint, ist für den, der nur einiger-
maßen mit den dortigen Handelsverhält-
issen vertraut ist, vollkommen unklar:e." Auch die auf 2, 27 ausgestellte Behauptung geot unserer Ansicht nach zu weit: „Für

das gesnninte typische und zum Theil
auch subtropische Afrika hat folgender Sat!%
Gültigkeit: Tie gesunden Gebiete sind die
unfruchtbaren und die fruchtbar den sind die
ungesunden," Nichtsdestoweniger ist die
Schrift Mischers »»gemein anregend und
belehrend und in einigen Partien gerade,«
mustergültig, so namentlich in dem Ab-
schnitt über „Lebensweise und Krankheiten",
„Charakter und Litten der Neger“ und
„die deutsch - ostafrikmische Gesellschaft."
Von Tripolis noch Alcr.»ndnieu. Be-
schreibung der „m Austrage 2r. Mas,
des Königs von Preußen in den Jahren
IWA und 1819 ausgenherteu Reife von
Gerhard Rohlfs. Mit einer Photo-
graphie, zwei Karten n, s. »u. Zwei
Bände, Norden, Hinricus Mischer Nach-
folger.
Vlein erster Aufenthalt = Vlaroll «
und Reise südlich uou, Atlas durch
die Lasen Tran nd Tafilet. Von
Gerhard Rohlfs, Norden, Hinricus
Mischer ?>achfolger.

Von Tripolis noch Alcr.»ndnieu. Be-
schreibung der „m Austrage 2r. Mas,
des Königs von Preußen in den Jahren
IWA und 1819 ausgenherteu Reife von
Gerhard Rohlfs. Mit einer Photo-
graphie, zwei Karten n, s. »u. Zwei
Bände, Norden, Hinricus Mischer Nach-
folger.

Vielem ersten Aufenthalt = Vlaroll «
und Reise südlich uou, Atlas durch
die Lasen Tran nd Tafilet. Von
Gerhard Rohlfs, Norden, Hinricus

Nord und Süden.

Flegels. Schon das Vorwort giebt deutlich geueug den Zweck zu erkennen, den der Verfasser verfolgt, nämlich den von einem bedenklichen Afritasieber ergriffenen Leuten ein Rezept zu verschreiben: und obwohl Mischer sich selbst als einen eifrigen Anhänger der Eulüvation Afrikas bezeichnet, so denkt er doch tiihl bis nn'sHerz hinan über die etwaigen Erfolge aller anfAfrita gerichte-
ten lnternalünnugen. Einige seiner Ansichten schinecken nur gar zu sehr nach Pessimismus, so wenn er auf 2, 5 folgendes behauptet: „Es ist von neuen?lbsallgebie!en gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen tonnten, was man da-
mit gemeint, ist für den, der nur einiger-
maßen mit den dortigen Handelsverhält-
issen vertraut ist, vollkommen unklar:e." Auch die auf 2, 27 ausgestellte Behauptung geot unserer Ansicht nach zu weit: „Für

das gesnninte typische und zum Theil
auch subtropische Afrika hat folgender Sat!%
Gültigkeit: Tie gesunden Gebiete sind die
unfruchtbaren und die fruchtbar den sind die
ungesunden," Nichtsdestoweniger ist die
Schrift Mischers »»gemein anregend und
belehrend und in einigen Partien gerade,«
mustergültig, so namentlich in dem Ab-
schnitt über „Lebensweise und Krankheiten",
„Charakter und Litten der Neger“ und
„die deutsch - ostafrikmische Gesellschaft."
Von Tripolis noch Alcr.»ndnieu. Be-
schreibung der „m Austrage 2r. Mas,
des Königs von Preußen in den Jahren
IWA und 1819 ausgenherteu Reife von
Gerhard Rohlfs. Mit einer Photo-
graphie, zwei Karten n, s. »u. Zwei
Bände, Norden, Hinricus Mischer Nach-
folger.

Vlein erster Aufenthalt = Vlaroll «
und Reise südlich uou, Atlas durch
die Lasen Tran nd Tafilet. Von
Gerhard Rohlfs, Norden, Hinricus
Mischer ?>achfolger.

Beide Werfe des erfolgreichen Afrika-
forschers sind viel zu bekannt, als daß sie
hier einer eingehenden Besprechung oder
Empfehlung bediuiten. Sie liegen bereits
in der dritten, unveränderten Ausgabe vor,
und dies beweist zur Genüge, welches
Interesse sie im Publikum heworgerusen
haben. Trohdem können wir nicht nach-
drücklich genug, die Ausmrrtsamkeit auf
die hochwichtigen Entdeckungen lenke»,
welche Nohlfs »f diesen Reisen machte,
denn uns scheint, als hätte» selbst die
dem interessierteren geographischen Lehr-
und Hand-
bücher die Resultate der Nohlfs'schen
Forschungen »och viel z» wenig gewürdigt
und verarbeitet. Es ist dies um so wunder-
barer, als die Schreibweise des Verfassers
so anschaulich und lebendig wie nur mög-
lch ist, ein Umstand, der die Verwerthung
seiner Reisewerke ganz wesentlich erleichtert:

wir Hütte» nur gewünscht, daß die vul-
gären Ausdrücke, die sich hie nnd da bei
Rohlfs vorsudeu, in einer dritten Aus-
gabe beseitigten worden wären. Loch darüber
seht man ja gern hinweg, wo so große,
Verdienste gegenüberstehen! Inzwischen
ist auch der Wunsch des Verfassers, dem
er auf 3, 115 des erstgenannten Wertes
Ausdruck giebl, glänzend in Erfüllung
gegangen: „Die schwarz-weiß-rothe Fahne
sollte, so hoffen und wünschen wir, von
hier (von Kuka, der Hauptstadt Nornus)
»och weiter getragen werde, wo möglich
bis an die Ufer des indischen oder atlanti-
schen Oeeans."
welches auf Beachtung sehr wohl Anspruch
lachen darf. Nicht bloß, das, eine aus-
führliehe Schilderung von Afghanistan und
dem Turkmenengebiete bisher gänzlich fehlte,
dürfte der neue Buche sehr zu Statten
kommen, sondern auch das actuelle Inter-
esse an den jüngsten Vorgängen zwischen
Rußland und England, welche sich in jenem
Lande, der sog. asiatischen Schweiz, ab-
gespielt haben, Roskoschmi betont, daß er
keine Parteischrift schreiben wolle, aber er
»ins! doch wohlz!« der Übersetzung gelangen,
daß die Russen, »ach der ganzen Lage ihrer
Machtverhältnisse, nicht eher zum Still-
stand in Asien kommen tonnen, als bis sie
den Indischen Ozean erreicht haben. Jeden-
falls wünsche» wir dem fleißigen Ver-
fasser und der splendiden Verlagsbuchhand-
lung, welche das Werk mit ganz Vorzüg-
lichen Illustrationen ausgestaltet hat, den
besten Erfolg.

 Tic Wunder der Welt. Europa.
Eine malerische Wanderung durch die
Länder und Städte Europas. Von
Adolf Brenueckr. Mit ca. 180 Holz-
schnitten. Straßburg i. E., Schul- i Co.
„Die Wunder der Welt“ stellen sich
die Ausgabe, gewissermaßen einen Ersah
Vibliographische Notizen, —

für die vielen einzelnen bereits vorhandenen
Pflilchwerte zu bieten. Das Wert will
alleLnderderWelt,ihreHauptsehenswürdig-
töten, die Tönen ihrer Bewohner, ihre
wichtigstenEntwicklungssladien, ihre culur-
gefichtliche Stellung in Vergangenheit
und Gegenwart leicht verständlich und
möglichst interessant zu schildern versuchen.
Jeder der fünf Erdteile wird einen in sich
abgeschlossenen, mit zahlreichen Illustra-
tionen — meist Vollbildern— ausgestillte»
Band bilden. Tis uns vorliegenden
Lieferungen bringen die Pyrenäen-Halb-
insel und einen Theil Frankreichs: der
Tir liest sich rech! angenehm, und die
Bilder — z. Gibnartar: eine Strasze
in Sevilla: beim Stiergefecht in Sevilla:
Iffere» der grosten Moschee zu Iorduva:
das Thor derGe'andten in derAlhambra:
der Alcalaz zu Toledo: Hochhalt der
Kirche Ll. Ruque zu Lissabon u. f. w. —
sind gut aufgewühlt und deutlich aus-
geführt.

Tos InlaReich Beiträge zur Swns-
nnd 3illengeschichl des Kaiserthums
Tahuainiusuu. Nach de» ältesten spani-
schen Quellen bearbeitet von 1>r. ineá.
N. B. Brehm. Mit einer Karte und
Holzschnitten, Jena, Fr. Maules Ver-
lag (Ä. Scheut).

Wir sind gewohnt, in den Cumpen-
dien der „Weltgeschichte“ die historische
EnNuickclung nur derjenigen Völker ein-
gehender behandelt zu sinden, welche an
dem Fortgänge der allgemeinen Culili-
sation mitgewirkt haben. In der Geschichte
dev- Allerthums Neten sonnt die Wolter
des Mittelmeev-Beckens in den Vorder-
gund, im Mittelalter das byzantinische
Kaiserreich, die Herrschaft der Araber und
das römische Reich deutscher Nation, in der
neueren Zeit nan.entlich die europäischen
Nationen. (5s ist diese Art der weltge-
schichtlichen Auffassung ganz allein berech-
tigt: denn wenn auch noch andere, als die
erwähnten Völker, z. B. die Ägypter, In-
der, Chinesen, eine z. Th. erstnuueuswerthe
Cultnrstifc erreichten, so kann bei ihnen
doch von einer fortschreitenden Enwicke-
lung der livlisation leine Rede sein: sie
erschienen vielmehr, auf einer gewissen Höhe
angelangt, wie erstart, geradezu unfähig
vorwärts zu schreite», ja sogar unfähig
einen Rückschritt zu machen, der bei wahr-
haft ciu,isteten Nationen oft den Trieb zu
neuem Leben in sich birgt.

Hierum ist aber durchaus nicht ge-
sagt, das, uns die Geschichte der reinen
Kulturvolker (im Gegensatz zn den ciuili-
sirleu Nationen) kein Interesse eiuszulosten
im Stande wäre: im Gegenhull, wer be-
daute nicht, dann wir z. B. über das
Lebe» und Treiben der larrthgrcr so un-
genügend unrtörtcht fnd, oder wer hätte
nicht gern gewissere Kunde von dem allen
Malcieiwolte der Icwanen, welches sich der
Kawisprncbe bediente? Beide Völker habe»,
jedes in seiner Art, eine groœarlige Coline
bei sichenwickelt, ohne jedoch dauernd auf die
Geschicke anderer Völkereiugewirkt zu habe».

In die Reihe dieser eigenthümlichen,
un nicht zu sagen wunderbare» CMeuzeu
gehört nun vor allem auch das alle perua-
nische Reich der Quichu» «kilschun) oder
oder der Inka, wie ma» das i diá»ische Cultur-
volt Südeadernikas nach dem lellen Herr-
scherhanfe auch wohl zu »enn pfleg.
Zur Zeit seiner höchsten Blülhe umfaste
das Kaiserreich Tahuainins!ui uc,WierWei-
oder Himmelsgsgegenden", so laulet der offi-
celle Name des Inka-Staates) ungeführ
die heutigen Republikn (Iolombia, Ecua-
dor, Noliuio, Peru «nd Chile: (5»zeo
war die Hauptsidt. Tas ganze Land war
Slanlseigenlhum und zersul in drei Theüe,
in 50>«»-La»aÊ für die zahlreiche» Priester
nd Tempel des einschlibnen Schöpfers
Pachhnkaniak, als dessen sichtbarer Stellver-
treter die Sonne verehrt wurde: Inta-
Lnnd sur den Kaiser »nd seine Veanile», und Volksland, das alljährlich mrf's Neue
uerttheilt wurde, so dst keine Familie in
Noth gernthen tonnte. Ter Ackerbau stnd
in höchster Blüthe; Gold n</s>nd Silber ver-
stand man einzschmelze» und zu Schmuck-
sachen zu verarbeiten; Baumeister, Ge-
lehrte, Musiker, Tichler und Schauspieler
machten das Leben überraschend es-tig.
Somit dürfte das vorliegende, dem
Kronprinzen Rudolf von Oesierreich-Ungnrn
gewidmete Buch für Jeder»« ei-e höchst
willkommene Gabe sein, um so mehr, als
der Verfasser, welcher kaiserlich deutscher
Gesandtschaftsarzt in Madrid ist, das ge-
fammt Queleumaterial gründlich ausge-
nützt und gar manches Neue zu Tage
gefördert hat, Tie Geschichte des Herrscher-
Hafes, das Volks- und Familienlebe»,
Götter- nd Götzenureachung, Gesetgebung
nd Verwaltung, Gewerbe, Kunst nd
Wissenschnsle», Heerwesen und Krieg, end-
lch die Zustände des Reiches bei Ankunft
der spanischen Eroberer nd deren Regi-
ment in del»ersieuverehrzeh»le» finde»die
eingehendste und interessaniste Behandlung,
Il. 5.
Vor "LL" MVLIii l2lewa88eln lükmticdät au3A6?eicknet Mt der
lU3lii: "Hdß0, I.WDM, 1884.
Nadlen Lxrlen,
Ninnbeiz,
Lüllen,
Zell in,
Uieleleci,
Locium,
Nolin,
Ure"11lul,
(! ndicv'.,
! Oeela<,,
, tleu?, NHi!>,
^ Dortmund,
Dre">l<en,
Duzdurch',
Diiien,
Di,85el<i><l,
"RU,el,el,el,
Kllnn<en,
'lzen,
I's"nilurt >!/i}!
?riwiss i/s!,,
^"l. Ulkiden,
?u OI?4h"1 ?"Hi 3^di
s~"urlitü,
»»Ne n'/3,
llimm i~"v,
N"nunuol,
lecleicr~
I ^eildronn,
*1csold,
Klzelztautein.
Kollzul,e,
Kazzei,
Kempten i L,,
Köln,
l.mnäa>,
.i.epilö,
!"u6wissü!\>2sen,
>1>«ss6el<is=:
Kl=inx,
"""uinielieim,
>iün<ter i XV,,
Xüler<,
flUuen i V,,
Kemn"en,
>"»<klicken,
3le,iin,
"1iler,
Wieb=<6en,
Wür/iurz,',
/.»cilireieu.
,
August 886.

Inhalt,

Sel«

Dito und Idem in Bukarest.
E? war ein Irrthum. Novelle ^3
Georg Vrandes in Kopenhagen.
Schaal von Staffelst, ein deutsch'dänischer Dichter. 1 ^6
F. Hennicke in Verlin.
Die telegraphie in Verlin I, 3
Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an leopold von Ranke 20
Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Neetzow. Novelle 22
<Umlj)/acully in Genf.
pietro Siciliani 25
Vibliographie 26
w, table, Gelichie der Renaissance in Frankreich. »Mit Illusträüenen.) —
Friedrich der «Lroße und die vallschule. — eine Geschichte der Ideal«. — Die
Vibliographische Notizen 2?
hierzu ein Portrait von Georg Vrandes.
Radirung von I. tinoner in München.
«Nor« unü sä»*« erschein! am Anfang jedes Monats in Heften ml je einer Aunldeilage.
—> preis pro UZuartal <2 Hefte! 6 Mari.
^-— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Haid und Süd“ bezüglich»,
Sendungen sind an die Nedaction nach Nießlau, Siebenhufenerstraße ;,2, ohn
Angabe eines Personennamens zu richt»n. ^^-—
2Tord und Süd.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Findau.
XXXVIII. Vand. — August M6. — Heft. ^3.
W r e Z l a u.
3>ruck und Verlag von 3, Schtli<ender.
Gs war ein "rthum.

von

Dito und Wem

— Ankerest. —

1cr Novemberwiud fegte durch die Victoristraße. Kam er von der Brücke oder vom Thiergarten? Er wehte hinauf und hinunter, und in jeder Richtung schien er am stärksten zu sein. Das Gas war noch nicht angezündet, auch in den Häusern brannte nur vereinzelt Licht, jedoch in der Etage, welche die Gräfin Ritholm bewohnte, waren schon erleuchtete Fenster. Tort trug ein zierliches Stubenmädchen eine Lampe durch den Salon, hüpfte im anstoßenden Boudoir auf einen mitgebrachten Holzschemel, zog die Hängelampe herab und ließ sie mit der leuchtenden Last so leise als möglich wieder hinauf gleiten. Tann huschte sie hinaus und trug tief verschleierte Lampen in den Salon.

Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verursacht, wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauenfigur am Flügel fiel. Ihre klatschförmigen schönen Hände hatten in der Dämmerung murmelnides Zwiegespräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Folianten geschichtet, vor ihr stand aufgeschlagen eine Partitur, in der sie wohl gelesen, bis die eintretende Dämmerung sie in ihre eigenen Phantasien versenkte. Jetzt erhob sie sich zu ihrer nordschen "aMinken"-Melodie. Ihr schwarzes Seidenkleid war so schwer und weich, daß es nicht ranschte; das schwarze Spitzenmantel, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Brust in einen losen Knoten geschlungen war, in dem ein paar frische Veilchen steckten, umrahmte ein feines Oval von durchsichtiger Weiße. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um sich unter dem Spitzenmantel in einen reichen Knoten zu verlieren und neben dem
I.HO — Dill, und Idem in Antares!

I.HO — Dill, und Idem in Antares!
Halse rechts und links in zwei schweren Locken niederzureseln. War es grau?
Nein, aschblond, noch kein graues Fächer schien es zu durchziehen. Mit
drei Schlitten, ohne Hast, stand sie in dem kleinen Boudoir und musterte
den Miniaturtheaterschirm am Kamin, zwischen zwei behaglichen, dunklen
Sesseln, auf dem ein silbernes Kessellchen brodelte und dampfte. Sie öffnete
die Theebiichse und"‘leise bewegten sich die Nasenflügel, wie der Duft der
kostlichen Vlättchen ihnen entgegenstieg. Ja, auch an der Nase waren kleine
Fältchen, aber sie schienen nur die Feinheit derselben fühlsbar machen zu
Sollen. Die Lippen waren schmal und fest geschlossen, als würden sie viel
in einsamem Venken zusammengepreßt. TM“ kündeten die zierlichen Noten-
pulte, welche den Flügel umstanden, daß hier nicht immer allein musicirt
wurde.

Das Boudoir hatte braunrothe Sammettapete, von der man aber nicht
viel sah, so voll war es mit herrlichen Bildern, von denen zwei durch be-
sondere, mit Metallschirmen halbgeschlossene Lampen an Wandarmen beleuchtet
waren. Auf einer Staffelei stand ein reizender Madchentopf, der sich auf
dem Schreibtische in unzähligen Photographien, Aquarellen, Miniaturen, in
Costümä, im Neidkleid und Brautzug wiederholte, zuletzt, noch ohne Rahmen,

Bücher häuften sich überall; bis auf Bilderhöhe liefen an allen Wänden die
Negale entlang, und ein besonderer kleiner Tisch mit grüner Studirlampe
hinter einer Chaiselongne, über die ein altindischer Shawl geworfen war,
zeugte, daß hier manche Stunde lesend zugebracht wurde, denn er war vor
Büchern und Zeitschriften nicht zu sehen. Vor dem einzigen Fenster standen
Blumen und Blattspanten in üppiger Fülle und verbreiteten ihren Tust
durch den stillen Raum.

Tie herabgelassene Portiere an des Raumes dunkelster Seite theilte sich
ein wenig, und ein grauer Kopf wurde sichtbar. "Wenn die gnädige Gräfin
nichts mehr zu befehlen haben?"

"Nein, gar nichts, danke. Sie können ins Concert gehen, Lorchen; es soll
sehr schön werden."

"Schade, daß gnädige Gräfin gerade heute Abend verhindert sind!"

"Nein, es thut nichts, Lorchen, Herr von Asmar wird mich wohl ent-
fäthigen, auch haben die Florentiner versprochen, dasselbe Quartett bei mir
noch einmal zu spielen."

"Nun, dann darf ich wohl gehen! Unterthänigst guten Abend!"

"Guten Abend, Lorchen. «nd vielleicht gute Nacht! Sollte es spät werden,
so gehe ich allein schlafen und brauche nichts mehr."

Auf diesen letzten Satz ertönte ein mißmuthiges Brummen hinter der
Porttiöre; dann schloß sich leise die Thür, und die Gräfin war allein. Sie
hatte ein schönes japanisches Falzbein genommen und schnitt ein Buch auf, in
dessen Seiten sich die zurückgebogenen Fingerspitzen mit den tadellos gesonnte»,
Es war ein Hrrthum. —— ^^

rund geschnittenen Nägeln verloren und die großen blauen Augen sich halb zerstreut versenkten, bis ein Schritt im Salon sie hell und jugendlich aufleuchten ließ, während ein feines Roth das ganze Gesicht überflog. Oder war es nur ein zusammenstürzendes Holzscheit im Kamin, dessen hell flackernde Guth sie so röthlich beschien?

Ter Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte schnell seinen Urheber unter die Lichtwellen der ersten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriff er die Schraube der Lampe und dichte an ihr.

„Verzeih, Hedwig, aber sie blakte, entsetzlich, der Tisch ist schon mit schwarzen Flockchenbedeckt. Nnn aber guten Abend, und wie geht es Dir?" Nie schon Frau lächelte über ihren vorsorglichen Gast, der nun mit ihr in's Boudoir trat. „Vierhändig scheinst Tu heute nicht mit mir spielen zu wollen," fuhr er fort, „was ich begreife, bei meiner Ungeschicklichkeit, also darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin installiren?"

Er hatte die Bewegungen, die schnelle Sprache eines jungen Mannes, auch seine schlanke Figur, dieser in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrschen schien, war jung, aber der schöne, länglich gesonnene Kopf trug kurz geschorene graue Haare, grau war der feine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Züge des Gesichtes, waren alt.

„Du scheinst mir recht heiter dafür, daß Tu morgen wieder in die Fremde gehst," meinte sie mit einen unbewußten Anflug von Enttäuschung. „Ich bin es auch; — weil ich erst morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu sitzen."

Beide schwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, seitdem er allabendlich den Thce bei ihr trank, war es der erste Augenblick seiner unverständlichen Scheu, die zwischen ihnen herrschte; Trauer oder auch nur Bedauern, daß sie sich wieder trennten, war ja ausgeschlossen, „meinte er, während sie etwas gezwungen fragte: „Und hast Tu alle Geschäfte abgewickelt, allen Frnnden Lebewohl gesagt?"

„Allen,” entgegnete er lächelnd. „Wie viele das sind, da ich 25 Jahre nicht hier war, weißt Tu ja."

„Und doch sollte für eine wahre Freundschaft kein Zeitbegriff bestehen."

„In philosophischem Sinne giebt es ja keine Zeit," versetzte er scherzend, „aber wir sind nicht immer im Stande, uns auf der Höhe solcher Anschauung zu erhalten."


„Wer, wir Beide? Wolfs und Du? Denn Du und ich, wir waren ja nicht Kinder zu gleicher Zeit," entgegnete er etwas scharf. „Und in der zweiten Stunde," fügte er lachend hinzu, „ward es Dir dann um so grausiger klar, wie anders wir durch die Zeit, die wir wegleugnen wollten, geworden?"
„Vielleicht," meinte sie wieder, während sie ausstand, um die Spiritusflamme auszulöschen und das starke Brodeln des Theewassers dadurch zu dämpfen.

Er sah ihr zu, denn er war auch aufgestanden und hatte seinen Hut erst jetzt auf einen Stuhl im Hintergrund gelegt.


„Tu ristirst hierbei aber immer, Vir die Finger zu verbrennen!"

„Und habe es doch noch nie gethan."

„Ich will kein krächzender Nabe sein, aber ich bin überzeugt, Du verbrennst Dich noch einmal."

„Wenn Du wieder fort bist, mache ich den Thee nie selbst, Lurchen versteht es besser."

„Also das ist eine ganz besondere Ehre, die ich, wie so Vieles, zu spät würdige! Darum trinke ich ungern Thee, Verzeih, das hätte ich nach dieser Erklärung wohl nicht sagen dürfen?"

„Wie kannst Du mich fragen, was Tu darfst oder nicht! Ich tonnte Dich eher fragen." Wieder schwiegen beide: er wies das Cumpliment nicht ab, entweder weil er es überhört, oder weil er es annahm. Der Gräfin stieg langsam das Blut in den Kopf und die Peinlichkeit dieses Schweigens schnürte ihr die Kehle zu.

„Wir kummeu heute gar nicht recht in's Fahrwasser des Gesprächs," meinte sie endlich.

„Desto besser!"

„Warum?"

„Ein Fahrwasser ist ausgefahren."

„Für mich sind nur ausgefahren Straßen, ich habe nie, wie Tu, meine Pfade selbst erst ausgehauen."

„Das hätte Dir auch nicht gestanden."

„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Tu fandest mich einmal in Knabenkleidein sehr hübsch."

„Ich Tich? Wann denn?"

„O, es ist lange her, aber ich habe nichts davon vergessen und manchmal, noch jetzt, sogar in diesen letzten Tagen fühlte ich alte Frau etwas von der Angst vor dem großen Joachim, die ich als Kind gespürt. Männer haben wohl kein Gedächtniß?"

„Für Kleinigkeiten selten."

„Aber mir warst Tu damals keine Kleinigkeit."

„Dies ,dainal^ ist schmeichelhaft, gut, daß ich nicht so leicht übelnehme,
wie man mir nachsagt. Doch verzeih," — und er stand auf und näherte sich der kleinen Necoco-Uhr auf ihrem Schreibtische. "Deine Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hotel du Nord fortfuhr, zeigte die Akademieuhr schon 1/28 Uhr, und Nu bist jetzt erst dort angelangt."
Er öffnete das Uhrglas und stellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn und in ihren ernsten Augen lag ein schelmisches Lächeln, das er mit einem schnellen Blick erfaßte, denn er hatte sein Ainoile aufgesetzt, um nicht durch seine Kurzsichtigkeit etwas an der Uhr zu verderben. "Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!" fragte er.
"O nein, höchstens: ganz der Alte," meinte sie.
Joachim fuhr fort: "Ja, Dir, der Weltdame, muß der peinliche Ordnungssinn sehr kleinlich vorkommen, aber wenn man wie ich in wilden Ländern lebt, schlagen selbst die guten Anlagen leicht zu Eccentricitäten um."
"Das ist mir nicht ausgefallen. Aber Joachim, bist Du so ganz sicher, daß ich zur Weltdame geboren war?"
"Jedenfalls erzeugen."
Hedwig fühlte in diesem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.
"Was nennt Du eigentlich Weltdame?"
"Was Du bist."
"Tann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?" Er warf ihr einen seiner raschen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das sie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorhergehenden Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß sie sich verstanden, daß sie zum ersten Mal im Leben nur einen Gedanken anzeigten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er sie durchschaute und sie seiner Freundschaft würdig fand, und nun schien das Alles irrtümlich gewesen zu fein!
"Weißt Du, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Selbstracht, die vor der Trennung, die vielleicht eine wenig ist, aus meinem Leben zu erzählen, und nun bist Du so eigenwillig fremd wieder, wie am ersten Tage unseres Wiedersehens."
"Das ist nur scheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir hast sagen wollen, kannst Du getrost sagen, als ob Du zu Dir selbst sprächest."
"Aber nun kann ich nicht mehr, nun M das Thor zugefallen und der Schlüssel verloren."
"Wir finden ihn schon wieder, der Abend ist ja lang. Hast Du Nachricht von Teines Tochter? Finde ich sie noch in Rom?"
"Sie hat heute nicht geschrieben, aber hier" — sie ging an den Schreibtisch — "hier ist Ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, mit ihren Kindern."
Er trug die Photographie dicht unter das Studirlämpchen und betrachtete sie sehr nahe. Sie stand im Schatten und sah seinen Mienenspiele zu. Es zuckte durch die feinen Züge wie ein heftiger Schmerz, dgnn lachte er. "Teine Tochter hat nichts von Dir, gar nichts; man würde nicht glauben,
"HH Dito und Idem in Vukarest, 
 daß sie Tein Kind ist, auch an Wolfs erinnert sie nicht, dagegen an meine 
 Mutter, die hatte so tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, 
 dies Kind, das bist Tu, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schoß nehme, 
 werde ich meinen, es sei die kleine Hedwig, die so oft auf meinem Schoß 
 faß und mich mit den großen, ernsten Augen verschlang, wenn ich Märchen 
erzählte!" 

Sie hatte sich genähert und sah auch auf das Bild. 

"Nu erzähltest aber auch zu schön, Joachim, so gut, daß ich noch mit 
 Teinem Wortlaut meiner kleinen Enkelin Deine Geschichten erzähle, nachdem 
 Sylvia sie als Kind immer wieder hören wollte und sich später mit ihrem 
 Aeltesten vor mich auf die Erde sehnte, um sie noch einmal zu hören. Ich 
 webe auch zuweilen Geschichten von den Orten ein, an denen Onkel Joachim 
 sich aufhält, obgleich mich Onkel Joachim nur mit Geschenken, niemals mit Briefen 
 verwöhnt hat. Aber die Geschenke enthielten alle eine Geschichte, der Shawl, 
 das Falzbein, der Sandelholztasten, die spanische Wand, kurz Alles, was 
 von Dir kam, gab Stoff zu endlosen Geschichten, und so lebten wir immer 
 mit Dir." 

Ihre Stimme verschleierte sich ein wenig. 

"Ich schrieb aber regelmäßig an Wolfs, und das war doch dasselbe?" 

Sie schien die Frage in diesem Satze zu überhören. 

Er sah noch immer auf das Bild. 

"Tu hattest auch diese Locken," fagte er endlich, als hätte er keine Ant-
wort erwartet, "ganz diese Locken, die ich durch die Finger gleiten ließ, 
 während ich Dir erzählte." 

"Ja, und ich hatte das so gerne, während Wolfs mich nur daran riß, 
 bis ich nach ihm schlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war 
 der große Joachim Friedensstifter." 

"Ich fürchte, er war etwas ungerecht, aber er hatte ein Vorurtheil 
 gegen Mädchen und schützte zu sehr den kleinen Bruder, den Liebling der 
 Mutter," setzte er weich hinzu. 

"Das machte nichts, ich war immer stolz, wenn Tu Partei gegen mich 
 nahmst." 

"Du willst mich noch jetzt schamroth machen," lächelte er. "Darf ich 
 auch wissen, warum?" 

"Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir sind ja alte Leute 
 und können über solche Kindereien spotten: Mir war Tein Tadel immer 
 lieber als Tein Lob. Ich war schon so viel Evastochter, um zu wissen, 
 daß man den höher stellt, den man tadelt." 

"Wie hübsch Tu Alles zu drehen weißt, das konntest Du schon damals, 
 und darum schienst Tu mir dem kleinen wilden Wolfs immer überlegen. 
 Der arme kleine Kerl, ich sehe ihn noch blutroth werden, als er Tir nichts 
 zu entgegnen wußte. Tarum schlug er so oft um sich, weil er sich zu fhr 
 junge fühlte, um einem Mädche unterliegen zu dürfen."
Es war ein Irrthum. „5
Er hatte sich auf das Fußende der Chaiselongue gesetzt, mit dem Rücken
gegen die Lampe; sie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolsterten
Rücken eines Sessels und ließ die schwarzen Spitzen durch die schönen Hände
gleiten.
„Und Tu fingst doch früh an, Wolfs gern zu haben?“ wusste er wieder
das Wort.
„Welche Gewissensfrage!“
Er sah ihr starr ins Gesicht; sie aber blickte aufmerksam ihres Feuers,
as suchte sie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen,
und es flog wie ein Herbstwind über ihre Haut, der sie in Hundert Kleine
Fältchen kräuselte. Nein, so nicht, so wollte er es nicht sehen. Noch eben
hatte er ihr Kindergesicht erblickt, wie es ihn schelmisch aulachte. Und sie
sollte Wolfs geliebt haben, es mußte und durfte nicht anders sein. Sie war
jetzt Witwe und betrauerte den tobben Bruder noch, und daher das schmer-
lliche Zucken.
„Wie merkwürdig, daß ich so wenig behalten habe aus jener Zeit, es
war eben nicht mehr meine Kinderzeit, als Ihr jung wäret, Wolfs und
Tu.“ begann er wiederum. „Ich war nur in den Universitätsferien zu Hause.
Einer Szene jedoch erinnere ich mich, als Wolfs sich in den Finger geschnitten
hatte, da hast Tu bitterlich gewein! und wolltest Dich gar nicht trösten lassen."
„Natürlich, weil ich's gegan hatte. Wir hatten uns um das Messer
gestritten und gerissen, und auf einmal klaffte die tiefe Wunde, und sein Blut
strömte. Ich dachte, er würde mich gleich verklagen, aber er sagte, er hätte
es selbst gegan; und ich schlug, weil ich mich vor der Strafe fürchtete.
Von da an habe ich ihn nie mehr gegan, denn er war tapferer gewesen
als „ich. Weißt Tu noch,“ fuhr sie fort, „daß Tu immer Hedchen und
Haidi zu mir flogtest, und besonders für Haidi wäre ich durch's Feuer
gangen, so gem hörte ich das."
„Und Tu hastest Deine Arme um meinen Hals und sagtest: Min
söte I!“
Eben sah sie wieder „ganz jung aus.
„Ja, minen söte I, so nannte ich Tich."
„Aber als ich aus Verlin kam, da hieß ich nie mehr so."
„Tu hast Tu mir so schrecklich imponirt, ich dachte, nuu wütest Du
Alles, weil Du Dein Examen gemacht hattest. Ich war unterdeß auch
nenn jahr alt geworden, also ein großes Mädchen."
„Ja, das ist richtig, mit 21 Jahren war ich Dr. sui. — Mein Gott,
wie stolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich sie mich immer
mehr als Vruder wie als Kind ansah. Ihr Kind, ihr einziger Sonnen-
schein war Wolfs. Wie glücklich würde sie gewesen sein, hätte sie es noch
erlebt, Tich an Wolffs Seite zu sehen."
„Tu hast einen Eultus für Teine Mutter gehabt, Joachim! Wolff
sprach selten von ihr, so daß sie mir fremd geblieben ist.“
Dito und Idem in Vukaiest.

„Wolfs war 15 Jahre alt, als sie starb und er war, wie alle
»erzeugten Kinder, viel mit sich beschäftigt. Loch hat er ganz gefühlt, was
er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei
mir in Neill zu. Er war noch auf dem Gymnasium, der liebenswürdige
tleine Faullenzer. Meine Mutter hatte mich für sein Wohl verantwortlich
gemacht; Hedwig, nicht wahr, ich habe Wolff sehr glücklich geleitet, ich habe
meine Pflicht gethan?"

Hedwig schwieg. Joachim wurde durch ihr Verstummen beunruhigt nnd
fragte von Neuem: „Hedwig, war Wolff nicht sehr glücklich?"
„Ich weiß nicht," sagte sie beklommen, „ob Menschen seiner Art wahres
Glück kennen."
„Du meinst, Wolff sei nicht glücklich gewesen?“ Es war ein so eigen-
thümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin rasch ein-
lenkte: „Er schrieb Dir doch von seinem Unfälle, 14 Monate nach unserer
Hochzeit?“
„Er hatte das Nein gebrochen?“
„Sagte er weiter nichts darüber?“
„Er schrieb ja so wenig und so flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus
seinen Briefen!“

Die Gräfin lächelte. „Meistens schrieb sein Secretär!“
„Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für
den armen Verbannten zu ergreifen und ihm Manna in die Wüste zu senden!“
„Nun, die Wüste waren die Tropen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und
das Manna sollte aus einer vommerschen Sandbüchse fallen!“
„Ich habe nie verstanden, warum Ihr Hof und Stadt so gänzlich ver-
mieden habt in den ersten und letzten Jahren. Zuerst dachte ich, mein
Bruder wäre so eifersüchtig, daß er seine schöne Frau vor allen Blicken ver-
bergen wollte; als das aber vorhielt, war ich mehr und mehr erstaunt.
Offen gestanden, ich dachte ‘nicht, daß Du es aushalten würdest, Hedwig."
„So?“ meinte sie. Es war ein so bitterer Ton in diesem „so“, daß
der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er sprang
auf und legte mit großer Kunst einige frische Scheite in’s Kamin, die auch
sofort lustig knatterten.
„Siehst Du," sagte er, „so muß man es machen, Luft gebe«, leicht
aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, sonst brennt das Ding nie." 
Sie sah zerstreut in die Gluth:
„Ja, die Menschen meinen, sie bauen so geschickt und kümmern sich
nicht darum, welch’ edler Baum dort zu Asche verbrennt." 
„Der Baum ist dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern."
„Es kommt nur darauf an, wie bald." 
„Es kommt nur darauf an, für wen." 
„Da man aber das Für wen nicht dem Baume überläßt, fondern ihn
Es war ein Irrthum. 


„8 Dito und Idem in Vukarest,

„Weil Wulff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen."

„Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem schönsten Mädchen unserer Residenz den Hof machte; damals war sein Beruf ihr genug. „Tu hast Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war denen genug, die das Mädchen gern Uc heirateten wollten, um es aus Serenissimus Nähe zu bringen."

Sie sprach sehr langsam und betonte jedes Wort. Er sprang auf und durchwanderte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen. „Und Du selbst? Tu wolltest auch „nur fort ans dieser gefährlichen Nähe."


„Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual gesagt habe. Ich dachte, Du liebest ihn, wie er Dich." murmelte Asmar. „Aber Tn irrtest Dich, Tein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und seine große Bitterniß, ein Krüppel zu sein, entsprang hauptsächlich aus der Erinnerung an seine Triumphe." „Er war verbaltert?"

„Nun," sagte sie und ihre Stimme wurde wieder ganz sanft, „mit was hätte er sein Schicksal tragen tonnen? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunst und Wissenschaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn..."
Dito und Idem in Vukarest.

marr, er verstand alle Sports der Reichen, er konnte nicht Musik beurtheilen
oder ein Kunstwert kritisiren, aber er war ein kühner Offizier, ein intelligenter
Junge und ein Herz von Gold!

Nicht Gräfin sass, starr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein
schmerzliches Entsetzen. So wurde sie beurtheilt, so, und von ihm! Sie
konnte doch nicht ihre eigene Sache vertheidigen, sie konnte sich doch nicht
lafen, nicht die hundert Freuden aufzählen, die sie für den mißmutigen
Gatten ersonnen, die Reisen an alle Enden Europas, auf denen sie seine
Lauren ertragen und nur auf seine Zerstreuung bedacht gewesen, nein, sie
dürfte nicht einmal andeuten, wie sein Leiden ihn schließlich so verbittert
hatte, daß er ihr ihre eigene Gesundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur
im Sonnenschein der Jugend gekannt, nur gekannt, wie ein blind liebender
Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig
geblieben. Sie hatte sehr Unrecht gethan, auch nur so viel zu äußern;
warum hatte sie aufgewühlt, was sie ihr Leben lang begraben, was die
eigene Tochter nicht geahnt: — denn sie hatte verstanden, ihr den Vater als
ein Ideal hinzustellen!

Ung warum kämest Du nie zurück, da Tu ihn so sehr liebtest?" stieß
sie schließlich heraus.

"Ich kam nicht, weil er es nicht wünschte, doch Wozu all das, Hedwig?
Wie sind wir mir auf die alten Geschichten gekommen? Bis zum letzten
Abend hatte ich sie glücklich vermieden, nun muß es mich doch noch packen."

"Verzeih," sagte sie kalt, "ich war daran schuld, wie sehr Unrecht ich
that, habe ich allerdings nicht vorher wissen können."

Sie blieben Beide einen Augenblick still, dann stand Joachim auf.
Hedwig schlug plötzlich das Herz zum Zerspringen, sie glaubte, er Wollte
seinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all diese
Berge von Kummer und Mißverständniß auf der Seele bleiben! Aber nein,
er trat nur an die Pflanzen heran und sagte, indem er ein Palmenblatt be-
rührte, mit veränderter Stimme:

"Mich ergreifen diese künstlich gezogenen Palmen immer wehmüthiglich.
seitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort so erscheinen, wie sie
mir hier."

"Und doch hast Du die Fremde lieb, also warum meine Palme bedauern?"

"Ja, ich habe sie sehr lieb, denn ich bin dort nur gauz ich, und das
thut ja jedem Wohl; Tu sitzest auch am liebsten am Clavier. In Singapore
bin ich ganz Egoist, ganz Einsiedler und Junggeselle. Hier in Europa ist
kein Mensch etwas ganz, man giebt sich nicht das Recht dazu."

"Und hast Du Dich nie nach der Heimat gesehn?"

"Ich hatte ja keine Heimat. Auf Ritholm war ich immer nur geduldet,
so lange mein Stiefvater lebte, nachher regierte dort Wulffs Vormund. Ge-
boren wurde ich in Pasewalk, wo mein Vater damals in Garnison stand,
as er starb, war ich erst zwei Jahre alt. Meine Mutter ging dann zurück
LZ war ein Urthum. "5"


„Hast Tu immer nur gearbeitet, nie gerastet?"

„O, ich war nie besonders fleißig, ich habe viel ‚gerastet‘, wie Du es nennst. Doch nicht zuviel; mich trieb das Bewußtsein, vom Vater mir ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts."

„Du wolltest reich werden?"

„Nein, ich sparte so viel ich konnte von meinen Zinsen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, standesgemäß erhalten zu können."

Hedwigs Herz stand einen Augenblick still, dann sagte sie in kühlem Unterhaltungston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erstaunen: „Natürlich, Tu hast ja auch einen Roman haben müssen, daran hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Japanesin, Iavanesin oder Australnegerin?"

Er beobachtete sie jetzt höchst amüsirt. „Aber, Hedwig, damals war ich ja noch in Europa. Tu scheinst wenig Interesse an meinen Geständnissen zu nehmen?"

„Vielleicht war die Dame nicht interessant," entgegnete sie kalt. „Und sie war arm? Vielleicht aus dem Volke. Tu wolltest sie Dir erziehen? Sehr hochherzige Männer haben öfters solche Marotten."

Joachims Augen ruhten wehmüthig auf ihr. „Nein, sie war nicht aus dem Volke," sagte er. „eigentlich ist mein Roman sehr interessant."

„So erzähle ich dir doch."


„Lebt sie noch?"

"^52 Dito und Idem in Vukarest.
Buden des Wirtschaftsgebäudes. Ich steckte die Köpfe der Hölzer in ein
Glas Wasser, das ich mir auch vorsichtig geholt, tränt es aus und legte
mich dann in das Stroh. Während ich auf den Tod wartete, dachte ich
aber nach über mein sündhaftes Vorhaben, und eine solche Neue überkam
mich, daß ich zu meiner Mutter stürzte, ihr Alles sagte und sie bat, mir
meinen Tod zu verzeihen. Aber mein Tod kam nicht! Und damals sagte
mir meine Mutter zum ersten Mal, daß ich leben müßte, um meinem Bruder
Schuh und Stütze zu sein, weil sein Vater alt und sie zart und schwach.

Von dem Tage an griff ich, daß ich Wolff unendlich lieben müßte, um

„Doch verzeih, Hedwig, jetzt möchte ich eine der Tassen Thee trinken, die
dort seit einer Stunde eingeschenkt stehen; du sie mir nicht anbietest,
werde ich sie mir nehmen."

Er ging mit seinen kurzen, raschen Schritten an den Theetisch, ho.
eine Tasse, die er Hedwig anbot. Sie schüttelte aber das Haupt und sagte nur:
„Und Dein Roman?"

„Erst werde ich noch einen dieser Biscuits kosten, sprechen macht hungrig,
besonders, wenn man es nicht gewohnt ist."

Hedwig schwie, alles Conventionelle war in diesem Augenblick von ihr
abgestreift, sie dachte nur an ihn und saß traumversunken, regungslos da.
Er trank langsam die kleine Tasse ans, sah dann das Bildchen auf ihr an,
flüsterte: „Reizend," trug die Tasse zurück, bezwang eine Bewegung nach seiner
Cigarettenasche und nahm dann wieder den kleinen Sessel ein.!

„Das hätte ich vor dreißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir
heute meinen Roman erzählen würde," sprach er so vor sich hin. „Doch
sage mir erst, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht er-
tragen zu können, sage mir einmal so die Essenz Deiner Kindheit. Warst
Du glücklich oder unglücklich, lebst Du gern zu Hause oder warst Du lieber
in der Pension. Vor dreißig Jahren warst Du in Altenburg in Pension,
werde ich nicht irre?"

„Ich mag jetzt nicht sprechen," sagte sie traurig, „Du entziehst Dich
mir somer wieder, Du hast schon Lust dazu, Dir ist es leid, mir Deiu Visir
geöffnet zu haben. Tu meist, es nutzt nichts? Aber es schadet doch auch
nichts? Und ist es dir wirklich nichts werth, daß ein Mensch auf Erden
einmal Dein Vertrauen besessen hat?"

„Vielleicht ist Euch Frauen das Aussprechen ein Naturbedürfniß, uns
Männern nicht."

„Wenn es ein Naturbedürfniß ist, so bin ich mein ganzes Leben in der
Unnatur verblieben. Es hat mich Keiner gefragt, Niemand schien sich dafür
zu interessiren. Künstlerisch schwärmten sie wohl für mich, uud was ich ihnen
in Tönen sagte, glaubten sie zu verstehen, ndd sie verstanden doch immer nur
sich selber. Die Menschen sind so naiv egoistisch."
Es war ein Irithum. ^53
"Nicht Alle."
"Siehst Nu, Joachim, wir Frauen sehen nicht die Welt wie sie ist,
sondern die Welt wie man sie uns zeigt. Wir leben fast ausschließlich in
die starke Feste des eigeneil Hauses eingeschlossen, der Herd ist unsere Welt,
und wenn der kalt geblieben —"
"Aber an Euch ist es, ihn zu erwärmen."
"O Joachim! Es ist noch nie ein Funken allein, von selber in der
Welt entstanden! Es gehören immer Zwei dazu!"
Er lachte rauh: „Tu willst mir doch nicht sagen, daß Wolfs kalt war,
nachdem ich sein Feuer gekannt, seine verzehrende Leidenschaft für Dich. Er
war wild, leichtsinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht."
„Tu hast ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, sonst wärest
Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwischen uns sich der
Funken entzünden würde, der die ewige Flamme bilden konnte."
„Tann warst Tu wirklich nur eine kalte Kokette, denn Du liehest Tir
den Hof machen, Tu warst freundlich für ihn, Du hörtest ihm gerne zu und
freutest Tich. wenn er so schön zu Pferde saß."
„Ja, gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich sah
ihn stets mit schwesterlichen Augen an."
„Was nennen Frauen schwesterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!"
„Testo schlimmer für uns, wenn wir es find, wir sind Diejenigen,
welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verstanden werden."
„Vielleicht wider die weibliche Egoismus, der sie verhindert zu sehen,
wenn sie leiden machen."
Ein unmerkliches Zittern ging durch ihre Lippen. „Ich glaube, so gut
das Glück macht, so schlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes
Leiden trägt, wird man wirklich egoistischer und kälter gegen die Andem, die
vielleicht Trost und Hülfe von uns erwartet hätten."
„Aber Wolsfs Frau sollte doch nicht ein so großes Leiden zu tragen
haben! Er war kein roher Geselle. Mein Gott, Tu warst viel zu glänzend
erzogen für seine einfache Natur, aber er liebte Tich doch und war so gut
und ehrlich und treu!"
Tränen feuchten einen Augenblick Asmars Augen. Tie Gräfin sagte
mit eisiger Ruhe: „Tu bedenkst nicht, was dem vorherging, daß ich Wolsfs Frau wurde."
„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen,“ entgegnete er, ihr
den Nucken kehrend, „es möchte mir sonst gehen, wie dem Neiter mit dem
Bodenfee."
Er sprang auf und durchmaß das Zimmer, wieder bis zu den Palmen.
„Ich bin tapferer als Tu,“ nahm sie nach einem kurzen Schweigen
wi-der auf, „ich möchte Deiner Jugendgeschichte in’s Gesicht sehen, ohne mich
in Stein zu verwandeln oder todt niederzusinken."
„Wieder echt weiblich!“ meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln
Noib und Lud, XXXVIII., 11Z. 11
„SH Dito und Idem in Vukaisft,
näher, aber auf seinem Gesicht lag noch ein fauler Schein, als wäre er einer
Todesgefahr entronnen.
„Zuerst spielt die schöne Hand mit einem Stilet, droht, uns die Augen
auszustechen, und sagt dann mit der weichsten Kinderstimme: Erzähle mir
eine Geschichte. Und die Geschichte muß vor Allem rührsam sein, damit
das laute Herzen den angenehmen Kitzel einer Herauffliegenden Träne
fühle. O Hedwig, weißt Du noch, wie ich Dich einmal, als Du Kind
warst, scherzt mache, und wie Du weintest, meine Hand nahmst und sie küßtest,
ehe ich wußte, was Du thun wolltest. Und dann fand ich einen Strauß
schöner Blumen in meinem Zimmer, so geschmackvoll, daß nur Du ihn ge-
bunden haben konntest. So sind die Weber, und wir armen Thoren lassen
uns die Blumen gefallen und finden uns sehr groß. Aber das merken wir
nicht, daß wir einen Ring in der Nase haben und an einem seidenen Faden
geführt werden!"
„Also auch das nahmst Du für kalte Koketterie?"
„Nein, damals nicht, das habe ich seitdem eingesehen."
„Dort bei den Rothhäuten? Weißt Du, Joachim, Du kommst mir
gerade vor wie ein junger Maler, dem ein Meister gesagt, es fehlte ihm an
Farbensinn, und der Nächte lange darüber nachdachte, worin wohl Farbe be-
stünde. Ich rieth ihm, vor Allem nicht bei Nacht darüber nachzudenken,
fondern bei Tag durch die Wiesen zu gehen und die Blumen anzusehen. Du
hast meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht sahst und vergessen
hastet."
„Mir fiel Deine Mutter ein. Man sollte ein Mädchen stets nach der
Mutter beurtheilen."
„Aber ich soll meinem Vater gleichen, auf ein Haar. Du weißt ja
überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter gestanden, ich war viel zu
stolz, um irgend jemand ein Wort darüber zu sagen, es war doch meine
Mutter!"
„Durchschautest Du denn ihre Pläne?"
„Was für Pläne?"
„Ich habe mich falsch ausgedrückt, ihre sorgfältige Erziehung entsprang
wohl mehr aus selbstsüchtigen und interessirten Motiven, das magst Du ge-
fühlt haben."
„Sie wollte, ich sollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht musi-
kalisch gewesen, sie hätte mich an‘Z Clavier festgebunden, damit ich dennoch
perfect spielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht erzogen, denn von einem
Seelevertehr oder Gedanken austausch war nie die Rede. Ihre Ratshführe
bezog sich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu
Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an dem unvergeßlichen Tage,
wo Du mich ausschaltest, sagtest Du von Allem das Gegentheil wie meine
Mutter, Tu sagtest, was ich als Wahrheit fühlte, gebrauchtest Redewendungen,
die ich mich erinnerte, von meinem ewig betrauerten Vater gehört zu haben;
Es war ein Irrtum. "55
was in meiner Seele schlummerte und tief verschlossen war, das wecktest Du.
ich dachte, ich lönnte Dein Schüler weiden."
Ein heftiger Windstoß rüttelte am Doppelfenster und sauste durch's
Kamin, so daß Kohlenfunken rings auf den Teppich gesprüht wurden! Asmar
bückte sich, um alle die kleinen Kohlen auszulöschen.
.Siehst Du," sagte er, "wie gefährlich! Diese Kamine passen nicht für
< in solches Klima, aber der Mensch muß immer Alles nachmachen, ob es
paßt oder nicht."
Die Gräfin lächelte. "Wenn man nie etwas nachmachen würde, so wäre
man noch chinesisch oder japanisch."
"Dieses ,noch^ ist köstlich, auf die Chinesen und ihre hohe Cultur an-
gewendet."
Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht mehr das Glück, Gnade
vor Deinen Augen zu finden! Ich fange an zu glauben, daß Dein Roman,
die ,Sie' in Deinem Leben einen Schatten auf uns Alle geworfen hat. weil
Du eine fo entsetzlich schlechte Meinung vom weiblichen Geschlecht überhaupt
und von den Europäerinnen insbesondere hast!"
"Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menschen,
der die Aufrichtigkeit und Wahrheit liebt."
"Besonders die Chinesinnen mit ihrem verkrüppelten Fußsystem scheinen
mir ein Typus für Naturwahrheit."
"Ehrlich gestanden, Hedwig," entgegnete er lächelnd, "habe ich von den
Eingeborenen der Länder, in denen ich Consul war, nicht viel mehr gesehen
als Tu. Sidney ist nun z. B. fast eine europäische Stadt, Singapore — doch
ich habe bemerkt, daß Tu wenig geographisches und Völterinteresse hast, sonst
hätte ich Dir ja eins meiner Bücher zu Füßen zu legen gewagt. Dir ist die
Seele, die in den Tönen ruht oder aus den Augen blitzt, das allein interessante
Studium."
Ich verdiene Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein
Zeichen Deiner guten Laune."
"Meine gute Laune wird aber gleich wieder schwinden, wenn ich auf
die Uhr sehe; es ist sicher über elf, und seit 25 Jahren bin ich nie später
als elf zur Ruhe gegangen."
"Aber Joachim," wollte Hedwig ernsthaft einwenden, als sie ein schelmisches
Lächeln in seinen Augen bemerkte. "Natürlich um 11 Uhr, aber siehst Du,
die Zeit hier ist ja eine andere, wenn es drüben 11 Uhr ist, gestatte ich Dir,
Dich zurückzuziehen."
"Du glaubst, die Berechnung fällt mir so schwer?" Er zog ein zier-
lliches Notizbuch heraus, jeder Gegenstand, den er in Gebrauch hatte, war von
überraschendem Geschmack, nichts Dutzendwaare, Alles hatte ein besonderes
Gepräge. Man konnte ihn, so zu sagen, an jedem seiner Gegenstände er-
kennen.
11>


Er zog seine Uhr heraus. „Bewilligst Du mir noch eine Stunde, so werde ich Dir auch noch eine bewilligen." „Also noch zwei im Ganzen." „Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolffs Frau gehabt; Tu wirst mir dann, kurz ehe ich fortgehe, — ich trau Dir wirtlich zu, daß Tu die Wahrheit sagst,— eingestehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber siehst Tu, mit dem häßlichen Schatten, den Tu in meine Seele auf das Bild von meines Wolffs Frau geworfen, mit
— <Ls war ein Irrthum, "5?
dem will ich nicht sterben. Es wäre doch zu bitter, sollte man sich so ge-
irrt haben sein ganzes Leben. Es ist schon so bitter genug: ich wünschte,
ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Wahn, Wolfs hatte
ein Paradies auf Erden gehabt."
"Und steht die Wahrheit nicht immer hoher?"
"Wenn wir darüber streiten, sind wir morgen früh noch nicht weiter.
Was heute Wahrheit, ist morgen Lüge und übermorgen Trug und den
vierten Tag Vernath und den fünften ein überwundenes Vorurtheil."
"O, ich sprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieser speziellen,"
sagte sie traurig.
"Mein Lebenlang habe ich die Wahrheit als das Höchste geschätzt auf
Erden, das klingt so trivial wie alle großen Phrasen, aber praktisch, auf
das kleine Leben angewendet, ist es nicht alltäglich. Nur die Gerechtigkeit
stellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer
nngerecht gehandelt."
Sie schwieg, uud er erwartete auch keine Antwort; denn was er sagte,
schien mehr ihm selbst als ihr zu gelten. Ihr war, als sollte sie sich ganz
in die Ecke des Zimmers verkriechen, um ihn nicht zu stören in dem lauten
Tenten.
"Tiefe unglückselige Eigenschaft aller Teutschen, ewig zu prüfen, welchen
Motiven ihre Handlungen entspringen, hatte mich schon früh gepackt. Ich
hatte daher immer fo viel in mir zu denken gefunden, daß ich selten aus
mir hinausging: darum war mir wohl nachher die Fremde sympathisch, nach-
her, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. gelebt. Wie sie war,
willst Tu wissen? Sie war liebreizend, sie war ein unbewußtes Genie, —
und warf alle ihre göttlichen Eigenschaften hin, nur um hoch zu steigen in
der Scala, die menschliche Eitelkeit errichtet. Anstatt Gottes Werte, Feld
und Wald, zu studiren, lernte sie die Formen der Menschen auswendig und
versenkte sich in die Abstufungen ihrer Laster: nein, nein, sie wäre nicht für
mich gewesen, und ich nicht für sie! Wie es alles kam, willst Tu gewiß
wissen, denn dies ist noch kein Noman, ein Noman muß spannen, soll er
den Namen verdienen.
"Also ich, der Held, ging eines Abend», es war hier in Berlin, und
ich bin neulich wieder auf denselben Platz gegangen, in's Schauspielhaus.
Kennst Tu die Parquetlugeu? Ich weiß nicht, ob es Etil ist, in sie zu
gehen; ich ging aber gerne hin, weil ich von dort sah, ohne gesehen zn werden.
Und was ich sah, war eine aufgeblühte Knospe. Es war vielleicht gar nicht
so wunderbar, wie es mir vorkam, Knospen blühen ans und werden merk-
würdige schöne Blumen, und die Knospen hat man oft betrachtet und sie viel-
leicht vor rauher Hand geschützt, aber nach der erblühten Blume streckt mau
selber die Hand aus und will sie besitzen und meint, das ganze Leben sei
werthlos ohne diese Blume." Er hielt inne.
Es war ein Irrthum, "O," sagte sie abbrechend, "ich habe einmal von jemand gehört, sie hätte Jahre lang geglaubt, Du könntest ein wenig Interesse an ihr haben."


Hedwig sah ihn gespannt an. „Und als Du kamst, war sie todt oder untreu oder was, sprich doch, was?“ „Irruther sah ich ihn jetzt alt und an längere Reisen gewöhnt, trotz meiner Seligkeit schien mir die Fahrt damals lang. In Berlin fand ich — fand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzuteilen hatte, — von meinem Lieb.“ Er schwieg und stand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann ihn's Fenster.

„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, sich in die böseste Gesellschaft gestürzt und drohte sich nun umzubringen; und Alles, weil mein Lieb auch sein Lieb war, er aber nicht wagte, um sie anzuhaken, da er meine Leidenschaft kannte, obgleich sie seine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und warb um sie für ihn."

„Tu warst ja stets zum Brautwerber auserlesen,“ unterbrach sie mit harter Stimme, „und Tu hattest dort, wo Tu liebest, denselben glänzenden Erfolg wie bei mir?“ „Genau denselben!“ sagte er traurig.

„Tann hatte sie Tich nie geliebt,“ meinte die Gräfin.

„Natürlich nicht, das war ja das Traurigste. Noch während ich mit ihr sprach, zitterte mir das Herz mit der leisen Hoffnung, sie würde Nein sagen — der Mensch ist sehr egoistisch, wie Tu vorhin sagtest — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges sehen, von dem ich Monate gezehrt, aber nein, nur kalt, grausam und fast spöttisch maß sie mich. Als
Joachim blieb in seinen Sessel gebannt, denn plötzlich klangen abge-rissene Accorde an sein Ohr, die in eine Chopin'sche Phantasie übergingen. Nnd diese ging über in eine Polonaise und ihr folgte der Trauermarsch, lauter Chopin; sie aber spielte, wie sie noch nie gespielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tactes.

„Nein, sie ist nur sie selbst, Niemandes Frau oder Wittwe,” sagte er, plötzlich an's Clavier tretend, „sie ist eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unserer engen Vorurtheile gehört. Sie hatte ein Recht, uns Alle unglücklich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen.”

Hedwig war zusammengeschreckt, als seine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jetzt stand er neben ihr, die Hand auf das Pult stützend, und sah auf sie nieder. Sie aber schien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu sein.

„Wenn Nu den Gedanken an sie hast aus der Brust reißen können, dann hast Tu sie doch nicht geliebt, das kann Keiner,” sagte sie herb. „Hast denn Du den Gedanken an den Anderen niemals aufgegeben?”

„Niemals.”

„Und das war meines vergötterten Bruders Weib!”

Sie sah zu ihm auf. „O,” meinte sie sehr ruhig, fast kalt, „er hat nie etwas davon geahnt, denn er sah mich stets vollkommen heiter. Tu weißt's nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn erford ich Zerstreuungen, weil mein Lebensnerv gerissen war; wer mich sah, bereute mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung sei unbesorgt; sein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Tu von mir verlangtest, das habe ich gethan. Wolffs einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Claviergeklirr hätte es in mir getödtet; er ging sogar so weit, zu meinen, sein Leben wäre interessanter, wenn ich ihn lieb und da ein ganz klein wenig eifersüchtig gemacht hätte.”

„Ich begreife ihn,” sagte Joachim bitter, „wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchste Preis auf Erden, mein Kleinod, wäre mir kalt begegnet, statt eines klopfenden Herzens ein Marmorbild, siehst Du, Hedwig. Tu hast wirklich keine Ahnung, was Liebe ist, sonst wärest Du nicht im Wahn befangen, Tu habest ihn glücklich gemacht; und Ter, den Tu liebst, hat er Tich nicht gelebt, Tel Herz zu beachten?”

Tie Gräsin lachte. „Nein, er trat darauf!” sagte sie mit großer Energie. „Ich sah mich von ihm verschmäht in dem Augenblicke, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weihen zu dürfen. Was glaubst Tu denn, das das ist für ein feuriges Gemüth, für eine liebende Frau?”

„Also verschmäht hat er Tich? Und wie hattest Tu Tichs Zukunft mit ihm gedacht?”

Tie Gräfin zog einen wunderbaren Accord aus den Saiten, daß sie klangen wie ferner Harfenton, lächelte leise und nickte vor sich hin, als ob sie den entschwebenden Tönen zuneckte. „Wie im Himmel,” sagte sie.
"62. Dito »nd Ioem in Vukalest,

Ich fange an, mich an den Bodensee zu gewähnen," sagte er mit einem geisterhaften Lächeln, „ich merke, daß ich nicht sterbe an meinem ungeheuren Mißgriff." Er ließ sich in einen Sessel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.

"Du hast ja Deine Liebe überlebt, warum solltest Du noch sterben, jetzt, wo Alles vorüber ist?«

"Weil man sein Leben hingeben, die Lanzen sich selbst in die Brust stoßen kann, nur muß man nicht später einsehen, daß man es für eine faule Sache gehalten!"

"Das hast Du eingesehen?


Er hatte die Arme auf die Kniee gestützt und das Gesicht in die Hände versenkt. Einen Augenblick stand die Gräfin hoch aufgerichtet, geisterbleich; und wie eine hehre und seltene Blume, die der Herbstwind niederlegt, sank sie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Gesicht und drückte sie mit Gewalt an ihre Brust.


Eine Wutwelle überflutete sein Gesicht; keines Wortes mächtig, zog er seine Hände aus ihren; umschlang sie mit stürmischer Kraft und drückte sie fest an seine Brust. Und sie ließ es willenlos geschehen; ihre Thränen feuchteten feinen Rock; während seine Lippen leise und immer wieder ihr Haar berührten.

Sie war die Erste, die wieder sprach:

L5 war ein Irrthum. ^63

„Haidi!“ sagte er fast unhörbar.

„Und von Deinen eigenen Lippen zu hören, ich sei eine kalte Kokette gewesen, jetzt, nach so vielen langen Jahren. O Io! Das hatte ich wörtlich nicht verdient! Du wußtest nicht meine schreckliche Lage: Du konntest mich nicht, was es heiß, von eines Menschen Lebensanträgen verfolgt zu werden, in dessen Dienst man steht, und keiner Seele ein Wort darüber sagen zu dürfen, um nicht meinen Bruderm in aller Angen herabzusetzen, und zu hoffen, zu hoffen auf den Einen, wie auf den Erlöser, und er kommt, und das Herz will aus der Brust ihm entgegen, und er sagt: ‚Werde meines Bruders Weib!‘ — seines Bruders, der in allem sein Gegentheil war!"

„Ich war ein Thor!“

„Nein, Tu warst Dir treu. Dir, Joachim, den ich geliebt und ver-göttert habe, der nie an sich gedacht und der mir in dieser Stunde wieder-geschenkt ist.“

Sie stand auf und wandte sich hin und her, als wäre sie unschlüssig, ob sie noch einmal dem Elavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen sollte. Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtschein hinein. Tas brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor sich hingestarrt hatte, zu sich.

„Tic Lampen!“ rief er.

„So laß sie doch, Joachim, was geht die kleine äußerliche Welt Dich an in solchem Augenblick,“ entgegnete sie fast unwillig. Er aber ging in’s Boudoir und trug die kurz vorher auf den Kaminsims gestellte Lampe auf
Dito und Idem in Vukarest.
en einen Tisch im Saal und trafen alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch diese
Beleuchtung versagt.
Ihn hatten diese wenigen Schritte aufgerüttelt, sie aber stand noch an's
Clavier gelehnt, wie er sie vorhin verlassen. Dieselbe Exaltation lag in
ihrem Blicke, und wie er sie so anschaute, versagte ihm der Herzschlag sfast
vor brennendem Weh. Aber er war gewöhnt, sich zu beherrschen.
Ich fing den Abend damit an, sagte er wie träumerisch, „die Lampe
herunter zu drehen, die zu stark brannte, und ende ihn damit, sie vor'm Ver-
loschen wieder aufzudrehen. Blos damals war es zeitig, jetzt ist es späte
Nacht. Dabei soll ich morgen um 8 Uhr abfahren."
Er hatte das so trübe gesagt, daß auch auf die Gräfin sich ein Schatten
legte; wie ein Traum erschienen ihr jetzt die heißen Worte von Liebe und
Treue und ihr war, als müßte sie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.
Wie oft werde ich in der Ferne mich hierher zurückräumen, wie oft
als ungeschahener Gast in diesen Räumen weilen.
Hedwig lachte auf, um nicht zu schluchzen: „Natürlich!“
„Du hast hier ein reiches Leben,“ fuhr er fort, „ich habe es ja einige
tage mit Dir gelebt. „Du bist ein Mittelpunkt für Viele, und unter Vielen
gibt es immer Einige, die Werth haben. Ich bin auch recht zufrieden mit
meinem Leben; aber es ist eben doch ein eingerostetes Junggesellenleben."
Er hielt einen Augenblick an, als sollte sie es bestreiten, sie schwieg jedoch,
darum sprach er ruhig weiter: „Die beste Anregung bringen mir meine
Blumen, ich habe sogar die europäische Nose in meinem Garten heimisch ge-
macht! Dann beschäftigte ich mich mit Bücherbinden, mir band weder in
Paris, Berlin noch London ein Buchbinder sauber genug, da lernte ich es
selbst. Wirklich, Hedwig, wenn Du einmal ein gut gebundenes Buch habe«
willst, schicke es mir."
Sie erwiderte nichts, nur schienen ihre glänzenden Augen sich zu trüben.
„Die Bureau-Stunden sind kurz, ich schlafe wenig, doch habe ich nie
genug Zeit, ja meistens bin ich gehetzt."
„Oder Dn hezest Dich,“ unterbrach sie ihn mit gezwungenem Lächeln.
Es wehte wie ein eisiger Hauch um sie; war es nur die Rückwirkung
der heißen Worte und Gefühle?
Er sprach unbeirrt weiter: „Geselligkeit gibts es sehr wenig, ein Jeder
könnte es nicht aushalten, mir ist aber wohler dort als in Europa!“
Ter letzte Satz klang wie eine Frage, sie konnte es doch aber nicht be-
stätigen oder lügen?
„Du hast Dich nie aus Berlin fortgesehnt?“ fragte er plötzlich und sah
sie groß an.
Eine unbegreifliche Schen schnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut
stieg ihr in die Wangen. „2 nein,“ sagte sie endlich.
Er nahm die Augen wieder von ihr, aber augenscheinlich zu spät, denn
nun färbten sich seine Wangen auch rot. Hedwig suchte nach einem gleich-
L5 war ein Irithum. Gültigen Gesprächsstoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, schien eine Anzüglichkeit zu enthalten.

„Warum gehst Tu eigentlich erst nach Rom?“ fragte sie endlich.
„Um Wolffs Kind zu sehen," sagte er zerstreut, und nachdem er es ausgesprochen, erröthete er noch mehr und verbesserte sich: „Um Teine Tochter keimen zu lernen.”

Wieder schien der Gräfin, als wehte ein eisiger Wind durch's Zimmer, so hart fielen ihr die Worte: „Wolffs Kind“ in's Ohr, als ob sie dieselben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, „Wolffs Kind.” Er stand regungslos am Kamin, — sie waren Beide im Lauf des Gesprächs in’s Boudoir zurückgekehrt, — ihr singen die Knie an zu zittern, was war es nur? Sie mußte aus sich halten, das; das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er sah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.

„Wie schön Tu bist,” sagte er endlich, „schöner als damals. Du warst für die Würde geboren: die Linien Teines Antlitzes sind jetzt erst ganz vollendet.”

„Jü Joachim,” sagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, „ich schäme mich so, daß Tu mir alten Frau das sagst.”

„Mir bist Tu nicht alt, denn ich bin immer noch so viele Jahre älter. Siehst Tu,” fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „mir hat dieser eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Tich in meinen Armen gehalten und habe von Tir gehört, — was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann, daß Tu mich, mich, wirklich einmal geliebt hast.”

„Nein, Joachim,” unterbrach sie ihn, „das ist unrichtig, ich habe Tich nicht geliebt, ich liebe Tich noch!”

Er sah sie unschlüssig an.

„Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig,” sagte er und ergriff plötzlich wie krampfhaft seinen Hut, „Hedwig, kleine Haidi, ich muß fortgehen, weit fort und für immer!”

Er beugte sich über ihre Hand, um sie mit seine Lippen, zu berühren. Sie zögerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurrüthe ihr ganzes Gesicht, sie legte ihren Arm auf seine Schulter und sagte:

„Nein, Joachim, Tu darst nicht so fortgehen, Tu mußt mich mitnehmen, willst Tu?”
öchack von ötaffeldt,
ein deutsch-dänischer Dichter,
von
Georg Brandes.
— Kopenhagen. —
lenig gelesen, nie gesungen, selten genannt im Leben; todt als
dänischer Dichter achtzehn Jahr vor seinem Tode: aus dem Grabe
gerufen durch die Begeisterung eines Literaturkenners siebzehn
Fahr nachdem die Erde sich über ihn geschlossen; darauf von der ersten
kritischen Autorität Dänemarks (I. L. Helberg) als größter dänischer, ja als
größter Lyriker der Welt gepriesen; dann von einem kleinen, herabsehenden,
scharfsinnigen Kritiker (C. Molbech) biographirt und charakterisirt; immer
gleich «unpopulär im Leben wie im Tode — das war bisher, Schuck Staffeldts
Dichterschicksal.
Es entspricht seinem Schicksal und seiner Eigenart als Mensch. Er war
wunderliche und seltene Natur, ein Mißvergnügter und Unzufriedener,
reich an Geist, den er immer bis zur Überspanntheit in Spannung hielt,
voll Feuer, das ihn selbst verzehrte ohne viel Wärme für Andere abzugeben;
tieffühlend, treu, enthusiastisch, doch ohne Anmut und ohne Lebenswürdigkeit,
ohne die Gabe, die Menschen zu gewinnen oder ihre Einbildungskraft zu be-
schäftigen; von seiner Jugend ab wie in einen Harnisch steifen Stolzes und
strengen, oft pedantischen Ernstes eingeschnürt. Sein Leben rollt sich auf
gegen einen Hintergrund beständiger Melancholie, die offenbar einer zarten,
gebräuchlichen Gesundheit und einem angeborenen Hang, die Dinge schwer zu
nehmen, entspringend, von unfreiwilliger und vorsätzlicher Einsamkeit genährt,
durch Unfruchtbarkeit gesteigert, noch verschärft wurde durch die Qualen des
-chack von Staffeldt. ~6? 
Ehrgeiziges, durch eine Hoffnung auf Dichterruhm, die getäuscht und unbe-
friedigt sich in das Streben nach Rang und äußerer Macht verwandelt. Ein 
ungeglückseliges Naturlel! Ein Charakter, zu ehrgeizig, sich nicht der Disziplin 
aus einer Tätigkeit zu unterwerfen, um dadurch emporzusteigen, und doch zu-
geleich zu ehrlich, zu stolz, zu empfindlich, um auf die Dauer ein gutes 
Verhältnis; zu Vorgefetzten und Gleichgestellten bewahren, oder die Selb-
ständigkeit Untergebener vertragen zu tonnen.
In allen äußeren Verhältnissen wird ihm Entgegenkommen, werden ihm 
sogar Begünstigungen zu Theil; er hat immer offiziellen Fahrwind in seinen 
Segeln: aber die Befriedigung seines Dranges nach äußerer Stellung läßt 
seine Seele unbefriedigt. Von Jugend an besitzt er die Gabe, Gifif aus 
Jedcr Situation zu saugen. Es scheint ihm an der Wiege gesungen,
daß er sich nie mit ungetheiltem Sinn den Aufgaben hingeben tonne, die fein 
Schicksals ihm stellte.
Er war von deutscher Abstammung, deutsch in seinem Gefühlsleben und 
in feiner Denkart; dänisch von Geburt, als Staatsbürger und als Dichter. 
Er schrieb für die Öffentlichkeit in einer Sprache, die nicht die seine war, 
in deren Geist er nur momentweise eindrang; er war Dichter mit wahrer 
Weihe und v overdem Talent, aber ohne Erfolg, ohne allgemeinen Beifall 
und er wurde gleich im Beginn feiner Laufbahn überstrahlt. Er war Offizier 
ohne Neigung, als Jüngling Reisender ohne das geistige Gleichgewicht der 
Naivität oder der Überlegenheit, als Mann Assessor in einem Collegium 
ohne eigenes, ihm zuertheiltes Fach und fast ohne Aussicht auf Beförderung, 
später Hofkavalier bei einem Herzog, aufwartender trammerjunker bei einer 
Kronprinzessin, Hofdichter in dänischer, nachdem er Romanzendichter in 
dänischer Sprache gewesen, endlich seit seinem vierzigsten Jahre Amtmann in 
den Herzogtümern, drei Jahr in einem geringfügigen, dreizehn Jahr in 
einem großen und bedeutenden Amt, überall mißvergnügt, bald mit der Art 
seiner Lebensstellung wie bei Hofe, bald mit Collegen, Umgebungen, gesell-
chaftlichem Verkehr, wie in den langen Jahren seiner Amtstätigkeit.

Die Quellen zur Kenntniß von Schack Staffeldts Leben fließen sparsam.
Eine nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner inneren Geschichte läßt 
sich nicht geben. Aber das vorliegende Material ist für einen Kritiker hin-
reichend, die Hauptpunkte zu beleuchten und die Hauptlinien zu ziehen.
Adolf Wilhelm Schack von Staffeldt wurde am 20. März 1769 
auf Rügen geboren. Seine Mutter war ein pommersches Adelsfräulein, sein 
Vater ein deutscher Offizier in dänischen Diensten, der nach seiner Heirath 
Dänemark verließ und nach Pommern übersiedelte, aber unruhig und unzu-
frieden, wie er war, bald auf Reisen ging, erst Teutschland und Ungarn, 
später Schweden, Dänemark und wieder Schweden besuchte, bis er 1761
68 Georg Vrauoes in Kopenhagen.
Die andere Broschüre gehört zum Streit über Baggesens „Holger, der Däne“ und P. A. Heidrgs „Holger, der Deutsche“, der durch eine abgeschmackte Flugschrift der bekannten Frau Friederike Brun hervorgerufen, ohne Rücksicht darauf, was die dänische Eultur Deutschland verdankte, oder welche Einwirkungen die dänische Literatur von ausgezeichneten Deutschen empfangen, nur den, damals in der Gesellschaft herrschenden Ärger über die hochmütig, habgierigen Eingewanderten Luft machte, „die nach rechts und links hohnlächeln zum Scheitel des Landes emporklommen“, das heißt, die nie eine Gelegenheit versäumten, das Volk herabzusetzen, in dessen Mitte sie sich durch Hofgunst den Weg zu Macht und Reichthum bahnten. Er nennt hier Dänemark das Land, „wo die Deutschen den Eingeborenen zum
Trotz und Huhn noch obenan am Tisch sitzen, wo deutsche Geburt noch das größte Verdienst ist u. s. w. und bricht aus: „Fort mit dem Feigling, der nicht das Blut in seinen Adern schäumen fühlt, wenn Teutschthum, oder wie man das Ungeheuer nennen mag, seinen eisernen Fuß ihm auf den Nacken setzt.“

Man hat, gewiß mit Recht, diesen patriotischen Eifer und Zorn auf den Einfluß zurückgeführt, den Werner Abrahamson, übrigens auch ein deutschgeborener dänischer Patriot, als Staffeldts vieljähriger Lehrer an der Land-Kadettenakademie auf ihn ausgeübt hat: man hat den Zusammenhang dieser kleinen antideutschen Schriften mit der ganzen, in jenem Jahr erwachten, nationalen Reaction gegen den deutschen Einfluß in Dänemark erschöpfend nachgewiesen; was man hier aber vor Allem nicht aus dem Gesicht verlieren darf, ist doch der nicht blos bei Renegaten, sondern überhaupt bei neuen Mitgliedern jeder Nationalität so oft bemerkte Trieb, Geburt und Herkunft dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie mit ungewöhnlicher Leidenschaft die religiöse und politische Gemeinschaft umfassen, in die sie aufgenommen worden sind. Die Liebe, die ihre Brust erfüllt, ist aber häufig unglücklich, weil die Gemeinschaft fetten geneigt ist, sie zu würdigen und zu erwärmern.

Im Uebrigen wissen wir von Staffeldts Jugendleben in Kopenhagen eigentlich nicht mehr, als wir durch eine Äußerung in einem Brief aus Göttingen (1792) erfahren, worin er bemerkt, „trotz ununterbrochener Arbeit und ununterbrochenen Unwohlseins sei er hier doch weit glücklicher als in Kopenhagen, wo er viel gelitten, sehr viel, mehr als seine junge Seele und sein zartgebauter Körper zu ertragen vermochten“.


Du, zu dessen Mbespüllen Fichten,
Tausend Wimpeln Ruhestatt und Ziel,
Schwellend unter schwerbeladenem Kiel
Zinsbar und beherrscht zwei Meere fließen!

Nni, und Lud. XXXVM., »3. 12
Am Gestade erwacht Erinnerung wieder,
Meine Kindheit blüht im Zauberbild
Wieder auf dem heimischen Gefild,
Ueber Schuck Staffeldts nun folgenden, drittdritteljährigen Aufenthalt in Kopenhagen weiß man sehr wenig, nur soviel nimmt man wahr, daß der junge Premierlieutenant mit mehreren zeitgenössischen dänischen Schriftstellern verkehrte, daß er einzelne dänische Dichtungen in Almanachen veröffentlichte und im Herbst 1794 daran dachte, Schiller einige deutsche Gedichte zur Neurtheilung und möglichen Veröffentlichung zu übersenden oder wirklich übersandte.

In den letzten Tagen von 1795, also in seinem 27. Jahre, trat er mit reichlicher Unterstützung durch Stipendien und aus der Königlichen Kasse eine fast fünfjährige Reise ins Ausland an. Der ausgezeichnete Staatsmann Bernstorff, mit dem Staffeldt früh in Verbindung gekommen zu sein — er preist ihn bereits in seiner ersten antideutschen Broschüre — war bei dieser Gelegenheit augenscheinlich Staffeldts einflußreicher Fürsprecher.

Schack von Staffelot. ^71,
nie launig oder humoristisch, sondern schneidend, fast cynisch - satirisch war,
so mußte er als Moralist notwendigerweise im höchsten Grade Nigorist werden.
Indessen — der Moralist war jung und durchaus nicht unempfänglich
für sinnliche Eindrücke und Freuden. Eine lange niedergekämpfte, aber heftige
Sinnlichkeit, der er sich bisweilen überließ ohne ihr einen Platz in seinem
System einzuräumen, scheint tief in Staffeldts Natur gelegen und eine Rolle,
in seinem Jungendleben gespielt zu haben. Er schämte sich ihrer nicht gerade,
vermochte sie aber doch weder menschlich, noch dichterisch schon und harmonisch
to gestalten. Schon sein rein körperliches Wohlbefinden im sybaritischen Wien
steht in einem drohenden Widerspruch zu seinem harten Urteil über sinnliches
Wohlieben. Merkwürdiger aber ist doch der Umschlag, der in Venedig, wo
er sich ein ganzes Jahr zu bleiben verlocken ließ (vom Herbst 1797 bis
August 1798), in seiner Haltung als jugendlicher <^on8or moruin vorging.
Vö dem ersten Aufenthalt in dieser Stadt (August 1797) fühlte er sich
nur abgestoßen: bei seinem zweiten längeren Verweilen ist er bezaubert. Nach
seinem ersten Besuch hatte er eine schneidend wahre Schilderung aller Scha"e-
seiten der italienischen Sittenaufklärung gegeben. Nun ging es ihm, wie es
Goethe ergeben war, wie es bald darauf Byron ergeben sollte und nach
ihm so manchem nordischen Genius: daß auf italienischem Boden der reizende
Sensualismus des Südens sein Wesen durchdrang und gleichsam schmolz.
Viele seiner späteren Äußerungen verraten, daß sich die süßesten Erinnerungen
seines Lebens an diesen italienischen Aufenthalt knüpfen. Er widmete das
Gedicht „Erinnerungen“ einer italienischen Freundin und schrieb das Gedicht
„Apologie“ als Widerlegung aller nordischen Vornrtheile gegen italienische
Sittenfreiheit. Ter Schluss ist eine glühende charakteristische Anrufung der
Sonne:
Schaffendes himmlisches Feu’r, des Jahres Kreislauf regierend,
Sinne-entfesselnder Gott, Funke des ewigen Seins.
Fern unserm Blick du verbirgst dich in stürmig nächst’gem Gewölle,
Schmilzt diesen Himmel von Blei, den uns der Winter gewölbt.
Komm, in
|ommc, m Herrlichkeit komm! mit Deinem Gefolge des Südens,
Schimmern. Früchte uns gieb! schenk’ uns den purpurnen Wein.
Leider war Staffeldts künstlerisches Naturell allzu abstract-spiritualistisch,
als daß dieser Strahl des „sinne-entfesselnden Gottes“ seine Poesie hätte be-
fruchtet können. Taß er sich sicher davor fühlte, je von der Macht der Sinne
be

13

Schack von Staffeldt. 572

Einconcpt zu dem Brief kennen, in dem er Bernstorff von der Ausbeute seiner Reise im Juni 1797 ausführlich Rechenschaft ablegt, ein Brief, der politische Reife, Beobachtungsgabe und Urtheilskraft verrät. Staffeldt zeigt sich hier ganz beseelt von den Idealien des Aufklärungszeitalters, voll von Vertrauen und Bewunderung für den aufgeklärten Absolutismus, wie er in Dänemark sich unter dem ausgezeichneten Mann gestaltet hatte, an den der Brief gerichtet ist. Er ist stolz auf die Preßfreiheit in Dänemark, ja er meint, die Freiheit sei das unfahrlbare Mittel, die Raschheit und den Rachdruck monarchischer Administration mit der Volksthümlichkeit einer demokratischen Verfassung zu vereinen, denn die Preßfreiheit sei „die Mutter einer edlen Tochter, der öffentlichen Meinung, die eben so viel werth ist als Repräsentation, Parlament und Reichstag“. Tiefes Hervorheben der von der freien Presse und der öffentlichen Meinung ausgeübten Kontrolle als von gleicher Bedeutung mit einem Reichstag, darf Niemanden an einem dänischen Liberalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Wunder nehme; sondern man doch noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert den Zug an einem englischen Conservativen wie Lord Beaconsfield finden; aber darüber muß man erstaunen, daß man dieser Auffassung gerade bei Staffeldt begegnet, der von seiner Jugend bis zu seinem Tode ein so beharrlicher Verächter der „Meinung“ war. Es ist freilich klar, daß Staffeldt für seine Person einen Unterschied machte zwischen der Meinung und der aufgeklärten allgemeinen Meinung (das aufgeklärte allgemeine Urtheil) und der Meinung (annähernd „Jetzforderung“) nannte, dennoch aber ist hier ein innerer Widerspruch zwischen dem demokratischen Element seiner politischen Grundanschauung und dem grundaristokratischen seiner übrigen Denkweise.

Georg Alandes in Kopenhagen.

Schuck von Staffeldt. 5?5
wäre, wenn er auf seinen Reisen, statt Allerlei zu stubiren, der Entwicklung
der deutschen Poesie bei Goethe und Tieck mit sympathischem Verständnis;
gefolgt wäre. Nun gingen ihm — was freilich bloß eine Vermuthung, aber
teine unbegründete ist — erst durch Oehlenschlägers Gedichte die Augen auf
für den großen Aufschwung der Poesie seines Zeitalters. Er, der bisher in
seiner Poesie vollständig körperlos, farblos und unvolksthümlich gewesen war,
er begann nun sich.in Voltslieder zu vertiefen, Romanzen zu schreiben, eine
nordische Färbung anzustreben und Goethe und Oehlenschläger zu studiren, häufig
auch nachzunehmen. Die Folge war eine mächtige Gährung seiner Phantasie,
unter der Alles, was an Eigenthümlichkeit und wirklicher Ursprünglichkeit in
seiner Seele lebte, in Schuß gerieth; gleichzeitig machte er so rasche und
große Fortschritte in der Behandlung der dänischen Sprache, daß er ein Jahr
nach Oehlenschläger (December 1803) seine erste reiche Gedichtsammlung ver-
öffentlichen konnte. Eine betagenswerthe, unwürdige, aber begreifliche Schwäche
— die «Befürchtung, man würde ihm Originalität absprechen — veranlaßt? ihn, sie mit der nachweisbar ganz unwahren Erklärung zu begleiten, von den
in dieser Sammlung enthaltenen Stücken seien nur sechs, die er bezeichnete,
nach 1800, also nach Oehlenschlägens Hervortreten, geschrieben.
Staffeldts frühere, unvollkommene Gedichte hatten die Aufmerksamkeit
von Kennern erweckt und waren verhältnißmäßig ausführlich und keineswegs
unfreundlich beurtheilt worden, diese erste, so viel bedeutendere und originellere
Gedichtsammlung aber, die erst ein Bild seines Talents gab, fiel fast unbe-
achtet zu Boden. Das Publikum empfing sie kalt und sie fand nicht einmal
einen Recensenten.
Verschiedene Ursachen wirkten zusammen: die eigenthümliche Abgeschlossenheit
seines Geistes, sein Zusammentreffen mit den ersten triumphirenden Werken
eines andern, um zehn Jahre jüngeren, ganz frischen und volksthümlichen Dichters,
der Mangel einer so vollkommenen Unabhängigkeit von dem großen Neben-
bühhler, daß seine Verschiedenheit von ihm in die Augen fallen mußte,
edlich die Hauptursache. Schuck Staffeldts einzig dastehendes Verhältniß zu
der Sprache, in der er dichtete, ein Verhältniß, das man das tragische
Schicksal seines Dichterlebens nennen könnte. So viele deutsche Autoren —
Klopstock, I. E. Schlegel, Gerstenberg — haben kürzere oder längere Zeit
ihren Heim in Dänemark gehabt, so viele der besten neueren Dichter Dänemarks
— Ewald, Baggesen, Oehlenschläger, Heiberg, Hertz, Christian Winther —
haben, wie es in einer dänisch-deutschen Monarchie natürlich war, ganze
Werte, oder einzelne Dichtungen in deutscher Sprache hinterlassen, daß man
den entschiedenen Unterschied zwischen der Stellung Schuck Staffeldts und
derjenigen dieser Dichter zu der Sprache, in der sie ihren Ruhm gewannen,
übersehen hat.
Jene schrieben entweder gelegentlich wie Ewald, Heiberg oder Winther
eine einzelne deutsche Dichtung, die Deutschland nie vor die Augen kam, oder
sie übersetzten mit zweifelhaftem Glück ihre Werke, oder sie verdoppelten sich


Und hier, wenn jemals, war wohl Grund vorhanden, nicht nur Dankbarkeit, sondern Mitgefühl, ja Mitleid, ja Mitleid, denn den Dänen kommt es nicht zu, Schack Staffeldt einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihre Muttersprache der seinigen vorzog; Mitgefühl, denn man hat mir wenig bedacht, was es in Wirklichkeit für einen schaffenden Geist bedeutet, in einer Sprache zu produireu, die nicht unmittelbar und ursprünglich die seine ist. Nur wer es selbst versucht hat, kann sich einen Begriff davon machen. In der Muttersprache ist Vorstellung und Wort, Bild und Bezeichnung, Gedanke und Ausdruck eins; selbst wo der Ausdruck fehlt, oder sich nicht einfinden will, fühlt sich der Schriftsteller als unbedingter Herr desselben, er kann der feinsten Abstufung nachspüren, bis sie seiner Absicht gerecht wird, er kann sie formen, bearbeiten, ableiten, ja er kann sie erfunden und doch immer sicher sein, daß sie aus dem Geist der Sprache geschaffen ist und genau das ausdrückt, was er sagen will. Wie anders ist der gestellt, der in einer fremden Sprache schreibt, selbst wenn er sie so genau
Schack von Staffeldt, 1,77
kennt, sie so lange gesprochen und geschrieben hat, wie Staffeldt die dänische. 
Mag er sich auch vollkommen sicher vor Sprachfehlern fühle, mögen seine 
Briefe auch von den Briefen Eingeborener nicht zu unterscheiden sein — 
und wie wenige erreichen selbst diese niedrigste Stufe — wieviel Stufen sind 
dann noch zurückzulegen, ehe er dahin gelangen, daß die Worte seinem Ohr 
genau mit dem Bereich und der Tragweite, dem Laut und den Gedanken-
verbindungen klingen, wie dem Ohr des Eingeborenen, und wie weit ist er 
selbst dann noch von dem Punkt entfernt, wo er mit voller Freiheit und 
Sicherheit einen vertraulichen Ton anschlagen kann ohne platt, einen hoch-
pathetischen Ton ohne schwülstig oder komisch zu werden, oder wo er eine 
Dialektwendung, ein altes Wort, eine altertümliche Wortform mit Wirkung 
gebrauchen kann und überhaupt genau die sprachliche Stimmung, die ihm 
vorschwebt, hervorzuzeigen vermag. Er will mit der Sprache malen, der 
Arme, und er weiß nicht, ob in seinen Augen ihre Farben dieselben wie in 
denen der Andern sind, er will sie singen lassen und er greift in ihre Saiten 
mit unsicherer Hand, nie sicher, ob, ihm selbst unbewußt, dem Instrument 
nicht ein Mißton entschlüpft. Und nun erst in der lyrischen Poesie, die auch 
icht den geringsten Mißtun duldet! Wenn man bedenkt, daß Staffeldt 1794 
ein Gedicht: „An s?a^ den Tod der Erbprinzessin“ veröffentlichte, oder daß er in 
vollstem Ernst das dem Wort „Hafen“ entsprechende dänische Wort für Ideal 
einführen wollte, weil er sich einbildete, irgendwo gelesen zu haben, daß es im 
Schwedischen diese Bedeutung habe, wenn man sieht, daß er bei der Durch-
ficht und dem Feilen seiner Gedichte Verstöße gegen die Grammatik, nicht zu 
reden von Germanismen, ungeschickten Wortformen, steifen und holperigen 
Ausdrücken zu entfernen hatte, daß er, kurz gesagt, in einem beständigen Kampf 
mit der weichen, geschmeidigen und doch so schwierigen Sprache lag, in der 
er dichtete, so bewundert man zunächst, daß er überhaupt dann und wann 
etwas so untadelig Schönes hervorzubringen vermochte, wie es seine besten 
Gedichte sind.

Schack Staffeldts zweite lyrische Sammlung „Neue Gedichte“ erschien 1808 
in Kiel, wo er sich seit 1807 aufhielt, um dem Hof, bei dem er eine An-
estellung suchte, näher zu sein. Er wurde dem Kronprinz-Regenten empfohlen 
und wurde erst zum zweiten Hofkavalier des geistesschwachen Herzogs von 
Oldenburg, der auf dem Schloß von Plön unter der Vormundschaft des 
Königs von Dänemark lebte, dann zum aufwartenden Kammrjunker der 
Kronprinzessin ernannt und als diese bald darauf Königin wurde, erhielt er 
traut neuer Ernennung eine feste Anstellung in demselben Amt. 
Schon auf feiner ausländischen Reise hatte er sich von der vornehmen 
Welt angezogen gefühlt; er hatte in Wien in den angesehentlich Häusern ver-
kehrte und war trotz seines Humanitäten Unwillens über Geburtsprivilegien 
mit Leib und Seele Aristokrat; es war daher kein Wunder, daß ein Hofamt, 
bei der nahen Berührung mit der königlichen Familie, die es mit sich brachte, 
und der reichlichen Freiheit, die es ihm gewährte, ihm erstreubeswerth er-
^78 Georg Vianoe« in Kopenhagen.

schien. Li mußte ja außerdem fein Brot verdienen und von der Poesie tonnte er nicht leben.


Vielleicht erweckte diese unerwiderte Leidenschaft in Staffeldt den Wunsch, den Hofdienst zu verlassen; ein Wunsch, der jedenfalls durch die geringe Aussicht auf rasches Avancement, durch seinen unbefriedigten Ehrgeiz und vermutlich auch durch das Bedürfnis, seine ökonomische Lage zu verbessern, genährt ward; er war ein schlechter Haushalter und hatte Schulden von seiner Reise her, Schulden, die bei seinem Tode noch nicht ganz bezahlt waren.

Im März 1810 wurde er zum Amtmann in Cismar ernannt, einem Posten, der allgemein als Uebungsschule für angehende Amtmänner galt. Bei Übemahnung dieser, nach damaliger Administrationsweise sehr Verantwortlichen Vertrauensstellung besaß er leine der dazu erforderlichen Kenntnisse; er kannte weder die Gesetze der Herzogthümer im Allgemeinen, noch die des ehemaligen großfürstlichen Districts im Besonderen, er brachte weder administrative Fertigkeit und liebzigkeit mit, noch wußte er etwas von der Bevölkerung und ihrem Leben. Aber seinem außerordentlichen Fleiß, seiner Charakterfestigkeit und seinem großen Selbstgefühl gelang es, nach kurzer Zeit seinen eigenen Forderungen gerecht zu werden, und diese waren verhältnismäßig groß, denn er hegte die höchsten Vorstellungen von der Bedeutung seines Amts. Er betrachtete sich als unmittelbaren Repräsentanten des Königs in seinem District und pflegte bezeichnend genug den Ausspruch Napoleons anzuführen: "Ich prölet" = "los petita em" = "entsprechenswertes." Anfangs war er fleißig im Actenlesen, später langweilte ihn das allzuviel; er sagte dann, bezeichnend für die unselige Spaltung zwischen seinen Neigungen und seinem Beruf, die überall in seinem Leben hervortritt, er habe sein Leben lang so viel Schönes und Herrliches gelesen, daß es ihm wohl zu vergehen sei, wenn dies Geschmierh ihn anekle.


Schack von Staffelot. I.81,
sagte oft, die Form sei nicht Form, sondern die Sache selbst: er verwandte
die größte Sorgfalt an den schriftlichen Ausdruck und entwickelte seinen deutscheu
Geschäftsstil zu einem Muster an Bestimmtheit und Präcision. Und wie er
mit der Formvergötterung des Dichters die aus seiner Stellung und Stimmung
entspringende Pedanterie adelte, so legte er auch etwas von des Dichters
idealen und im höheren Sinne naiven Ansicht der Dinge in den: Nichterberuf
des Amtmannes an den Tag. Seine Uneigennützigkeit war so groß, daß
er oft aus seiner eigenen Tasche Summen hergab, um den Unterschied zwischen
Angebot und Forderung der Parteien auszubauen und so einen Vergleich zu
ermöglichen.

Aber so wenig wie seine Geistesüberlegenheit vermochte seine vollkommene
Redlichkeit, seine Verachtung jeder Art von Gewinnsucht, seine ideale Uneigen-
nützigkeit die Umgebung an ihn zu knüpfen. Dazu fehlte es-seinem Gemüth
allzuwahr an Gleichgewicht, dazu war sein Stolz zu abweisend, seine bitter-
keit zu rücksichtslos und verletzend. In der Stadt Schleswig glaubte er sich
von Niemandem verstanden. Einzelne Freunde, die er gewann, wurden ihm
zufälligerweise bald durch den Tod entrissen, später fand er keine Freunde
mehr, weil er keine mehr suchte. Am gesellschaftlichen Leben nahm er nicht
Theil, da er die Gesellschaften der Stadt „öde Steppen“ nannte. Stolz
auf ererbte, angeborene Vorzüge glaubte er in der Provinz keinen Eben-
bürtigen finden zu können: es gab da Wohl Einzelne von ebenso alterm Adel,
aber keinen seines Gleiches an Geist. So überließ er sich einer Alle
»vielläufernden Verachtung. Und je ungeselliger Selbstgefühl und Adelsstolz
ihn machten, desto bitterer wurden seine Urtheile über seine Umgebung. Er
mehr fort, das dänische Volk sehr hoch zu stellen, das deutsche gleichfalls,
beide Volksstämme galten ihm für gleich vortrefflich: die gemischte Nationalität
der Schleswiger versuchte er dagegen aufs Tiefste, bildete sich ein, die Be-
völkerung der Herzogthümer besäße nur die Fehler beider Völker, nannte sie
die „drachterlosen, egoistischen, niedrig denkenden Geschlecht und behauptete
besonders von der Stadt Schleswig, daß eine sittlich und geistig verderbliche
Ansteckung von ihr ausginge. Unter dieser bald bei ihm permanent weidenden
Gemütsverfassung übertwickelte sich sein früher wenig hervortretender Hang
tzu beimdenen Sarkasmus. In den wenigen Kreisen, mit denen er noch ver-
kehrte, suchte er sich beständig Zielscheiben seiner Ironie. Streitsüchtig nnd
rechthaberisch, wie er war, konnte er Andersgesinnte, vermeintliche oder
wirliche Tummler bis zur Ermüdung mit seinem höhnischen Witz verfolgen,
offenbare Paradoxe verfechten und wenn ihm im Wortstreit die Argu-
mente ausgingen, sich mit Wortspielen weiterzuhelfen. Hatte er dann einen
Unschuldigen oder Wehrlosen gekränkt und verletzt, so konnte er seine
Schonungslosigkeit bitter bereuen und mit thränengefüllten Augen um Ver-
gebung bitten; es war dann und wann gleichsam etwas Dämonische in seinem
Wesen; er war nicht Herr über seine Worte.

Bald kam er bei diesem Benehmen dahin, Alle für seine Feinde zu
würdigen „Balder“ nur bemerkt, „er vertrüge diese nordischen Götter, die bald Fieber, bald Asthma hätten, nicht“, so fühlt man hinter diesem Urtheil zwar das Suchen des Ueberstrahlten nach einem Angriffspunkt; aber es liegt mehr, als man zu seiner Zeit anerkennen wollte, in seiner Kritik, wenn er sagt: „Dieses Marionettenspiel mit der edtbaschen Mythologie, diese mit den bekannten ombrel. analogen omdres &c. haben, scheint mir, den Standpunkt der dänischen Poesie heutzutage verrückt; denn die Poesie ist die Blüthe eines Zeitalters und nur so ist sie eine Naturblüthe."


Schack von Staffeldt. 88
dem Leben fertig. Schon 1823 schrieb er seinem Bruder: „Ich für mein
Theil verlasse dieses Leben gern, denn was habe ich hier zu erwarten?
Dürfte ich, vielleicht gegen die Naturgesetze, eine Bedingung stellen, so wäre
es die: ohne schwere Leiden. O ich tann Dir nicht sagen, bester, liebster
Bruder, wie empfindlich ich gegen körperliche Schmerzen bin! Sie martern
mich unsäglich, ja, sie verbittern mich aufs Äußerste. Hätte ich nur männ-
liche Ausdauer oder weibliche Geduld!“ — eine Äußerung, in der dir ganze
nervöse Verzagttheit und Unruhe des Lebensmüden zum Ausdruck kommt.
Zwei Jahre später heißt es in einem Brief an die Schwester: „Ich habe weder
Freund noch Freundin in des Wortes höherer Bedeutung, keine süßen Kleinen,
an denen mein Herzensleben sich jung erhielt, keine Verwandte, in deren
Liebe es sich so sicher ruht, daß man sich nie allein und verlassen auf Erden
fühlt: ein Gefühl wie an einem Abgrund, ohne Licht und Schuh, voller
Klagegesczähn und Schreckbildern. Selbst die himmlische Muse verließ mich
und faltete alle ihre ausgespannten Himmel zusammen. Ein Sklave der
Pflicht keuche ich unter der Last meiner Amtsgeschäfte, 8000 Sachen jährlich
strömen auf mich ein und was für Sachen! zu deren Erledigung ich nur einen
Secretär und zwei Schreiber halte!“ Und nun meine Gesundheit — meine
Gesundheit, sage ich! Meine Krankheit sollte ich mindestens sagen. Ich lasse
mich nur bei Hofe sehn und lebe oder, richtiger gesagt, plage mich auf meiner
Galeere, dem Amtshaus. Ich will Dich im Voraus, liebe Schwester, dar-
on voreingenommen, daß ich um meine Versetzung, oder meinen Abschied auf Warte-
geld nachsuchen will. Meine Krankheit erfordert dieses nicht leichte Opfer.“
Staffeldts Hoffnung, ohne schwere vorhergehende Leiden zu sterben, ging
nicht in Erfüllung. In seinem letzten Lebensjahr entwickelte sich ein locales
Unterleibsleiden mit so großer Heftigkeit, daß er viele Schmerzen litt. Er
suchte Genesung, indem er sich von den Geschäften zurückzog, monatlange
Reisen unternahm und sich der Behandlung eines angeschenen Arztes in Kiel
unterwarf. Aber das Leibchen konnte nur gelindert weiden. Herstellung war
unmöglich. Nach Schack Staffeldts Rückkehr nach Schleswig im Herbst 1826
nahmen seine Körperkräfte sichtlich ab und nun verlor er allen Lebensmut.
Er konnte in Thränen ausbrechen, wenn er von seinem leidenden Zustand
sprach. Gleichzeitig ließ eine nagende Furcht vor Geistesstörung ihm keine
ruhe. An einem seiner letzten Tage, als er sein Haus noch verlassen konnte,
stand er auf dem Wall von Gottorp und betrachtete in Gedanken versunken
den Sonnenuntergang. Jemand, der zu ihm trat, ließ ein paar Worte über
das schöne Schauspiel fallen. Er antwortete: „Ich sehe darin nur ein Bild
der Vernichtung.“
Vom Schlage getroffen lag er drei Tage in hülflosem Zustande, bei
anscheinend schwachem Bewußtsein, ohne andere Pflege als die seiner Haus-
hälterin und seines Dieners, deren rohe Äußerungen seine letzten Stunden
verbittert haben sollen. Er starb am 16. December 1826."
Die Telegraphie in Verlin.

Von

F. Tzennicke.

— Verlin, -^

I.

Das Haupt-Telegraphen-Anl.

Die Telegraphie in Veilin. 

erhielt sie eine bleibende Heimstätte in dem Hause Französischerstraße 33 o

an der Ecke der Oberwallstraße, das noch heutzutage den Zwecken der Tele-

graphie insofern dient, als in ihm die Telegramm-Annahme, ein Rohrpostamt,

Fernsprechvermittlungsamt und sämtliche Bureaus der N. Abtheilung des Reichs-Postamts — der Abtheilung, welche die Telegraphen-Angelegen-

heiten bearbeitet — untergebracht sind; außerdem enthält das Gebäude im

zweiten Geschoss die Dienstwohnung des Ministerialdirektors, welcher die

II. Abtheilung des Reichs-Postamts leitet.

Zur Zeit der ersten Einrichtung des bezeichneten Hauses für Zwecke der

Telegraphie bot es das Bild eines Knaben, der in den Rock eines er-

wachsenen Mannes schlüpfte: der Kleine möchte sich noch so sehr dehnen und

recken, er füllte den ihm zur Verfügung gestellten Raum nicht aus; wer.

und wenn er selbst zu den Kundigen gehörte, konnte damals mit Bestimmtheit

sagen, daß der Raum je ausgefüllt werden würde! Aber der Knabe, der

klein und schwächlich in jene Räume eingezaubert war, erwies sich als zum

Geschlechte der Riesen gehörig: dem Antäus gleich nahm er aus seiner steten

Bereinigung mit der Erde immer neue Kräfte an, breitete sich immer mehr aus,

so daß sein Gehäuse bald zu seng wurde. Glücklicherweise war um diese

Zeit (1875) ein Mann an die Spitze der Telegraphie getreten, der den

schnelleren Pulsschlag in den Verkehrsader der ganzen Welt richtig zu würdigen

verstand, und ihm, dem Leiter der deutschen Reichspost, dem Generalpostmeister Dr. Stephan, dessen Initiative

das Reich, neben anderen Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens,

nicht in letzter Linie zahlreiche umfangreiche und großartige Bauten zu danken

hat, die sowohl den Anforderungen des Kunstgeschmacks Rechnung tragen,

wie sie den Rücksichten auf hygieinische Unterkunft des Publikums und der

Beamten entsprechen, verdankt die Reichshauptstadt auch das neue Haupt-

Telegraphen-Amt.

In der Jagierstraße, da wo sie am breitesten ist, schrägüber dem

Monumentalbau der Reichsbank, erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, dessen

Erdgeschoß kräftige Rustikaformen zeigt, auf welche in den oberen Stock-

werken in den Fensterpfeilern gekuppelte Säulen, im ersten Stockwerk joniche,

im zweiten korinthische aufsetzen. Das Ganze schließt nach oben in einem

breiten Fries allegorischer Knabengruppen von je zwei Figuren ab, die ver-

schiedene auf das Telegraphenwesen Bezug habende Vorgänge darstellen. Auf

dem unteren Hauptgesims ist eine Vallustinde angebracht, deren Eckpf eiler zwei

überlebensgroße Einzelsiguren tragen, deren eine, links, die Post, die andere,

rechts, die Telegraphie versinnbildlicht. Auf dem durchlaufenden glatten Architrav des ersten Stockwerkes in der

Mitte ist in großen goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Kaiser-

liches Haupt-Telegraphen-Amt.”

Nur diese Inschrift und die Sinnbilder verrathen die Bestimmung des

Gebäudes. Kein Spinngewebe von Drähten geht in sein Inneres, kein
Publikum drängt sich vor der stets verschlossen gehaltenen Pforte, um Tele-
gramme aufzugeben — die Telegramm-Annahme befindet sich, wie wir wissen,
in der Oberwallstraße — und nur zu bestimmten Stunden sieht man ernst-
blickende Männer in größerer Zahl an der Thüre Einlaß heischen oder das
Gebäude verlassen. Unter ihnen bemerkt man hin und wieder eine Vertreterin
des ewig Weiblichen, die dem eintönigen Bilde einige Abwechselung verleiht.
Wenn aber die Ankommenden im Hause verschwunden, und die Gehenden von
dem Strome der Straßenpassanten ausgenommen sind, da lagert wieder die
frühere vornehme Ruhe auf der Physiognomie des Gebäudes und nichts
Verrät, daß innerhalb seiner Mauern des Menschen Hand jener geheimnis-
vollen Naturkraft, der Elektrizität, die Wege vorschreibt, die sie wandeln soll.
Der Bauentwurf zu dem Haupt-Telegraphen-Amte ist nach Angabe des
Geheimen Ober-Regierungsrathes Kind von dem Regierungs- und Baurath
Schwittlo aufgestellt worden. Der Beginn der Bauarbeiten erfolgte im
Mai 1877. und am 18. November 1878 konnte die bedeutendste Tele-
graphen-Betriebsanstalt Deutschlands durch den damaligen General-Postmeister,
jetzigem Staatssecretair des Reichs-Postamts Dr. von Stephan bereits ihrer
Bestimmung übergeben werden.
Das Gebäude ist in Form eines Rechtecks angelegt und umfaßt einen
Flächeninhalt von 1052 Quadratmeter. Die ganze regelmäßig - rechteckige
Grundfläche ist für den Apparatensaal in Anspruch genommen, in den wir
von der Lagerstraße aus eintreten. Dieser Saal ist von der Straße
sowie von zwei inneren Seiten durch Fenster und außerdem durch Oberlicht
erleuchtet. Parallel den drei Seiten sind Doppelreihen von reichverzierten
Säulen angeordnet, welche die Wände der Verbindungsgänge zwischen den
einzelnen Räumen in den oberen Stockwerten tragen. Diese Räume mit den
vorgelegten Gängen umschließen im Innern des Gebäudes drei Seiten eines
rechteckigen Lichthofes, der in halber Höhe des ersten Stockwerkes mit Glas-
dächern abgedeckt ist und somit im Erdgeschoß als jener durch Oberlicht er-
leuchtete Teil des Apparatensaales erscheint. Bei einer Seitenbreite von
20 und 43 Meter und einer Höhe der Saal 860 Quadratmeter
Grundfläche. In der Mittelhalle, die durch die innere Reihe jener Säulen
gebildet wird, sowie an den Wänden entlang hinter der äußeren Säulenreihe
sind die Apparate untergebracht. Der Raum zwischen den beiden Säulens-
reihen ist frei und bildet einen natürlichen Gang. An der Ostseite des
Saales, etwas erhöht, steht das große Arbeitspult für die Oberaufsicht und
ihre Assistenten, diesem gegenüber an der Westseite der große Umschalter,
ein Rätsel für den Uneingeweihten: unzählige Messingschienen in zwei unter-
rechten Winkeln sich kreuzenden Lagen übereinander, mit unzähligen Löchern
versehen, in welche Metallstöpsel eingesteckt werden, um die oberen und unteren
Schienen zu verbinden und dadurch die Leitungen, die sämtlich an diesen
Umschalter geführt sind, auf bestimmte Apparate zu legen oder den Apparaten
die sichere Zuführung des Stromes aus den elektrischen Batterien zu sichern.
Die Telegraphie in Berlin. \(^8\)


Wer hier das Pfaster aufdecken könnte, der fände die zahllosen elektrischen Fäden von allen Richtungen herankommen, sich kreuzen, sich vereinigen, aus-einandergehen. Wohl verwahrt („isolirt“ nennt es der Techniker) steigen die Drähte in einem großen Schachte bis zum Apparatsaal empor, unter dessen Fußboden sie einzeln vom Umschalter bis zu den für sie bestimmten Apparaten geführt werden; innerhalb hohler Ständer oder in den ausgehöhlten Füßen der Apparate selbst in die Höhe geführt, werden sie an irgend einer unscheinbaren Klemme festgeschraubt und das völkerverbindende Band ist fertig gestellt, auf dem in geflügelter Elfe Botschaften dahineilen über Land und Meer.

Wir befinden uns hier an einer Stätte, wo dem Weltverkehr die unendlichen Bahnen geöffnet sind, wo aber auch der Kleinverkehr nicht minder heimatsberechtigt ist und voll und ganz ebenso berücksichtigt wird wie jener. Ob weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, ob der Sultan von Sansibar sich geweigert hat, deutsche Landerwerbungen anzuerkennen, ob in Oberschlesien die Viehseuche ausgebrochen ist, oder ob in Ostpreußen die Kornpreise steigen: Alles findet hier seinen telegraphischen Wiederhall, Alles wird aufgenommen, bestellt, weiterbefördert, mit derselben Sorgfalt, ob es weit her aus der Freinde kommt oder vom „grünen Strand der Spree herrührt.


200 Morse-Apparate, deren aus verabredeten Zeichen bestehende Schrift vom Streifen weg gleich übersetzt und auf das Telegramm - Formular geschrieben wird, daneben 60 Hughes-Apparate, deren Schrift in sauberem Typendruck, wie aus der Buchdruckerpresse fix und fertig aus dem Apparate hervorgeht, und 15 andere Systeme sind in beständiger Thätigkeit. um das
regelmäßige tägliche Arbeitspensum von nahezu 20000 Telegrammen zu be-
wältigen. Das ist aber nicht Alles. Wenn die parlamentarischen Körper-
schaften in Berlin tagen — und häufig und lange genug sind wir ja mit
deren drei gesegnet — da heißt es, die Zeitungskorrespondenzen nach allen
Richtungen der Windrose befördern, damit die Bewohner der Provinz rechtzeitig
zum Genüsse der Niederschläge ans dem geistigen Dunstkreise der Parlamente kommen.
Die Anzahl der Wörter, die da abtelegraphirt werden, erreicht mitunter, wenn
gerade in bewegter Zeit die Geister besonders heftig aufeinander platzen, eine
Million; dabei sind die Stenogramme meist nichts weniger als kalligraphische
Meisterwerke; kann es da dem Beamten verübelt werden, wenn er das Tagen
der gesehgebenden Körperschaften nur mit mäßigem Interesse begrüßt, dem
Auftreten solcher Redner aber, deren Redseligkeit als chronisch bekannt ist,
mit einem gewissen Grauen entgegensieht? Zumal die Abwicklung der parla-
mentarischen Correspondenz in der Nacht erfolgen muß, deren Schrecken freilich
durch eine vorzüglich eingerichtete elektrische Beleuchtungsanlage gemildert
werden.

Das Haupt-Telegraphen-Amt steht in directer Verbindung mit 25 Stationen
des Auslandes, 584 inländischen und 96 städtischen Telegraphen - Betriebs-
stellen. Von den ersteren seien, nach Entfernungen geordnet, genannt: Wien,
Amsterdam, Kopenhagen, Brüssel, Pest, London, Paris, Christiania, Riga,
Petersburg, Mailand und Rom. Die geringste Leitungslänge dieser Auslands-
Verbindungen, diejenige zwischen Berlin und Wien, beträgt 624 Kilometer,
die größte, zwischen Berlin und Rom 1947 Kilometer. Außerdem ist aber
Berlin noch ein wichtiges Glied in der sogenannten Indischen Linie, die, von
London ausgehend, bei Emden deutsche Boden berührt und von da über
Berlin, Warschau, Hytomir, Odessa, Kertsch, Tiflis, Tauris, Teheran in
Indien eintritt und bald oberirdisch, bald unterseeisch geführt, ihren Abschluß
erst in Singapore findet. Auf dieser Linie geschah es, daß dem Schah von
Persien bei seiner Anwesenheit in Berlin das Vergnügen gemacht wurde,
sich in directe Verbindung mit seiner Hauptstadt — auf eine Entfernung von
5000 Kilometer — zu setzen und mit einem seiner Würdenträger, den man
an den Apparat citirt hatte, zu sprechen.

Die Lage Berlins im Mittelpunkte Europas macht das Berliner Tele-
graphen-Amt natiirgemäß zu einem Haupt-Factor im Welt-Telegraphen-Vertehr,
in welchem es, neben den gleichartigen Einrichtungen in Paris und London,
eine erste Stelle einnimmt, und, dank der Organisation des deutschen Tele-
graphenwesens, immer einnehmen wird.

Das Telegraphen-Amt in der Vörse.
Gleich der Betrieb des Haupt-Telegraphen-Antes einem mächtigen Strome,
der in breiten Netze majestatisch dahinfluthet, so ähnelt derjenige des Tele-

Die Telegraphie in Vrin. ^9^ 

graphen-Amtes in der Börse einem Gebirgswasser, das, dürftigem Quellengebiet entspringend, ärmlich dahinsickert, dann aber plötzlich ungeheuren Zufluß erhält, bedrohlich anschwillt, in tosender Hast weiter eilt, bisweilen sogar seine Ufer überschreitet, um dann wieder, nachdem die Hochfluth sich verlaufen hat, in seinem Unterlauf das Nild eines Wasserlaufs ohne Wasser zu bieten. Hier ist nichts fest, nichts vorauszusehen, nichts zu berechnen. Sprunghaft steigt sich aus der dem Börsianer unheimlichen Geschäftsstille oder „Flaue“, wie der ortsübliche Ausdruck lautet, in Augenblicken politischer oder kommerzieller Erregung der Börsenverkehr oft zu einer fabelhaften Höhe, um oft ebenso schnell auf das denkbar niedrigste Maß herabzusinken, die Spuren des erbitterten Kampfes in „Ach's und Krach's“ hinterlassend; sprunghaft ist der Telegraph zu folgen gezwungen. Wie weit die Grenzen auseinander liegen, in denen der telegraphische Börsenverkehr sich bewegt, ist am besten aus der Vergleichung zweier Tage des verflossenen Jahres zu ersehen: an einem heißen Fußtage, wo Alles Ruhe und Friede athmete, registrierte die Börse ihre geringste Leistung mit 3019 Telegrammen, am 9. April 1865 dagegen gingen die Wogen des Verkehrs hoch; an jenem Tage wurde die Zahl der verarbeiteten Telegramme als die höchste des Jahres mit 9053 Stück vermerkt.


Vie Telegraphische Telegramme werden demzufolge bald entnommen, in der Reihenfolge der Aufgabe geordnet und dann, je nachdem sie für die großen Börsen-Plätze bestimmt sind, auf dem Telegraphen-Amt in der Börse zu befördern, oder dem Haupt-Amte zur Weiterbeförderung zugeführt sind, in zwei Abtheilungen gemäß dem Stempel- oder Numerir-Maschine, deren sinnreicher Mechanismus so eingerichtet ist, daß ein einziger Stempeldruck genügt, jedem Telegramme die laufende Nummer, das Datum und, in Zeitabschnitten von je 5 Minuten, die Aufgabezeit aufzudrücken. Die derart gestempelten Telegramme weiden hierauf erst taxirt, d. h. mit der Wortzahl und auf Grund derselben mit der Taxe versehen; bei starkem Andrängen wird dieses Geschäft jedoch erst nach erfolgter Abtelegraphirung vorgenommen.

Die Taxierung ist nicht selten mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, da die Telegramme häufig, namentlich bei erregtem Börsengeschäfte, so unleserlich niedergeschrieben sind, daß auch die geübtesten Beamten sie nicht zu entziffern vermögen. Andererseits bildet die Art und Weise, in welcher die Börsen-Correspondenten das Capitel „Sprachwidrige Zusammenziehungen und Wortbildungen“ beständig um haarsträubende Beispiele zu bereichern streben, eine Klippe, an welcher selbst ein Daniel Sanders scheitern möchte. Das; z. B. „Russenfest“ nicht etwa ein von Russen verunstaltetes Fest, sondern die Festigkeit russischer Papiere bedeutet, kann der Verfasser dieser Zeilen ver- raten, es ist ihm auch gelungen zu ermitteln, daß „saumö“ eine Zusammen- ziehung des französischen Ausdrucks „bien mieux“ ist, aber er muß es den: Scharfsinne des Lesers überlassen, was solche Bildungen wie „Conventaccident“, „Effectelement“, „Stadttalg“ u. dergl. m. besagen sollen. Nicht frankirte Telegramme und solche, die nicht mit dem Stundungs- ftampel versehen sind, werden von der Beförderung ausgeschlossen, dagegen weiden nicht genügend frankirte Telegramme anstandslos befördert, die Fehlbeträge natürlich nachträglich eingezogen.

Nachdem die Bearbeitung der Telegramme, soweit sie dem Annahme- Beamten zugällt, beendet ist, werden die für das Haupt-Amte bestimmten Telegramme der Rohrpost zur Weiterbeförderung dahin zugeführt, die auf dem Börsen-Amte zu befördernden Telegramme dagegen mittels einer mechanischen Aufzugs-Vorrichtung in den über dem Annahmesaal gelegenen Betriebssaal geschafft und hier an die entsprechenden Apparate vertheilt. Die Abtelegraphirung erfolgt genau in der Nummerfolge beziehungsweise nach der Aufgabezeit; nur die als „dringend“ aufgegebenen Telegramme genießen den Vorrang vor allen übrigen.

Das Börsen-Amte hat keine eigenen nach außerhalb führenden Leitungen; es steht nur durch unterirdisch geführte Kabel mit dem Haupt-Amte in Ver- bindung, welches an diese Verbindungsleitungen täglich zu den festgesetzten
Zeit, die für den Börsenverkehr bestimmten Leitungen anlegt und somit die direkte Correspondenz zwischen der Berliner Börse und den auswärtigen Plätzen ermöglicht.


Die Bedienung der vorhandenen 26 Hughes- und 11 Morse-Apparate wird von 63 Beamten wahrgenommen, während die übrigen 37 Beamten der Annahme, Controle und anderen Verrichtungen obliegen.

Daß stimmtliche Apparat-Beamte bei den Anforderungen, die hier gestellt werden, der Klasse H, 1 angehören müssen, ist begreiflich, für Schwächlinge\textsuperscript{9} ist kein Platz. Der Hughes-Apparat, der dem gewandten Arbeiter Gelegenheit bietet, Erstaunliches zu leisten, ist denn auch hier das Instrument, auf dem in einem ganz kolossale Erfolge erzielt werden: Durchschnittsleistungen von 150 bis 160 Telegrammen in der Stunde gehören keineswegs zu den Seltenheiten; einzelne Matadore bringen es bis auf 170, ja sogar noch weiter! Zu berücksichtigen ist hierbei freilich, dass die Übung, im Verkehr der Börsen-Telegraphen-Aemter Bestimmungsort und Wortzahl nicht mitzutelegraphiren.

Zu berücksichtigen ist hierbei freilich, dass die Übung, im Verkehr der Börsen-Telegraphen-Aemter Bestimmungs- und Wortzahl nicht mitzutelegraphiren.

Der Abtelegmphirung der Telegramme folgt die Prüfung, die sich auf die Art der Weiterbeförderung und auf die Taxierung erstreckt. Zur Eintragung der gestundeten Gebühren sind anfangs in Frankreich 9 Beamte erforderlich. Vom Stundungsverfahren machen 214 Correspondenten Gebrauch. 88 Prozent aller aufgegebenen Telegramme werden gestundet. Die Haftsumme, die von denjenigen Börsenbesuchern, denen die Stundung zugestanden ist, bestimmungsgemäß für einen 1\textsuperscript{st} monatlichen Zeitraum hinterlegt werden muß, beträgt für einzelne Correspondenten bis 24000 Mark; die Telegramm-Gebühren, die von einzelnen Firmen in der Zeit eines Monats gezahlt werden, erreichen die Höhe von 15 000 Mark. Aus diesen Zahlen kann man auf den Umfang des telegraphischen Verkehrs schließen, der von einzelnen Banken und Finanzgrößen unterhalten wird.

Im Betriebs-Saal kommen auch die von den auswärtigen Börsen hierher gesandten Telegramme an, die nach der Aufnahme am Apparat sofort eine Treppe tiefer expedirt werden, um im Annahme-Saal, der zugleich für die Abfertigung dient, verschlossen und für die Aushändigung an die Empfänger fertig gemacht zu werden. Diese letzte Verrichtung gestaltet sich sehr verschieden.
Die Telegraphie in Berlin: 

Die gesamte Telegraphie in Berlin wird in Form von drei Teilen erbracht: 

1. Ein Teil der Telegramme wird den Adressaten in ihre Wohnungen oder Geschäftslokale gesandt, 
2. Ein anderer Teil bleibt bis 12 Uhr liegen und wird dann von den Besuchern persönlich abgeholt, 
3. Ein dritter Teil wird zum Abholen bereit gelegt. 

Die Arbeiten werden bis 12 Uhr genutzt, nach diesem Zeitpunkt erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Quittung an Börsendicner übergeben, welche die Adressaten im Saalgetümmel aufsuchen. 

Firmen machen Gebrauch von diesem Modus und stellen täglich durchschnittlich 600 Telegramme zwischen 11 und 12 Uhr ab. 

Vom 12 Uhr ab bis zum eigentlichen Nörsenbeginne erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Quittung an die Empfänger übergeben. 


Hier werden die neuesten Nachrichten und ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Stimmung der Börse mit einem Eifer erörtert, den eben nur ein Börsentundiger zu verstehen in der Lage ist; auf offener Straße werden mitunter die größten Geschäfte abgeschlossen; in dem Gewirr ist es nicht möglich, irgend eine legale Form zu erfüllen: ein Nicken mit dem Kopfe muß oft für die bedeutendsten Abschlüsse genügen; die Ansichten über Dies und Das werden in überzeugendster Weise, manchmal mit geradezu schlagenden Gründen dargethan; hier sollen endlich der hauptsächlichste Entstehungsort der so berühmt gewordenen Börsen-Kalauer sein!


Ter ganz plötzliche Einfluß politischer Ereignisse auf den Verkehr wird am besten durch die folgende, der amtlichen Quelle des Archivs für Post und Telegraphie nacherzählte Schilderung veranschaulicht. 

Die russischen Wertpapiere sind durch die Berliner Bürfe in sehr bedeutenden Mengen untergebracht; Kursrückgänge dieser Papiere und alle Vorgänge, die solche herbeiführen tonnen, verfehlen daher niemals ihre Ein-
— F kjennicke in Veilin. Wirkung auf die Stimmung der Börse. So wurde am 8. April 1885 die Börse durch die Gerüchte einer neu einzuführenden Couponsteuer beunruhigt; dies übte sofort auf den telegraphischen Verkehr bei dem Telegraphen-Amte in der Börse einen derartigen Einfluß aus, daß die Zahl der Telegramme, die sich im Jahre 1884 an jedem Börsentage auf durchschnittlich etwa 4700 beltißen hatte, an diesem Tage auf 6573 stieg. Der Schluß der Börse war besonders lebhaft, weil in Folge der Courssteigerung, welche schließlich trotz aller Gerüchte eintrat, viele Kaufaufträge nach außen gingen. An Stelle der sicher erwarteten weiteren Courssteigerung traf am 9. April früh die Nachricht von der Zusammenstöße der Russen mit den Afghanen ein und führte einen bedeutenden Rückgang der russischen Werthe und fast aller anderen Papiere herbei; an der Börse herrschte eine volkstümliche Panik, und das Telegraphen-Amte wurde mit Telegrammen überschüttet. Die Correspondenz erreichte in Folge dessen am 9. April eine noch nie dagewesene Höhe: es wurden 5630 Telegramme aufgegeben, 2980 bestellt und 443 im Durchgang bearbeitet, zusammen also 9053 Telegramme erledigt. Von diesen entfielen auf die Stunden von 7—11 Uhr Vormittag und von 4—9 Uhr Nachmittag nur 633 Stück, während die übrigen 8420 Stück in 5 Stunden, zwischen 11 Uhr Vormittag und 4 Uhr Nachmittag theils angenommen und abtelegraphirt, theils aufgenommen und bestellt werden mußten. Die Schwankungen im Laufe der einzelnen Stunden waren ziemlich beträchtlich, besonders aber war die Telegramm-Auflieferung zur Zeit des Nörsenbeginns um 12 Uhr eine ganz außergewöhnliche, denn in der ersten Viertelstunde nach 12 Uhr wurden allein 752 Telegramme, unter denen sich 554 dringende befanden, aufgegeben, also in der Minute durchschnittlich über 50 Stück. Wie groß die Aufregung und Unsicherheit war, die an jenem Tage an der Börse herrschte, ist auch daraus zu ersehen, daß das Verlangen, eben aufgegebene Telegramme zurückzuziehen, überaus häufig gestellt wurde; in 106 Fällen wurden die vor beendeter Abtelegraphirung aufgefundenen Telegramme von den Aufgebem auch wirklich zurückgezogen. Die Befürchtungen, die bei der Einführung der Börsensteuer seitens der Presse für den telegraphischen Verkehr geäußert wurden, sind nicht eingetroffen. Der verhältnißmäßig unbedeutende telegraphische Verkehr, der die Abwicklung Neiner Arbitrage-Geschäfte und das Börsengeschäft bei sehr geringen Cours schwankungen umfaßt, ist in Folge der Börsensteuer naturgemäß zurückgegangen, der allgemeine große Verkehr ist dagegen in keiner Weise beeinflußt worden. Ebensowenig ist die Ursache des tatsächlichen Rückganges der dringenden Tele gramme — von 44% im Jahre 1882 auf 35% im Jahre 1885 — in der Börsensteuer zu suchen. Der Grund dieser Erscheinung liegt lediglich darin.
Die Telegraphie in Berlin. 1.9°

daß bei der Aufmerksamkeit, welche die Telegraphen-Verwaltung dem Tele-
graphendienste auf der Börse zuwendet, die Beförderung der Telegramme so
prompt von Statten geht, daß viele Correspondenten es nicht für nöthig
halten, ihre Telegramme als dringliche aufzugeben.

Die zum Telegraphenamt gehörende Fernsprech-Einrichtung, welche an
die allgemeine Anlage angeschlossen ist, befindet sich in den unter dem Börsen-
saale gelegenen Räumen. Von der Mitte des Saales führt eine breite Treppe
auf einen breiten Gang, an dessen Seiten sich 28 Fernsprechzellen zur Be-
nutzung für Theilnehmer befinden. Am Eingänge sind zwei für Beamte be-
stimmte Zellen vorhanden. Die daselbst aufgestellten Apparate stehen mit den
Correspondenten-Zellen und mit den verschiedenen Vermittelungs-Aemtern in
Verbindung. Eine der Zellen ist besonders für den Fernsprechverkehr mit
Magdeburg eingerichtet.

Die Benutzung der Fernsprech-Einrichtung steht jedem Börsenbesucher
frei. Die Gebühr für eine einmalige Benutzung auf die Dauer von fünf
Minuten beträgt 70 Pf. (wovon die Börsen-Verwaltung 20 Pf. für sich
in Anspruch nimmt), für eine Verbindung mit Magdeburg 1 Mk.
Es werden durchschnittlich im täglichen Verkehr, der sich auf die Zeit
zwischen 12 und 3 Uhr beschränkt, 800 Verbindungen innerhalb der Stadt
und etwa zehn mit Magdeburg hergestellt. Dies und die börsentägliche Durch-
schnittsleistung von 5700 Telegrammen sind die Rechtstitel, mit denen das
Telegraphen-Amt in der Berliner Börse seine Bedeutung für Handel und
Verkehr der Reichshauptstadt geltend macht.

Hil.

Stadt>Telegraphie und Rohrpost.

Wer wundert sich heute noch darüber, wenn er die Straßen Berlins
durchwandert, daß ihm an jedem der 100 Postschalter der Hauptstadt Gelegen-
heit geboten ist, Telegramme aufzugeben, und daß der Beamte, der ihm ein
Telegramm abnimmt, gleichviel ob daselbe als Wohnungsangabe des Adressaten
eine Straße der Hauptstadt des Deutschen Reichs oder derjenigen von Neu-
Süd-Wales trägt, nach Feststellung der Wortzahl ohne Weiteres die Be-
förderungskosten anzugeben im Stande ist! — Und doch ist kaum ein Menschen-
alter vergangen, als die Frage noch nicht entschieden war, ob die wenigen
vorhandenen Telegraphen-Linien überhaupt der Benutzung durch das Publikum
freigegeben werden sollten, und als dies geschehen war, da bot es noch lange
Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, die Gebühren für Telegramme nach ent-
fernteren fremden Ländern zu ermitteln. Diejenigen, die zu jener Zeit
Telegramm-Verkehr mit dem Auslande unterhielten, mögen sich noch erinnern,
dafs man bei dem Versuche, die Gebühren zu berechnen, in ein Labyrinth
geriet, in dessen verschlungenen Gängen allenfalls der Beamte nach eingehendem
Nachdem Preußen im Jahre 1849 zuerst von allen Ländern des festländischen Europas die Telegraphie, die vorher ausschließlich Staatszwecken diente, dem Publikum zugänglich gemacht hatte (die gesehgebende Versammlung der allzeit an der Spitze der Civilisation marschirenden französischen Nation debattirte über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel für Frankreich noch im November 1850), traten die 25 Telegraphen-Stationen der Monarchie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit hervor. Während sie bis dahin, für ihre Beschäftigung auf Haupt- und Staats-Actionen angewiesen, ein ziemlich be schauliches Dasein geführt hatten, ging es jetzt in ihren Räumen lebhafter zu, die Gesellschaft, die ein- und ausging, wurde gemischt, gleichwie der Inhalt der abgehenden und ankommenden Depeschen.

Berlin hatte um jene Zeit etwa 400 000 Einwohner, die ein ruhiges, selbstgenügsilmes Leben führten und jedenfalls nicht daran dachten, daß ihre gute Stadt in wenigen Jahrzehnten eine Vergleichung mit den prunkhaften, reizvollen Hauptstädten der anderen Reiche nicht würde scheuen dürfen. Den Stadt-Verkehr, soweit es sich um den Austausch von Nachrichten handelte, vermittelte die Stadtpost und, in besonders eiligen Fällen, ein Dienstmanns-Institut von jenem Eckensteher-Typus, dem der Genius der Dichtung Unsterblichkeit gesichert hat. Die Stadtpost, obwohl vorzüglich organisirt, konnte nicht viel mehr thun, als die ihr übergebenen Briefe prompt befördern, sie versorgte aber ihre Dienste in solchen Fällen, wo man eine Antwort unverzüglich haben wollte, und es blieb dann nichts anderes übrig, als einen expressen Boten anzunehmen. Ter Eckensteher indessen bot keine unbedingte Gewähr für solide Ausführung des Auftrages, denn Nante liebte den Ort, wo man einen Guten schänkt, und trennte sich nur schwer von ihm. Unter diesen Verhältnissen trat die Telegraphie als erstes Mittel des Schnellverkehrs auf den Plan, indem die Central-Telegraphen-Station in der Französischen Straße dem Publikum ihre Pforte öffnete. Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß die neue Art der Nachrichten-Be fördерung noch geraume Zeit, nachdem sie der allgemeinen Beninnung erschlossen war, weit davon entfernt blieb, einen voltsthümlichen Charakter anzunehmen, und daß daran in erster Linie die ungemein hoch bemessenen Beförderung - Gebühren Schuld waren. So wie dieser Umstand die Ausbreitung der Telegraphie im Allgemeinen hinderte, so ließ er im Besonderen die Stadt-Telegraphie in Berlin nicht aufkommen; dazu kam noch, daß bei den damaligen Verhältnissen Berlins ein eigentliches Bedürfnis für einen besonderen Nachrichten-Schnellverkehr tatsächlich nicht vorhanden war. Im Oktober 1861 wurde zwar eine Telegraphen-Station im königlichen Palais eingerichtet und durch Kabel mit der Station in der Französischen Straße
Die Telegraphie in Airlin. ^99


Ten Mittelpunkt bildete die Central-Station in der Französischen Straße 330. Sie stand durch unterirdisch geführte Kabel mit den Zweigstationen in Verbindung, die, auf 25 vermehrt, über die ganze Stadt und deren nähere Umgebung einschließlich Charlottenburg vertheilt waren. Die gesammte Correspondenz mußte über die Central-Station gehen, dies geschah jedoch meist in der Weise, daß die letztere durch eigens zu dem Zwecke aufgestellte Vorrichtungen — Umschalter genannt — die Zweigstationen, welche Tepeschens auszutauschen hatten, direct mit einander verband.

Die (einschließlich der Centrale) 26 Stadt-Telegraphen-Stationen versorgten zuletzt 1874 ein Gebiet von 59,25 Quadratkilometern mit 826 341 Einwohnern (jetzt stehen außer den jüngst eröffneten Verkehrsmittei. Rohrpost und Fernsprecher, den 1 320 000 Einwohnern allein 90 Telegraphen-Betriebsstellen zur Verfügung), so daß eine Telegraphen-Station auf 2,3 Quadratkilometer und 31 782 Einwohner entfiel. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob man sich mehr über die Geringfügigkeit des Verkehrs oder über die Genügsamkeit der Bevölkerung wundern soll. Allerdings fehlte es nicht an Anträgen aus den Kreisen des Publikums auf Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen, aber in der Begründung derselben war seitsamerweise nie das Bedürfnis nach erweiterten Verkehrs-Einrichtungen in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr nur die Notwendigkeit, die Bestellbezirke der einzelnen Stationen kleiner zu machen, da ein solcher von mehr als 2 Quadratkilometer Ausdehnung (an der Peripherie der Stadt gab es Bezirke von mehr als dem doppelten Umfange) für eine Station zu groß fei, als daß Verzögerungen bei der Bestellung der Telegramme vermieden werden könnten. So lange der Verkehr sich in normalen Bahnen bewegte, mochte es angehen, wenn aber plötzlich außergewöhnlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen war, was dann? — Dazu krandte die Telegraphie im
200 F. Hennicke in Verlin.
Allgemeinen und die Stadttelegraphie im Besonderen um einem Uebel, das
ihre Entwickelung ernstlich beeinträchtigte und ihr Gedeihen nach der technischen
wie namentlich nach der finanziellen Seite hin hemmte, und das war —
der Tarif. War er früher zu hoch gewesen, so erwies er sich seit — wir
wollen nicht sagen als zu niedrig, aber jedenfalls als irrational. Der Ein-
heitssatz für das einfache Stadttelegramm (20 Wörter) betrug 2/>^ Sgr.-,
d. i. 25 Pf. Die Taxeinhalt von 20 Wörtern war zu hoch, sie ging
erheblich über das durchschnittliche Bedürfnis; der Länge eines Telegramms
hinaus, die Gebühr von 21/2 Sgr. aber war zu niedrig, sie deckte nicht die
Selbstkosten der Verwaltung, so daß also eine Zunahme der Telegramme
nur zur Entstehung eines Deficits bz. der Steigerung desselben führen konnte.
Das Publikum aber hielt an dem ihn durch Festsetzung der Taxeinhalt von
20 Wörtern gewährleisteten Rechte unverbrüchlich fest. Hatte der Aufgeber
eines Telegramms seinen eigenen Zweck z. B. mit 12 Wörtern erfüllt,
er hätte es für ein Verbrechen gegen seinen Geldbeutel gehalten, wenn er die
ihm noch zustehenden 8 Worte dem Staate hätte schenken sollen. Und flugs
wurde einer jener hochwichtigen Zusätze gemacht, etwa in folgender Form:
„Ihnen und ihrer lieben Gemahlin herzlichste aufrichtigste Glückwünsche",
oder ähnlicher Nonsens, nur um die klaffende Lücke auszufüllen und das
Bewußtsein in der Brust zu tragen, für das gezahlte Geld die volle Leistung
erhalten zu haben.
Es ist nicht das geringste Verdienst des General-Postmeisters Dr. Stephan,
dß er durch Einführung der Worttaxe den Telegraphen-Tarif auf eine ein-
fache und vernunftgemäße Grundlage gestellt hat. Die Wirkungen der
grundstürzenden Neuerung, die mit dem 1. März 187L in Kraft trat,
außerten sich schon im Laufe eines Jahres darin, daß die Durchschnittswort-
zahl eines Telegramms, die bei Anwendung des früheren Tarifs 18,3 Wörter
betragen hatte, nach Einführung des Worttarifes auf 13,3 sank. d. h. die
Länge des Telegramms hatte sich um 27½/a vermindert. Damit war der Be-
trieb von viel überflüssiger Arbeit entlastet, der Vertriebs-Mechanismus wesent-
lieh erleichtert worden.
Für ein Stadt-Telegramm wurden seitdem erhoben — die sogenannte
Grundtaxe, eine feste Gebühr von 20 Pf. und für jedes Wort 2 Pf.
(seit dem 1. Juli d. i. unter Wegfall der Grundtaxe: 3 Pf. für das
Wort, zum mindesten aber 30 Pf. für das gewöhnliche Telegramm.)
Gleichzeitig hatte auch in Folge der am 1. Januar 1876 erfolgten
Wiedervereinigung der Telegraphie mit der Post eine bedeutende Ver-
merung der Stadt-Telegraphen-Stationen insofern stattgefunden, als die
meisten der zahlreichen Stadt-Postanstalten durch neue Kabelleitungen an die
nunmehr „Haupt-Telegraphen-Amt“ genannte Centralstelle angeschlossen und
für den Telegraphendienst eingerichtet worden waren, aber inzwischen hatten
sich in Berlin Wandlungen vollzogen, die es der Stadttelegraphie, soweit
darunter eine Uebermittlung von verabredeten Zeichen auf elektrischem Wege
Die Telcgrafic in Verün. — 20
verstanden wird, endgültig unmöglich machten, im Verkehr der Hauptstadt eine
erste Rolle zu spielen.

Ter mächtige Aufschwung, den Berlin seit Mitte der sechziger Jahre
genommen hatte, war für die maßgebenden Kreise schon Veranlassung gewesen,
durch Vergrößerung der Stadt-, Post- und Telegraphen-Anstalten den wachsenden
Bedürfnissen entgegen zu kommen. Die Vergrößerung der zur Hauptstadt
des Norddeutschen Bundes gewordenen Stadt und die Zunahme an Bewohnern
gingen zwar ungewöhnlich schnell vorwärts, aber immerhin genügte die Art
der vorhandenen Verkehrs-Einrichtungen, es kam nur darauf an, jeweils ihre
Zahl zu vermehren; als aber nach dem deutsch-französischen Kriege die neue
Reichshauptstadt beängstigend schnell wuchs und sie den Weg bis zur Welt-
stadt in einigen kühnen Sprüngen zurückzulegen« sich anschickte, da sah sich der
Schnellverkehr einer Aufgabe gegenüber, die weder durch vermehrte Bestell-
Einrichtungen seitens der Post, noch durch die Stadt-Telegraphie gelöst werden
konnte. Es bedurfte eines neuen Mittels, welches die schneidige gleich-
zeitige Beförderung einer größeren Zahl von Sendungen ermöglichte, im
Gegensah zur Beförderung auf elektrischem Wege, bei der jede Sendung für sich,
Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, übermittelt werden muß. Dem hervor-
getretenen Bedürfnisse begegnete der General-Postmeister Dr. Stephan dadurch,
dazu im Jahre 1875 die Einrichtung der „Rohrpost“ in Berlin an-
ordnete.

Bei der Anlage von Röhrensträngen für pneumatische Beförderung von
Sendungen, d. h. durch Luftleere und Luftdruck unterscheidet man das Radial
und das Polygonsystem. Bei dem erstehen, das gegenwärtig in Berlin
angewendet wird, laufen alle Röhrenstränge strahlenartig in einem Mittel-
punkte zusammen, über welchen sämtliche Züge der Zweigstationen gehen
müssen, während bei dem Polygonsysteme, das früher hier Anwendung
fand, der von einer Hauptstation ausgehende Röhrenstrang eine Anzahl
anderer Stationen berührt und dann wieder zur Hauptstation zurückkehrt. Der
Mittelpunkt der Rohrpost befindet sich da, wo das Herz des gesamten
telegraphischen Lebens in Berlin zu suchen ist, in dem Häuser-Complexe, der
von den Gebäuden Französischerstraße 33, Lägerstraße 43 und dem ents-
prechenden Theile der Oberwallstraße eingeschlossen wird. Von da aus gehen
vier Hauptstränge nach den vier Himmelsgegenden und versorgen mit Hilfe
einiger Seitenlinien sämtliche Stadtgegenden Berlins und Umgegend. In
den 1 Meter tief unter dem Straßenpflaster eingebetteten eisernen Röhren
von 65 Millimeter Weite bewegen sich mit der Geschwindigkeit von durch-
schnittlich 1000 Meter in der Minute Büchsen aus getriebenem Stahlblech,
von denen jede etwa 20 Sendungen — Telegramme, Rohrpost-Briefe und
Karten — aufnehmen kann und die zu 10 oder 12 hintereinander geordnet
je einen Zug bilden. Die treibende Kraft wird auf acht Maschinenstationen
vorbereitet, deren jede mit zwei Dampfkesseln und zwei Dampfmaschinen aus-
gerüstet ist; jede Dampfmaschine treibt eine Luftdruck- und eine LuftverdünnmI
"lure im> 2<:d. XXVIII . . >3. 14
F. Hennicke in Verliu,
Pumpe. Tic auf den Maschinenstationen aufgestellten Luftbehälter — große Kessel aus Eisenblech — stehen einerseits mit den Luftpumpen, andererseits mit den Röhren in Verbindung, und die Einrichtung ist so getroffen, daß entweder verdichtete Luft aus den Behältern in die Röhren (Luftdruck) oder verdichtete Luft aus den Röhren in die Kessel strömt (Luftleere).

Durch Signale, die auf elektrischem Wege erzeugt werden, erhält der Beamte des Rohrpost-Amtes die Mittheilung, daß ein Zug nach seinem Amt abgelesen ist. Gleich darauf belehrt ihn ein dumpfer Schlag, daß die Büchsen in die Empfangskammer seines Apparates eingelaufen sind. Er öffnet die letztere, nimmt die Büchsen heraus, behält diejenigen, die die Nummer seines Amtes tragen, ordnet die übrig gebliebenen nebst den neuen von ihm selbst vorbereiteten Büchsen zu einem neuen Zuge, den er dem nächsten Amt zuschickt, nachdem er ebenfalls ein Benachrichtigungssignal vorausgesandt hat.


Mit der Rohrpost werden ferner alle dem Haupt-Telegraphen-Amt von auswärts zugehenden Telegramme denjenigen Stadt-Verkehr-Anstalten zugeführt, in deren Bestellbezirken die Adressaten wohnen, wodurch das Bestellgeschäft wesentlich beschleunigt wird; umgekehrt benutzen die Stadtstatioen die Rohrpost, um die bei ihnen aufgegebenen nach auswärts gerichteten Telegramme dem Hauptamt zu übermitteln.


Erinnerungen an Leopold von Ranke.

von

Georg Vinter.

Marburg. —

s Ranke vor einem halben Jahre in alter Frische und Rüstigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feierte, und als dann zugleich das Erscheinen eines weiteren Bandes seiner „Weltgeschichte“ von Reuem glänzendes Zeugnis; dafür ablegte, daß sich der greise Forscher noch im Vollbesitz seiner großartigen geistigen Elasticität und Schaffenskraft befinde, da begannen selbst skeptische Naturen der Hoffnung Raum zu geben, daß es dem Altmeister noch vergönnt sein werde, das in hohem Alter begonnene großartige Werk zum Abschluß zu bringen oder wenigstens bis zu jener Epoche fortzuführen, über die wir durch seine früheren Werke eingehend in Bezug auf seine universale Auffassung unterrichtet sind: bis zum Zeitalter der Reformation. Nun ist es doch anders gekommen: noch war er trotz seines hohen Alters erfüllt von großen und weit aussehendeu wissenschaftlichen Plänen, mit deren Ausführung er fast bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigt war, noch glaubte er selbst mit der „Weltgeschichte“ seine wissenschaftliche Arbeit, die er als eine Art religiöser Mission auffaßte, nicht erschöpft, da wurde er uns mitten aus seinem rüstigen Schaffen heraus entrissen. Wohl mußte man fèl Jahren schon auf sein Dahinscheiden gefaßt sein; denn nicht nur hatte er die dem Menschen im Großen und Ganzen gesetzte Lebensgrenze schon um ein Beträchtliches überschritten, sondern er war auch in den letzten Jahren wiederholt von ernsten Leiden heimgesucht worden, die ihn eigentlich niemals vollkommen verlassen haben; aber nun, da, was man schon seit lange, ohne es sich recht gestehen
Erinnerungen an Leopold von Ranke, 205
zu wollen, fürchtete, eingetroffen ist, empfinden doch alle, welche dem großen Manne nahe standen, den Schmerz um seinen Hingang eben so lebhaft, als wenn sein Tod ein jährer und plötzlicher gewesen, als wenn es nicht ein Neunzigjähriger wäre, den das unerbittliche Geschick seiner unermüdlichen Thätigkeit entrissen hat. Aber nicht auf die, welche durch Bande persönlicher Art mit dem Verstorbenen verbunden waren, ist die Trauer um das Hinscheiden eines Mannes von der giestigen Bedeutung Rankes beschränkt, sie erstreckt sich auf sein ganzes Volk, auf die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; denn alle Cultnrationen der Gegenwart, selbst unser westliches Nachbarvolk nicht ausgenommen, erkennen willig an, daß in Ranke der größte Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts dahingegangen ist. Ter Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, muß als ein so gut wie unersetzlicher bezeichnet werden; denn wenn es Ranke auch wie wenigen vergönnt gewesen ist, seine wissenschaftlichen Resultate in einer literarischen Thätigkeit von schier unvergleichlicher Fruchtbarkeit zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wenn dadurch seinen Schöpfungen eine Wirkung für unabschätzbare Zeit gesichert ist, so wäre doch der Gewinn, welchen seine epochamachenden Arbeiten der Wissenschaft gebracht haben, ein noch ungleich größerer gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem historischen Lehrgebäude durch die Vollendung der „Weltgeschichte“ gleichsam die Itone aufzusetzen, demselben die nothwendige Ergänzung und den einheitlichen Abschluß zu geben. Wer Rankes Werke mit Aufmerksamkeit und Verständniß liest, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft fein, daß sie alle von einer universalen, das Ganze der menschlichen Entwicklung unerschöpflich-Auffassung durchzogen sind, daß das Bestreben des Meisters, auch wenn er einen räumlich wie zeitlich beschränkteren Gegenstand behandelte, doch immer darauf gerichtet war, auch in dem Besonderen das Allgemeine zu klarer Anschauung zu bringen und durch die Gesamtheit seiner Arbeiten die Summe des großen Werdepordes der Cultur der Menschheit verständlich zu machen.
Gerade diese Universalität seiner Auffassung, die auf einer unvergleichlich umfassenden und tiefe Kenntniß der Gesamtheit des geistigen Lebens aller Nationen der Culturwelt beruhete, ist es gewesen, welche seinen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge gegeben und sie hoch hinaus gehoben hat über alle die großen Leistungen, welche die historische Specialforschung unserer Zeit an's Licht gebracht hat. Eine ganze Fülle überraschender und großartiger Gedanken über die der Weltgeschichte immanenten Ideen, durch die der Fortgang der Culturarbeit bedingt wurde, sind in allen seinen Werken verstreut; und da die Geschichtschreibung, wenn sie, wie bei ihm, universalen Gesichtspunkten folgt, in innigstem und lebendigstem Zusammenhang mit allen philosophischen Fragen, welche das menschliche Leben bewegen, steht, so wird man nicht leicht ein philosophisches Problem finden, welches nicht direkt oder indirekt von Ranke in längerer oder gedrungenener Form behandelt worden wäre. Ein jüngerer
206 Georg Winter in Marburg.

*) Vgl. die Note am Schluß dieser Abhandlung.

Aber nicht nur bei solchen einzelnen und außerordentlichen Veranlassungen hat sich diese seine wunderbare Kraft des Geistes über den Körper gezeigt; die ganze Art, wie er in den letzten 1/2 Jahrzehnten seiner Lebens ungeachtet seiner unausgesetzten und angestrengten Arbeit obgelegen hat, legt bereites Zeugniss dafür ab. Daß Ranke eben in den Jahren, in welchen er sich einer wohlverdienten Ruhe zu erholen gewöhnt ist, eine ganz besondere Fruchtbarkeit entwickelt hat, daß eine ganz Reihe der glänzendsten Offenbarungen feines
208 Georg Winter in Marburg,
Genius das Licht der Welt erblickt hat, nachdem er schon das siebenzigste
Lebensjahr überschritten hatte, dann ist die Welt durch die schnelle Aufein-
anderfolge jener Werte selbst unterrichtet worden; seine Schaffenskraft ist zum
Gegenstand allgemeiner und ungeheilter Bewunderung geworden, die ihnen
Gipfelpunkt erreichte, als Nante im fünfundachtzigsten Lebensjahre mit dem ersten
Bande einer im größten Stile angelegten Weltgeschichte hervortrat. Minder
bekannt aber dürfte es in weiteren Kreisen sein, unter wie außerordentlich
erschwerenden äußeren Umständen sich diese reiche Geistestätigkeit entfaltete.
Ranke durfte seit fünfzehn Jahren selbst weder lesen noch schreiben. Das
gesamte ungeheure Material, welches er in seinen Werken benutzte, ver-
arbeitete und zum Theil mit minutösster Genauigkeit analysirte, mußte ihm
von dritter Seite durch Vorlesen zugeführt werden, während er dann Alles,
was er schuf, dictirte. Er arbeitete, da eine jüngere Kraft der angestrengten
Thätigkeit des Greises nicht zu folgen vermochte, stets mit zwei Assistenten, deren
einer des Mornens, der andere des Abends 4 — 5 Stunden ihm zur
Seite war.
Der Grund war nicht etwa eine völlige Erblindung; im Gegentheil
erstrahlte sein großes, blaues, geistvolles Forscherauge, welches Kaulbach mit
vollem Recht das Auge des alten Fritz genannt hat, noch in vollem, Hellem
Glanz und konnte, wenn der tiefe Denker lebhaft zu sprechen anfing und
von gewaltigen Gedanken völlig durchdrungen war, in einem Feuer leuchten,
das jedem unvergleichlich sein wird, der es einmal aufblitzen sah. Aber die
Sehkraft war doch durch die jahrzehntelangen angestrengten Studien so weit
geschwächt worden, daß die größte Schonung unbedingt geboten war. Nicht
einmal Briefe hat er in den letzten Jahren selbst geschrieben: auch sie wurde
dem Assistenten in die Feder dictirt; nur seinen Namen und in Briefen an
besonders vertraute Freunde einen kurzen Gruß hat er hie und da noch
eigenhändig geschrieben.
Es läßt sich dem Laien nur schwer anschaulich machen, was es gerade
für den Historiker bedeutet, bei seinen Arbeiten auf den Gebrauch des eigenen
Auges zu verzichten. Nur ein Geist von der großartigen Spannkraft und
der fast wunderbar zu nennenden Gedächtniskraft Rankes konnte diesen
Schwierigkeiten gewachsen sein. Die Übereinstimmungen und die kleinsten
Abweichungen der vorliegenden, zumeist noch dazu in fremden Sprachen ab-
gefassten Quellen bei bloßem Zuhören herauszufinden und zu erklären, wobei
es zumeist auf philologische Akribie in der Auffassung und Deutung einzelner
Worte und Redewendungen ankommt, die kritische Analyse ganzer Quellen-
gruppen mit voller Sicherheit vorzunehmen, ohne die einzelnen Quellen gleich-
zeitig vor Augen zu haben, dazu gehörte in der That eine Fassungsgabe,
eine gleichsam intuitive Befähigung zur Erkenntnis; des Wesentlichen, wie sie
nur wenigen Sterblichen verliehen ist. Diese Kenntnis der Arbeitsmethode
Nantes in seiner letzten und fruchtbaren Lebenspoche gehört in der That
dazu, um die Größe seiner einzigartigen Begabung voll und ganz zu ermessen.
Erinnerungen an Leopold von Ranke. 2NH


Georg Winter in Marburg.

Tetaiuntersuchung doch nur als eine Vorstufe betrachtet werden dürfe. Es war derselbe Geist universalen Auffassens und Verstehend den wir in seinen Werten bewunderten, der uns auch aus dieser Rede entgegentönte, die auf uns Alle einen großartigen Eindruck hervorbrachte.


Daß ich ein zwar nicht eben hohes, aber für einen jungen, noch nicht von der Hochschule entlassenen Mann doch immerhin auskömmliches Gehalt erhalten sollte, erschien mir als eine zwar willkommene, aber unverdiente Zugabe zu dem größeren geistigen Gewinn, der mir aus meiner Stellung erwachsen würde. Ich mußte mich — wie gern that ich's — verpflichten, mindestens ein Jahr lang bei ihm zu bleiben. Im Uebrigen dauerte unsere Verhandlung nicht allzu lange: am nächsten Sonntag — denn Ranke kannte in feiner Arbeit keinen Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen — sollte ich meine Thätigkeit beginnen, nachdem mich mein Vorgänger einigermaßen in dieselbe eingeführt haben werde. Vor dem Schlüsse dieser ersten längeren Unter- redung, die ich mit ihm hatte, trat dann noch eine seiner kleinen Eigenheiten zu Tage, die mir noch später manche kleine Sorge verursacht hat. Ranke fragte mich nämlich, ob ich Tabal rauche; er schien die Bejahung dieser Frage vorausgesetzt oder vielmehr dem Tabaksgeruch meiner Kleider entnommen zu haben; denn er fügte gleich hinzu: „Können Sie sich das nicht abgewöhnen? Ich kann den Geruch des Tabaks absolut nicht vertragen.« Ich war über diese Frage einigermaßen erstaunt, versprach ihm aber, das Rauchen zwar nicht mir völlig abzugewöhnen, was mir sehr schwer geworden wäre, aber doch möglichst einzuschränken, vor Allem aber nie in der Zeit unmittelbar vor unserer gemeinsamen Arbeit — 9*/2—2 Uhr Vormittags — zu rauchen. Obgleich ich dieses Versprechen mit Rücksicht auf den hochverehrten und auch in feinen Eigenheiten zu schonenden Mann treulich gehalten hätte, hat mir mein Tabakgenüß doch noch manche« kleinen Verdruß gebracht. Denn Ranke
Erinnerungen an Leopold von Ranke. 2^c

war gegen diesen Geruch so außерordentlich empfindlich, daß er ihn selbst dann
an meinen Kleidern wahrnahm, wenn ich Stunden lang vorher nicht geraucht
hatte. Es blieb schließlich nicht übrig, als mir einen besonderen Rock in
Rankes Haus zu hängen und denselben stets anzuziehen, bevor ich mich in
das Arbeitszimmer hineinbegab. Tiefe wunderliche Eigentümlichkeit ließ
überragend Ranke nicht nur mir gegenüber hervortreten — dann hatte sie
vielleicht etwas Verletzendes gehabt — sie war ihm so zur zweiten Natur
geworden, daß er zuweilen sogar die Rücksichten gesellschaftlicher Höflichkeit,
auf die er sonst streng zu halten pflegte, außer Acht ließ. Ich erinnere mich,
daß er mir einmal gesagt, er begreife gar nicht, wie ein
gemütshaller Mensch in Gottes freier schöner Natur mit einer Cigarre im
Munde uninhörennden könne. Ihm werde immer seine ganze poetische
Stimmung geraubt, wenn er in den herrlichen Gängen des Thiergartens luft-
wandelte und dann immer und immer wieder so prosaischen Menschen begegne,
welche die köstliche Luft mit ihrem Tabaksrauche verdüsten.
Toch habe ich lange genug bei dieser kleinen Äußerlichkeit aufgehalten;
sie gehörte eben zu jenen kleinen Eigenheiten, die Männern in vorgeschrittenen
Jahren anzuhaften pflegen und an die man sich gewöhnen muß. Andere
ähnliche kleine Launen haben oft zu den ergötzlichsten Szenen Veranlassung
gedacht.

Jetzt aber wolle ich der freundliche Lefer in die eigentlichen Arbeits-
räume begleiten, die ich bald darauf zum ersten Male betrat. Am ersten
Tage war mein Vorgänger noch einmal erschienen, um eine kleine begonnene
Arbeit zu beenden; ich wurde angewiesen, mich einstweilen während einiger
Stunden in der Bibliothek zu orientiren. Das war nun freilich ohne besondere
Anleitung leichter gesagt als gethan. Rankes Bibliothek war resp. ist nach dem
Urtheil von Kennern die größte und werthvollste Privatbibliothek, die in Deutschland
erstirrt. Sie füllte schon damals fünf größere, der Raum der Wohnung
vollständig an, obwohl sie in den vom Boden bis zur Decke reichenden und
nicht nur an den Wänden, sondern auch in der Mitte der Zimmer stehenden
Repositorien so dichtgedrängt aufgestellt war, daß oft zwei und drei Reihen
Bücher hintereinander standen. Erschwerte dies schon außerordentlich die
Übersicht, so wurde eine solche dadurch vollends unmöglich, daß die Bibliothek
sich in einer Unordnung befand, die sich kaum beschreiben läßt. Zwar hatte
jeder der Assistenten versucht, ein wenig Ordnung in dies Chaos hineinzubringen,
aber da dieselben — mit Ausnahme eines Dr. Wiedemann — in
der Regel nur ein bis höchstens zwei Jahre bei Ranke verblieben, dann aber
in irgendeine feste Stellung hineingingen, so war es vor lauter Anfängen
2^2 Georg Winter in Marburg.
und Ansahen zu einer Ordnung nicht gekommen. Außerdem aber sollte ich
bald genug erfahren, aus welchem Grunde gegenwärtig eine solche überhaupt
nicht durchgeführt werden konnte. Zunächst aber befand ich mich allein einer
Bibliothek gegenüber, die schon damals auf etwa 20—25 000 Bände geschätzt
wurde. Daß da von einer auch nur oberflächlichen Orientierung gar nicht
die Rede sein konnte, zumal die einzelnen Abteilungen durch nichts äußerlich
kenntlich gemacht waren, liegt auf der Hand. Erst später sollte ich erfahren,
welch reiche Schätze diese Sammlung enthieilt.
Damals war ich sehr froh, als ich meine nur vergeblichen Orientierungs-
versuchen entrissen und nun endlich in das eigentliche Arbeitszimmer citirt
wurde, wo Ranke meiner bereits wartete. Auch hier waren alle Wände vom
Fußboden bis zur Decke von gestalteten Bücherrepositorien verdeckt; was meine
Aufmerksamkeit aber naturgemäß am meisten fesselte, war der in der Mitte
des Zimmers stehende mächtige Arbeitstisch, der mit Papieren und zum Hand-
gebranch bestimmten Büchern vollkommen bedeckt war; daneben stand dann
ein kleinerer einfacher Tisch, auf dem die Schreibutensilieu standen und auf
dessen beiden Seiten hier Ranks großer lederner Armssessel, dort der für
mich bestimmte Arbeitsstuhl standen. Wir saßen einander also, um einer
den anderen leichter verstehen zu können, unmittelbar gegenüber, wenn Ranke
nicht, wie er namentlich beim Tictiren zu thnn pflegte, nüt dem Rücken an
den Arbeitstisch oder seinen Sessel gelehnt, stand. Die Arbeit begann an
jenem ersten Tage sofort mit einem längeren Tictat, in welchem Ranke auf
Grund der mit meinem Vorgänger betriebenen Borarbeiten den Entwurf eines
interessanten Abschnittes aus dem Leben Friedrich Niheims IV., sogleich in
vollendet abgerundeter Form fixirte. Das Nachschreiben nach dem Tictat
eines freischaffenden und von seinen Gedanken völlig ergriffenen und durch-
drungenen Geistes war nnn keineswegs so leicht, wie man anzunehmen geneigt
ist und wie ich selbst vorher angenommen hatte. Strömten Ranke, wie das
meist der Fall war, die Gedanken in großer Fülle und Schnelligkeit zu, so
pflegte er zu vergessen, daß es unmöglich ist, ohne sich der Stenographie zu
bedienen, ebenso schnell zu schreiben, als gesprochen wird. Mit der ihm
eigenen Lebhaftigkeit sprudelte er dann die Worte förmlich hervor, und da
er leise und zuweilen in Folge der mangelnden Vorderzähne sehr undeutlich
sprach, so war es oft unmöglich, ihm zu folgen. Auf der anderen Seite aber
war er natürlich im höchsten Maße ungeduldig, ja unglücklich, wenn man ihn
in seinem Gedanken- und Redefluß unterbrach. Wie oft hat er dann nicht
sein Schicksal beklagt, daß er gezwungen sei, auf solche Art zu arbeiten, aber
er versäumte nie hinzuzufügen, daß das ja. nicht etwa ein Vorwurf für mich
sein solle, sondern daß diese Schwierigkeiten eben in der Natur der Sache
begründet seien. In der Regel habe ich es später dann vorgezogen, ihn
nicht zu unterbrechen, sondern lieber, wenn ich ihn nicht genau verstanden
hatte, einstweilen eine kleine Lücke zu lassen, die ich nachträglich nach dem
Sinne ergänzte. Ich durfte dies ohne Bedenken thau, da ich wußte, daß do5

2. Georg Winter in Marburg.

klinnungen an leopold von Rante. 2^5
Gelang es mir aber ausnahmsweise doch einmal, ihn auf irgende eine Notiz
aufmerksam zu machen, die er übersehen hatte, so war er voll des Dantes,
wie er denn überhaupt jeden selbständigen Einwand, den man ihm etwa auf
Grund eigener Studien machte, gem berrücksichtigte und dankbar annahm;
nur dürfte man natürlich solche Einwände nicht, wie ich das anfangs wohl
aus Unerfahrenheit that, während des Tictats selbst vorbringen, da er
dann ans dem Zusammenhange seines Gedankenganges gebracht zu werden
fürchtete.
Die Materialien, welche er für die Bearbeitung der Biographie Friedrich
Wilhelms IV. zu Rathc zog, betrafen namentlich zwei Punkte, welche seine
besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Erziehung Friedrich
Wilhelms, über welche die aus dem schriftlichen Verkehr der Königin Louise
mit dem Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, erwachsenen Acten ihm vor-
lagen, und die Einberufung des ersten allgemeinen Landtags im Frühjahr 1847.
Hierüber benützte er namentlich die Berichte, welche die Theipicidten der
verschiedenen Provinzen über den Eindruck, welchen das Ncrufungsperatent
bei der Bevölkerung gemacht habe, an die Staatsregierung erstatteten. Durch
diese sehr eingehenden Berichte, deren einzelne den Umfang kleinerer Denk-
schriften hatten, wurden ihm seine eigenen Beobachtungen aus jenen Tagen
besonders lebhaft in's Gedächtnis; zurückgerufen, und er pflegte dann, während
ich ihm die Acten vorlas, hier und da eine dieser Erinnerungen einzuflechten.
Eine dieser kleineren Erzählungen ist mir besonders lebhaft im Gedächtnis; ge-
blieben und verdient vielleicht hier mitgetheilt zu werden».
Um den kleinen Vorfall ganz zu verstehen, muß man sich vergegen-
wärtigen, daß Ranke seiner politischen Auffassung nach, wiewohl er am Getriebe
der Parteien so gut wie niemals activen Antheil nahm, doch zweifellos eine
conservitioe Natur war: nicht als ob er für die Berechtigung der liberalen
Idee kein Verständniß gehabt hätte; wer, der seine Werke auch nur flüchtig
gelesen, seine Darstellung der englischen Verfassungstämpe studirt hat, könnte
das behaupten? Aber der Grunzug seines Wesens war doch ein conser-
vativer: in den Kämpfen des Jahres 1848 gehörten seine Sympathien
zweifellos nicht der Voltsbewegung, sondern dem angegriffenen Königthum
von Gottes Gnaden. Aber wie er darum doch niemals die extremen Be-
sträbungen der Absolutismen gebilligt hat, vielmehr ihnen gelegentlich eben so
schroff entgegentrat wie den extrem liberalen und demokratischen Richtungen,
sowhat er mit vorurtheilsfreiem Blick das Verkehrte der Maßregeln eingesehen,
welche man ergriff, um der Volksbewegung Herr zu werden; vor Allem aber
erkannte er klar die Bedeutung und Kraft der Bewegung, welche vor dem
Auszbruch der Revolution die Herzen seiner denkenden Mitbürger durchzitterte,
und indem er dieser seinen klaren Ertenntniß klaren Ausdruck gab, konnte
einen Moment geben, in welchem der conservative Mann bei seinen Ge-
sinnungsgenossen den Argwohn erregte, als sympathisire er selbst mit der
demokratischen Bewegung. Hierin liegt das eigentümliche Interesse des kleinen
Georg Winter in Marburg. —

Vorfalls, den ich hier nach seiner Schilderung, so weit sie mir im Gedächtnis geblieben ist, wiedergebe.


Dieser und andere Vorfälle ähnlicher Art aus jenen aufgeregten Tagen waren ihm noch so lebendig gegenwärtig, als hätte er sie eben erlebt: er wußte sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, daß man sie fast selbst mit zu erleben glaubte. Die Studien aus den Acten, in denen sich jene Tage doch immer nur in reflectirtem Lichte wiederspiegelten, erhielten dadurch ein neues individuelleres Leben.

Aber diese Studien, so intensiv und eifrig sie betrieben wurden, füllten doch keineswegs die stets sehr hoch bemessene Arbeitskraft und Arbeitszeit Nantes völlig aus. Ich erwähnte schon, daß er immer mit zwei Assistenten arbeitete. Während ich ihn in den Vormittagsstunden etwa von 9 1/2—2 Uhr mit meinen schwachen Kräften zu unterstützen hatte, arbeitete am Abend schon seit einer Reihe von Jahren v. Theodor Wiedemann mit ihm, der recht eigentümliche seine ausschließliche Lebensaufgabe darin zu sehen schien, mit Nante und für ihn zu arbeiten und der dann auch unter völligem Verzicht auf jede eigene Lebensstellung bis zum letzten Augenblicke uninterbrochen bei ihm ausgehalten hat. Seine Arbeitstage lagen — ebenfalls Sonntags wie an
Erläuterungen an leopold von Ranke. 2.7

Wochentagen — Abends von etwa 7 bis gegen 12 Uhr, dehnten sich aber oft auch bis weit über Mitternacht hinaus aus. Wiedemann war namentlich unermüdlich in den sehr mühsamen Arbeiten an Korrekturen, die er, soweit nicht besondere Aenderungen vorgenommen werden sollten, allein besorgte, außerhalb aber leistete er Ranke unerschütterliche Dienste dadurch, daß er, unter-
stützt von einer außerordentlichen bibliographischen Kenntniß, auf den Bibliotheken die Bücher heraussuchte, die den jeweiligen Studienkreis Rankes betrafen, und ihn dann hie und da selbständig lange Auszüge über Fragen, die ihn be-
onders interessirten, machte. Rante selbst besorgte mit seiner Assistenz namentlich die neuen Ausgaben früherer Werke, die beständig neben den in Ausarbeitung befindlichen neuen Arbeiten hergingen. Doch war diese Arbeits-
theilung zwischen Wiedemann und mir keineswegs eine strenge. Zuweilen wurden die am Vormittag in Gemeinschaft mit mir begonnenen Studien am Abend mit Wiedemann fortgesetzt, so daß sich dann jeder von uns an der Hand der letzten Quellenexcerpte über den augenblicklichen Stand der Forschung Rankes orientiren mußte, was natürlich oft ohne Schwierigkeiten zu bewerk-
stelligen war.

Je mehr aber jeder von uns beiden sich oft durch die Menge der Arbeit abgespannt fühlte, um so mehr bewunderten wir Rankes eiserne Arbeitstraft, der doch eben nicht nur so viel arbeitete, wie wir zusammen, sondern doch vor Allem der ausschließlich Produirende war, während wir ihm nur eine Art höheren, wissenschaftlichen Handlangerdienstes leisteten. Es war in der Tat staunenswerth, wie der hochbetagte Herr in ununterbrochener Arbeit wirkte und schuf. Bei weitem der größte Theil des Tages, und zwar, seit-
dem er sich von der Geselligkeit völlig zurückgezogen hatte, jedes Tages ohne Ausnahme, war der Arbeit gewidmet, und zwar so angestrenger Arbeit, wie man sie sonst selten beobachten kann. Nur ausnahmsweise kamen Unter-
dürfte, der Erholung zu kennen, oder vielmehr, die Arbeit selbst war ihm der höchste Genuß, nach welchem man keiner Erholung bedarf. Genau nach derselben Regel verlief ein Tag wie der andere. Morgens gegen 9 Uhr erhob er sich und nahm sein Frühstück ein; von da an bis gegen 2 Uhr wurde ununterbrochen gearbeitet, dann folgte, wenn es die Witterung irgend «ib und Lud. XXXVIII., 1.3. lb
2.8 Georg Winter in Marburg, gestattete, ein längerer Spaziergang im Thiergarten, der noch im höchsten Alter oft sehr weit auszudehnen vermochte und bei dem sein Diener sein ständiger Begleiter war; gegen 4 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, nach welchem er sich etwa 1 1/2 — 2 Stunden Schlaf gönnte, dann folgte wieder die etwa fünfstündige Arbeitszeit des Abends. Abweichungen von dieser Tageseintheilung oder Unterbrechungen der Arbeitszeit kamen verschwindend selten vor. Besuche, die etwa während der Arbeit kamen, wurden in den meisten Fällen abgewiesen. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man das und besuchte ihn nur zu den beiden Tageszeiten, in denen er Besuche annahm; zwischen 1 1/2 und 2 Uhr Mittags nach Beendigung der Vormittagsarbeit, und Abends gegen 7 Uhr, bevor die Arbeitszeit des Abends begonnen hatte. Ausnahmen wurden fast nur bei Besuchen der allerhöchsten und höchsten Herrschaften des kaiserlichen Hauses gemacht, die nicht selten die stille Behausung des schlichten Gelehrten aufsuchten. Bei solchen Gelegenheiten hoher Besuche kamen dann die ernste Rücksicht der Besucher erspart, indem dieselben alsbald hinter dem anmeldenden Diener in das Arbeitszimmer eintraten und so den alten Herrn nüthigten, in seinen Arbeitsanzügen zu bleiben. Die Frage, ob ein angemeldeter Besuch im Schlafrock empfangen werden dürfte oder nicht, führte sehr oft zu lebhaften Tiscussionen mit der braven Wirtschafterin, die dann als letzte Instanz den gerade anwesenden Assistenten anzurufen pflegte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es allen Be suchern nur in hohen: Maße erwünscht war, wenn sich der alte Herr keine Unbequemlichkeiten auferlegte, und so hatte die Wirtschafterin in den meisten Fällen Recht, wenn sie eifrig den Schlafrock verfocht.

— «Länderungen an leopold von Ranke. 2^9

Wichtiger und größer aber waren die beiden andern Uebermischungen, die er uns bereitete. Als er an seiner gewohnten Stelle mir gegenüber Platz genommen hatte, holte er ein umfangreiches, von einer mir unbekannten Hand geschriebenes Manuscript heraus und sagte: „Hier habe ich eine Biographie Friedrichs des Großen, die ich einem schreibkundigen Menschen in Topper in die Feder dictirt habe.« Und so war es in der That; ohne irgends ein Buch bei sich zu haben, hatte er die ganze Biographie Friedrichs des Großen, im Wesentlichen bis auf Änderungen im Einzelnen so, wie sie nachher in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ erschienen ist, einem fremden, mit den Gesehen der Orthographie nicht eben sehr vertrauten Manne in die Feder dictirt. Sie war so recht aus dem Vollen seiner umfassenden, aus den früheren Studien über die Fridericimitische Epoche erwachsenen Kenntnis; geschöpft und machte in dieser Form einen ungemein frischen, ursprünglichen Eindruck.

Nur die literarische Note und einige weitere Zusätze hat er dann noch hin zugefügt, natürlich abgesehen von den stilistischen Verbesserungen im Einzelnen, die er mit gewohnter Sorgfalt und mit einer wunderbar objectiven Kritik der eigenen Schöpfung daran vorgenommen hat.

War ich schon durch diese geniale Leistung in das höchste Staunen versetzt, so schlug mir ferner mein Herz höher, als er mir im Anschluß daran mittheilte, er habe in Topper beschlossen, eine „Weltgeschichte“ zu schreiben; er wünsche aber, daß dieser Plan einstweilen noch geheim gehalten werde. Offenbar wollte er später die literarische Welt mit der Ausführung ebenso überraschen, wie mich jetzt mit der Mittheilung des Planes. Man ermittelt leicht, von welcher freudigen Bewunderung über den greisen Forscher ich damals ergriffen wurde, oder aber darüber konnte doch von vornherein kaum ein Zweifel sein, daß, wenn es dem hochbejahrten Manne noch gelingen sollte, den großen Plan, wenn auch nur als Bruchstück, zur Ausführung zu bringen, das so entstehende Werk zu dem Tiefsten und einheitlich Durchdachtsten gehören werde«, was bisher jemals über das Problem der Universalgeschichte geschrieben worden war. Anfangs nahm ich an, daß Ranke mehr eine Art Philosophie der Geschichte in kurzer gedrungener Form im Auge habe, da doch nur für eine solche Art die Aussicht, sie zu vollenden, vorzuliegen schien. Auch wußte ich, daß sich unter feinen Papieren ein kurzer Entwurf einer Universalgeschichte befinde, der ihm dererst als Grundlage zu den Vorlesungen gedient hatte,
220 Georg Winter in Marburg.
die er in Tegernsee dem König Max von Bayern gehalten hatte. Die
wenigen Einblicke, die mir in diese grandiose Skizze einer Idee der Universal-
geschichte verstattet worden waren, hatten mich mit höchster Bewunderung
erfüllt, und so glaubte ich denn, er beabsichtigte im Wesentlichen eine Ausführung
jener Skizze, eine kurze Darlegung seiner leitenden Ideen über das Ganze
der Entwicklung der Menschheit ohne jedes Eingehen in das Detail der
Forschung. Aber sehr bald wurde ich darüber belehrt, daß der über
Achtzigjährige nichts Geringeres beabsichtigte, als eine „Weltgeschichte“ im um-
fassensten Sinne des Wortes, nicht bloß eine Darlegung der universalen
Ereignisse, sondern eine erschöpfende Darstellung auf Grund eingehendsten
eigenen Studiums sinnmächtiger Quellen. Wohl wurde gleichsam als Einleitung
jener kurze Entwurf — es war ein mäßig großes, sauber geschriebenes
Quartheft in blauer Pappe, welches sich zweifellos noch in seinem Nachlasse
vorfinden wird — noch einmal vorgenommen, unmittelbar darauf aber ging
er an die umfassendsten Detailstudien in den Quellen zur Geschichte des
Alterthums. Ich habe ihn damals nach der Lektüre jenes Entwurfs, der
mich in seiner großartigen Einfachheit und gedrungenen Kürze mit Begeisterung
erfüllte und mir zu dem Besten zu gehören schien, was in übersichtlicher
Form über den großen Gang der Weltgeschichte gesagt werden könne, gebeten,
zunächst diesen Entwurf selbst, so wie er da war, drucken zu lassen: denn
ich konnte mich einer gewissen Verzagtheit nicht erwehren, wenn ich daran
dachte, wie es möglich werden sollte, in dieser umfassenden Weise, wie er die
Sache jetzt angriff, auch nur einen kleinen Theil des Planes zur Ausführung
zu bringen. Daß es ihm noch vergönnt sein werde, fast ein volles Jahrzehnt
in voller Rüstigkeit an diesen «Riesenwerken zu arbeiten, wagte ich damals
nicht zu hoffen. Aber mir selbst war es dann noch beschicken, das Werk
unter meiner bescheidenen Mitarbeit bis zur Zeit Constantins des Großen
voranzutreiben zu sehen und mit immer steigender Bewunderung die geniale
Sicherheit zu beobachten, mit welcher er den ungeheuren Stoff in verhältnis-
mäßig außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen verstand.
Das Wert selbst, dessen sechs bisher erschienene Bände (der siebente
befindet sich, im Manuskript fertiggestellt, in seinem Nachlasse) in Aller Händen
sind, legt das glänzendste Zeugnis dafür ab, mit welcher Gründlichkeit die
Studien dafür von ihm betrieben wurden, wie er sich nicht mit der allein
schon gewaltigen Aufgabe begnügte, seine Darstellung voll und ganz auf dem
Standpunkt der neuesten Spezialforschungen zu halten, sondern, darüber
hinausgehend, selbstthätig theilnahm an der weiteren Förderung dieser Detail-
untersuchungen, wie er aber daneben oder vielmehr darüber und vor Allem
den großen Zusammenhang der Weltereignisse zu verstehen und verständlich
zu machen bestiebt war. Diese großen Ideen, welchen er Ausdruck zu geben
rang, in steter persönlicher Berührung mit ihm gleichsam in seinem Geiste
erstehen zu sehen, das war für mich ein wissenschaftlicher Gewinn, wie er
großer kaum gedacht werden kann. Hier offenbart sich so glänzend wie nie
Erinnerungen an Leopold von Ranke. 22
zuvor seine großartige Begabung, bei liebevoller Versenkung in das quellen-
tritische Detail der Untersuchung doch immer und unausgesetzt den Blick auf
den inneren Zusammenhang der großen Culturentwicklung gerichtet zu halten
und nach den umfassendsten Studien über die einzelnen Ereignisse dann doch
nur immer diejenigen Momente hervorzuheben, welche für den universalen
Fortgang von erheblicher Bedeutung waren. Nach beiden Richtungen hin ent-
wickelte sich damals dieser gewaltigen Aufgabe gegenüber sein Genius zu
seinen glänzendsten Manifestationen. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß
er, nachdem ich ihm Stunden lang große Partien aus griechischen und
römischen Quellen vorgelesen hatte, unmittelbar im Anschluß daran eine
quellenkritisiche Entdeckung über den inneren Zusammenhang der Ueberlieferungen
macht, zu der, wie sich dann später herausstellte, ein anderer Forscher ein
ganzes dickes Buch gebraucht hatte. Nicht ohne Staunen bemerkte ich dann,
wie ihm von der ganzen Menge vorgelesener Quellenstellen die einzelnen ent-
scheidenden Wendungen so im Gedächtniß geblieben waren, daß er sie in der
fremden Sprache fast wörtlich zu citiren vermochte und dann kritische Vergleiche
zwischen ihnen anstellte, bei denen es auf einzelne kleine Redewendungen an-
kam. Tiefe quellenkritischen Bemerkungen mit den Quellenauszügen selbst
wurden dann in besonderen großen Foliobüchern zusammengestellt, die er als
uX«l (Wälder) bezeichnete; sie enthielten den Rohstoff, aus dem er dann
die kunstvolle Darstellung gestaltete. Mehrere dieser scharfsinnigen kritischen
Untersuchungen hat er dann in den Anciletten der „Weltgeschichte“ mitgetheilt;
eine ganze Fülle derselben aber blieb in jenen uX«l vergraben, deren Studium
eine unerschöpfliche Fundgrube tiefer Gedanken und feiner Beobachtungen vor
dem Leser enthüllen würde.
Mit freudigem Dank blickte er bei diesen Studien aus den klassischen
Autoren auf die Zeit seiner Ausbildung in Schulporta zurück, der er die
gründliche und tüchtige Grundlage seiner klassischen Bildung verdanke, welche
ihn auch jetzt, nachdem er Jahrzehnte lang ausschließlich den Studien aus
der neueren Geschichte gewidmet gewesen war, nicht versagte. Mit größter
Leichtigkeit und nie versagendem Scharfsinn analysirte er die klassischen
Autoren in Bezug auf Herkunft und Entstehungsart ihrer einzelnen
Nachrichten.
In hohem Maße erleichtert wurden ihm diese Studien dadurch, daß
die bei weitem meisten der Bücher, deren er bedurfte, in seiner eigenen reich-
haltigen Bibliothek vorhanden waren. So besaß er vor Allem fast alle
griechischen und römischen Historiker in vortrefflichen Ausgaben. Auf der
anderen Seite aber trat dann hier und da wieder als sehr störendes Hemmnis
die in der Bibliothek herrschende Unordnung hervor, deren ich hier noch mit
einigen Worten gedenken möchte.
Ich habe schon erwähnt, daß jeder meiner Vorgänger den Versuch ge-
acht hatte, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen; ja die Ordnung
der Bibliothek wurde jedem von ihnen, so auch mir, bei der Anstellung als
222 Georg Winter in Marburg.
eine der Aufgaben bezeichnet, deren Lösung ihm obliege. Auch existirte aus
früherer Zeit ein sachlicher Katalog in einem großen Foliobande, doch ent-
sprach derselbe weder dem damaligen Bestände der Bibliothek, der sich seit
der Anlage jenes Katalogs um das Zehnfache vermehrte hatte, noch deren
Ausstellung, so daß er für eine Neuordnung so gut wie gar nicht verwendbar
war. Nie meine Vorgänger, so faßte auch ich anfangs diese Neuordnung
sehr ernst auf und arbeitete am Nachmittag, während Nanke spazieren ging,
fast täglich mehrere Stunden in der Bibliothek. Und zwar machte ich zu-
nächst nur einen Versuch, die größten Ungeheuerlichkeiten der Ausstellung zu
heben. Nicht selten kam es vor, daß der erste Band eines Werts im
Zimmer H, der zweite im Zimmer <^ oder l) stand; in der Reihenfolge,
wie sie angeschafft waren, waren sie oft auch aufgestellt worden. Ich begann
also damit, die zerstreuten Bände größerer Werte mit einander zu vereinigen.
Las ließ Rante noch gelten und belobte mich fogar wegen meines Eifers.
Nunmehr beschloß ich, wenigstes die Abteilung, welche zunächst für die
weitgeschichtlichen Studien gebraucht wurde, klassische Philologie und alte Ge-
schichte, systematisch zu ordnen. Aber da zeigte sich denn bald, woran die
Versuche meiner Vorgänger gescheitert waren. Als Rante eines Tages vom
Spaziergange zurückkehrte und bemerkte, wie ich grundsätzliche Aenderungen in
der Ausstellung, die bei einer Ordnung ehen unvermeidlich waren, vornahm,
rief er lebhaft und beinahe entrüstet aus: „Nein, hören Sie, lieber Herr
Doctor, das geht nicht an, Sie nehmen ja die Bücher aus den Ge-
fachen heraus, in denen sie bisher standen; dann lann ich ja, wenn Sie
einmal fortgehen, gar nichts mehr finden.“ Er war eben an die Unordnung
der Bücher so gewöhnt, daß er sich mit seinem großen Gedächtniß doch
einigermassen in derselben zurecht fand; er wußte bei den meisten Büchern
wenigstens ungefähr, wo sie standen. Er erklärte mir in Folge dessen, daß
jedes Buch in dem Gefache, in welchem es einmal stehe, verbleiben müsse;
nur innerhalb der Gefache dürfe geordnet werden. Daß auf diese Weise eine
Ordnung einer völlig ungeordneten Bibliothek nicht möglich sei, war mir leinen
Augenblick zweifelhaft, und so gab ich meine unter diesen Umständen ver-
geblischen Versuche auf: es blieb Alles beim Alten. Das hatte dann aber
natürlich eine Erhöhung der Schwierigkeiten, welche an sich schon mit der
gemeinsamen Arbeit verbunden waren, zur Folge. In der Regel war ein
Buch, wenn es gebraucht wurde, nicht zu finden. Ich bekam meist einen
förmlichen Schreck, wenn mich Ranke während der Arbeit ersuchte, dieses oder
jenes Buch zu holen. Denn ich wußte, daß er in der Ungeduld, die Arbeit
fortzusetzen, mir selten länger als zwei oder drei Minuten zu suchen Zeit
ließ; dann kam er hinter mir her und brach in Klagen aus, daß er durch
so lange Unterbrechungen ganz den Zusammenhang seiner Gedanken verliere-
das gehe nicht an, wir müßten das Buch ein ander Mal suchen :c. Seine
Klage, die er manchmal vernehmen ließ, es müsse Wohl ein Kobold in seinem
Hause sein, der ihm gerade die Bücher, dir er brauche, stets verwerfe, schien
22H — Georg Winter in Marburg, wurde die Arbeit Stunden lang gefördert; und erst, wenn das letzte Wort des Dictats Veitlungen war, forderte die Natur wieder ihr Recht; der von einer grandiosen Energie zusammengehaltene Körper klappte förmlich sichtbar zusammen, wie eine zu straff gespannte Feder. Immer und immer wieder hat mich diese staunenswerthe Willenskraft zur größten Bewunderung hingerissen. Ohne sie wäre die beispiellose Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens, die fast bis an den Rand des Grabes fortdauerte, unmöglich gewesen.

Und bei allen diesen kleinen Nöthen des Leibes, welche unvergleichliche Munterkeit und Heiterkeit der Seele hat er sich allezeit bewahrt. Wie brachte er allen den großen und kleinen Interessen des Tages Sinn und Verständniß entgegen, wie lebhaft nahm er persönlichen Antheil an dem Ergehen Deren, für welche er einmal ein näheres Interesse gefaßt hatte! Mitten in der Fülle der Studien, welche sich auf die höchsten Probleme menschlicher Erkenntnis; bezogen, hat er sich allezeit ein warmes Herz für seine Mitmenschen und vor allem für das, was seine nächste Umgebung anging, bewahrt. Wie tonnte er doch im Kreise seiner Kinder und Enkel so echt menschlich fröhlich und mittelstens seine, mit ihm doch so warmen Antheil an Allem, auch dem Kleinsten, was sie und seine sonstige Umgebung betraf. Und welche Fülle von Gemüth legte er oft in den Briefen an den Tag, die er an seine Familienmitglieder oder an seine vertrauten Freunde schrieb. Trotz aller der kleinen Schwächen und Wunderlichkeiten, welche auch diesem großen Mann natürlich anhafteten, mußte man bei längerem Verkehr mit ihm den Menschen ebenso lieben lernen, wie man den Forscher bewundert. Mit dankbarer Freude und inniger Rührung werde auch ich stets des warmen Antheils, den er mir auch, nachdem ich von ihm geschieden war, bewahrte, und der zahlreichen Beweise seines mich beglückenden väterlichen Wohlwollens, welche er mir gegeben hat, gedenken. Gleich mir aber werden alle jüngeren Nachstreitenden, denen er als Forscher wie als Mensch ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, sein Andenken in Ehren halten. Was er der Wissenschaft gewesen ist, das voll und ganz zu verstehen, ist jedem die Möglichkeit geboten, der den epochenmachenden Leistungen seines Genius Sinn und Verständniß entgegenbringt. Aber nicht blos seine literarischen Leistungen, sondern auch seine anregenden persönlichen Einwirkungen auf die jüngeren Studiengenossen, die ihm in irgend einer Weise nahe getreten sind, sichern seinem Namen und Wirken die Unsterblichkeit, welche nur den Besten der Nation beschieden ist. Wenn dereinst die Muse der Geschichte die geistige Bewegung unseres Jahrhunderts zu schildern unternehmen wird, dann wird der Name Ranke stets unter den Ersten genannt werden. Und je mehr man sich in die reichen und mannigfaltigen Schöpfungen seines unvergleichlich tiefen und vielseitigen Geistes versenken wird, um so mehr wird zur allgemeinen und tiefen Ueberzeugung
der Völker werden, was in den Kreisen seiner Fachgenossen schon längst eine unbestrittene Wahrheit ist: daß Ranke nicht nur der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, sondern einer der tiefsten historischen Denker aller Zeiten gewesen ist.**)

Die letzten weetzow.

Linke märkische Studie

» von

Philipp zu Eulenuurss.

— München. —

M Ihr Herr Ontel ein umgänglicher Mann?" fragte der Doctor,
und sein forschender Blick heftete sich plötzlich mit einem gewissen Interesse auf den Baron. „Ich beabsichtige morgen früh nach Weetzow zu fahren."

Es war ein merkwürdiger Gegensatz, das unbedeutende, fleischige Gesicht des jungen Offiziers mit dem schwachen, weihblonden Schnurrbart, und der große, knochige Kopf des jungen Arztes mit dem wuchernden schwarzen Bart.

Der Baron streckte sich behaglich auf dem grünen Sammetsopha des Restaurationslocales, während der Kellner eine neue Flasche Deidesheimer zwischen den einwärtsgebogenen Knien entkorkte.

„Mein Onkel," erwiderte er, „soll sehr liebenswürdig sein, wie man sagt. Ich bin niemals zu dieser Erkenntnis gekommen! Ein alter Mann, der klapperdumm ist, sein faltiges Gesicht glatt rasirt, den ganzen Kopf voll fliegender, graublonder Locken hat, dazu grüne oder braune Tuchröcke in dem unvergleichlichen Schnitt der dreißiger Jahre trägt, mag liebenswürdig sein oder nicht — ich komme über sein Äußeres nicht hinaus! Wenn er außerdem gelegentlich Voltaire anführt oder ein paar lateinische Verse recitirt, die man nicht versteht, so ist das kein Vergnügen!"

„Sie machen mich neugierig," sagte der Doctor, der sich während dieser Schilderung sein Pince-nez auf die breite Nase geklemmt hatte.

„Übrigens finden Sie auch meinen Vetter in Weetzow," fuhr der Baron fort. „So, das wundert mich! — da die Gesellschaftsdame mich aufforderte zu kommen und nicht Ihr Vetter."
Die letzten weetzow. 22?

„Darauf können Sie lange warten! — Briefe schreiben und andere all-
tägliche Beschäftigungen sind nicht seine Sache. Er könnte flott leben, sich
sechs Pferde halten, Diners geben — das Geld hat er dazu! Aber keine
Spur! Er läuft allein im Walde herum und füll sogar malen!”

„Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Vetter ein schlechter Soldat ist?”

„Nicht das gerade. Er ist ein Soldat ohne Passion. Denn an Schneid
fehlt es ihm nicht. Er gewann sogar im vorigen Sommer ein Rennen
gegen ganz ansehnliche Gegner. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er lachte
unaufhörlich und fand die ganze Sache „komisch”! Damit verdarb er sich
bald wieder den Vorteil, der ihm aus der Situation erwachsen war. Wie kann
ein Cavallerie-Offizier „komisch” finden, ein Nennen zu gewinnen? Sagen
Sie selbst? Solche Dinge sind eben nicht tomisch — die sind verflucht ernst.”

Der Baron schenkte sich ärgerlich sein Glas voll, während der Doctor
sich erhob.

„Es wird Zeit,” sagte er, „ich habe einen Brief zu schreiben und fahre
morgen früh um sechs Uhr nach Weetzow. Auf Ihr Wohl!” Er leerte sein
Glas. „Soll ich Ihren Herrn Onkel grüßen?”

„Natürlich! — mit dem gehörigen Respekt — auch den träumerischen
Vetter und Fräulein Nutenberg mit ihrer — wie schrieb sie Ihnen doch?”

„Verfinsterte Weltlage.”

„Ja wohl! — ausgezeichnet! — Adien Doctor!”

Das Herrenhaus in Weetzow lag etwas abseits von dem stattlichen, in
massiven Gebäuden aufgeführten Wirthschaftshofe. Sein doppeltes hohes Ziegel-
dach blickte behaglich durch die Gipfel der alten Linden des Gartens. Zwei
grade Alleen, die im rechten Winkel zu dem Hause dem nahen Walde ent-
gegengührten, die beiden Teiche in regelmäßiger Form und dir beschnittenen,
hohen Buchenhecken, so angelegt, daß sie einen freien Ausblick von der großen
Thür des Hauses gestatteten, trugen den Charakter jener gradlinigen Zeit, die
dem Nococo voraus ging. Der Garten war ordentlich, aber ohne Luxus
gehalten. Der mißglückte Versuch eines Teppichbeetes vor der Thür sprach
von gewissen Bemühungen des Gärtners. An dem Hause entlang standen
einige Orangenbäume in grünen, defecten Holztübel». Augenscheinlich fehlte
die sorgende Aufsicht der Herrschaft, aber der alte, pflichttreue Gärtner hielt
Alles im Stand, ließ tüchtig das Untraut aus den Wegen zupfen und mähte
auch bisweilen das Gras; nicht zu oft, denn er hatte zwei Kühe in seinem
Stall, denen die langen Grashalme besser schmeckten als die kurzen.
Fräulein Nutenberg war schon mehrmals durch die große Hausthiir
hinaus auf den Weg getreten. Es war ein schöner Lunimorgen und sie
atmete systematisch die gute Luft tief ein. Aber weder dieses systema-
tische Atmen, noch die sehr spezielle Besichtigung des mißglückten Teppich-
beetes war der Zweck ihres Gartenbesuches. Sie wartete in Ungeduld auf den
Arzt. Ter alte Baron war nicht kränker geworden, aber der Doctor
228 Philipp zu Eulenburg in München.
mußte jetzt kommen. Die gute Rutenberg war eine pünktliche Person und
im Hause ging Alles nach der Minute — bis auf den alten Naron, der nie-
mals rechtzeitig zu den Mahlzeiten erschien. Welche Qualen der Ungeduld
ließ die Arme darum! Ihre Leberaffectionen hingen entschieden mit dieser
Unpünktlichkeit des Barons zusammen. Darüber war sie sich völlig klar.
Mit dieser Unpünktlichkeit, die bisweilen die Einheitung des ganzen Tages in
die größte Verwirrung brachte! Und doch, wie verehrte sie ihn grenzenlos,
diesen ritterlichen alten Herrn mit seinen vielen zarten Rücksichten. Es war
der große Kampf zwischen Leber und Herz, der in ihr wogte!
Endlich hörte Fräulein Rutenberg das Rollen des herrschaftlichen Wagens
auf dem Pflaster draußen im Hof. Dann einen Peitschenknall, und die
beiden alten dicken Schwarzbraunen bogen steif und eifrig zwischen den Thor-
pfletern in den Garten ein. Vor der Haustür zischte der alte Friedrich
auf dem Bock des altmodischen Wagens in irgend einem Winkel seines zahn-
losen Mundes einen besonderen Laut und die dicken Vraunen standen prustend
still. Wie eine alte gelbe Lederpuppe saß Friedrich auf dem Bock in feinem
sandfarbenen Rock und mit dem unglaublich hohen Cylinderhut auf dem Kopf.
Ter Doctor sprang aus dem Wagen und begrüßte höflich das Fräulein.
„Ich habe die Ehre, Fräulein Rutenberg zu sprechen?“ sagte er verbindlich.
„Ja, ich bat sie gestern schriftlich um Ihren Besuch, treten Sie
näher, Herr Doctor — bitte geradaus — dort ist das Esszimmer. Ich habe
etwas Frühstück Herrichten lassen — nach der langen Fahrt, die beiden Herren
sind im Garten, sie kommen gleich."
„So scheint der alte Herr nicht ernstlich leidend zu sein," sagte der
Doctor, neben Fräulein Rutenberg durch das weiß getünchte große Vestibül
schreitend, an dessen Wänden einige alte Ölbilder hingen, Weetzows mit ge-
puderten Haaren in dunkelbraunen Sammetröcken. Einige weiß angestrichene
Rohrstühle, mit krummen Rococobeine, standen ganz verloren einsam herum.
Sonst war nichts in dem kahlen Raum zu sehen.
Als der Doctor an dem Tisch des Esszimmers Platz nahm, auf dem
eine Fülle von ländlichen Genüssen seiner harrte, blieb sein forschender Blick
auf einer Leberwurst haften und es fettete ihn in eine gewisse kleine Verlegenheit,
daß ein Diener mit einer wunderbaren Haarlocke auf der Stirn, der in Ge-
sellschaft einer uralten, ganz mageren Kammerdiener, der eine fuchsblonde
Perrücke trug, ihm sofort gerade von dieser Leberwurst präsentirte.
Fräulein Rutenberg hatte mit ihm an dem Tische Platz genommen,
jedoch ohne zu essen. Sie blickte unruhig zum Fenster nach dem Garten
hinaus.
„Dort kommen die Herren," sagte sie, „recht langsam! Es ist das
erste Mal, daß sich der alte Herr auf den Arm des Baron Gerd stützen
muß. Ja, diese schlaflosen Nächte! — es ist schrecklich! Wie soll das nur
enden? Er wird jeden Tag körperlich schwächer und geistig erregter. Das
hält schon ein jüngerer nicht aus!“
Die letzten weetzow. 22Z

„Ist diese Schlaflosigkeit durch ein besonderes Ereigniß hervorgerufen?“ fragte der Doctor. Er nahm wieder von der vortrefflichen Leberwurst und dachte einen Augenblick an die „verfinsterte Weltlage“, von der das Fräulein ihm schrieb.


Fräulein Nutenberg war auf die Frage des Doctors nach dem Grunde der Schlaflosigkeit in ein überlegendes Nachdenken versunken. Jetzt machte sie ein ihr eigenthümliches „bedeutendes“ Gesicht. „Die französische Politik regt den alten Herrn ganz entsetzlich auf.“ sagte sie, „ich weiß nicht, was ihn anders so beunruhigen könnte. Er glaubt an Krieg. Ich theile nicht diese Ansicht.“ fuhr sie fort, sich plötzlich lebhaft zu dem Doctor wendend, „obgleich ich an der Leber leide.“

Der Doctor durfte in seiner Eigenschaft als Arzt diese Klage des Fräuleins nicht überhören. „Sie leiden an der Leber?“ fragte er mit geheucheltem Interesse. „Leider sehr! Ich möchte Sie später auch um Ihren gütigen Nath bitten.“ Fräulein Nutenberg drückte bei diesen Worten beide Hände ausgebreitet auf die linke Seite ihres Magens. Plötzlich blickte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit hinaus, während sich ihr Hals zu verlängern schien. „Da kommen die Herren,“ sagte sie, sich erhebend, und ging durch die nach dem Vestibül geöffnete Thür hinaus.

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte mit dem Herrn Baron,“ sagte der Diener mit der Haarlocke. „Kein Schlaf, kein Schlaf!“ Der alte Kammerdiener, der an dem Büffet Nothwein in eine Glaskanne füllte, schnalzte dazu besorglich mit der Zunge. „Nun, wir wollen schon sehen,“ sagte der Doctor, Fräulein Nutenberg nachgehend.
Philipp in «Lulenburg in München.
Vor der Thür langten eben die beiden Herren an. Ter Alte stützte sich auf den Arm des Sohnes. Wie merkwürdig sahen die Neiden aus! Die Schilderung des Herrn Vetters gestern Abend war nicht unrichtig, aber er hatte nicht gesagt, wie schön dieser schlanke junge Mann mit den blonden, kurzen Locken war und welche Augen der eigenthümliche Alte hatte! Der Doctor mit seinem forschenden Blicke war ganz befangen in dem merkwürdigen Lichte dieser großen blauen Falkenaugen. Das war ihm noch niemals begegnet! Wie dumm dieser Vetter war, das, er von diesen Augen nichts erzählte.


„Nichts, Herr Varon. Die Stimmung in Frankreich ist eine sehr erregte. Die Erregung ist sogar im Wachsen. Doch das sind Nachrichten, die Sie vermutlich aus den Zeitungen so gut hier wissen, als wir in Berlin.“ „Die Erregung ist im Wachsen,“ sagte der Alte nachdenklich und ließ einen Augenblick die großen Augen forschend auf dem Doctor ruhen. Dann wendete er sich zu seinem Sohne. „Also Du richtest an Krüger aus, was wir eben besprachen.“ Dann fuhr er zu dem Doctor gewendet verbindlich fort: „Ich vergaß die Herren bekannt zu machen! Mein Sohn...“ Gerd verbeugte sich leicht und lächelte dabei. Er lüftete auch den grünen Ingadhut und der Doctor bemerkte eine ganze Fülle blond Locken. Wie muß der Alte den Jungen lieben! Der Mensch hat einen eigenartigen Zauber, wie ein junger Gothenhäuptling sieht er aus!


„Wollen Sie mich begleiten, Herr Doctor,“ fragte jetzt der Alte. „Wir gehen in den Garten.“

Gerd blickte den Alten besorgt an. „Nicht zu weit, Vater,“ sagte er. „Ich bitte Dich.“

„Ich werde mir erlauben, den Herrn Baron zu überwachen,“ sagte lächelnd der Doctor, und Gerd stieg die Röthe auf die Stirn. Der alte Herr bemerkte den innerlichen Vorgang. Er hätte wollen die Hand Gerds fassen! Wie ihn diese Empfindlichkeit des Sohnes dem fremden Elemente gegenüber so unmittelbar wohltuend berührte! „Wir gehen zu dem
Die letzten weetzow, 231.
Teiche, Gerd," sagte der Alte, sich wendend. Ter junge Mann schritt eilig auf dem Wege zum Hofe fürt, elastisch und leicht. Das fiel dem Toctor wieder auf. Er dachte an seine eigenen großen Füße, er war nicht einmal mit sechszehn Jahren so gegangen.
"Ihnen wird das Gehen schwer, Herr Baron?" begann der Toctor, seine Gedanken auf den Alten übertragend.
"Ich bin müde, das ist nicht wunderbar. Ich bin 70 Jahr alt."
"Und Sie schlafen nicht?"
"Nein. Das erstaunt die Leute. Sie meinen, ein Jeder müsse schlafen wie diese Tachtsnaturen!"
"Auf die Dauer werden Sie die Schlaflösigkeit nicht ertragen können."
"Nein. Sie werden dieselbe aber auch nicht besseln können."
Ter Toctor verzog keine Miene bei diesem Angriff.
"Magnetismus dürfte vielleicht eine Wirkung haben," fuhr der Alte fort, "Ich weiß nicht, was Sie davon halten?"
Gen Toctor zuckte mit den Achseln, während sich die großen, helle Augen des sonderbaren Alten starr und ernst auf ihn geheftet hatten.
"Ich habe den Magnetismus nicht den Heilmitteln angereiht, mit denen ich zu arbeiten pflege. Sie weiden das nicht wunderbar finden."
"Das heißt, Tic verhalten sich seiner Heilkraft gegenüber also ablehnend?"
"Das nicht; ich wünsche nur Vernünftiges von Unvernünftigem geschieden zu sehen."
Ter Alte blieb stehen. "Mit anderen Worten- Sie erkennen an, daß der Magnet Eisen anzieht — vielleicht auch ist Ihnen der Begriff tierischer Magnetismus denkbar," sagte er mit leisem Spotte und mit einem Blick, der den Toctor etwas verletzte, "aber etwas complicirtere Außerungen des Magnetismus, zum Beispiel die Fähigkeit, die man in Schottland, »e(n) na nnt, ich nicht, die Fähigkeit, in den Augen eines Menschen den nahen Tod deshalb lesen zu können, verneinen Sie?"
Die Fragen sollten gleichgültig erscheinen, und doch war der Alte erregt.
Ter Alte schwieg, er schien unangenehm durch die Schlußäußerung des Arztes berührt zu sein.
Tic Beiden waren unterdessen an den Teich gekommen. Ter alte Gärtner

Ter Alte schwieg. Eine Erwiderung hätte die Diskussion über einen Gegenstand hervorrufen tonnen, den er im Verkehr mit Naturen von des Doctors Art nicht zu berühren pflegte.


Als Gerd zu den Herren getreten war, nahm der Alte seinen Arm.


Die eigentliche Consultation, die nach dem Mittagessen stattgefunden hatte, lehnte sich wesentlich an diesen letzten Gedanken des Docturs. Pulver wurden verschrieben, die Diät geregelt und jenes tastende Nechselgespräch geführt, das ein sicheres Kennzeichen schwankender Diagnose ist.

„Ihre Familie, Herr Baron, ist lange schon in Weetzow angesessen?“ fragte er, als von einer Urkunde die Rede war, die sich in dem dortigen Archiv befinden sollte. „Uiangesessen,“ bemerkte Fräulein Rutenberg, mit einem gewissen Familien-stolze in die Unterhaltung eingreifend. „Das heißt, Ihre Familie würde etwa mit den askanischen Markgrafen eingewandert sein?“ fragte der Doctor weiter. „Nein,” sagte der alte Herr, „meine Familie leitet ihren Ursprung von den wendischen Einwohnern des Landes her.“ „Kennen Sie nicht die Familiensage der Wechows, Herr Doctor?” fragte Fräulein Rutenberg eifrig. „Eine Familiensage ist mir nicht bekannt,” sagte der Doctor nicht ohne Interesse, „aber es würde —“
Vie letzten weetzow. 235
„Aber es würde Sie interessieren sie zu huren,” fiel Fräulein Rutenberg eifrig ein.
Ter alte Baron lächelte, doch bemerkte Fräulein Rutenberg nicht den kleinen Spott, der in diesem Lächeln lag. Er würde sie sehr gekränkt haben.
„Gerd, willst Tu die Sage erzählen?” fragte der alte Herr.
Gerd errüthete leicht und der Doctor fand, daß der Gothenhäuptling etwas von der altdeutschen Keuschheit besaß, die Tacitus zu rühmen wußte.
„Du erzählst es besser, Vater,” sagte Gerd. „Du gibst den Wörtern einen gewissen Ton, den ich nicht habe.”
Ter alte Herr legte sich in seinen Sessel zurück und sah einen Augenblick nach der Tecke hinauf, als dächte er nach. Daun strich er mit der Rechten über sein Kinn.
„Die Sage ist im Grunde einfach,” begann er.
„Einfach und groß,” schaltete Fräulein Rutenberg ein, ernst nähend.
Der alte Varon schwieg einen Augenblick. Er war sehr erregt geworden und reckte die Schultern zurück, als wollte er die Haltung suchen, die er verlor. Der Doctor nahm wieder einen Schluck Rüdesheimer und blickte den Erzählenden scharf an. Die Nervosität des Barons war wieder einmal "hochgradig.“ Der Alte sah wahrhaftig aus wie der Wendenpriester! Genau so! „Die Christen drangen in das Lager ein," fuhr jetzt der Alte, der sich gewaltsam zu fassen schien, fort. „Schn streckten sie die Hände nach dem Mantel des Priesters, schon meinten sie den Kranz von seiner Stirn zerreiß zu können, da flammte ein glühender Haß in den blauen Augen des alten 16
Philipp zu Lulenburg in München.
Mannes auf, ein Haß ohne Versöhnung, der letzte große Haß, der mit dem Tobe rechnet ohne Schaudern, ohne Zagen! Und dem einen Sohn, dem Einzigen, Heiligsten, stieß er das Messer tief in das junge Herz. Mit wahn-


„Und die Sehergabe?“ fragte der Doctor, der sich zu dieser Frage das Pincenez aufgesetzt hatte. „Sie meinen, was ich von der Sehergabe halte?“ sagte ablenkend der Alte. „Das will ich Ihnen sagen: Die auffälligen magnetischen Äußerungen, die wir heutzutage natürliche Erscheinungen nennen — soweit wir an sie glauben —, schafften er mit leichtem Spott ein. „Bringt in alter Zeit den Charakter übernatürlicher Gewalt. Wenn wir dazu die kraftvolle Natur unserer Vorfahren in Anrechnung bringen, in welcher sich ohne Zweifel der Magnetismus viel ursprünglicher äußerte als bei uns, so werden wir begreifen, welche Personen wagen durften sich, Seher zu nennen. Wäre Swedenborg als Wende in grauer Vorzeit geboren, so würde sein Scherruhm bis in unsere Zeiten dringen wie der einer Velleda."

„Es war freilich zu seinem Nachtheil, daß er Voltaire’s Zeitgenosse werden mußte,“ erwiderte lächelnd der Doctor. „Sein Nachtheil? Die Zeit übt keinen Einfluß auf individuellen Werth."

„Sie thun dem nordischen Phantasten viel Ehre an, Herr Baron!“ „Nicht mehr als er verdient. Seine Erscheinung ist sehr bedeutungsvoll in der Zeit, in der der menschliche Geist besondere Triumphe zu feiern meinte. Ich sehe in ihm die Krystallisation der damaligen nervösen Gefühlswelt, während
Die letzten weetzow. 23?
mir Voltaire als die Krystallisation der nervösen Verstandeswelt seiner Zeit erscheint." Ich verzeihen Sie, Herr Baron, das sieht wie eine Gleichstellung aus, während doch die Nachwelt längst ihr Urtheil fällte."


Ter Doctor zuckte mit den Achseln. „Die ‚andere‘ Welt!“ wiederholte er mit Hohn.


Der Arzt empfand diese Art entlassen zu werden wie eine kleine Kränkung, und doch lag wiederum in dem Benehmen des Alten eine vornehme Natürlichkeit, die nicht verleiten konnte. Auch Derd und Fräulein Nutenberg hatten sich erhoben. Der junge Gothenhäuptling geleitete den Vater hinaus. Er schien, wie der Doctor meinte, besonders frech zu sein, obgleich er ihm die Hand reichend sagte, „wir sehen uns morgen früh."

Fräulein Rutenberg begleitete den Arzt bis an die Treppe, die zu den Fremdenzimmern hinaufführte. Sie war zerstreut, denn sie hatte niemals von Swedenborg gehört und grübelte darüber nach, wie sie ihre Fragen nach dieser Persönlichkeit stellen würde, ohne sich eine Blöße zu geben.

Am folgenden Morgen war der Doctor mit dem alten Gärtner Müller abgefahren, der sich, sonntäglich gekleidet, zu Friedrich auf den Bock geseht hatte. Er fühlte sich so wichtig auf dem herrschaftlichen Wagen, daß er momentan seinen Gustav vergessen hatte.

Ter alte Baron hatte sich bei der Abfahrt nicht einmal an dem Fenster gezeigt. Tes Tocctors Medicin stand unberührt auf der Cummode. Gegen die „verfinsterte Weltlage“ gab es eben nur ein Mittel: den Krieg. Und dieses bleiche Gespenst mit den blutunterlaufenen Augen sah ihn unverwandt an, Tag und Nacht. Es wollte etwas von ihm, er wußte nur zu gut, was es wollte!

Am Nachmittag ging er mit Gerd zu dem See. Den breiten Sandweg schritten sie entlang, der vor einigen Jahren mit Linden bepflanzt war. Die jungen Bäume blühten gerade und zwischen den Bäumchen hindurch
Die letzten weetzow. 23Y

"Es trifft nicht immer zu." meinte der Alte. "Ich kannte einen weichen
Gemüths menschen, den der Neid verzehrte."

"Er muß sehr gelitten haben," sagte Gerd nach einer Pause. "Bist
Du jemals neidisch gewesen, Vater?" fuhr er dann fort.

Ter Alte lächelte. "Ich kann mich nicht darauf besinnen."

"Ich glaube es nicht," sagte Gerd. "Ich bin auch nicht neidisch und ich
bin wie Du. Warst Du mir wohl ähnlich, Vater, als Du jung warst?
Ich meine nicht äußerlich, ich meine in Deinem Wesen. Manchmal ist es
mir, als ob ich mich hörte, wenn Du sprichst, und Du sagst bisweilen Dinge,
as hätte ich sie mir ausgedacht!"

"Ich war Dir ähnlich," sagte der Alte, und nahm vertraulich Gerds
Arm. "Wenn mein Gefühlsleben in Dir wiederflingt, so weißt Du, daß
wir uns gleichen. Räume aber diesem Gefühlsleben nicht zu viel Berechtigung
ein, weil Tu mir gleichen willst. Die Grenze zwischen Gefühlsleben und
Schwäche ist eine sehr feine. Behalte diese Linie scharf im Auge."

"Findest Du, daß ich zur Schwäche neige, Vater?"

"Nein. Vielleicht nicht. Du bist nicht sentimental. Aber Deine Ab-
neigung gegen den prädominierenden Verstand realer Naturen vermag Dich
leicht in Extreme zu treiben. Zu den Extremen gehört auch Unklarheit und
Mysticismus."

"Was verstehst Du unter Mysticismus, Vater?" fragte Gerb mit Inter-
esse. "Meinst Du, daß man sich den Wirkungen magnetischer Einflüsse ver-
schließen soll?"

"Soweit man es vermag," erwiderte der Alte. "Der Glaube an eine
Gewalt bedingt nicht knechtische Unterwürfigkeit. Wir Menschen tragen den
Kopf aufrecht und sollen darum auch frei um uns schauen."

Der Sandweg, auf dem die beiden gingen, senkte sich sanft zu einem
kleinen See hinab, dessen jenseitiges Ufer bewaldet war. Erlen und Eichen
standen seitwärts und am Wasser im hohen Schilfe und darüber zeichneten sich
die Gipfel alter Kiefern dunkel an dem bläulichen, wolkenlosen Himmel ab.

In dem Spiegel des blauen, von einigen Silberstreifen durchzogenen Sees
waren die tiefgrünen Baumkronen sichtbar. Eine unbewegliche Ruhe lag über
dem Bilde. Auch die spärlichen Grashalme und die roten Nelken, die in
dem hellen Ufersand wie Nadeln in einem Kissen steckten, standen regungslos
in der Sonne. An einer alten, halb abgestorbenen Erle setzte sich der Alte
nieder. Gerd stellte die Büchse an den Stamm und legte sich neben den
Vater. Er schob die Hände unter seinen Kopf und sah gerade zum Himmel
hinauf.

"Ich bin mir nicht immer klar," sagte er, "wenn ich magnetische Ge-
walten spüre. In Sympathie und Antipathie, auch in dem Eindruck der
2HN Philipp zu Eilenburg in München.
Natur empfinde ich bisweilen außergewöhnliche Wirkung. Aber das mag
an äußeren Dingen liegen."

„Hast Du ein Gefühl geheimnisvoller Zugehörigkeit, wenn Di allein
im Walde bist?“ fragte der Alte.

„Ja, ich denke mir, daß Niemand mich verstehst außer Dir. Daß
wenn ich die Fähigkeit hätte zu sagen, was mich bewegt, ich die tiefsten Ge-
heimnisse der Natur erschließen könnte."

„Und hast Du dieses eigenthümliche Empfinden nicht den Menschen gegen-
über? Bewegt Dich der Blick mancher Menschen nicht bisweilen so außer-
gewöhnlich, wie der Wald Dich bewegt?"

Der Alte sah nach dieser Frage voll ängstlicher Spannung auf den
Sühn hin, der immer noch neben ihm im Sande zwischen den spärlichen
Grashalmen lag.

„Nein. Etwas Besonderes nicht." Ter Alte atmete tief auf.

„Di siehst nicht.„ sagte er, „bisweilen — sehr selten — einen — ja
wir soll ich sagen? — einen Schleier, und dabei legt sich um Dein Herz
ein Nif —“

Gerd hatte sich aufgerichtet und sah den Alten erstaunt an. Welch
sonderbare Fragen der Pater stellte!

„Ich verstehe Dich nicht ganz.“ sagte er. „Wann sollte ich das
empfinden?“

Plötzlich schreckte der Alte zusammen. Er stand hastig auf. Gerd tonnte
ihm kaum behülflich sein, so schnell ging es.

„Kommt dort nicht Jemand den Weg entlang?“ fragte er unruhig.

Gerd heir seinen scharfen Angen blickte aufmerksam zu dem Weg, der
über sumpfiges Wiesenland am Seeufer entlang hinüber zum Walde führte.
Er sah nichts.

Jetzt trat ein Mann mit einer Dienstmütze, wie sie Postbeamte tragen,
aus dem Walde heraus.

„Ach dort!“ sagte Gerd. „Das ist der Post-Möves. Er wird wohl
ein Telegramm bringen."

Gerd ging langsam dem Buten entgegen. Der Alte war wie erstarrt
an der Erle stehen geblieben. Nur seine Lippen bewegten sich.

„Eine Depesche für den Herr Lieutenant,“ sagte der Bote.

Gerd nahm ruhig den Brief und öffnete das blaue Eouvert. Eine
flammende Röthe fuhr ihm über die Stirn und die blaue Augen leuchteten auf.

„Es geht los, Vater!“ rief er freudig. Seine ganze Ingendfrische und
Kraft, seine ganze Unbefangenheit lag in dem Klange der hellen Stimme.

In demselben Augenblick aber wurde er sich des Eindrucks bewußt, den diese
Nachricht auf den Vater machen mußte. Er sah den Alten neben der trockenen
Erle stehen. So todt wie der dürre Baum. Ganz regungslos. Nur die
Vie letzten weetzow. 2Hl.
Und er streicht dem Sohn über die Wangen und legt ihm die Hand einen Augenblick über die Augen, als wollte er den Blick verbergen. „Hilf mir jetzt, Gerd,“ sagte er dann, wir „wollen gehen. Es wird noch Manches zu besprechen sein, ehe Tu fährst."
Der Alte antwortete nicht. Er schritt langsam und gebrochen am Arm des Sohnes auf dem gelben Sandweg zwischen den blühenden Linden hin. O! dieser Duft! So duften Todtenränze! Er war ganz einsilig geworben und Gerd erhielt mit Mühe das Gespräch auf dem Gebiete der Kriegsausrüstung, die er schleinig gebrauchte.
Philipp zu Lenninburg in München,

Ter Alte hatte scheinbar seine Ruhe wieder gewonnen und gab Auskunft fo viel er vermochte. Gerd ließ er nicht aus seiner Nähe; er sah ihn unaufhörlich an, aber er blickte schnell zur Seite, wenn Gerd feine Augen auf ihn richtete. Es war, als schämte er sich einer Schwäche.


„Wer ist da?“ fragte der Alte, sich aufrichtend.
Die Stimme des Kammerdieners wurde vernehmlich.
„Ter Herr Baron haben abgeschlossen. Befehlen der Herr Baron noch
Etwas?“
„Nein,” sagte der Alte, in die Nähe der Thür tretend, „nein, legen
Sie sich. Ich mache selbst die Lampe aus.”
Diese Unterredung hatte ihn momentan aus seiner Stimmung gerissen.
Nun ging er, die Hände in die Hinteren Rocktaschen gesteckt, auf und nieder.
Er versuchte mit sich klar zu werden. Was aber bedeutet das Abwägen von
Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem, von Möglichem und Unmöglichem
in solchen Stunden? Er wird wieder erregter und ihn ergreift eine ganz
unüberwindliche Sehnsucht nach Gerd. Er müss ihn sehen! Noch kann er
ihn sehen, denn erst morgen ist Alles zu Ende. Wenn Gerd nur wirklich
schläft — denn er kann ihn doch nicht im Schlaf stören, ihm seinen erregten
Zustand zeigen! Im Hause ist Alles still geworden. Ter Alte hat die
Thür geöffnet und lauscht hinaus. Kein Laut. Er steht überlegend im
Vestibül, dann tritt er zurück und setzt sich. Er zieht sich die Stiefel aus.
Nun schleicht der alte Mann auf Strümpfen durch das Vestibül. Der Mond
scheint hell durch die großen Fenster. Er steigt die Treppe hinauf, die alten
breiten Eichenholzschwellen krachen unter seiner Last und er hält im Gehen
inne wie ein Dieb. Wie ihm das Herz schlägt! Wie grauenhaft ist diese
letzte Nacht mit den Mondstrahlen auf den Stufen! Er geht so
gesteigert leise. Jetzt ist er oben angelangt und schleicht den langen Gang
mit den weißgetünchten Wänden bis zu Gerds Thür. Sein Herz klopft
lebhafter und er zögert. Er suchte sich zu fassen, er möchte sich wieder wenden,
aber nein, dicht hinter dieser Thür liegt Gerd und er muß ihn sehen! Er
muß es! Wenn nur die Thür und das Schloß gut geölt ist, daß er un-
bemerkt eintreten kann. Er drückt ganz leise den Griff herab und öffnet die
Thür langsam. Der Schlafende bewegt sich im Tramn unruhig, aber er
erwacht nicht. Der Alte tritt näher an das Bett, der Mond scheint durch
das Fenster und er sieht den Sohn liegen, uur in dunklen Umrissen. Er
hält den Athcm des Schlafenden, er spürt die Nähe des warmen Lebens.
Welche unbeschreibliche Sehnsucht, welcher Namenlose Schmerz bewegt ihn!
O. tonnte er diesen Sohn an sein Herz ziehen! Ihn küssen — ihn küssen!
Aber da quellen die Thränen aus seinen Augen, er muß schluchzen, und
Gerd wendet sich wieder unruhig im Schlafe. Hinaus jetzt! Schnell, denn
er darf es nicht sehen, er darf nicht erwachen!
Und der Arme Alte schleppt sich hinaus, er schließt die Thür ganz leise
und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Er stützt sich mit den Händen
an den weißgetünchten Wänden des Ganges und schleicht wieder die krachende
Treppe hinunter durch die spielenden Mondlichter bis in sein Zimmer. Da
löscht er die Lampe ans. Dieser helle gelbe Schein brannte in seinen Aligen.
2HH Philipp zu Eulenburg in München.
Er setzt sich matt in den großen Stuhl am Fenster und sieht hinaus in den Garten, wo der Mond über der großen Rasenfläche steht. Die sah aus wie ein weiter, trostloser See.
Endlich öffnete sich die Thür. Gerd hatte Tränen in den Augen, aber seine Haltung war frisch und kräftig.
Der Alte schien größer wie gewöhnlich; er trug den Kopf aufrecht und in feinen großen blauen Augen leuchtete etwas ganz Sonderbares: Fräulein Rutcnberg war ganz erstaunt darüber. Es war wie Stolz oder Freude. Wenn sie gefunden hätte, daß Wahnsinn ans den Augen sprach, wäre sie der Wahrheit vielleicht etwas näher gekommen.
Gerd reichte Fräulein Rutcnberg und dem alten Kammerdiener die Hand und sprang eilig in den Wagen. Der Diener stieg auf den Bock und der alte Friedrich sah sich um, ob Alles fertig war. „Vorwärts,” sagte Gerd, und die dicken Braunen zogen an.
In feinem Zimmer setzte er sich wieder in den großen Stuhl, in dem er die Nacht zugebracht hatte. Er sah mit thänenlosen Augen zum Garten hinaus. Ganz regungslos. Plötzlich sprang er mit markwürdiger, fast jugendlicher Elastizität auf. Eine Nöthe war auf seine Stirn gestiegen und er athmete hastig.
Das starre Heldenthum und die Idee des Opfers war wieder einmal unterlegen! Er riß das Fenster auf und rief dem vorübergehenden Gartenburschen zu, der Reitknecht solle sofort satteln, um nach der Bahn zu reiten. Der Alte ging auf und nieder und hatte dabei seine Uhr in der Hand. Er berechnete, ob der Reitknecht Gerd noch auf dem Bahnhuf erreichen tonne. Gerd sollte zurückkommen, er wollte ihm Alles sagen — dann sollten sie beraten, was weiter zu thun sei.
Die letzten weetzow. 2h5
Nach zehn Minuten warf er sich stöhnend in seinen großen Stuhl. Die
Energie zu der Durchführung seiner Schwäche fehlte ihm. Er trieb wie ein
Wrack auf dem Meer umher — das Meer war sein Heldenthum. Er war
ein steuerloses, erbarmsungswürdiges Wrack!
Als der alte Kammerdiener meldete, daß der Reitknecht vor der Thür
halte, winkte er mit der mageren Hand. „Absatteln,” sagte er, „es ist nichts.”
Seine Stimme war tonlos und der alte Diener zögerte im Gehen. So
sonderbar war der alte Herr noch niemals gewesen!
Ter Tag ging hin, ohne daß der Alte etwas zu sich genommen hätte.
Fräulein Rutenberg machte einen Versuch, ihn dazu zu bewegen, gab aber
bald jede Bemühung auf. „Der Schmerz muß sich erst sehen,” sagte sie zu
dem topfschüttelnden Kammerdiener.
Gegen Abend war der Alte wieder in eine Krise gerathen. Er war
dieses Mal fast freudig bewegt und glaubte einen Ausweg gefunden zu haben:
Er wollte dem Könige schreiben. Noch war der Krieg nicht erklärt, noch
konnte auf Verständnis; gerechnet werden. Im Augenblick der Kriegserklärung
würde sein Gesuch vergeblich sein. Denn der König wollte zu der Arniee
gehen, das war bekannt, und in der Aufregung des Aufbruchs würde sein Ge-
such unberücksichtigt bleiben. Mit fiebrigen Pulsen und glänzenden Augen
sehnte er sich an den großen Schreibtisch. Er nahm einen Bogen in Qua-
format und begann ohne Zögern den Brief. Er schrieb:
„Allerdurchlauchtigster König! Grohmächtigster König und Herr!
Ew. Majestät nahe ich mich, ein greiser Unterthan, in seines Herzens
Bedrängnis; Ew. Majestät werden niemals an der Treue zweifeln, die
mich an das Herrscherhaus, an das Vaterland fesselt. Mein Leben war
Bürge dafür und das Blut, dem ich entsprossen bin. Mein Vater starb
bei Bautzen den Heldentod, mein Großvater focht unter dem großen König.
Ich und mein Sohn, die letzten eines Geschlechts, das durch Jahrhunderte
der Horden der Hordenfeinde, seine Dienste waltete, wir zögern nicht, auch jetzt dem
Rufe unseres Königs zu folgen! Ein jeder giebt was er zu geben hat.
Mein Sohn sein Leben und ich das meine: meinen Sohn!
Menschlich aber ist es, mit dem Willen des höchsten Gottes zu rechnen,
wenn wir das Leben unserem Könige, unserem Vaterlande weihen. Der
große Gott allein richtet über Leben und Tod. Unbekannt mit dem Schick-
sal, das Er uns bestimmt, bleibt uns die Hoffnung des Lebens in der
Stunde der Gefahr. Jene Hoffnung aber ist mir verschlossen! Eine ge-
heimnißvolle Gabe —
Der Alte hielt inne. Seine Blicke waren starr auf das Papier gerichtet
und er strich sich langsam mit der linken Hand über die feuchte Stirn. Ein
neuer, qualvoller Gedanke hatte jenen plötzlichen Hoffnungsschimmer verscheucht,

Die letzton Weetzow, 2H?
aus der Verbindung edelsten Sinnes niit geistiger Ermüdung und nervöser
Ueberreizung herausbildet. Mit einer Nuhe, die Fräulein Nntenberg geradezu
erschreckte, las er die Berichte in den Zeitungen, durchflog er die Verlustlisten
Die große schwarz-weiße Fahne hing auf sein Geheiß aus dein runden Fenster
in dem Frontispicc des Herrenhauses. In der kleinen Kirche waren Dant-
gebete gehalten und die Frauen der eingezogenen Landwehrmänner weinten,

wenn sie nach vollendetes Arbeit Zeit dazu hatten. Der alte Baron ver-
kehrte mehr wie gewöhnlich in dem Dorfe. Wo durch die Abwesenheit des
Hausvaters Sorge entstand, trat er hülfreich ein. Die Leute nahmen seine
Thcilnahme als selbstverständlich hin und wunderten sich nicht über seine starren
Blicke, daß er niemals lächelte und niemals weinte. Sie freuten sich nur, daß
er auch jemand draußen hatte".
Fräulein Rutenberg war sehr besorgt um den Alten. Sie schrieb mehr-
fach an den Doctor, der in den Berliner Lazarethen beschäftigt war und

nicht daran denken konnte nach Weetzow zu kommen. Er fand den nervösen
Zustand des Barons ganz natürlich und verschrieb nach wie vor Chloral, das

der alte Herr unter keinen Umstanden einnahm.

So kam der Monat August. Vor Metz sollten die Entscheidungsschlachten
geschlagen werden. Ter Alte war einsilbiger geworden wie bisher. Er ver-
folgte auf einer Karte genau den Vormarsch der deutschen Truppen, aber er
sprach nicht darüber; weder zu Fräulein Nutenberg, noch zu dem Oberinspcctur,
den er doch hin und wieder nach Berlin schickte, wenn das Gerücht einer neuen
Schlacht nach Weetzow gedrungen war. Er that es für die Lente, wie er

sagte, um die Verlustlisten schneller zu haben.

Mittags kam regelmäßig die Post. Zu dieser Zeit war er stets in
seinem Zimmer, um die fast täglich einlaufenden Briefe von Gerd rechtzeitig
to erhalten. Gerd schrieb voll guter Laune und voll frischen Muthes, aber
die Züge des Alten waren wie versteinert, wenn er diese Briefe las.

Nachmittags ging er allein spazieren. Regelmäßig den Sandweg nach
dem See, den er zuletzt mit Gerd gegangen war. Gewöhnlich noch weiter,
bis auf die Landzunge, wo in der Wendenzeit der letzte Verzweiflung2tarnv
gegen die Christen stattgefunden haben sollte. Auf den Nebenresten zweier
Wälle, die die Landzunge gegen das Vorland schützten, standen nralte Kiefern
und darunter wucherten Wacholder und Ginster. Oben auf dem Wall, auf

einer freien Stelle, von der man zwischen den röthlichen Stämmen der
Kiefern über die Gipfel der im Schilf am Ufer stehenden Birken ndd Erlen
zu dem blauen See und dem jenseitigen, bewaldeten Ufer sah, hatte der Alte
im Naben einen Platz, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Die Abge-
schlossenheit und Stille des Ortes, der sagenhafte Vorgang, in den seine Vor-
fahren verflochten waren, das leife Rauschen der dunklen grünen Kiefern über
sich, das Alles wiegte ihn in Träume besonderer Art. Er fühlte sich los-
2H8 Philip zu «Lulenburg in München.

Am 16. August war er länger als gewöhnlich draußen auf dem Wall.
Die letzten weetzow. 2HY
erstaunt betrachten wollten! Woher kam denn der alte Herr, ohne Hut und
Stock? Und was hatte er in der Hand? Einen Spiegel? Weßhalb einen
Spiegel?
Fräulein Nutenberg stand mit dem Kammerdiener spähend in der Haus-
thür, als der Alte in den Garten trat. Beide stürzten in das Vestibül, um
einen Regenschirm zu holen, aber der Alte war so schnell vorwärts gesritten,
dann sie mit ihrer Hülfeleistung zu spät kamen. Fräulein Rutenberg war
ganz sprachlos über den „Aufzug“ des Alten. Er schüttelte sich den Regen
vom Nermeln und lächelte dazu. „Ich bin tüchtig durchweicht,“ sagte er,
„ich muß mich umziehen.“ Und er ging in sein Zimmer, um die Kleider
tzu wechseln.
In der Nacht war der Alte eifrig beschäftigt, Papiere zu sortiren.
Eine große Anzahl davon verbrannte er in dem Kamine.
Schon früh um sechs Uhr am folgenden Morgen ging er in den
Garten auf und nieder. Immer und immer wieder die alte Buchenhecke
tang! Er schien sehr unruhig zu sein, blieb bisweilen stehen und athmete
tief auf.
Etwa um acht Uhr wurde der Post-Müves an dem Ausgang der Hecke
bei dem Hause sichtbar. Der Alte stand in einiger Entfernung und hob
seinen linken Arm, als wollte er ein Zeichen geben. Auf das Zeichen hin
hielt Müves einen Brief in die Höhe. In demselben Augenblick aber sah
er den alten Herrn vorüber in Boden stürzen, ganz gerade, ohne die
Hände abwehrend zu gebrauchen. Voller Schrecken eilte er auf ihn zu,
Regungslos lag der Alte auf dem Boden, mitten in dem Heckengang, mit
dem bleichen Gesicht auf dem rothgelben Kieswege. Müves wendete den
Körper zur Seite, während Fräulein Rutenberg mit Gebeiden des Entsetzens
von dem Hause her gelaufen kam. Sie hatte den Fall von dem Fenster aus
gesehen. Müves nahm dem Alten das schwarze Halstuch ab und fühlte nach
seinem Herzen. Alles war still. Es war „das Ende“. 
In dem erpressen Briefe, den der Bote gebracht hatte, teilte mit
schonenden Worten ein Beamter des Kriegsministeriums, den der alte Herr
um Nachrichten bei besonderen Fällen ersucht hatte, dem Baron mit, daß sein
Sohn bei Mars-la-tour geblieben sei.
Einige Tage später erhielt der Neffe des alten Herrn, der mit seinem
Regiment auf Paris marschirte, einen Brief des Noctors. Nerselbe lautete:
Geehrter Herr Baron!

Ich kehre soeben von Weetzow zurück, wo ich leider nur den in Folge
eines Herzschlages stattgefundenen Tod Ihres verehrten Herrn Onkels con-
Noll, und Tsd. XXXVII., >13. 17

Ich höre, daß die Besitzungen an Sie, als den ältesten Sohn Ihrer verstorbenen Frau Mutter, gefallen sind.
Aietro öiciliani. (.832—.885.)

von

Lmil Pacullu. — Genf. —

ach Giordano Brunos und Tommnso Eampanellas Tode, am Anfange des 17. Jahrhunderts, herrschte in Italien „die philosophinusc, die schreckliche
Zeit": es war die Zeit, wo das Volt unter dein Joche der Jesuiten und
der Fremdherrschaft seufzte. Wohl hebt sich eine bedeutende Gestalt aus
diese,« düsteren Bilde hervor: der Neapolitaner Giambattista Vico, der den so folgen-
schweren Kampf zwischen Staat nnd Kirche in seinen historischen und psychologifchen
Wurzeln zu erkennen suchte und damit die ersten Keime zur Wissenschaft der Gesellschaft
legte. Doch unbeachtet und vereinsamt unter seinen Zeitgenossen stehend, war dieser
bedeutendste italienische Denker der Neuzeit fast einem Kometen vergleichbar, der erscheint
und auch schon verschwindet, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen ....

Erst turz vor Anfang unseres Jahrhunderts begegnen wir einer neuen philosophi-
schen Strömung iu Italien. Es war die Sinnesphilosophie der Franzosen, welche
deselbst unter Eondillac in Person ihren Einzug hielt und die glänzendsten Triumphe
feierte. Die Befreiung von diesem groben Materialismus war, wie überall in Europa,
auch hier das Wert der Kantischen Philosophie. Langsam brach sich dieselbe Nahm
denn erst im Jahre 1808, also vier Jahre nach dem Tode Kants, erschien die erste
italienische Ueberseßung seiner Schriften. Aber einmal eingeleitet nun Nomagnosi und Testa,
welcher letztere die Kantische Philosophie als das „Gefängnist des menschlichen Geistes,
gezimmert von dem stärksten Kopfe, den seit Aristoteles die Sonne erschaut“, bezeichnete,
nahmen die Studien Kants einen raschen Fortgang. Namentlich war es Gniluppi, der
die Bedeutung der Kantischen Moral scharfs und voll erkannte und mit ihrer Hilfe den
französischen Materialismus zum Tinten brachte.

Dennoch vollzog sich in Italien nicht die wissenschaftliche Revolution, wie sie von
einem tieferen Studium der Kantischen Philosophie zu erwarten war. Das Verständnis!
der Italiener für Kant blieb eben auf das moralische Gebiet beschränkt I in den kritischen
Geist seiner Lehren vermochten sie nicht einzudringen. Allerdings machte Antonio Ros-
nini das Thema der kritischen Philosophie auch zum Thema seiner Studien. Er gab
sich die ernstlichste Mühe, der Entstehung der Erkenntnis! nachzuspüren, und er unter-
schied hierbei nicht nur klar zwischen Materie und Form, sondern suchte auch schon die
1?"
252 Lmil Pacully in Genf.

Zahl der Kantischen Forme» zu beschränken. Doch sehte er nn deren Stelle nur die an die Scholastiker erinnernde angeborene, obiective Idee des Seins, deren An-

schauung in uns ist, und durch die wir die Wahrnehmungen verallgemeinern und zur Erkenntnsh erhoben.

Damit hatte Rosmini dem IdenlimuS Eingang »erschafft, der, wurzelnd im Geiste der Nation selbst, und begünstigt von den immer mehr um sich greifenden kühnen Systemen eines Schellina, und Hegel, in Vincenzo Gioberti seinen Höhepunkt erreichte.

Indem dieser die Methode in die unmittelbare Anschauung des Absoluten setzte und die Formeln aufstellte: „das Sein erzeugt die Existenzen“, d. h. es ist Substanz und Ursache derselben, „die Existenzen hinwiederum lehren zum Sein zurück“, endete er damit, „die Philosophie als die Wissenschaft Gottes und aller mit Gott in Beziehung stehenden Dinge“ zu bezeichnen. So war der mittelalterliche Standpunkt wieder herauf-

beschoren und die Philosophie zur „Magd der Theologie“ herabgewürdigt. Zugleich erhielt sie eine nationale Färbung, denn „Italien, welches das Princip der moralischen Einheit der Welt, d. h. das Papstthum, sein nennt, ist die Mutterschaft des menschlichen Geschlechts“.

Mit diesen Lehren, über deren Naivetät wir uns kaum eines Lächelns erwehren können, nahm Gioberti seiner Zeit alle Gehilfen gefangen! Es war eben eine Zeit der Jugend und des Rausches, eine Zeit für Poeten, aber nicht für Denker.

Auch bei Mamiani, der einen gemässigten Idealismus repräsentirte, blickte die poetische Natur und das nationale Gefühl überall durch. Wie gros, auch die praktische,» und politischen Verdienste dieser Männer sein, welche Bedeutung sie auch persönlich und durch ihre Philosophie für die Einigung Italiens haben mögen, indem sie dem Volke eine ideale Geistesrichtung geben, sie befinden sich nicht auf dem Boden der wissenschaft-

lichen Philosophie. Mag auch ihre theisliche Ansicht zum Theil sehr geläutert sein, so suchen sie doch alle das Dasein Gottes zu beweisen und seine Attribute zu bestimmen, und sind also in den Kern der von Kant kritisch begründeten Wahrheit, daß alle unsere Erkenntnis nur ans Erfahrung geht, nicht eingedrungen. Sie kannten viel mehr den Vordienst, durch Annäherung des Glaubens an die Wissenschaft und durch Niederrückt»«, des groben kirchlichen Despotismus die wissenschaftliche Philosophie vorbereitet zu ha den nicht streitig gemacht werden, aber ihre philosophischen Gebäude zerfallen in Stücke.

Kein Wunder, wenn sich dieser Richtung gegenüber der Skeptiker Ansonio Franchi mit der Behauptung erhob, Italien besitze überhaupt keine Philosophie und werde auch eher ohne religiöse Lehren des Mittelalters verwecke.

Während er die Philosophie aus ihrem dogmatischen Schlummer hervorbrachte und den» kritischen Geiste Bahn brach, zeigten die zahlreichen Anhänger Hegels in Italien, nament-
lich Vercova, Spaventa und Fiorentino, das, eine nationale Philosophie eine Thorheit sei und das, die Lebensfähigkeit der italienischen Philosophie von der Annäherung an die gesammte europäische Geistesrichtung abhänge, eine Wahrheit, zu deren Verwir-

lung namentlich das allenthalben in Europa wachsende Interesse für Naturwissen-

schaften führte.

Die italienische Philosophie von heute zeig ein vielbewegter, gestaltenerreiches Bild, das die Spuren der vorangegangenen Zeit auf's lebhaftestete eingeprägt sind. Da sind zunächst die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik, die kühn, wie nur je, ihr Haupt erheben. Ihnen zur Seite gesellen sich, nur geringe Unterschiede aufweisend, die An-

hänger der Gioberti'schen Philosophie. Andere gehören der »euplatonischen Philosophie an, oder repräsentieren eine» gleichsagten Idealismus oder erklären sich für Fortsetze»—


Da! der Einslu! der Naturwissenschaften und die Kantische, kritische Philosophie, deren europäischer Wert ja die Geschichte bestätigt hat, allein vermögend seien, der


Nie diese Einheit im Fortschritt, dieses Ringen nach dem Lichte der Wahrheit seine gesammtc Art zu denken bezeichnete, davon geben seine hinterlassenen Schriften den schönsten Beweis. So weht schon aus seinen jugendlichen pädagogischen Werken der Geist einer neuen Periode, welche der italienischen Erziehungslehre vergönnt sei, und der sich schon dort als fruchtbarer Keim ja es ist geradezu ergreifend, zu sehen, mit welcher Gluth er schon damals den Gedanken einer Umgestaltung der Pädagogik aus wissenschaftlichen, namentlich psychologis-ethischen Prinzipien erfaßte, und wie er eine kritische Geschichte der Pädagogik für ein erstes, unausbleibliches Erfordernis dazu hielt, ein Erfordernis, das er später aus eigenen Kräften, ohne fremde Hülfe, erfüllt hat.

Ueberall, im Leben, wie im Denken, galt ihm vernunftgemäße Entwicklung als das bestimmende Prinzip, und der Begriff der Evolution, die er als die Mutteridee


Mit Leibnitz theilte er nicht nur den Grundgedanken der Continuität, nicht nur die gewaltige, synthetische Kraft, sondern auch dessen Art von Eklettismus. Nur im Leibnitz'schen Sinne durfte man Sieiliani einen Eklettiker nennen, denn wie dieser eignete er sich stets nur das an, was seiner Natur gemäß war; während sich der Eklettiker widerspricht, war in ihm alles Einheit; er wußte, um mit Raphael zu reden, ein Schüler aller und Meister seiner selbst zu sein.

Seine Kenntniss der italienischen, französischen, englischen und deutschen Philosophie war gradezu erstaunlich. Wie er aber mit der historischen und synthetischen Gabe den echt kritischen Geist verband, so war es neben Leibnitz und Vico namentlich die erhabene Gestalt Kant's „des Nunderthäters“, wie er ihn nannte, die seinen Sinn gefangen hielt und auf den er in seinen Schriften, Vorlesungen und Unterhaltungen mit Vorliebe zu sprechen kam. Daneben hatte er die deutschen Neu-Kantianer eingehend studirt, und in seiner Philosophie, welche er als „kritischen Positivismus“ bezeichnete, nahm er vornehmlich zwischen den Postulisten Englands und den Kritikern Deutschlands seinen Weg.

Dem Kampfgewühl streitender Parteien, welche nur zur Herabwürdigung der Philosophie führen konnten, haben alle Identitätsversuche bisher vergeblich ein Ende zu setzen gesucht, vergeblich, weil sie stets eine systematische Einheit im Auge hatten und den Vegriff der Entwicklung, sofern sie ihn dabei anwandten, in metaphysischem Sinne geltend machten. Der kritische Positivismus Sicilianis will daher besser als ein System, vielmehr eine Methode sein, eine Art zu untersuchen, zu studiren, zu forschen; wenn auch der menschliche Geist der metaphysischen Speculation nie entsagen wird, so darf dieselbe doch nicht für mehr gelten, als sie ist, d. h. als Hypothese.

Die Systeme des Spiritualismus und Materialismus sind, weil beide dogmatisch, unursprünglich, Gedanke und Bewegung sind unzertrennlich, aber weder der Gedanke läßt sich auf Bewegung noch die Bewegung auf den Gedanken zurückführen. Auf dem Gebiete der Methode jedoch ist die ersehnte Vereinigung möglich, nothwendig, ja unvermeidlich geboten durch die fortschreitende Bildung der Wissenschaften; der Theilung der Arbeit muß eine Vereinigung der Arbeit folgen, und eben darin besteht ja eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, daß sie in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaf des Menschen“ die Erfahrungstatsachen begründe und vollende, die Gesetze derselben aufspüre, ihre wichtigsten Ergebnisse der Kritik unterwerfe und sie zur Einheit des Princips erhebe.

Die Grundwissenschaft der Philosophie ist darum die Psychologie; sie ist die Wissenschaft, in welcher die Gesetze und Principien der Gesellschaft und der Geschichte.
Pietro 3iciliani, 255

der Kunst und der Religion, der Mythologie und der Philologie, wie jeder Art mora-
lischer und juridischer Wissenschaften Wurzel fassen. Hier ist die wissenschaftliche Philo-
sophie, welche auf dem Boden des „phänomenischen Realismus“ fußt und die „Rela-
vitivität des Wissens“ zum Princip erhebt, namentlich von den englischen Positivisten auf der
anderen und von den deutschen Neukantianern auf der andern Seite vertreten, deren
gegenseitige Annäherung von der Geschichte selbst bestätigt wird. Die individuelle An-
gborenheit der rein subjektiven und die erbliche Angeborenheit der rein objectiven
Richtung sind bereits historisch gerichtet, indem der eine Weg zum rein
idealismus, der zweite zum reinen Materialismus geführt hat. Die dritte,
subject-objective Richtung, welche den psychologischen Wert sowohl im Individuum,
as in der Nasse, in dem geschichtlichen Entwicklungsgange cmernten, ist die allein
wissenschaftliche. „Wenn der Innatismus eine unerlegbare Thatache ist, so daß es
nach den Beweisführungen Spencers und anderer moderner Forscher Niemandem
mehr erlaubt sein wird, von einer tavol» 1232 zu sprechen, so ist doch der erblichen
Kraft nicht alles einzuräumen, indem man sie gleichsam zu einer erzeugenden Kraft
macht, wie die englischen Philosophen möchten, noch alles dem Individuum und der
psychischen, individuellen Beschaffenheit, wie die orthodoxen Anhänger des Kantismus
behalten. In der Species, in der Nasse ist die psychische Ubertragung nur darum
möglich, weil sie vor Allem in der psychischen, individuellen Beschaffenheit möglich
gemacht worden ist. Wer sieht nicht, daß auf diese Weise der alte Sensismus und
der orthodoze Kantismus überwunden und zugleich der erbliche Innatismus Spencers
verbessert wird?“ Die Angeborenheit kann nicht allein mit hülfe des äußeren, des
Gesetzes der Anpassung, wie Spencer behaupten möchte, erklärt werden; man muß
vielmehr einen Keim persönlicher Unabhängigkeit, den „persönlichen Factor“ Wundts
anerkennen, und hier stimmen ihrerseits Lucas und Littr« überein, wenn sie von „indi-
vidualer Angeborenheit“ und einem „ursprünglichen Factor“ reden. Dieses Zugeständnis;
müssen die neueren Positivisten machen, wofern sie nicht für dogmatische Metaphysik
wollen wollen.

Wollte man übrigens annehmen, daß die Frage betreffs des „Noumenon“ jegliche
Versöhnung zwischen dem wohlverstanden Kriticismus und dem wohlverstandenen
Positivismus ausschließe, so bedenke man nur, daß ja Spencer eiu „Unendliches, Un-
erkennbares“ eingeräumt habe? ja er hat sogar die Bestimmung desselben nicht völlig
vermieden, sodaß er sich einer Art von Pantheismus nicht ganz hat entziehen tonnen.
Die Relativität des Wissens erfordert jedenfalls, daß wir einen Grenzbegriff annehmen,
das was Kant „Eing an sich“ genannt hat, von dem wir aber nichts auszusagen ver-
mögen. Uebrigens sollte es eine nicht der geringsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts
fein, gewisse Fragen, die doch nur auf Hypothesen hinauslaufen können, offen zu lichten
und damit der metaphysischen Speculation gegenüber neutrale Stellung einzunehmen;
nur freilich muß die Neutralität „Neutralität in Waffen“ sein, um jeden, der sich
über die von der Vernunft selbst gesetzten Grenzen hinauswagt, in sein Gebiet zurück-
zuweisen.

Von diesem seinen « Standpunkte in moäi»» r=8 aus hat der Philosoph zunächst
die Basen zur Neubegründung der Psychologie gelegt: indem er die Einseitigkeit der
rein psychologischen, wie der rein physiologischen Methode nachweist, zeigt er zugleich
die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Durchdringung der subjectiven und objectiven
Forschung, welche nach Verbesserung und Verneinung der erwähnten Methoden an
 deren Stelle zu treten haben. Indem, auf dieser Grundlage, die Psyche weder „als
fertiger Gedanke“, noch als „bloße Receptivität“ aufgefaßt, sondern als etwas
Werdendes, Entstehendes studirt wird, wird die statische Psychologie mit Hülfe der com-
parativen Methode in eine dynamische, getische verwandelt; die Wissenschaft der
psychischen Thatsachen wird „Pychogenie“. Die Wissenschaft des „Lebens“ und der „Psyche“ sind unzertrennlich; wie die-
Physiologie, im weitesten Sinne genommen, Biologie, d. i. Wissenschaft aller der Herrschaft der Evolution unterworfenen Formen des Lebens geworden ist, so mich auch in ähnlicher Weise die Psychologie Wissenschaft der Psyche werden, wie diese sich durch die zoologische Reihe hindurch, parallel mit der morphologischen Entwicklung, erzeugt. Wenn schon Herbert Spencers Theorien zur "biologische und Psychologie pari passu" fortsetzen mußten, so hat doch der englische Philosoph in seiner Auseinandersetzung die eine und andern folgen lassen, und man vermißt auch bei ihm jene Totalität " ui sensi sui, auf die sein tiefer speculatius Genie überall hingewiesen.

Dementsprechend, muß die Psychologie, wenn die Zoologie zu einer "psychologischen" Natur- und Geschichtswissenschaft wird, und da die Psychologie, wie die Biologie, der "Gesellschaft" nahe steht, so mußt die Psychologie der Gesellschaft folgen. Die Psychologie, welche den morphologischen oder psychischen Typus bewahrt, ist, um mit Goethe zu reden, eine centripetale Kraft, während die Analogie, welche die Abänderungen unter dem Einfluß äußerer Bedingungen hervorruft, eine centrifugale Kraft ist.


Indem so die Psychologie eine wesentlich comparatistische Form annimmt und sich der genetischen Methode bedient, hört sie auf eine beschreibende, formale Wissenschafter zu sein, so und nur so wird sie uns eine wertvolle "Naturgeschichte der Psyche" geben. Damit sind zugleich die Nasen zur Neubegründung der Sociologie gegeben, als einer Wissenschaft, welche auf den Gesetzen des psychologischen und geschichtlichen Entwicklungsverlaufs beruht und welche darum, der dargelegten Methode folgend, in ähnlicher Weise eine Sociohistorie werden kann und muß. Die Wissenschaft des "Lebens", der "Psyche" und der "Gesellschaft" entwickele sich aus einem Sproß, es sind drei natürliche parallele Schöpfungen, die sich gegenseitig fordern, und alle zusammen stellen sich dar als die Triebfeder der natürlichen Entwicklung: aber wie sehr sie auch mit einander verknüpft sind, wie sehr auch dieselben Gesetze in Biologie, wie in Sociologie herrschen, ihre Unterschiede sind unverkennbar, und der Hauptgrund davor liegt darin, daß die Elemente des individuellen Organismus dem Ganzen untergeordnet, die des socialen dem Ganzen nebengeordnet sind.

Daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei und nach Art eines Organismus wachse und sich entwickle, daß die Sociologie ein Ganzes mit der Naturgeschichte und der Geschichte seien, das war der fruchtbare, wahrhaft neue Gedanke Auguste Comtes gewesen, den Spencers Geist grüßartig umzustalten und gleichsam zu einem vollkommenen System zu erheben zu wollen. Aber Lomtes wollte die Wissenschaft der Gesellschaft vollkommen auf Biologie begründen, und auch Herbert Spencer betrachtet den socialen Organismus nur zu sehr durch die Brille des Biologen und Mechanisten; von der Idee der Continuität so lebhaft ergriffen, daß er nicht selten einem Philosophen der Schelling'schen Schule gleicht, sieht er zumeist nur die Analogien und nicht die homologen Beziehungen, d. h. solche, welche die Unterschiede fordern (wenngleich er sich durch Annahme des "Unerkennbaren" und durch den Werth, welchen er dem Individuum beilegt, glücklich widerspricht).
Siciliani seinerseits hält dafür, daß die Bildung der tierischen Gesellschaft nicht ganz unbewußt und völlig instinktmäßig, das Entstehen und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aber nicht durchaus bewußt und überlegt vor sich gehen. Es ist dennoch die Aufgabe der modernen Soziologie, als der „seisusn nuova“ des Jahrhunderts, durch das Studium der wirrlichen Entwicklung der gesellschaftlichen Formen, mit Hilfe der genetischen Methode, zu erkennen, welchen Theil an diesem Werke die Natur, die unbewußte Thätigkeit und des Doppelpflanzens der natürlichen Zucht und Vererbung, und welchen ihrerseits Vernunft, Überlegung und Freiheit haben, bis zu welchem Punkte also der denkwürdige Ausspruch Vicos wahr sei möge, „daß die menschliche Willkür, von der vulgären Weisheit (oorumun 8«n3«) geregelt, der Bau- meister der Welt, der Nationen sei“.

Wir rieten damit an der gewaltigen Fragen gewaltigste heran, an die Frage nach der moralischen Freiheit als Bedingung und Quelle der Freiheit überhaupt und als sicherste Grundlage jeder politischen und sozialen Einrichtung. Im Ganzen nimmt der Philosoph hier die Richtung auf die Kantsische Moral, nur das: er zugleich dein Prinzip der Evolution auch hier das ihm zukommende Recht läßt. Indem er den intelligenten Charakter des Handelnden Subjekts und damit den rein formalen, den Verstand determinierenden Willen und das Sittengesetz als kategorischen Imperativ, weil mysteriös und nicht intelligibl, verwirft, behält er vor allem den Kontinentalen Gedanken, das: wir unter der Idee der Freiheit, welche nach Siciliani zur treibenden Kraft, zur „leitenden Idee“ wird, handeln tonnen, und er zeigt ferner, das: der Wille nicht zwar autonom ist, aber, von der Vernunft motivirt, autonom wird. Das wahre Prinzip ist auch hier in dem gegenseitigen Durchdringen der beiden psychologischen Functionen, denen eine centripetal, die andere centrifugal ist: Sinn und Vorstellungskraft, welche Verstand, Instinkt und Trieb, welche Gemüthsbewegung, Leidenschaft, Willensäußerung weiden. Ter Verstand, die Nowußfeinsthätigkeit halten die Idee fest, klären und erwärmen gleichsam dieselbe, die ihrerseits nicht ohne Hüse eines Gefühls zur treibenden Kraft werden kann, und beide zusammengenommen gelangen zur Willensfreiheit, zum Vernunftwillen. So erhebt sich das Individuum zur Würde der Person, das Bewußtsein wird Selbstbewußtsein; das Selbstbewußtsein aber, hauptsächlich unter dem sittlichen Gesichtspunkte, ist eine durchaus persönliche Schöpfung, welche die unabhänneiñvolle Kette der Vererbung brechen kann. Dadurch unterscheidet sich der Mensch, wie von Naturgesetzen aus der Tierwelt hervorgehend, gleichwohl typisch von ihr: die natürliche Evolution, die ihr Leben in der Sphäre nicht auf, aber sie muß einen wesentlich zweckseßenden Werth annehmen. Ein gemeinsames Hcununftziel ist es, welches wir streben und zu dessen Erreichung der Staat freilich nur ein Mittel ist, weil ohne freie Entwicklung der Individuen, wie Wilhelm von Humboldt endgültig für alle Zeiten erwiesen hat, dasselbe nicht denkbar ist: aber er ist auch ein notwendiges Mittel, da in den wechselseitigen Wirkung der Individualitäten die Bedingung ihrer Entwicklung liegt. So widerspruchsvoll auch der Charakter unfrer Zeit ist, wir fühlen dennoch inmitten der socialen Nebel dieses Ideal, welches uns erwärmt und erleuchtet, das Ideal des Rechts und der Gerechtigkeit.

Wir alle, die wir Augen im Gesicht und Herz in der Brust haben, wir erkennen und empfinden täglich mehr die Existenz einer socialen Frage in ihrer ganzen Wirklichkeit und Furchtbarkeit, „der Frage der Jahrhunderte und des Jahrhunderts“, und zugleich die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen, auf dem Wege der Vernunft zu erreichenden Revolution. Nationalökonomie und Pädagogik sind die beiden wesentlichen reformatirtschen Werkzeuge: beide Wissenschaften müssen gleichen Schrittes sorschreiten, aber das ökonomische Mittel ist nur ein äußeres, das moralische, pädagogische ist das innere, wahrhaft wirkungsvolle. Wie Siciliani die Pädagogik, insofern sie eine wesentlich zwecksetzende Kunst ist, als den goldenen Zweig der Lehre des kritischen Evolutionismus bezeichnete, so bildete...
seine pädagogische Nitrnheit auch die bösche Nllthe seiner eigenen pichiichen, geistigen Evolution, Geistige und sitzliche Wiedererzeugung der Menschheit und der Nation: mittelst der Wiedergeburt des Individuums, Erneuerung des socialen Organismus und Wiederherstellung der socialen Monade, das war das große Ziel, auf das er, mit unglaublichem Aufwand geistiger Kraft und Energie, im Kampf mit der Dummheit und dem Aberglauben, überall und immer hinstrebte, und das er, wenn Thatsachen Wahrheit sprechen, nach höchster Möglichkeit erreicht hat.

Zwei Fragen sind es, die sich in der Pädagogik als die größten und wichtigsten Probleme darstellen; die Frage, welche die Natur der Willenskraft, und die, welche das Ziel der Erziehung betrifft.


Was die Vernunft uns dictirt, da sind wir gezwungen anzuahmen, was die Wissenschaft als sicher festgestellt hat, das allein dürfte wir dem Kinde lehren. Nur da, wo man auf geistig entwickelte Menschen einwirkt, namentlich on den Universitäten, muß Gedanken- und Redefreiheit unbeschränkt sein. „Ja ich wollte,“ sagte Sicilioni, „daß aus den Universitäten alle religiösen Confessionen ausnahmslos und mit unu-
schränkt« Freiheit vertreten seien, weil alle das gleiche Recht zur Propaganda- und Pro'elitenmacherei habm."
Also Lehr- und Lernfreiheit, aber soweit sie sich mit der Vernunftfreiheit verträgt! Darum mutz auch der elementare Unterricht obligatorisch sein und dann in aufsteigender Reihenfolge mbr und mehr facultativi weiden: es giebt keine Ignoranzfreiheit, wie sich Siciliani trefend ausdrückt.
So liegt denn die Philosophie und das Leben dieses Mannes, wie sie sich wechsel- seitig wiederspiegeln, klar vor uns: wie die richtig verstandene Evolution sein philo- sophisches Princip ausmachte, so war auch seine Natur aufnehmend und zurückweisend, plastisch und stattend, d. h. sich bildend im Kampfe mit sich selbst und der Umgebung, d. h. sich wahrhaft entwickelnd. Universal und doch durchaus individual, international und doch durchaus national, centrifugal und centripetal, nach außen und nach innen gerichtet, wurzeln in einem gesunden Gefühl der Wirklichkeit, in dein realen Fort- schritte der Gesellschaft und zugleich in dem Opfer für Vaterland und Menschheit, in der Moral und der Gattung, vor Allem in der Tugend als Preis ihrer selbst, so war er, so wollte er sein, und so war auch seine Philosophie. Wollte ich diesen seinen Charakter und sein philosophisches Wirken mit einem Worte bezeichnen, so würde ich auf ihn im höchsten Sinne das Schiller'sche Wort an- wenden, daß er stets „aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen“ strebte: Darum hielt sich seine Philosophie von jeder krankhaften meta- physischen Ausschweifung fern und wußte überall die glückliche Mitte zu treffen: darum war sie ihrem Ehrinneren nach weder materialistisch, noch spiritualistisch, weder positivistisch noch orthodox, weder rein individualistisch, noch rein universalistisch, weder pessimistisch noch rein optimistisch, sie war ein Optimismus, aber ein männlicher Optimismus, der beseelt von dem „Glauben an die heiligen Rechte der Menschheit“ auch im Chaos einen Schimmer des Lichtes entdeckt und, sich dura» jenes hindurch- linkfend, diesem entgegeneilt und entgegengeleitet. So ist denn auch die endliche Wirkung, die seine Lehren und seine Erscheinung in uns zurücklassen, eine allgemein erhebende: wir erkennen daraus, daß die Menschheit und die Völker ihren großen Zielen näher treten.
Die Wiedergeburt Italiens ist eine Thatsache, daß die Niedergeburt der Italiener eine zweite wird, hier fühlen wir es. Wer wollte angesichts dieser geistigen Höhe die italienische Nation noch ein „bloßes Volt von Musikanten“ nennen, wer wollte ihn
noch Aufnahme in die höchst civilisierten Staaten verweigern? Wohl finden sich hier noch viel Aberglauben und Dummheit beisammen, wohl find es gewaltige Probleme, die namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik noch ihrer Lösung harren. Aber denken wir auch nur daran, daß die kirchliche Gewaltherrschaft nirgends mehr als in Italien lange Zeit jede freie Entwicklung ertödtet hat und noch zu ertödtet sucht, indem sie sich namentlich der Schulen bemächtigte und hier die Vernunft im Keime erdrückte. Wenn nun die Quellen einer heilsamen Umgestaltung der Verhältnisse vor allem in einer wohlgeordneten, vernünftigen Erziehung liegen, so müssen wir erkennen, dnn, wo einmal das belebende, fruchtbar und weit hin wirkende Wort gesprochen und die Richtung klar gewiesen ward, damit auch schon die alten und kalten« Formen erstorben sind. Nicht mehr auf den lombardischen Feldern, sondern namentlich auf dem Felde der Schule werden die Italiener für Freiheit und Vernunft zu streiten fortfahren. Ein Lehrer, der Sicilianis Vorlesungen mit Begeisterung gefolgt war, sagte mir: „Italien fehlt nichts als 50 Sicilianis“: aber die HO(XX) Lehrer selbst werden die Kämpfer sein, die seine Bahnen weitergehen und seine Ideen den Zielen entgegenführen«!.. Das ist die ethische Lösung dieses seines dramatischen Denkens und Lebens, dnit nach dem Fall des Vorhanges des lepeteren die Zuschauer geläutert und gekräftigt zu edlen Zwecken hervorgehen.
Illustrierte Bibliographie.


Nord und Süd.

ihnen so märtyrischen Weise, vor Allem ad in einer Klarheit der Darstellung behandelt,
iveichc dem französischen Geiste durchaus ebenbürtig ist.

Die 1868 erschienene erste Anfinge war bereit-? mit 94 Illustrationen ausgestaltet.

N,ichc>.d<!ld <iil Ä, dl Montmurejüy,
Aus: Lüblc, Gcichichte der Nc,Ilisla,>« in ssraürei!. Ltuttg<!!, ^bner «i 2e>,bei! ,\v«II ?iess.,
Allein von der gewist richtigen Ansicht ausgebend, das, ein kunsthistorisches Werl deute
ohne Illustrationen überhaupt gn r nicht mehr denkbar ist, ja das, es derselben eigentlich
nie zu viel haben kann, bat der Verfasser die nene Ausgabe um 69 Illustrationen
bcreiche-t, wozu die Erweiterung des iüabmrms die nächst Veranlassung bot. So jinden wir denn, das; auher den e1iemall> bereichertem architektonischen Theile dem französnäien

(»labinal w der Kathedrale ran Áaidonne,

AuZ: Liibile, Geschichte bei Menaissanie in ssnminich, ZutzHart. »fbucr <e Leubcit (Paul Res».

Kunstgewerbe der Epoche ein erheblicher Platz eingeräumt wurde und das, die Verufung italienischer Goldschmiede, die Einsiihrung der Majoriken, de:- deutschen uud mailander
Cmélie im Léhluâ La Rochefoucauld,
Ausi Llioll, Âeschichte der Rl,i<>il!<Âœue in Fiaulnich, Stu!!gÂœit. Vbni li Âoi 2eu>ei (Pool ?!!f,
Schluß »on Azr«. le.ü.dn>u.
»j. Lübel, «c!ch,cht e l« enllifonnc in Fionlieich, Nwttgc>it. Eintl <l Leulieit >Pillul NICff,
Nord und Süd, XXX VUl., 18
Nord und Süd.
Waffenschmuck?, der Anfangspunkt einer lich berühmten Töpfer-, Email- und Fauencer-
tunft in Frankreich wurde, deren Heroen wir nicht zu nennen brauchen und von deren
außerordentlichen Werken zahlreiche Illustrationen geboten werden. Eine Anzahl von
Büchereinbänden der Epoche vervollständigen und schließen das Verl, dein wir nicht
nur in Deutschland, sondern auch auswärt's diejenige Verbreitung wünschen, die es in
bobeni Grade verdient.

Theil einer Lchusie! von Pierre Ne»mond, Tommlung BMIn»,!»,
Aus! üb»e, Geschichte der Nenaflane in Frankreich, LiutiKolt, Ebner ic Tenverl ^poul ZieffV,
Vibliographie. 267
Friedrich der Große und die Volksschule. Friedrich der Große der Heros der deutschen Volksbildung und die Volksschule
Eine Monographie über Friedricks II. Stellung zur Volleschule ist eine drnkiew- worten Arbeit, wenn sie mit Unbefangenheit und dem ernsten Streben nach Objekiwität des Ilrtheils unternommen wird. Letztere- soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden; allein ob die erste VoinusseÜß bei dem vorliegenden Schriftchen zutrifft, ist mehr als zweifelhaft. Tie Wirdigung der Thätigkeit Friedricks für die Volksschule wird vor- bereitet durch eine Erörterung des Standes des Vultoschulwesens unter der Regierung seiner Vorgänger. Tas ist ganz in der Ordnung; aber es befreundt sofort, wenn man sieht, wie verschwendischer die Seidel'sche Tarstellung hier mit dem Lobe ist: neben diesem intensiven künstlichen Lichte müssen die Bestrebungen Frieddricks II. für die Volksschule, welche immerhin eben erst Anfänge einer Entwicklung des Schulwesens bezeichnen, um so tiefer, und zwar unverdienten, in den Schatten treten. Das heißt denn doch nicht Geschichte schreiben, sondern Geschichte zurecht machen; ihr Verfasser will freilich, wie er versichert, den überschwänglichen Lobrednern des großen Preuhenritägs gegenüber das Interesse der nackten historischen Thatsächlichteit vertreten; dabei aber verfälle er leider der Scylla ungerechtfertiger Tadelsucht; an Friedrich dem Grossen bleibt kein gutes Haar, Friedrich war tolerant — aber die Ordensgeistlichen in Schlesien als Lehrer hätte er nicht toleriren sollen; er war aufgeklär — aber er hat die Preßfreiheit nicht eingeführt! Ueberhaupt war Friedrich nichts anderes, als ein „kluger Tespot“. „Das Wesen des Tespotismus — jedes Herrscherthum ist Despotismus — ist persönliche Willkür, Unterdrückung und Ausbeutung“. Ob unter einem solchen Gesichtspunkte eine objeetive Würdigung der Verdienste Friedrich des Großen um das Volksschulwesen möglich ist, wagen wir bescheidenst zu bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob eine Geschichtsdarstellung unbefangen heißen kann, welche sich Generali- sationen gestattet, wie „Noch jeder große Herrscher ist unreligiös gewesen“. Doch diese Mängel der vorliegenden Schrift werden vielleicht aufgewogen durch besonders genaue und interessante Darstellungen der Entwicklung der preußischen Volksschule. Gewiß! Schon im zweiten Eapitel lesen wir: „Tüchtige Kenner des preußischen Schul- wesens behaupten, daß es in Preußen sogar jetzt noch von Handwerkern besetzte Lehrer- lellen gibt.“ — Wir haben dem nichts hinzuzufügen, Hl. 3.
Eine Geschichte der Ideale.
18»

Die Religion und die Kirchenbildung.


Das vorliegende Wert ist kein spezifisch fachwissenfhaftliches. Es wendet sich vielmehr auch an den weiteren Kreis aller derjenigen, welche die Religion nicht bloß als sachliche gegeben, sondern auch als Gegenstand des Nachdenkens aufgegeben ist. Die Formulierung des religiöse Problem, wie sie hier auf den ersten Seiten geschieht,
Vibliographie. — 2

tungs versuch des Weltganzen in der Weise, wie sie dem Mensche» die Erreichbarkeit der wesentlichen Lebenszwecke, seines Ideals vom Leben, für Individuum und Gattung zu garanliren scheint. So zeigt sich die Religion überall als ein „Act freier Erhebung zu der weltleitendcn Macht zur Versicherung über die Geltung und die Durchführbarkeit der Lebenszwecke des Menschen.“ Es las,!! sich unschwer voraussagen, das; das Einbeziehen auch des Ehrstenthums (vergl. broders pr.F. 278—299) in de» Rahmen dieses natürlichen Religionsbegriffec-<wbr/>den AnlKngern der hergebrachten Dogmatil sowohl auf katholischer Seite, als auch besonders auf „positiv“ protestantischer als eine Verzerrung erscheinen wird. Denn jene werden kaum semals, unter den gegenwärtige» Verhältnissen aber sicherlich nicht, aus dem Gedankenkreise der scholastischem Summen der Thomislen nd dem der jesuitischen Neuscholastit heraustreten dürfen: bei diesen aber hält, troft unuerterebbarer Einwirkungen Kants und Schleiermachers und nicht weniger Hegels auf die anderen theologische» Anschauungen, der Geist des sechzehnten und siebzehnten J ahrhunderts, wie ihn bei-spielsweise L. Hütter und nach ihm die Ealovius und Quenstedt repräsentirenc, immer wieder fröhliche Aufstehung zu erwarten. Die werden auch alle einsimmer lein darin, das, die Resultate des Verfassers die nothwendigen Eusequenzen seien <m»seiner methodologische» Auffassung, „das; wir zum vollen Verständnisd, und zur richtlichen Würdigung auch des Ehrstenthums »ur auf dem Boden der vergleich e u d e u R e l i g i o n g e s c h i c h t e gelangen tönueu.“ lind dies ist allerdings ein Punkt, über den der Verfasser seinen Standpunkt des Verfassers nicht theileu, »Is eine beacblenswerthe Erscheinung auf reliaionswissenschaftlichem Gebiete empfohlen werden. Eine neue Heinebiographie.

270 Nord und Süd.

Die kritische Sammlung und Sichtung des Materials wurde von den Anhängern wie
noch mehr von den Gegnern des Tichters wenig beachtet, so wenig, das, es bisher nur
ein einziges Buch gab, nämlich das von Etrodtmann, welches die Anfänge einer exakten
Heineforschung ahnen läßt. Der äußere Umstand, das, das Eampc'sche Monopol der
Heine'schen Werke eben erloschen ist und die neuen erscheinenden Ausgaben zweifelssohne
den Wunsch nach einer bequemen, lesbaren, möglichst objektiven Biographie rege machen
weiden, hat nun den bekannten Dresdener Dramaturgen Robert Proels; zur Abfassung
eines derartigen Buches veranlaßt. Der Autor hat den einen großen Vorzug, das;
er die Zeitschriften, unter denen die letzte Hälfte von Heines Leben dahinfluß, noch
aus eigener Anschauung kennt, und den andere», das; der Tod manches Mitbetheiligten
ihn eine freiere Sprache gestattet wie seiner Zeit Strödtmann. So wird sein Buch
sicher ein wertvoller Fortschritt sein, da das vielfach zerstreute Material der letzten
Jahre einmal wieder zusammengetragen, kritisch beleuchtet und, was an dringendsten
notwendig war, gesichtet wird. Eine Verdrängung des vorher genannten Werkes ist
nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, ebenso wenig, wie bereits ein Abschluß erreicht
ist: auch Pro eis' Buch liefert nur die Materialien einer d er einstigen Hein c-
biographir, die noch wesentlich vervollständigt werden können, da noch ca. 1150 an
Heine gerichtete Bliese aus dem Besitze von Henri Julia ni n's Licht treten werden.

Auch Proels hat den einen großen Vorzug, das; er die Zeitstrümmer, unter denen die letzte Hälfte von Heines Leben dahinfluß, noch
aus eigener Anschauung kennt, und den andere», das; der Tod manches Mitbetheiligten
ihn eine freiere Sprache gestattet wie seiner Zeit Strödtmann. So wird sein Buch
sicher ein wertvoller Fortschritt sein, da das vielfach zerstreute Material der letzten
Jahre einmal wieder zusammengetragen, kritisch beleuchtet und, was an dringendsten
notwendig war, gesichtet wird. Eine Verdrängung des vorher genannten Werkes ist
nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, ebenso wenig, wie bereits ein Abschluß erreicht
ist: auch Pro eis' Buch liefert nur die Materialien einer d er einstigen Hein c-
biographir, die noch wesentlich vervollständigt werden können, da noch ca. 1150 an
Heine gerichtete Bliese aus dem Besitze von Henri Julia ni n's Licht treten werden. Auf der Ausnutzung der Brieftraffen beruht das Hauptverdienst des Autors: von einer
literarhistorischen, geschweige denn ästhetischen Würdigung der einzelnen Heinec'schen
Schriften findet sich kaum eine Spur, aber die sogenannte äußere Literaturgeschichte er-
fährt manngfache Bereicherungen. Die Gesammtauffassung der dichterischen Persönlichkeit,
wie sie der Schriftsteller vorschwebte, chnralerisirt am besten des Ausrus (2. 3U4):
"Ja, Romantiker war er und ist er geblieben, und will auch als solcher in seinem Ver-
hältnis, zu Religion, Politik und Freiheit berührt sein!" Es mag schwer sein, bei
einem Menschen, mit dem man sich so eingehend und liebevoll beschäftigt hat, wie Proels;
mit Heine, die tadelnden Worte zu finden, aber die Pflicht der Wahrheit verlangt doch

Geradezu entstellt ist aber das Charakter-
bild des Dichters, wenn man in seinem schreiben an die Bundesversammlung vom
28. Januar 1822 ein ehrenhähniges Zutrauenzeicheu <T, 238) sieht, wenn man sein
Buch über Börne zu entschuldigen sucht (S, 286). Gerade diese zu weit gehenden Ur-
theile zeigen aber, das! Proels, außerordentlich genau seinen Stoss studirt hat, und an
Gründlichkeit ist seine Arbeit weitaus allen anderen aus;er der Etrodtmann'scheu über-
legen. Der Kritiker wie der Literarhistoriker wird sie niemals entbehren können. Von
den eigenen literarhistorischen Vermuthen, die der Verfasser vorbringt, ist die inter-
essanteste die, das, der "Rabbi" vollendet gewesen sei: das Manuscript sei wahrschein-
lich in Hamburg mit verbrannt, Ter Stil des Proel'sschrn Buches ist der aus anderen
Schriften desselben geniigend bekannte, ziemlich nüchtern und einfach, aber klar und
leidenschaftlos. Von den beigegebenen Bildern interessirt am "leisten das Portrait von
"Mathilde Heine", trotz dieser Beigaben ist das Wert sehr billig nnd wird schon des-
halb die erwünschte Verbreitung finden. ?. V.
Bibliographische Notizen.


wurde», und so darf das hier gegebene als entsprechend dem Gegenwärtigen Stande unseres Wissens über das alte und »e« Aegypteu bezeichnet werden». "Ter Eieerone gibt alles Wissenswerte über Aegypteu
mit der Gründlichkeit des Gelehrten und in der geschmackvollen Darstellung des her-
vorragenden Schriftstellers, — Das zweite oben erwähnte Buch ist eine „wohlfale
Ausgabe“ des bekannten Lizierungsverweses. Es soll sich von diesem nur durch die ge-
ringere Zahl von Stahlsstichen unterscheiden. Die eine Lizierung, die uns vorliegt, ge-
gestattet kein Urteil über das Ganze. Wir kommen bei dem Abschluß der Liefe-
rungsausgabe auf das Wert zurück. Im
UCHBREG ist EBCRs-Guthrs Palästina ein
seit langer Zeit beim Publikum gut acre-
diertenes Buch, >b.

Im!»AE der Mitternachtsonne.
Sommer- und Winterreisen durch Nor-
wegen und Schweden, Lappland und Nord-
Finnland. Nach Paul B. du Haillu, frei
überseht von A. Helms. Zweite Auf-
lage, kleine Ausgabe. Mit zahlreichen
Holzschnitten u. s. w, Leipzig, Ferdinand
Hirt und Sohn.
Die große Ausgabe dieses schönen
Reisewerkes hat einen so glänzenden Er-
folg niuzuweisen gehabt, das die Verlags-
buchhandlung sich entschlossen hat, eine neue
und zwar noch weiteren Kreisen Rechnung
tragende, kleinere Ausgabe zu veranstalten;
dieselbe umfaßt immerhin noch 808 Seiten,
Der Verfasser, welcher in den Jahren 1871
bis 1878 zu wiederholten Male erst die skan-
dinavische Halbinsel aufsuchte und länger
als fünf Jahre Aufenthalt daselbst nahm,
bietet in diesem Werte höchst lebendige
Schilderungen jener nordischen Gegenden
und der so eigenartigen Sitten und Ge-
bräuche ihrer Bewohner. Mit Sprach-
tennissen wohl ausgerüstet, durchstiefe
er Sommer und Winter fast die ganze
Halbinsel nach allen Richtungen hin, be-
fuhr die meisten der zahlreichen Fjorde,
deren Ufer eine Ausdehnung von mehr
dann 3000 Meilen besitzen, und bemühte
sich, in die charakteristischen Gebräuche der
Bevölkerung tieferen Einblick zu ge-
winnen, in letzterer Beziehung hat er es
sich sogar angelegen sein lassen — und
dies gibt dem Buche einen besonderen
Wert — bis auf die vorhistorische
Zeit und die Völkeruntercoungen ans der
Völkerzeit zurückzugehen. Das einleitende
Capitel ist von dem all- praktisch erprobten
Reiseführer Dr. Mgrwer Nielsen, einem
Norweger von Geburt, verfaßt und ent-
hält in übersichtlicher Weise die Hauptreise-
routen für Schweden und Norwegen; der
vierfache Anhang behandelt historische,
linntologie und Vegetationsverhältnisse,
die Schulen, die Staatsregierung, Pro-
vinzialverwaltung und Gerichtsverfassung.
Was aber dem Werke den Hauptreiz ver-
leiht, das ist die Schilderung des durch
Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Zuver-
lässigkeit der Sinnesart vor allen Völkern
Europas sich auszeichnenden Menschen-
schlanges. Die sehr gelungenen Illustrationen
sind zum größten Thile, die Porträts sogar
sämtlich nach eigens für dieses Werk ge-
machten photographischen Aufnahmen ge-
ferigt. Wir können somit das reizvolle
Ninch Allen, welche jene nordischen Länder
aufzusuchen gedenken, aber auch Allen,
welche überhaupt Versäumten für wahr-
hafte Natur- und Eitrefilderungen be-
sitzen, auf das wärmste empfehlen: es ist
ein recht gutes populär-wissenschaftliches
Wert, bs.

l!»se Blätter aus Vraftlien Von
Luise Sch en k. Hamburg, Kommissions-
verlag vo» Karl Grädeuers Buch- und
Kunsthandlung (Arnold Ebert).
Die hier gebotenen Einzelschilderungen
aus dem Leben und Treiben derAriasilinner,
sowohl der Eingeboren als auch der Ein-
gewanderten, geben zurnerkennervollständigst
Begriff von den sozialen Zustände des
amerikanischen Kaiserreichs, lesen sich aber
sehr angenehm und führen gerade solche

Bei dem immer wachsenden Interesse für russische Dinge und bei der wenig verbreiteten Kenntnis der russischen Sprache ist diese Zusammenstellung hochst dankenswert. Es wird auf diese Weise dem des Russischen Unkundigen das gesamte Material vorgelegt, aus dem er seine Kenntnis über das Land schöpfen kann. Der zweite
Vibliographische Notizen,


Wenn wir somit die altbewährte Zeitschrift auch bei der jetzt eintretenden Reorganisation denjenigen unserer Leser, welche Lebe- und Entwicklung der geistigen
Nord und Süd.

Interessen nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erscheinungen des Tages zu verfolgen gewöhnt sind, warm nn's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht, die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Nedigirt von, Carl Linfow, Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Heft II.

Wir haben diesem Werke bei dem Erscheinen des ersten Heftes eine ausführliche Besprechung gewidmet (Heft 10 von Nord und Süd) und können uns darauf beschränken, das Erscheinen des zweiten kurz anzuzeigen. Es enthält die Fortsetzung des geschichtlichen Rückblickes auf die vervielfältigenden Künste in diesem Jahrhundert und speziell auf den Entwicklungsgang der Lithographie, welcher durch zahlreiche in den Text gedruckte Wiedergaben in äußerst beliebender Weise erläutert wird.


Tas allgemein gekannte und lang bewährte Buch liegt wieder in einer umehrmehr Auflage vor. Es berichtet genau über alle auf dem gesamten geographischen Gebiet vorhandenen Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthümenschild und ist auf diese Neule eine unentbehrliche Nothgeber und Führer nicht nur für reifende Kunstschränke, sondern auch für den gelehrten Fachmann. Tie sachliche Eintheilung des Buches und die genauaten Orts- und Namens-Register machen die Benützung dieses Führers zu nier ungemütlich leichter, av.
275

Naid und H.

Hosfllb vni „äns” >>!<<! Lila“ im LelpréckKüllg ew’egunzelle Lücll.<i.

Hä! >>!>!>, Xo. 4, zillia von Blnolm von
mei uu uns vr-unnei, Xo, 1N—12, lüininzoo.
8l+<l<s>s5>!>, Vr, lilli., vennzuo VnlK>!- m>H
Neae, I, uuÀ II, Il<e<!>!>!ä, VerNn, VüHie.-
U!>l>>>l, Hesetne, Yel <<ell>>a Vonnin, vi«
L<e!>>!>!>l!, Oi, X”il, vie ?” ^e!H ä! H picvilLumc

>U!l!l!, liess! 18U-2NI, Qapiz, Lešin
lli<<<xg> Zonulié - Veninme!, ^innel-lln~zdlnN
III- DilKii¡L uninlfzei! =m 8, ililj i<«!, Ne!!?,
llns>s!>, I “ülo voll ueww, l’Mf Zeit!K!l<el,
2linol!, Verlag- Aog“in <., 8cn>bell<<>,
I<<<<<<<<<<<<<<<<uc<<,>l Bow<1>,! ^ipTHU, |?, Vl>KLm
NIIüc,, ! “ie!, l ))
ition bis 2nm Ve<l<iuiUN (?i?-.!?95>, ^Vien,
0>>l<e<q>!, U, ^punizke Voiüüle, Nn
l<en>>, ! “r, il «, Nonil hoine et zoll temp Il? ^
b<18?>!>, l “i<«, il’mnn lüäet ei! “i”!,
3clim<lt <c ülllidel. l “iel, 30, 31, 32.
)l=6>l<<1, Xl «l<i, l”»<m, ^>i, l ^<elll^bt.
Hin-Wlt <volUiU?i, !?<!, Ullübe^erl, 3 La».
K<<<<o<!<llNII>, , l, vun, (wuizesonionJießer
Art 61>l<llzn<lln=en, AerU>, l “isäilcn ! “culi-
ln<<e<> “n”, l, Ino <> ^, — !? 188>. Leing ie
8UH , , ew, ex, li<en “?!, l, 8, ^V. y. ?.
I0l<<<<, l’tltl^, lle<e, He “lillbl, Ulltingen,
L<<<<<<l<4>, l “i<ei, l “ss”?, L, c, l “!!!”=lt,
(!l!t uià Avütöll<, <ve> Vl, “e< e<
Ne “env”t Xi.VU, Xi >VIII>, l<>l<l3, <5.
>>ll, H^,>l, l”>>5, l,>ll, lieber X?e<en lillä
lnütulz.
Im Auftrag ihrer Königlichen Hoheit der Frau Groscherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken, der eine dreibändige Biographie folgen soll, veranstaltet, für diesen Zweck müssen die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weitverstreuten Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Goethesche oder auf Goethe bezügliche Blätter, sowie bisher unbekannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und gleichzeitig mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benutzung freundlicher „An das Goethearchiv in Weimar“ einzusenden. In der Ausgabe soll über die Herkunft und Beschaffenheit jedes einzelnen zugänglichen Manuskripts oder Druckes Rechenschaft abgelegt werden.

Jena und Berlin, Juni 1888,

Brich Schmidt.
September 1,886.

Inhalt,

Sei

Friedrich Uhl in Wien.

Sie muß mich infolge. Erzählung 27?


Jules verne 299

F. Hennicke in Berlin.

Das Feuersuchenwesen 336

Georg Brandes in Kopenhagen.

Schäd von Staffeldt, ein deutsch.dänischer Dich!«. II 3^9

Karl Vraunlbsbaden in Leipzig.

Unschuldig verurteilt, Eine Criminalgesäckle aus dein sirbzelinen.

Jalirinndert 372

Alfons Kistler in Königsberg.

Hyv"o"s"oi in England und Frankreich 3H

Vbligraphe "n"

Vildeiese aus kleineren Geinädelerien in I>eu,ICHINND und 0?S,eieleich. ,INI<

Vbligrapliische Notizen HI.

Illerzu ein Portrath von Jules verne.

Radirung von I. lindner in München.

.~id unl! 5<1> erl."ein! ».n Anfang jede« Mona« in Heften Mi! je e<»r Krunübeiwge.

— præz pe» (Lualol i tz<fl)!< b M>lf. .~."


Alle Uuchlazndlungen und postanstoüen nelimen iederzei! Uestellungen an.

> "m" "Ille auf den redactionellen InKalt von „Nord und Sü" bezüglichen

Senongen sind an die Nردëct» nach Nreßlau, Siebenhüfenerfraß« 2,5, 'hne

Anaabe eines personennaniens zu richten. ^^—

Veilage zu diesem "efete

von

H. "rle««l!,» Verlag in Wien, Ilule» Peine" Zchiffen.'
^n unsere Abonnenten!
ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Vände von
„Nord und Süden“
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Oreis
pro Band ( ^ 3 Hefte) bro schilt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Einband mit reicher Goldpressung und 5>schwarzdruck 8 Mark,
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original-Ginbanööcken
im 3tl des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Vänd XXXVI li ( ^uli
bis September ^886), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXVI
stets zur Verfügung. — Der Oreis ist nur 1 Mark 50 s>f. pro Decke
zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 30 Vf. für Francatur)
das Gewünschte zu erpediren,
Breslau.
Die Verlagsbuchhandlung von 5. öchottlaender.
sVcstel>etel umschend.)
Veit der Vuckliandlung l'on
bestelle ich hierdurch
"Nord und Südl"%
Erpl. Vand I., 11., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV.,
XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII.
elegant broschirt zuin preise von ^ 6.—
pro Vand (— " yefte!
fein gebunden zuin preise von ^ 8.— pro Vand,
Lipl. yeft 1, 2, 3, 4, 5, b, 7, 8, 9, 11, 12, 14, 12.

zum preise von ^/i. 2. — pro Decke
Einbanddecke zu Vand XXXVIII. IIuli biö
öcteniber l'""
Sie muß mich küssen.

Friedrich Ull. — Wien, —


Lady Hnmphreys war eine große, starke, nicht eben schöne Frau, welche die Kunst verstand, ihren Mann zu behandeln. Sie seheh der Ansichten desselben nie Widerspruch entgegen, versprach stets zu thun, was er wollte, wußte aber in der Zeit zwischen Anordnung und Ausführung, ohne daß Sir William es bemerkte, Alles so zu wenden, daß in Wirklichkeit geschah, was sie wollte. Dieses Verfahren, sagt man, gebe die besten Ehen und besten Heiratsmienen, Wie Mauu und Frau, verhalten sich Legislative und Ercentlie zu einander. Wenn zwei Willenskräfte einen Zweck erreichen sollen und nicht,
278 Friedrich Ulff in Wien.

das auf dieser Welt selten vorkommt, einerlei Wille und Meinung sind, so hilft
nur der Eompromiß. Tie Hälfte hier, die Hälfte dort von der eigene»
ansicht abgegeben, so das; zwei Hälften übrig bleiben, macht immer ein gute»?
Ganzes, das unter den gegebenen Verhältnissen ein Bestes sein kann. Eon-
fitionell regieren lernt man oft in der Ehe.

Das Oberhaupt der Stadt London, der Lord-Mayor, war zu allen
Zeiten ein mächtig gebietender Herr. Taß sein Einfluß nicht abnahm, sondern
sich noch steigerte in einer Zeit, wo ein neues Herrschergeschlecht die» Thron
von England bestieg, das sich auf die Whigs, die Partei, welcher der Lord-
Mayor angehörte, stützte, war natürlich. Ter feierliche Aufzug des Lord-
Mayors durch die Straßen von London, welcher am 29. October 1714
stattfand, konnte deshalb in seiner Art und seiner eigenthümlichen Bedeutung
als Sittenstück zur Krönung des Königs, welche kurz vorher abgehalten wurde,
gelen. Tort das Fest des Herrschers, welcher über die Vereinigte» König-
liche gebot, hier der feierliche Zug des Stadtoberhauptes, welches dem großen
feiten Gemeinwesen der Weltstadt London vorstand.

tem ehemals kurfürstlich hannoverscheu Hofe, welchem alle die deutschen
Günstlinge Georgs, die dem Scheine seines Souvenglückes nach London
gefolgt waren, angehörten, war die Macht des Lord-Mayors ein Torn im
Auge. Sie sahen diesen und seine Gemahlin mit scheelen Blicken an und-
wendeten die Waffe, welche ihnen allein zu Gebote stand, gegen das Ehepaar
an, den Spott. Ter Zug des Lord-Mayors und seiner Gemahlin versprach
ihnen ein reiches Feld für denselben zu bieten und bot es auch. Tie Ge»
brauche bei diesem Feste hatten sich in all' ihrer Eigentümlichkeit, die einem
längst verflossenen Jahrhunderte angehörte, erhalten. Ter ganze Hofstaat
sah dem Schauspiel an den Fenstern eines Privathauses zu und fand, daß
das unausgesetzte Hurrah-Nufen und das Wirlen der Trommeln die Ohren
iu unerhörter Art beleidige. Tie deutschen Herren und Damen meinten, e5
sei mehr Spektakel als Würde in diesem Schauspiele, und scharfe Glosse»,
spöttische Bemerkungen, hie und da ein wirklicher Witz flogen von Fenster
to Fenster. Tie lächelnde» Gesichter leuchteten, als ob ein Glücksfall sonder-
gleichen mit einem Schlag zahlreiche Zufriedene gemacht hätte. Besonder?
war Ladu Humphreys Gegenstand der scharfsen Stücke.

"Ist das wirklich die Lady-Mayoreß?" rief man. „Unmöglich!"

Und in der That gab die Haltung der Lady Humphreys Veranlassung,
derart zu spreche». Tie gute Tame litt sehr unter der uugewohnten Schleppe.
Trotz ihrer Stärke und Ausdauer wurde sie von der Last des mit Stickereien
überladen langen Mantels fast erdrückt. Tazu gesellte sich das Bewußtsein ihrer
Stellung, der Gedanke, daß sie als die erste Frau iu London sich de» Blicken
der versammelten Menge zeige. Sie fühlte sich eine zweite Königin und
rief furtwährend dem hinter ihr ciniherschritte» Pagen zn- „Hoch die
Schleppe! Hoch die Schleppe!"

Einer der hannoverschen Herren machte das größte Glück mit einem
ie muß mich küssen! 27)

Einfalle, den er laut aussprach und der wie ein Ball von einem der Anwesenden zum anderen flog.

„Ich bezweifle, daß der Tame die Gemahlin des Lord-Mayors ist. Ich glaube, er hat die Frau angestrichen.“

Tiefe Bemerkung wurde in dem Augenblick ausgesprochen und wiederholt, als die Lady-Mayoreß voran in den Hause vorrückte. Sie vernahm die Worte nicht deutlich, bemerkte aber, daß man über sie lachte und spottete und warf einen Blick voll Unmut nach den Fenstern. Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Stallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs, welcher sich in der Gesellschaft befand, aber nicht in erster Reihe, fand sich hinter einer der schönen hannoverschen Tanz»stehend, zog sich, als er den Blick der Lady Humphreys bemerkte, rasch zurück, denn er konnte die Stellung des Lord-Mayors und seiner Gemahlin und fürchtete Unannehmlichkeiten für sich, wenn man ihn in der Gesellschaft der Spötter bemerke.

„Er hat sich die Frau ausgeliehen!“ Darüber lachte man noch, als man nach dem königlichen Palaste zurückkehrte; darüber lachten auch der König, sein Sohn und dessen Gemahlin, als sie den Vorfall vernahmen.

Ter Lord-Mayor und dessen Gemahlin, nach beendetem Feste in ihrem Heim angelangt, zeigten den Kindern und Hausgenossen keine sehr freundlichen Gesichter. Beide waren müde, abgespannt, verdrießlich. Ihr einziger Wunsch tstand darin, die drückende Tracht heraus und in ihre bequemen täglichen Kleider hineinzukommen.

280 Friedrich Uhl in wie».
Ter Drang, sich Genugthuug zu verschaffen, steht erst in zweiter Linie. Die
Frage: Was hat man gesagt? beschäftigte deshalb den Geist der Lady
Humphreys ohne Unterlaß. Wie es erfahren? war der natürliche Folge-
gedanke.
Lady Humphreys konnte sich ihren Gedanken nicht hingeben, ohne das;
sie Sir William einigermäßen ihre innere Bewegung Uerrathen hätte. Dieser
erhielt aber auf seine Fragen nur ausweichende Antworten. Lady HumphreyK
sagte, die Ermüdung habe Abspannung in ihr hervorgerufen.
Sie wollte ihrem Gemahl nicht so plötzlich, nicht in diesem Augenblicke,
Nunde von dem Vorfalle geben. Sie wollte erst die That kennen, bevor sie
einen Entscluß darüber faßte, wie den Beleidigen» eutgegenzutretc» wäre»,
dann sollte Sir William eingreifen, das wie wollte Lady Humphreys' bestimmen.
„Sir William,“ fragte endlich die Dame ihren Gatten, „sind Sie mit
dem heutigen Tage zufrieden?“
„Sehr,” meinte der Lord-Mayor. „Ich habe den Kundgebungen des
Volkes entnommen, daß ich mich seiner Sympathie erfreue. Die Zurufe
waren lebhaft und, wie mir schien, recht herzlich. Auch war ersichtlich, dah
die vornehmen Kreise Nntheil an dem Vürgcfeste nahmen.“
„Sie haben vollkommen Recht! Indessen, ich glaube bemerkt zu haben,
daß Sie unter den Anstrengungen des Tages nicht minder litten als ich und
herzlich froh waren, als der Umzug sein Ende erreichte. Wenn ich nicht
irre, stimmen Sie darin mit mir überein, daß diese Umzüge denn doch nicht
mehr ganz für den heutigen Tag passen. Ter Widerspruch der alten Tracht
und der nuceu Zeit deutet schon darauf hin. Andere Zeiten, andere Kleider!
Gleichwie man sich für diese Feste eigens eostümiren muß, ist mau auch
genöthigt, Ansichten und Empfindungen, die nicht in uns entspringen, sich zu
eigen zu machen. Ich glaube während des Festzuges wahrgenommen zu
haben, daß wir nicht allein dieser Ansicht sind, und es sollte mich nicht
wundern, wenn man über uns, die Hauptpersonen in dem Schauspielen aus
fernern Zeiten, das wir Leute von heute unbetheiligten Zuschauern boten, hier
und da gespottet hätte.“
„Ich kann nicht ganz Ihre Ansichten theilen und habe nichts von dem
wahrgenommen, was Sie andeuteten. Wenn wir Engländer an den alten
Sitten und Gebräuchen, Trachten und Umzügen festhalten, geschieht dies aus
wahrhaft liberaler Gesinnung. Der Aufzug ist wohl heute ohne Inhalt nut>
Kern, allein deshalb nicht ohne Bedeutung. Ter jährliche Aufzug des Lord-
Mayors erinnert an den Tag, wo dieser zum ersten Male im Vollbesitze
seiner neuergangten Macht und Würde als Oberhaupt einer freien Stadt-
bevölkerung nach dem Hause zog, in welchen: unter seinem Vorsitze die Bürger
über ihre eigenen Angelegenheiten zu berathen uud zu beschließen hatten.
Wir thun dies heute in den Kleidern unserer Vorfahren, denen »vir die Frei-
heiten verdanken, und wie wir die Kleider tragen, so sind wir auch Träger
sie muß mich küsse! 28^

ihrer Gesinnungen und Gefühle. Hier decken sich Form und Inhalt voll-ständig. In diesem Punkte ist der wahrhaft Liberale auch der wahrhaft Conservative. Liberal sein, heißt nicht immer nach Neuem streben, das Alte geringschätzen nnd das Nene hochhalten, weil es neu ist, sondern an dem Ernungenen, weil es gut ist, festhalten, es vertheidigung und schützen. Doch sagen Sie, hatten Sie irgend einen bestimmten Fall im Ange, als Sie an-deuteten, daß mau über uns gespottet?

Ich möchte Sie nicht gerne verletzen, nicht den leisesten Unnmth in Ihnen erwecken. Allein es schien mir, daß die hannoverschen Herrschaften, welche mit dem Könige nach London gekommen sind, lächelten, ja, daß einige von ihnen sogar lachten und einander spottische Äemerkungen znriefen, als Sie, mein Gemahl, so würdig an dem Hanse vorüberschritten, an dessen Fenstern die deutschen Herren und Damen Platz genommen hatten.

Sie meinen, daß es die Günstlinge des Königs gewesen sind, welche mich als Ziel ihrer Spöttereien erwählten?

Ich habe einigen Grund es zu verrmthcu und Sie können mir glauben, daß, wenn ich selbst der Gegenstand der Angriffe dieser, wie es scheint, nicht ganz wohlerzogenen Leute gewesen wäre, es mich nicht minder geschmerzt hätte, als wahrnehmen zu müssen, daß mein würdiger Gemahl an dem Tage, wo er in seiner Würde, durch die Massen des freien englischen Volkes, selbst-bewußt und erhobenen Hauptes dahin schritt, Lächeln erweckte und Spott erfuhr. Ja, ich füge hinzu, daß es mich wahrscheinlich vollständig kalt gelassen hätte, wenn man mich insdritirt haben würde. Allein meinen Gemahl beleidigt zu sehen, das würde ich nicht mit Ruhe ertragen können. Könnten Sie denn nicht erfahren, wer an den Fenstern gestanden ist und was die Gesellschaft gesagt hat?

Ter Lurd-Mahor war bei den letzten Worten seiner Gemahlin nnmhig geworden und sein Gesicht hatte sich mit Nothe bedeckt. Es stieg der Gedanke in ihm auf, daß nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin verspottet worden war, ein Gedanke, welchen die Ladh-Mayoreß hervorzurufen sich Mühe gegeben hatte.

„Nenn Sie glauben,” sagte er „will ich ausgehen und einige Herren des Hofes aufsuchen; ich glaube aber nicht, daß uns dies an das Ziel führen wird. Es wird Niemand sich verrathen und auch Andere nicht. Es wäre zu niedrig, zu frivol, ja geradezu empörend, wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie sagen. Man darf nicht vorschnell urtheilen. Wir müssen genaue Erkundigungen einziehen. Haben Sie sich getäuscht, desto besser, wenn nicht, so werde ich Mittel und Wege finden, um die Unbill, die uns widerfahren, zu rächen.“

„Regen Sie sich doch nicht auf, bleiben Sie ruhig, mein Gemahl. Sie sehen, wie ruhig ich bin. Vielleicht habe ich mich getäuscht und wenn nicht, nun so hat die Sache keine so große Wichtigkeit. Wir sind, was wir sind, und das kann man uns nicht nehmen. Sie sind das Oberhaupt der Stadt,
Friedrich UHI in Wien.

ich Ihre Gemahlin. Wir sind freie Bürger eines freien Staates, und die Fremde», welche in dieses Land hereingeflogen sind und hier auf unsere Kosten prunken und glänzen, nichts als Schlingpflanzen, die ei« sich erhebender Sturm bricht und zu Boden wirft."

„Sie wissen, daß mich nicht so bald etwas aus meiner Nuhe bringt," sagte Sir William Humphreys. „Allein ich darf die Sache nicht so leicht nehmen . . . Wer mich beleidigt, beleidigt nicht nur den Mann, sondern den ersten Bürger von London, das Stadtoberhaupt, welches ebensowenig einen Angriff auf seine Person dulden darf, ohne ihn zurückzuweisen, als auf die Institutionen dieser freien Stadt."

„Wer wird denn aber die Dinge bis zum Außersten verfolgen, eine kindische Szene so ernst nehmen?"


Der Lord-Mayor erhob sich, nahm Abschied von seiner Gemahlin und lenkte seine Schritte nach einem Cluny-Hause, in dem sich Herren ans den Hoftreisen befanden.


Gewißheit, aber noch größere Erregtheit sollte ihnen der nächste Morgen bringen. In dem gefürchtetsten der zahlreichen Flugblätter, welche zu jener Zeit in London erschienen und eine wahre Plage der Hauptstadt bildeten, so daß der gute Ruf und der Name aller halbwegs hervorragenden Personen tagtäglich in Gefahr stand, in den Koth gezerrt zu werden, war ein Artikel enthalten, welcher die Scene vom vorigen Tage ausführlich und auf die beißendste Art schilderte. Es war nicht angegeben, daß die hannoverschen Tanten und Herren die Gemahlin des Lord-Mayors verspottet hatten, daß diese es gewesen waren, welche ausriefen - Er hat sich die Frau ausgeliehen'.
Sie muß mich küssen! 233
Es hieß vielmehr, daß die Bemerkung überall von den Anwesenden, durch
deren Reihen der Zug sich furtbewegte, gemacht wurden war, und daß die
wenig vornehme Art, in welcher die Lady-Mayoreß ihre Würde trug und
ihre Anwesenden durch ihre Reihen die Schleppe ihrer Würde trug und
ihre fortwährenden Ausrufe: Hoch die Schleppe! alle Versammelten zu der
Annahme gebracht hatten, der Lord-Mayor habe seine Gemahlin aus-
geliehen. Einige, so las man, meinten: er habe dies gethan, weil er keine
Frau besitze und ein Aufzug des Lord-Mayors ohne Gemahlin nie statt-
gefunden habe. Andere fügten hinzu: Vielleicht ist die Frau des Lord-
Mayors von London nwohl geworden und der Lord-Mayor hat, um sie
zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzug teilnehmen
lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.
Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner
und Verfolger der Pamphletisten und Colpoiteure gewesen. Er hatte sie
mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht,
as aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum
Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William
als Gefahr für die Pressefreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bos-
heit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte
und verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!
Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Ge-
danke, seine Frau werde äußerlich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall
verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das
Pamphlet zinsnden und Lady Humphreys von London, verleitet, die Frau des Lord-
Mayors von London geworden sein, und der Lord-Mayor hat, um sie
zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzug teilnehmen
lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.
Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner
und Verfolger der Pamphletisten und Colpoiteure gewesen. Er hatte sie
mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht,
as aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum
Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William
als Gefahr für die Pressefreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bos-
heit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte
und verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!
Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Ge-
danke, seine Frau werde äußerlich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall
verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das
Pamphlet zinsnden und Lady Humphreys von London, verleitet, die Frau des Lord-
Mayors von London geworden sein, und der Lord-Mayor hat, um sie
zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzug teilnehmen
lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.
Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner
und Verfolger der Pamphletisten und Colpoiteure gewesen. Er hatte sie
mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht,
as aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum
Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William
als Gefahr für die Pressefreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bos-
heit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte
und verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!
Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Ge-
danke, seine Frau werde äußerlich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall
verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das
Pamphlet zinsnden und Lady Humphreys von London, verleitet, die Frau des Lord-
Mayors von London geworden sein, und der Lord-Mayor hat, um sie
zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzug teilnehmen
lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.
Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner
und Verfolger der Pamphletisten und Colpoiteure gewesen. Er hatte sie
mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht,
as aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum
Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William
als Gefahr für die Pressefreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bos-
heit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte
und verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!
Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Ge-
danke, seine Frau werde äußerlich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall
verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das
Pamphlet zinsnden und Lady Humphreys von London, verleitet, die Frau des Lord-
Mayors von London geworden sein, und der Lord-Mayor hat, um sie
zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzug teilnehmen
lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.
28h Friedrich II. in Wien, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Taverne war für die Zwecke des Pamphletisten sehr günstig gewählt. Sie nahm die vorspringende schmale Front eines Hanfes ein, das die Ecke einer engen Gasse bildete. In diese Gasse hinein und aus dieser Gasse heraus mußten alle Personen kommen und gehen, welche sich nach dem königlichen Schlosse und nach dem königlichen Theater begaben. In dieser Taverne verkehrte Alles, was sehen und gesehen werden wollte. Hier war die Quelle, aus welcher gutes Vier, feiner Nein und frische Neuigkeiten flössen.

An einem der großen Fenster der Taverne saß fast den ganzen Tag hindurch Mr. Smith. Man konnte sagen, daß er hier wohnte, aß, schrieb, redigierte, kurz, daß er hier sein Leben in Ruhe zubrachte und das anderer Leute vielfach beunruhigte.

Sir William Humphreys schritt geradeaus auf Mr. Smith, den er vom Sehen an kannte, zu und sagte: „Kann ich Sie ungesäumt allein sprechen?“ „Gewiß, unverzüglich! Wollen Sie die Güte haben, mir in eines der kleinen Zimmer zu folgen.“ „Ich bitte, schreiten Sie voran.“ Mr. Smith brachte den Tisch, an welchem er saß, in Ordnung, d. h. er ergriff alle Zeitungen, Papiere und Papierschnitzel, welche vor ihm zerstreut aufgehäuft waren, und legte sie theils unter seine Arme, theils steckte er sie in die zahlreichen Taschen seines Rockes und seiner Vestleider. Diese waren bereits halb gefüllt gewesen und standen jetzt überreich, ballunartig, von dem Körper des Pamphletisten ab. Mr. Smith konnte mit dem Weltweisen sagen, daß er Alles, was er besitzte, bei sich trage, seinen Kopf und das Material, desfom er zur Arbeit bedurfte. Er war ein kleiner verwachsender Mann mit schwarzem, krauser Haare, langem, schmalem, gelbem Gesichte, langen Armen und langen Händen. Er lächelte runterbrochen, und dieses Lächeln hätte man fast schon nennen können, wenn die Mundwinkel sich nicht ab und zu tief herabgezogen und die Blicke des schönen, tiefen Auges den Mund an Bosheit noch übertroffen haben würden. So glitt er mehr als er ging in schwankenden unschönen Bewegungen dem Lord-Mayor voraus und führte ihn in einen Bor, dessen nicht abgeschlossene Höhe zwar keinen vollständig sicheren Aufenthaltsort bot, in dem aber in diesem Augenblicke die beiden zusammenkommenden Männer unbelauscht sprechen konnten, weil, wie sich der Lord-Mayor überzeugte, rechts und links keine Gäste waren.

Als die Herren Platz genommen hatten, der große starke Mann und der kleine Schreiber einander gegenüber saßen, sagte der Lord-Mayor, der feine starke Erregung nur schwer verbergen konnte: „Sie wissen Wohl, was mich zu Ihnen führt?“ „Ja!“ „Sie ahnen, was ich von Ihnen begehre werde?“ „Nein!“ „Nun denn, so muß ich es Ihnen sagen. Sie wissen, daß der Angriff
Sie muß mich küssen! 285
in Ihrem heutigen Blatte auf meine Frau, wenu ich gegen Sie klage auf-
treten würde, unbedingt eine Verurtheilung des Verfassers zur Folge hätte.
"Unbedingt, möchte ich nicht behaupten; allein ich gebe zu, daß ich dies-
mal die Möglichkeit einer Bestrafung von den Erwägungen, die ich vor Ab-
fassung des Artikels anstelle, nicht aussloß." Ich will nicht klagen. Es handelt sich in diesem Falle nicht darum,
der Lady Humphreys ließ verleitet.
"Sie vermuten, daß nicht ich selbst der Ohrenzeuge der Bemerkungen
über Ihre Gemahlin gewesen bin?"
"Ich bin davon überzeugt. Ich weiß, daß die Stimmen, zu deren Echo
Sie sich machten, nicht aus der Bürgerschaft Londons kamen, sondern daß
eine bestimmte kleine Gesellschaft, die vielleicht Grund haben mag, mich und
meine Gemahlin nicht mit wohlwollenden Augen zu betrachten. Urheberin der
Schmähungen ist, die Sie in Ihrem Blatte >niederholten. Können und
genannt die Personen bezeichnen, durch welche Sie beeinflußt wurden?"
"Können? Ja! Wollen? Das hängt von der Verurwägung ab, ob
es mir mehr Vorteil bringen wird, wenn ich schweige oder wenn ich
spreche."
"Vorteil! Also darauf läuft es hinaus? Gut denn, nennen Sie
mir die Summe, welche ich erlegen muß, um Ihr Sprechen zu kaufen?"
"Halt, hochverehrter Herr Lord-Mavor von London. So ist es nicht
bin für Geld nicht zu haben. Ich diene nur der Wahrheit und vertrete die
öffentliche Meinung."
"Was wünschen Sie also, daß ich Ihnen für Ihre Mitteilungen biete?
Eine Stelle kann ich Ihnen, das werden Sie selbst zugeben, nicht antragen.
Es würde auch mit Ihnen in einem öffentlichen Amte ..."
"Hören Sie auf, Sie würden Eure Herrlichkeit mit mir nicht all-
zulange das Gespräch fortsetzen. Ich lasse mich nicht einschüchtern, ich lasse
mich nicht beleidigen."
"Beleidigungen betrachten Sie wohl als Ihr ausschließliches Privilegium,
oder, um in Ihrer Sprache zu reden, Sie glauben, daß Sie allein das Recht
haben, Ihren Mitbürgern die Wahrheit zu sagen?"
"Nein, Sie mich nicht falsch. Ich bin kein schlechter, kein böser
Mensch. Ich bin boshafth von Natur und Journalist von Profession. Das
ist Alles. Sieh Sie mich an! Ich bin verwachsen, rnschön, abstoßend,
fast ekelhaft und wenn man Kleines mit Großem vergleichen kann, so sehen
Wenden Sie sich nicht darüber, daß der Gezeichnete wieder scharfzeichnet,
als er die Feder führen kann. Hohn ge-ge-ge Hohn, Spott gegen Spott.
Ich räche mich eben in meiner Art. Wenn ich durch die Gassen Londons
schritte, rief die ganze Welt: Echt den Brühligen! So bin ich dahin gelangt.
Sie werden lächeln, wenn ich für mich das Recht in Anspruch nehme, ein Ehrenwort zu besitzen, allein Sie können mich glauben, da ich die Wahrheit spreche, weil ich Ihnen sage, ich nehme die Feder nie zur Hand in der Absicht etwas Schlechtes zu thun, etwas Unwahres zu behaupten. Denn ich das nicht für wahr halte, was ich schreiben will, befleckte ich nicht die Feder mit der Tinte. Ich gehe weiter, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mir fast immer vornehme, was ich zu sagen habe, sanft, in liebevoller Art abgeschwächt, zu geben, mild, voller Liebe an, zu geben, mit der Hand sind die Tinte und die Feder, um die Wahrheit leitet meine Hand. Ich bin von dem Teufel des Zeitungsschreibens besessen. Ich bin ein Stoff, scharf, schneidig, bitter, bissig. Ich ‚in dann nur mit mir zufrieden, wenn ich Alles gesagt habe, was ich weiß, und so scharf, als ich es vermag. Süß und warm wie frisch gemolkene Milch sollte die Flüssigkeit sein, in die ich meine Feder tauchte, und unter der Hand ist sie mir zu Gift und Galle geworden. Das gebe ich zu, das gestehe ich ein."

„Was soll ich Ihnen also bieten? Ein Amt kann ich Ihnen nicht antragen, und Geld wollen Sie nicht." Mr. Smith lächelte. „Nun, da Sie nicht von selbst darauf verfallen, so will ich Ihnen helfen. Geben Sie mir, was ich brauche, was mein Blatt und mich erhält, wovon ich lebe, geistig und materiell."

„Das wäre?“ „Stoff! Mittheilungen! Eine Notiz! Eine Bosheit gegen die andere. Der Inhalt des heutigen Blattes hat Sie geärgert, forgen Sie dafür, daß der des morgigen Sie erfreue. Man hat Sie angegriffen; greifen Sie wieder an, für eine Notiz, eine interessante Notiz, thue ich Alles!"


„Erhitzen sich Eure Herrlichkeit nicht! Nehmen Sie das Wort unmöglich nicht in den Mund. Nichts ist unmöglich, sofern es in dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es kein anderes Mittel gibt, um das zu erreichen, was man will. Der Wunsch, die Spötter, welche Ihre Gemahlin und Sie beleidigt haben, kennen zu lernen, ist überaus natürlich; dieselben offen zur Nede zu stellen, nicht angezeigt, weil Sie keine Zeugen finden würden und weil es auch sonst mit Unzukomlichkeit verbunden wäre, wenn der Lord-Mayor von London eines gesprochenen Wortes willen sich mit Spöttern von Rang und Ansehen in einen Tritt einlassen wollte, der mir mit den Waffen in der Hand angefochten werden kann. Das dürfte einem Manne von Ihrer Stellung kaum erlaubt sein.
Sie muß mich küßen! -87

Tie sehe» als», es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die Bereitwilligkeit auszusprechen, nur gefällig zu sein, wenn ich Ihnen dienen soll."

„Herr, Sie verwandeln den Sitz, den ich Ihnen gegenüber einnehme, zu einer wahren Marterbank."

„Ich begreife, das, Sie empört, entrüstet sind. Allein das ist die Folge-des Eonflictcs. in den ein rechtschaffener Mann gerät), der gern zeitlebens untadelhaft seine Wege wandelt, dem man aber giftig entgegentritt, und der, wenn er zur Abwehr schreite» will, nur Gift gegen Gift anwenden darf. Tie menschlichen Pfade, und wären es selbst jene des Lord - Mayors von London, sind eben nicht immer mit Rosen bestreut, und will man ungehindert vorwärts schreiten, muß man die Steine von seinem Wege entfernen."

„Wozu wollen Sie mich bringen? Ich soll selbst unter die Pamphle-
listen gehen!"

„Das ist der tragische Moment in dem kleinen Trama, dessen Held Sie und Ihre Gemahlin sind. Ich bedaure Sie; aber ich kann Ihnen keine-
anderen Plan an die Hand geben, soll die Sache zu einem für Sie gedeih-
lichen Schlüsse führen."

„Ich kann mich nicht sogleich entschließen."

„Bitte, fassen Sie rasch und ungesäumt Ihren Entschluß. Je länger Sie zaudern und die Sache hinausschieben, desto mehr Schmerz wird sic Ihnen bereiten. Tie Rache muß frisch genossen werden und Sie werde»
sehen, daß auch ein Pamphletist Freude bereiten kann."

„Toch nicht Ten» welchen er angreift?"

„Was wünschen Sie also?"

„Ich wünsche zu wissen, wer Ihnen die Teene mitgetheilt hat, und wer-
die Personen gewesen sind, welche über meine Frau spotteten?"

„Sind Sie in dem Besitze von Mitteilungen, welche den Tienst, de-
ich Ihnen leiste, aufwiegen tonnen?"

„Quälen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht. Sie wissen, daß ei»
Mann wie ich . . ."

„Ich kenne Eure Herrlichkeit und werde Ihnen nuttheilen, was ich weiß,
ohne daß Sie mir die Ehre erweise», Ihre Hand in meine zu legen.
Vielleicht thun Sie es . . . später einmal. Der Herr, welcher mir de»
Vorfall mitgetheilt hat, war Sir Richard Steele, der Oberintendent der
königlichen Hofstallungen und Gouverneur der Schauspieler des Königs. Er
cam, aufgestachelt von der Gesellschaft, in deren Reihen er an den Fenster»
eines Privathancks den feierlichen Aufzug betrachtete. In dieser Gesellschaft
befanden sich Baron von Berndorf, die Grafin Topie Platen, die Gemahlin
der Generals Kielmannsegge, Baron von Bothmar und Fräulein Ermengarde
Melusine Uou Schulebuig, überdies die beiden Mameluken des Nilings:
Mohamed und Mustapha."

„Tiefe Parasiteu! Eine schöne Gesellschaft!"
283 Friedrich Uhl in Wien,
Ter Lord ° Mayor war außer sich vor Entrüstung: „Fräulein von Schulenburg, die Geliebte des Königs!“ In einem Athen machte er dem Pamphletisten Mittheilungen der pikantesten Art über die genannten Persönlichkeiten. Mr. Smith fuhr rasch wie der Blitz mit den Händen in die Tasche seiner Neinkleider, und zog aus denselben einige Streifen Papier und eine Velseider hervor, um die Mittheilungen in Schlagworte zu skizzieren. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten.
Als der Lord-Mayor ausgesprochen und Mr. Smith Alles auf das Papier gebracht hatte, sagte der Pamphletist: „Sie werden mir zufrieden sein. Sie werden von mir hören und lesen."
„Noch eines,” sagte der Lord-Mayor. „Ich sehe, das; Sie nicht nur Nachrichten entgegennehmen, sondern auch die Namen Ihrer Mitarbeiter nennen.“
„Ich thue das nur meinem Wahrspuche gemäß: Neue Mittheilungen habe mehr Werth als alte.“
„Ich möchte aber, daß Sie meine Namen nicht nennen. Wie kann ich dies erreichen?"
„Wenn Sie mir drei Notizen für eine geben. In dem heutigen Falle haben Sie mir mehr gegeben, als ich verlangte.“
„Kann ich Ihnen glauben?"
„Ich schwöre bei dem Namen der Feder, Eure Herrlichkeit treffen mich immer hier und immer bereit, Ihnen zu dienen.“
„Nein, hier kann ich Sie nicht aufsuchen. Wenn mich jemand sah, würde man wissen, daß wir in Verbindung mit einander stehen. Einmal war mir der Zufall günstig, ich will die Gefahr nicht ein zweites Mal heraufbeschworern.“
„Wenn Eure Herrlichkeit meiner bedürfen, so lassen Sie mich rufen. Ich bin stets bereit zu erscheinen und dürfte ich selbst nur in der Trinkelheit mich dem Hause des Lord-Mayors nähern.“
„Gut denn, leben Sie wohl. Ich bin nicht udnaukbar, und wenn Sie meiner bedürfen, stehe ich Ihnen auch mit Anderem als Notizen gerne zu Diensten.“
„Erre Herrlichkeit belohnen mich mehr, als ich es verdiente!“
Als Sir William Humphreys nach Haufe zurückkehrte, gab er den Auftrag, Mr. Smith, den er so genau beschrieb, daß ihn der Thürsteher anblicklich erkennen mußte, stets de Eiütritt in das Haus zu gestattete, auch verständigte er die Hansierdien, damit der beschriebene Herr zu jeder Leit bei ihm ungehindert aue nud ei gehe könne.
Lady Hnmphreys machte der Gatte über die Schritte, die er unternommen, insoweit Mitteilung, als er es für nothwendig und nützlich hielt. Tie Lady erklärte sich mit Allem einverstanden, was ihr Gatte unternähme. Nebenbei warf sie die Frage hin:

„Sir Richard Steele, war er der Erfinder des feinen Scherzes oder nur der dienstfertige Bote und bereitwillige Vermittler des sauberen Geschäftes?“

„Ich habe vergessen, damach zu fragen," fagte der Lord-Mayor. „Ich begreife nicht, Sir William, daß Sie sich so sehr der Aufregung hingeben, da es sich doch nur um mich handelt."

„Um Sie, nur um Sie! Wenn die Niederträchtigkeit gegen mich au- gezetzt worden wäre, würde ich sie ganz einfach ignoriert haben. Aber gegen Sie, eine Tame, meine Gemahlin, das ist es, was mich empört, da kann ich nicht ruhig bleiben!“

„Es freut mich, daß Sie über Mittel und Wege nachgedacht haben, die Spötter zu bestrafen. Diese verdienten eine Züchtigung. Sie tonnten, mein Gemahl, was Sir Richard Steele anbelangt, der von Ihnen her- stammenden Witz: „Seine Pferde stürzen und seine Schauspieler fallen durchs weitere Kreisen bekannt machen lassen."

„Es wird geschehen," antwortete der Lord-Mayor, der sich im Augenblick nicht Rechenschaft darüber geben konnte, ob er wirklich selbst der Autor der boshaften Bemerkung gewesen sei. Indessen, seine Gemahlin hatte es gesagt, und er setzte volles Vertrauen in jede Bemerkung, die sie aussprach. Jedenfalls hatte er wieder einen Beitrag für Mr. Smith. Sir William Hnmphreys erlaubte sich dabei, jetzt fast an gar nichts Anderes zu denken, „als Stoff für den Pamphletistcn zu sammeln. Er, der größte Gegner der Colporteuere, war selbst Pamphletist geworden, mindestens Mitarbeiter eines sojchen Blattes! Tie Unzufriedenheit mit sich, die er empfand, würde übrigens bereits durch die Freude, sich zu seiner Feinden rächen zu können, überboten, Tiefte Fremden! Sir Richard hatte es so bald wie seine Partei so sehr für den neuen König gearbeitet, daß Unmoralität und Ubermuth in der englischen Gesellschaft sich einnisten sollten? Es kam ihm vor, als Ware London ein Haus- u und als hätte dieses Haus einen Riβ von oben bis unten erlitten. Tiefe Fremden!

Tiefe Erwägungen hatten bewirkt, daß Sir William Hnmphreys einige Zeit hindurch schwieg. Tie Lady beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen und sagte, als Sir William wieder zu ihr emporblickte:

„Tief mich noch!“ dachte der Lord-Mayor bei sich, antwortete aber: „Gewiß, der Besuch, deu die Lady-Mayorcß der Prinzessin von Wales zu machen habe, bestimmt ist? Ich denck, Sie haben die Güte gehabt, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Tief mich noch!“ dachte der Lord-Mayor bei sich, antwortete aber:
Friedrich Ul, in Wien.

„Wollen Sie die Güte haben, mir das Programm mitzuteilen?“ „Ich werde Ihnen morgen eine Abschrift desselben durch meinen Sekretär überreichen lassen.“ „Sie wissen doch, daß eines der Vorrechte des Lord-Mayors darin besteht, seine Gemahlin bei den Empfängen durch die Königin oder die neue Prinzessin von Wales von den hohen Damen geführt wird. Die Lady-Mayores ist bei solchen Anlässen die weibliche Hälfte des Lord-Mayors, also ebenfalls die Repräsentantin der Stadt London. Indem man die Lady-Mayores fast schwesterlich küßt, erweist man dem Lord-Mayor die höchste Ehre, die einem Bürger Englands zu Theil werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie, Ihrer Stellung gemäß, auch diesmal handeln werden, wie es die Würde und Ehre der Stadt erfordert; deren Wohl Ihnen anvertraut ist. Sie haben sicherlich bereits Sorge dafür getragen, die Gewißheit zu erlangen, daß die Prinzessin von Wales bei der Vorstellung mich küsse?“ „Das ist ja selbstverständlich. Ich freue mich, daß unsere Ansichten auch in dieser Angelegenheit überestimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, wenn ich bei Hofe erscheine, die Prinzessin in dem Augenblick, wo sie mich küßt, nicht in die Lage gerathen dürfte zu sagen, daß Sie sich für öffentliche Ehre eine Gemahlin ausleihen müssen!“ Diese Worte versetzten Sir William Humphreys wieder in so große Aufregung, als ob die Beleidigung, welche seiner Gemahlin widerfahren war, eben erst vorgefallen sei. Er nahm von der Lady Abschied und sandte nach Mr. Smith. Sir William Humphreys fühlte sich machtlos in dieser schwierigen, ganz ungewohnten Lage. Im offenen ehrlichen Kampfe, in öffentlicher Beratung, in Volksversammlungen, im Streite gegen Einzelne, oder gegen die Menge, da war er, der Mann, an seinem Platze, da wußte er durch Reden, durch Gründe, durch seinen Ruf, durch sein ganzes Wesen Eindruck zu machen, die Freunde euger um sich zu scharen, die Gegner zu überzeugen und bei der Abstimmung zu siegen oder zu fallen, aber unfassbare, unsichtbare Elemente gegenüber fühlte er sich wehrlos. Hier bedurfte er des Rathes, der Hilfe eines Menschen, der für ihn dachte, für ihn handelte, und dieser Mensch war Mr. Smith. Er sandte einen vertrauten Diener in die Tavern zu „der rothe Kreide“. Nicht lange Zeit darnach tritt der Pamphletist lächelnd ein. Er zog aus einer seiner Taschen den Abzug des Artikels, der am nächsten Tage erscheinen sollte, und unterbreitete ihn dem Lord-Mayor. Dieser las.

Sein Antlitz strahlte vor Freude. „Gut, sehr gut, wortreich! Das sitzt, das bißt, das bohrt sich ein! Ganz ausgezeichnet haben Sie das gemacht! Ich gratuliere!“
„ie muß mich küssen! 2H^  
„Ich dank Ihnen!“  
„Sie werden aber Ihr Wort halten, Sie werden mich nicht verrathen?“  
„Gewiß nicht!“  
„Hier habe ich wieder einige kleine Mittheilungen zu Papier gebracht, einige Bemerkungen, welche Sir Richard Steclc betreffen, den Oberintendenten der Hofstallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Wer mit Comödianten umgeht, wird selbst Eomödiant. Das hat der Mann bewiesen, und vorlaute Eomödianten zu züchtigen ist ein gutes Wert! Sind Sie einverstanden mit mir, Mr. Smith?“  
„Vollkommen, Eure Herrlichkeit! Ich danke für Ihre Mittheilungen,“ sagte der Pamphletist, während er gierig die Notizen überflog, die ihm der Lord-Mayor überreicht hatte. „Ta habe ich ja ein Honorar, das für einige Tage ausreicht.“  

VI.  
Friedrich Uhl in wie».

war eine Reihe ähnlicher Bemerkungen beigefügt, wie, daß die Künstler
gleich Pferden behandle: daß der älteste Kutscher im Marstalle besser bezahlt
werde als der junge Tichter, dessen Geistesarbeit dem Theater das Leben
einhauche u. s. w.

Sir Richard Steele, dessen Verbindung mit Mr. Smith in Hofrein
bekann war, wurde bestürmt und beschworen, den Pamphletisten aufzusuchen,
und der einen desjenigen zu erfahren, welcher der boshafte kleine Manne
die Geheimnisse des Hufes und Hofstaates verraten habe. Denn Alles war
wahr, was in dem Blatte der „Gute Ruf“ die Hoffente in so üble Lage
bracht. Achten Mr. Smith blieb standhaft. Er verweigerte jede Auskunft
und wies glänzende Anerbietungen jeder Art zurück. Man hatte einen leichten
Verdacht, daß der Lord-Mayor nicht ganz unbeteiligt an den Angriffen sei,
daß er sich, gereizt durch den Spott, welchen man über ihn und seine Frau
ausgestossen, gerächt habe, allein Gewißheit vermochte man nicht zu ver-
schaffen. Einen Prozeß anzustreben war nicht ratsam, denn die öffentliche
Verhandlung hätte den Tadel nur noch vergrößert. Man war also absolut
rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors
von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des
Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den
Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen.
Ter Ercemonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp
in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommende?
Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge
eines Eomplottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin,
in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des
Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auf-
trag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der
Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte,
im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard
Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzu-
sehr angestrengt war, hatte seinem Sekretär ausführlich mitgetheilt, was
von der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Verhandlung hatte den Tcadel nur noch vergrößert. Man war also absolutf
rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors
von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des
Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den
Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen.

Ter Ercemonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp
in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommende?
Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge
eines Eomplottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin,
in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des
Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auf-
trag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der
Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte,
im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard
Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzu-
sehr angestrengt war, hatte seinem Sekretär ausführlich mitgetheilt, was
von der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Verhandlung hatte den Tcadel nur noch vergrößert. Man war also absolutf
rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors
von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des
Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den
Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen.

Ter Ercemonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp
in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommende?
Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge
eines Eomplottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin,
in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des
Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auf-
trag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der
Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte,
im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard
Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzu-
sehr angestrengt war, hatte seinem Sekretär ausführlich mitgetheilt, was
von der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Verhandlung hatte den Tcadel nur noch vergrößert. Man war also absolutf
rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors
von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des
Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den
Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen.

Ter Ercemonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp
in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommende?
Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge
eines Eomplottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin,
in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des
Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auf-
trag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der
Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte,
im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard
Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzu-
sehr angestrengt war, hatte seinem Sekretär ausführlich mitgetheilt, was
von der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen
Verhandlung hatte den Tcadel nur noch vergrößert. Man war also absolutf
rathlos und wehrlos.
3ic must mich tüsse>! 2H3
sich das Programm für den Empfang der Lady-Mayoreß hatte überreichen lassen, rief:
„Nein! Das ist unser unwürdig. Ich kenne ein anderes Mittel, durch
erliches man Lady Humphreys auf das tödtlichste treffen kann.“
„Lassen Sie hören, lassen Sie hören,“ tönte ihm entgegen.
„Die Lady-Mayoreß wird nächster Tage von der Prinzessin von Wales
empfangen werden. Es ist hergebrachte Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die
erste Tame des Hofes die Gemahlin des Lord-Mayors von London küsse.
Und denn, der Gemahlin eines Mannes, welcher den Hof auf so unwürdige
Art verleumden läßt, soll eine solche Ehre nicht zu Theil werden; die
Prinzessin von Wales darf Lady Humphreys nicht küssen!“
„Vortrefflich! Ausgezeichnet!“ rief man.
„Aber wenn es hergebrachte Sitte ist, daß die Prinzessin von Wales
die Lady-Mayoreß von London in solcher Art auszeichnet, wie kann sie es
unterlassen, in diesem Falle Lady Humphreys zu küssen?“ wurde von Ein-
zelnen eingewendet.
„Das lassen Sie meine Sorge sein!“ sagte der Ceremoniemeister und
begab sich in sein Bureau. Dort angelangt, ließ er sogleich seinen Secretär
zu sich bitten. Er sah ihn den Fall auseinander und beauftragte ihn, Studien in den Archiven zu machen, ob bereits Fälle vorgekommen seien, daß
eine Königin oder Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London
nicht geküßt hätte. „Aber ich bitte Sie, rasch Ihre Studien zu vollenden,“
sagte der Ceremoniemeister, „die Zeit drängt, der Entschluß muß bald gefaßt
werden. Ich ertheile Ihnen in diesem besonderen Falle die Erlaubniß, Ihr
Bett nach dem Paläste in das neben Ihrem Bureau befindliche Zimmer
bringen zu lassen, damit Sie einige Stunden hindurch der Nachtruhe pflegen
können. Auch werde ich den Befehl ertheilen, daß Sie die Mahlzeiten aus
der königlichen Küche erhalten.“
Ter Secretär verbeugte sich und meinte in seinem Innern: Ein außer-
ordentliches Honorar für die außerordentliche Bemühung hätte von Seite
der Ecremonienmeisters Wohl beigefügt werden können. Allein Secretäre
dürfen nie einen Widerspruch wagen, und so zog sich der arme Mann mit
seiner Aufgabe zurück, die ihn nicht außerordentlich drückte. Er war genau
in der Ehrenrit des Hofes bewandert und hätte jetzt bereits dem Ecremonieu-
meister eine Antwort geben können; allein er würde nur seinem Ausehen
geachtet haben, denn je längere Zeit er anscheinend der ihm übertrageneu
Mission widmete, desto mehr, wußte er, würde er in der Achtung seines
Vorgesetzten steigen.
Hatte den Lord-Mayor von London gleich bei Beginn der Unterredung
mit dem Ecremonienmeister dessen Benehmen befremdet, so wurde er im
20'
294 Friedlich Uhl in Wien,
Verlaufe des Gespräches noch betroffener. Der Ceremonienmeister lenkte das
Gespräch furtwährend von der Hauptsache ab, gab auf alle Fragen aus-
weichende Antworten und endlich festgehalten und gezwungen, eine bestimmte
Auskunft zu ertheilen, fagte er: Er bedaure, dem Lord-Mayor mittheilen
zu müssen, daß die Frage, ob die Lady-Mayoreß von der Prinzessin
von Wales bei dem Empfange geküßt werden solle oder nicht, noch nicht
denach gestellt sei. Es hätten sich Bedenken und Schwierigkeiten ergeben. Es
sei behauptet worden, daß die Gnade des ertheilten Kusses in einzelnen Fällen
einer oder der anderen Lady-Mayoreß von London nicht zu Theil geworden
sei. Es tonne daher keine endgültige Antwort ertheilt werden, ehe nicht die
Angelegenheit gründlich untersucht worden wäre.
"Ah!" sagte Sir William Humphreys. "Meine Gemahlin soll also
nicht geküßt werden?"
"Das will ich nicht gesagt haben. Es ist ebenso möglich, daß die
Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß küßt, als daß sie dieselbe nicht
küßt."
"Wann werde ich Nachricht von den gefällten Beschlüsse erhalten?"
"Vis es durch das Studium der Archive genau festgestellt sein wird,
ob sich die Prinzessin von Wales einer Regel zu fügen habe, ob die einzelnen
Fälle, in welchen die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt worden ist.
dem Zufalle zuzuschreiben seien, oder ob es von den Belieben der Damen des
königlichen Hofes abhänge, der Lady - Mayoreß einen Kuß zu verabfolgen
oder nicht."
"Darf ich um einen bestimmten Termin bitten?"
"Wollen Sie nach zwei Tagen mir das Vergnügen bereiten, hier zu
erscheinen?"
"Ich danke, Mylord, ich werde erscheinen."
Sir William Humphreys eilte nach Hanse. Er kannte sich selbst nicht
mehr. Der sonst so ruhige Mann war jetzt die Unruhe selbst. Er war
in einen Wirbel von Empfindungen gerathen. Als er bei seiner Gemahlin
eintrat, sah diese ans den ersten Blick, daß eine schlimme Botschaft drohe.
"Was ist vorgefallen?" fragte sie.
"Mr. Smith, Mr. Smith! Verzeihen Sie, der Gedanke an den Manu
quält mich unaufhörlich! . . . Ich komme soeben aus dem königlichen Schlosse,
wo man etwas Unerhörtes gegen uns plant, einen tödtlichen Streich nach
unseren Häuptern führt. Ich erkenne die böse Absicht. Man will es
dahin bringen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London
nicht küßt."
Die kühlene Nnhe der Lady Humphreys verflog bei diesen Worten wie
ein Wassertropfen, der auf glühendes Eisen fällt. Sie sprang auf und lief:
"Was, die Prinzessin von Wales will mich nicht küssen? Sic muß
mich küssen, sic muß mich küssen!"
"Das sage ich mich," meinte der Lord-Mayor. "Die Prinzessin
— "Sie muß mich küssen! —— 2)5
Von Wales muß meine Frau küssen! Das lasse ich mir nicht bieten! Soll
das der Lohn für die Dienste sein, die ich geleistet habe? Wer mich ehren
will, muß meine Gemahlin ehren: wer meine Gemahlin beschimpft, beleidigt
mich tödlich!"
Lady Humphreys wollte erwidern: "Ich bin vollkommen mit Ihnen
einverstanden." Allein sie brachte die Antwort nicht über ihre Lippen. Sie
war aus ihrer herkömmlichen Art geworfen worden und wiederholte nur
fortwährend die Worte: "Sie muß mich küssen! Lassen Sie nach Mr.
Smith senden!"
"Mr. Smith? Sie haben Recht."
Der Lord-Mayor von London sandte nach dem Pamphletisten, der sein
geheimer Rath. sein zweites Ich geworden war. Doch dieser war trotz seines
Schärfsinnes und seiner ausgebildeten vielseitigen Bosheit nicht im Stande,
sogleich Rath zu ertheilen. Er war wie alle Journalisten einseitig. Die
Erfindungsgabe derselben liegt nur in dem Kreise kleinerer oder größerer
Bosheiten. Sie verstehen es, zu ärgern, zu kränken, aber einen verwirrten
Knoten zu entwirren, oder an der Hand ausgebreiteter, vielseitiger Kenntnisse
Neues zu ersinnen, ist ihnen selten gegeben. Der Rath des Mr. Smith
bestand daher nur darin, daß er den Lord-Mayor anführte, die Hoftrice
von Neuem durch fläkante Enthüllungen zu verletzen.
"Das würde Alles verderben, die Hoftrice nur noch mehr gegen uns
erbittern!" rief der Lord-Mayor. "Wir würden gefährden, was wir erreichen
wollen. Die Prinzessin von Wales würde meine Gemahlin nie küssen, wenn
ich den Prinzen von Wales oder sie selbst verlor, das heißt, wenn Sie
die Herrschaften neuerdings angriffen."
"Mit Vergnunst, Euer Herrlichkeit! Sie kennen die Welt und die Zeit
nicht vollständig. Was man nicht erbittern kann, vermag man zu ertrotzen.
Was Einem nicht freiwillig gewährt wird, erzwingt man. Wenn man nicht
geliebt wird, muß man sich gefürchtet machen. Gefürchtet fern, heißt
mächtig sein!"
"Ich muß geküßt werden, ich muß geküßt werden!" rief die Lady-
Mayoreß. in deren Gegenwart die Unterredung Sir William Humphreys
mit Mr. Smith stattfand. "Mr. Smith hat vollkommen Recht!"
Der Lord-Mayor, der seine ruhige Üeberlegung verloren hatte, gab sich
den Scheingründen des Journalisten gesangen und erzählte diesem Alles, was
er von dem Prinzen von Wales und dessen Gemahlin wußte. Die Prinzessin
verhalte sich stets ruhig, duldsam, gelassen, freundlich und liebenswürdig gegen
ihren Gemahl, dem sie anscheinend seinen eigenen Willen lasse, aber der Prinz
von Wales, welcher seiner Meinung nach stets thine, was er wolle, werde
von ihr gelenkt wie eine Marionette.
Der Lord-Mayor hätte bei diesen Worten bemerken können, daß seine
eigene Gemahlin sich verlegen abwandte, allein er war so sehr bei der Sache,
Friedrich Thiel in Wien.

daß er nur die duellen Augen des kleinen, boohaft lächelnden Journalisten
sah, oder nach dessen schreibfertigen Fingern blickte.
„Und der Prinz von Wales? . . .“ rief blinzelnd aufblickend Mr.
Smith.
„Der Prinz von Wales ist die Pedanterie und Goldliebe selbst. Der
Mann ist eine lebendige Uhr oder vielmehr der Sclave seiner Uhr. Die
Uhr ist ihm Alles, die genaue Zeiteuheit sein Leben! Man erzählt,
darüber, daß er eines Tages vor der Thüre einer Dame, für die er große Zuneigung
fühlte, die Uhr in der Hand, so lange gestanden sei, bis der Minutenzeiger
genau auf ein Haar die Zeit bestimmte, welche er für seinen Besuch ange-
gaben hatte. Dieselbe Dame, welche in Folge dringender Bitten dem Prinzen
 einen Besuch zugesagt hatte, fand denselben vor einem Tische, auf dem sich
eine Schüssel mit Goldstücken gefüllt, befand. Der Prinz hatte die Hemd-
ärmel ausgestreckt und wühlte, unbekümmert um die erschienene Dame, im
Gilde. „Nenn Sie nicht aufhören; Königliche Hoheit, werde ich mich augen-
blicklich entfernen!“ sagte die Dame. Nur durch den entschiedenen Entschluß
der Dame, ihn zu verlassen, ließ sich der Prinz bestimmen, vom Golde zu
lassen und die Unterhaltung mit der Lady aufzunehmen.

Anekdoten dieser Art erzählte der Lord-Mayor in Menge, während die
Lady-Mayor hin und her schritt, sich mit dem Fächer hastig Kühlung zu-
fächelte und manchmal Bewegungen machte, als ob sie die Schleppe, durch
welche sie bei den Umzügen sich so sehr bemerkbar gemacht hatte, noch trüge.
„Mr. Smith hat Recht,“ sagte sie. „Und ich sehe, daß Sie mich
lieben, mein Gemahl. Das wird wirken, das muß Wirten! Die Prinzessin
von Wales muß mich küssen!“

VII.

Da$s Pamphlet erschien und die Wirkung derselben überbot noch jene
der früheren Flugblätter. Allein die von dem Pamphletisten, dem Lord-
Mayor und der Lady - Mayoreß beabsichtigte Wirkung stellte sich nicht ein.
Im Gegentheil, der Hof war noch mehr erbittert. Die hannoverschen Herren
und Damen triumphierten und schüren das Feuer. Selbst die sonst so ruhige
Prinzessin von Wales in Erbitterung zu setzen war ihnen gelungen und da
der Secretar des Ceremonienmeisters seine Arbeit beendet hatte und dieselbe
in den Sinne der Hofkreise ausgefallen war, wurde beschlossen, daß die
Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küssen solle.
Diese Nachricht erhielt der Lady-Mayor, als er bei dem Ceremonien-
meister erschien. Er wurde von ihr getroffen, als ob ein Beil auf feinen
Nacken niedergefallen wäre. Er schwieg einige Zeit hindurch und raffte sich
endlich zu der Frage auf:
„Nie will man diese Beleidigung für mich und meine Gemahlin be-
gründen?“
- 55 ie muß «ich küssen! 2?
So kam es denn, daß die Lady-Mayoreß mit vollem Pompe in den königlichen Palast fuhr, dort ihrem Range gemäß empfangen wurde, sich vor der Prinzessin von Wales tief verbeugte, von dieser mit einigen freundlichen Worten ausgezeichnet wurde, sich ernst und würdig benahm und wie sie gekommen, zurück nach ihrem Hause begab, die Prinzessin von Wales hatte ihrer Umgebung aufgetragen, während des Empfanges den volle Ernst und die Würde des Hofes aufrecht zu er-
Friedrich Uhl in !l)ien.
halten und nicht durch eil einziges Klauseln der Lippen die getränkte und
gedemüthigte Lady-Mayoreß neuerdings zu verletzen.
In den Abendstunden, nachdem die Lady-Mayoreß sich von den Mühen
des Tages erholt und ihre innere Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte,
fuhr eine Equipage au ihrem Hause vor. Der gravitätische Kammerdieuer
trat eiliger, als es seine Gewohnheit war, in den Salon und meldete:
„Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales läßt anfragen, ob
die Lady-Mayoreß von London sie empfangen wolle?“
Die Lord-Mayoreß sprang ans und eilte rasch durch die Vorgemächer,
dann über die Treppe hinab. Der Kammerdiener war an den Wagen der
Prinzessin von Wales getreten und hatte gemeldet, daß es der Dame des
Hauses zu großer Ehre gereiche» werde, wenn die Prinzessin demselben die
Auszeichnung erweisen wolle, einzutreten.
Die Prinzessin von Wales, eine liebenswürdige schöne Frau in den
besten Jahren, reichte huldig und lächelnd der Lady-Mayoreß die Hand, verfügte
sich an ihrer Seite in den Salon und sprach mit Lady Humphreys in der
anmuthigsten Art. Sie bedauerte, daß sie den Lord-Mayor nicht getroffen
habe, und bat die Lady-Mayoreß, deren Kinder herbeirufen zu lassen. Sie
machte, als dieselben, frische, gesunde, schöne Knaben, erschienen waren, der
Lady Eomplimmente über die kleine Schaar, welche das Hans mit gesundem,
fröhlichem Leben erfülle.
Die Prinzessin von Wales erhob sich, um Abschied zu nehmen, und
als Lady Humphreys sich tief verbog und, beglückt und gerührt, ihr die
Hand küßte, küßte die Prinzessin die Lady-Mayoreß auf die Stirne.
Als der Lord-Mayor von London nach Hause kam, fand er dasselbe
in Aufruhr, von Heller Freude erfüllt. Lady Humphreys erzählte ihm den
sie und sicherlich auch ihn, wie sie sagte, befriedigenden Vorfall und rief am
Schlüsse ihres Berichtes triumphirend aus: „Und sie hat mich doch geküßt!“
„Aber Niemandem gegenüber ein Wort davon!“ sagte der Lord-Mayor.
„Es soll nicht einmal,“ schloß Lady Humphreys lächelnd, „Mr. Smith
die Begebenheit erfahren!“
Dules Derne.

von

— Oais. —

ürzlich begleitete Alles, >vas Paris in der Welt der Politik, der
Schriftsteller und Künstler Ausgezeichnetes besitzt, einen Mann in
seiner letzten Ruhestätte, der sich einst durch seine Theilnahme an
den Parteikämpfen, zugleich mit Thiers, Girardin, Victor Hugo
im Jahre 1852 die Ehre der Pruscription zngezogen, der jedoch als er starb,
nur Bedauern zurückließ und an seinem Grabe Beweise allgemeiner Sym-
pathie fand.

Tiefer Todte, für den (ein höchst seltenes Ereignis;) die gesammte Presse
nur Lobeserhebungen hatte, war Jules Hetzel, ein Journalist und Schrift-
tsteller, der im Jahre 1848 Generalfecretär der repnblitanifchen Bewegung war.
Bei seinem Tode war der Politiker vergessen, kaum erinnerte man sich
>och der ersten Werke des Schriftstellers, aber jeder begrüßte in ihm deu
Gründer und geistigen Urheber der vorzüglichen Zeitschrift „Jürgen“;
das zwanzig Jahre lang zugleich Eltern und Kinder zngzeugt hat.
Und indem man sich in Gedanken zurückversetzte, überschaute man das,
was den unvergleichlichen Erfolg diefer Sammlung herbeigeführt: die ent-
zückenden Illustrationen Fröhlichs, welche mit fo vieler Natürlichkeit und zu-
gleich Feinheit die naive Grazie und deu unwiderstehlichen Neiz der
Kindheit wiedergegeben, die humoristischen, geistreichen und zugleich gefühlvollen
Artikel Hctzels felbst, der sich unter dein Pfendunym Stahl verbarg, die zugleich
klaren und anziehenden Lectionen Macös über Naturgeschichte, Physiologie,
Arithmetik, die in fo angenehmer Weise in amüsante Erzählungen gekleidet
sind, vor allen» aber erinnerte man sich der wunderbaren Erzählungen von Jules
Jules Verne. 30
leiner Bedeutung in der heutigen, literarischen Beliebtheit. Fibeln und Katechismen erreichen ebenfalls einen großen Umsatz.

Ter letzte Ausspruch ist hart: fühlt man sich aber nicht ein wenig von Bitterkeit durchdrungen, wenn man diesen Wettstreit um die Zahl der Auflagen sieht?

Nie dem auch sei, die nähere Untersuchung der Werke selbst wird uns über die Nichtigkeit dieses Urteils aufklären.

I.


Aus dieser, im Fluge erhaschten Stunden bei den berühmtesten Professoren der wissenschaftlichen Facultät schöpfte er die allgemeinen wissenschaftlichen Kenntnisse, die in feinen, verfeinerten Werken den Eanesus bildeten, auf dem seine Phantasie Muster stückte.

Tiefe Einbildungskraft, seine Haupteigenschaft, ließ den jungen Studenten sich auch nicht zu lange Zeit in juridische Studien und in die weisen Commen
ta-tore der Pandekten und den Ooeh Zivile versenken, sondern riss ihn bald zur literarischen Thätigkeit hin.

Verne fühlte sich zuerst vom Theater angezogen, zu dem er übrigens verschiedene Male zurückkehrt war und welches er nie vollständig aufgeben hat. Tiefe Wahl wird keinen feiner Leser in Erstannen versehen, wenn sie an das dramatische Gefühl denken, das in allen feinen Werken herrscht, an den geinroenen greifenden Ton der Gespräche, welche einen der Hauptreize bildet, an die Kunst der Insegnung, die auf jeder Seite durchbricht, und endlich auch an sein Talent, interessante Personen zu schaffen, die in allen Lagen und Fährlichkeiten ihren Echorakter bewahren.


Tiefem Tebüt folgten mehrere Librettos zu komischen Opern: Eolin
Maillard mit Michel Ernö 1851, "63 luoiypfnonZ ile la metu olaiue 1855, ilHuderFS a< hrc>euoi8 1860.

Ein Opernlibretto erhält seineu Werth erst durch die begleitende Mnsit, Verues Librettos hatten nur einen Achtungserfolg, der feinen Namen nicht hervorhob. Noch hatte er seine rechte Bahn nicht gefunden.
Um diese Zeit hatte die Amnestie, welche dem italienischen Kriege folgte, einen Verbannten von 1851 die Thür Frankreichs wieder geöffnet, und als er in sein Heimatland zurückgekehrt war, verzichtete er gänzlich auf die Theilnahme an der Politik, um sich ganz seinem Berufe, dem Buchverlage, zu widmen. Dieser Verbannte war Hétzel, von dem wir am Anfange dieser Studie gesprochen haben.

Kaum war er nach Paris zurückgekehrt, so bemerkte er eine Lücke in der französischen Literatur, und der zahlreicher, interessanter Theil des lesenden Publikums, nämlich der jüngste, in der damaligen Literatur keine zugleich lehrreiche und unterhaltende Geistesnahrung fand, die sowohl seinem Alter als seinem Geschmack entsprochen hätte.


Da er wußte, daß die Liebe zum Wunderbaren dem Menschen besonders in seiner Kindheit angeboren ist, so wollte er diesem natürlichen Instinct Rechnung tragen und, ohne auf die phantastischen Ereignisse der Märchen zurückzukommen, wollte er die Wissenschaft amüsant, romanhaft und dramatisch machen. Er beauftragte also Jean Mac6 und Jules Verne, neue Mittel zu finden, um seine jungen Leser zu erobern.

Diese Schöpfung Hetzels war das ADÄSÈS äu«mation, das zuerst im Jahre 1862 erschien; hier wurden die meisten Werke Jules Vernes veröffentlicht und ganz besonders dasjenige, welches den Neigen eröffnete und seinen Ruf begründete, nämlich „Fünf Wochen im Ballon“. Der Autor und die Zeitschrift machten sich gegenseitig ein Vergnügen, Verne, indem er die Leser durch den Reiz seiner Erzählungen fesselte,
und das U*al d'(III)Älon, indem es den Namen eines bis dahin unbekannten Autors, der von nun an von dem Hetzel's unzertrennlich ist, in ganz Frankreich, ja in der ganzen civilisierten Welt verkündete.

Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche für Jules Verne, er hat das ihm convenirende Genre gefunden, in dem er alle feine glänzenden Eigenschaften entwickeln kann, und indem er zwanzig Jahre hindurch eine durchschlagende, unerschöpfliche Erfolg hatte.

In mehr als einer Beziehung nähert er sich den früheren Jugendschriftstellern. Nie in manche Neiscerzählungen führt er die Beschreibung eigen tümlicher oder unbekannter Länder, Völker, Thiere und Pflanzen ein, dramatische Abenteuer und Gefahren», dene» die Helden feines Buches durch ihren Mith oder die Hülfsquellen einer ersinderischen Einbildungskraft entrinne».

Wie in Robinfou Crusoe und im Robinson Suisse zeigt er die menschliche Thätigkeit im Kampfe mit der materiellen Welt und läßt sie durch ausdauernde Energie über die ziemlich unübersteiglich scheinenden Hindernisse triumphiren. In diesen älteren Erzählungen aber könnte der Mensch nur auf sich selbst zählen», er hatte sogar noch nicht einmal gelernt, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen und Tampf und Elektricität für den Hausegebrauch zu gewinnen. Heute ist das Gebiet ein viel größeres, und Jules Verne erzählt auf jeder Seite von Erfindungen, die tausend Mal erstaunlicher sind, als die aller Robinsons. Turch die Klarheit, Schnelligkeit und das Malerische seiner Erzählungen erinnert Verne an Alexander Turnas, dem er auch in Bezug auf die Schwung, die Härte, die Heiterkeit und den Geist seiner Gespräche ähnet, noch mehr aber nähert er sich ihm durch seine wunderbare Phantasie, die glänzendste, welche Frankreich seit dem Verfasser der „Trei Musketiere“ und des „Grafen von Monte-Ehristo“ hervorgebracht hat.

null
Jules verne. 303

feinem Herrn fo abfolut ergeben, das; sich diese Ergebenheit oft mit der größten Einfachheit und ohne jeglicke Anstrengung bis zum erhabensten Helden-
mnthe steigert. Nieser Typus ist Inles Verne besonders vertraut, er scheint
dem jungen Volte zeigen zu wolle», das; mau durch die Wissenschaft und
durch das Herz gleich gross; sein kann, und daß durch uneignenützige Ergeben-
heit die einfachste» und unwissendsten Menschen mit den ausgezeichnetsten Ge-
lehrten gleich hoch stehen können.

Tiefer treue Diener, dem wir überall begegne», bringt durch seine
naiven, bald originellen und unerwarteten Fragen und Bemerkungen das
heitere, komische Element in das Buch, ohue ihn würdeu wir keins jener
Gespräche haben, welche die Erzählung aumtrei, wechselvoll machen und dm-
matisier», und ihr Bewegung und Leben verleihen. Er ist der Freitag Nobin
sons, der Sancho Pansa Ton Quixotes.

Nachdem fu die Personen vorgestellt siud, läßt der Verfasser durch den
Toetor Fergussou mit alle» mögliehe» technischen Ausdrücken sein Nallonfystem
erklären. Ter Gelehrte berechnet mit der peinlichsten Genauigkeit das Ge-
wicht der Reisenden, des Ballons, der Gondel, die Kubikmeter Luft, die
Kraft, die gelegentlich nothwendig werden könnte, damit der Ballon sich zu
höhere Luftschichten erhebe. Er dringt in die genauesten Tetails über
die Konstruiciou feines Aerostaten ein, dessen Größe er fast bis auf einen
Fuß nach Höhe nud Nmfang berechnet. Um ihn zu füllen, bedient er sich
des Wasserstoffgases, welches er sich ganz nach Belieben im Ballon selbst ver-
schafft, indem er ihn durch einen Apparat dem Nasser entzieht, das er mit
sich nimmt und dessu Vorrath er leicht erneuern kann. Iu jeder Zeit kau» er die vorhandene Kraft dieses Gases erhöhen oder
verminder», indem er es erwärmt oder wieder erkältet, im erstereu Falle
steigt der Ballon, im zweiten stutt er herab. Ter Toetor we»det sei»
System sulgeudermaßen au: „Tie Ausdehnung und Zusammenziehug des
care) Aerostaten nach Belieben, das ist mein Mittel, das keine Ver-
legenhett bereitenden Flügel, keinen mechanischen Motor erfordert. Ein Ofen,
um meine Temperatur-Veränderung hervorzuruuseu, eiu Löthrohr, um ihn zu
erhitzen, das ist weder unbequem noch schwer.”

Auf diese Weise lau» der Toetor nach Belieben steigen oder sinken und
in den verschiedenen Luftschichten die passende Wudströmuug fucheu, er hat
auch Ballast mitgebracht und im Nothfälle kann er ihn auswerfen und die
Schnelligkeit feines Aufstieges vermehre». Er weis; auch, daß zu einer be-
stimmten Zeit jedes Jahr die Passatwinde von Osten nach Weste» wehen
und daß sie den Ballon genau in der vou ihm gewünschten Richtung treibeil
werde». Selbstverständlich vergißt Fergussou weder das Thermometer, um
den Wärmegrad zu bezeichnen, noch das Barometer, um die Höhe zumesen,
noch die Magnetnadel, um sich zu orientiren, er sorgt auch dafür, die auf
306 Ch. Zeignobos in jar>5.
den kleinsten Umfang reducirteu, nothwendigen Lebensmittel mitzunehmen, für
den Fall, daß er sie sich auf der Erde nicht «erschaffen könnte.
Er versieht sich auch mit einem Ikus'schen Brenner, mit dessen Hilfe
er sich elektrisches Licht verschaffen tanu. Dies wie die Sonne leuchtende
Licht, das plötzlich vom Ballon aus'geht und mitten in der Nacht das
Land weithin erhellt, spielt eine große Rolle auf der Reise und übt auf die
Bewohner des Innern eine bezaubernde Wirkung aus.
Wie man sieht, widerspricht nichts von alledem den physikalischen Gesetzen,
as Theorie scheint es unangreifbar und doch würde die Praxis sehr
schwierig, vielleicht unmöglich sein. Aber man kann dem Autor schon einige
Couchesioien machen und haben wir dies einmal zugegeben, so kann uns
nichts mehr in Erstaunen versetzen, mau muß ihm bis zum Ende folgen.
Nim Reisenden verlassen Zanzibar, um nach einer Luftreife von fünf
Wochen, die durch Fährlichkeiten und Abenteuer jeder Art unterbrochen wurde,
in Senegal anzukommen.
Neben diesen meist dramatischen, aber auch zuweilen tomischen Vorgängen»
erzählt Vorne die früher im Innern Afrikas stattgefundenen Forschungsreisen,
deren Schwierigkeiten und Resultate er in das rechte Licht setzt, zeichnet die
von den Reisenden eingeschlagenen Routen und zeigt die Lücken, welche noch
zwischen den einzelnen Punkten erstrüren.
Mit lebhaften Farben schildert er die schon bekannten Theile Afrikas,
seine Gebirge, Seen, Flüsse, seine Sonne, seine Wüsten, seine üppige Vege-
tation, seine anmuthigen, fremdartigen oder wilden Thiere, Antilopen, Hip-
popotamen oder Löwen, er haucht den thats wilden, thats halnceivilis-ten
Völkerschaften Leben ein und setzt sie in Bewegung.
Plötzlich trügt sich dann inmitten dieser Beschreibungen ein Ereigniß zu.
welches die Einförmigkeit der Unfchiffahrt unterbricht. Einmal geht man
auf die Antilopenjagd und verschafft sich ausgezeichnete Coteletts zum Frühstück,
ein ander Mal kommt die Reihe an die Flußpferde, später begegnet man
innerwärts am Rande einer Quelle einem Löwen und einer Löwin, mit denen
man Mann gegen Mann kämpfen muß, und in einem dieser Fälle, im
Augenblick der höchsten Gefahr, rettet eine Kugel Kennedys die Reisende»,
beinahe als es schon zu spät war.
Soviel vom Tragischen, betrachten wir jetzt das Komische- ein ungeheuerer
Elephant verwirkt sich mit seinen Zähnen in den Anker des Ballons: im
vollen Galopp läuft er davon und dient so dem Tochter und seinen Gefährten
als Zugthier. So lange sie eine nackte Ebene durchrasen, ist die Sache recht
amüsant, sie wird aber sehr ernst, als am Horizont ein großer Wald auf-
taucht, dem der Elephant in scharfem Laufe zuwirkt und dessen Bäume den
Ballon jedenfalls in Stücke reißen werden.
Es ist unmöglich den Anter zu löse», der Lauf geht ungehindert rafend
fort, die Flintenschiisse ritzen den Elephanten», aber sie halten ihn nicht auf.
Endlich, als er eben den Wald erreicht, trifft ihn eine Kugel in's Auge, und die Gefahr ist vorüber.

Joe bedauert sehr, daß er die sehr werthvollen Zähne nicht mitnehmen kann, aber er trägt sich, indem er den Rüssel, einen wirklich Leckerbissen, brät.

Nach dem Elephanten kommen die Affen, dann die Negri, die Mondanbeter sind. Als der Ballon rund und leuchtend vom Himmel herabsteigt, halten diese ihn für den Mond selbst, sie richten Gebete an die Reisenden, bringen ihnen Opfer dar, beten sie wie Göttler an, ersuchen sie, ihren König zu heilen, der infolge einer Kriife von eingewurzeltem Altubolismus im Sterben liegt. Unglücklicherweise stirbt der König, der wahre Mond schwelt plötzlich am Horizont herauf, die Anbetung verwandelt sich jetzt in Wuth und den Europäern würde es sehr schlecht gehen, wenn nicht der Ballon sie schnell in die Lüfte erhöbe. Das geht so rasch vor sich, daß der Hauptzauberer, der am meisten gegen die Europäer erbittert war, plötzlich, ander Gondel hängend, bis zu einer Höhe von 100 Metern über die Hütten seines Stamns emporgehoben wird; erst nach einer gewissen Entfernung läßt der Doctor den Ballon sich senken, und der Zauberer erwartenicht einmal die Nähe der Erde, um seine unfreiwilligen gymnastischen Uebungen durch einen kühnen Sprung zu beenden.

Ein anderes Mal wird eine andere Entführung bewerkstelligt, diesmal handelt es sich aber um eine Franzose, einen Missionär, den man leider zu spät seinen Henkern entreißt, denn schwer verletzt stirbt er in den Armen eines Retters.

Alle diese Ereignisse werden in höchst malerischer, lebhafter, bald phantastischer, bald tomischer Form erzählt. Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch die Geschichte Joes, der beim Belasten des Ballons plötzlich bemerkt, daß der Ballast goldhaltiges Quarz ist, in dem das Gold fast ganz rein vorkommt, und er glaubt, daß sein Glück gemacht ist. — Aber seine Freude ist nur von kurzer Dauer; bald muß der Fahrt wegen Ballast ausgeworfen werden, und nm muß man sehen, was für einen verzweifelten Widerstand der arme Bursche leistet, was für Einwendungen er erfindet, was für ein Herzeleid er jedesmal empfindet, wenn er einen Theil seines Vermögens opfern muß. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Opfer doch schneller und eiliger vollzogen wird, als es sich um seine eigene Person handelt. So wird der Ballon plötzlich von einem Zuge Condors angegriffen, und von dem Schnabel eines der Thiere durchlöchert. Mit Windeseile sinkt er dem Tschad-See zu, der sich gerade unter ihnen befindet. Schnell wirft man Ballast aus und was die Gondel sonst beschwert, aber das Sinken nimmt so rasch zu, daß man nicht hastig genug werfen kann, um den Fall zu vermeiden. Da, ohne ein Wort zu sagen und ohne daß man seine Bewegung zurückhalten konnte, läßt sich der brave Joe in den See fallen, und er erleichterte Ballon emporsteigt und seine Fahrt fortsetzt.
308 <^h. 3eignobo3 in Paris.
Man kann sich wohl denken, das; eine so sympathische, so wichtige Person
nicht auf diese Weise enden kann. Nachdem er tausend ihm von Wasser,
Krokodilen, Schlängen, Hunger und Eingeborenen drohenden Gefahren ent
ronten ist, wird er einige Tage später von den Reifenden des Ballons
bemerkte und wieder aufgenommen, als er, gänzlich erschöpft, den ihn verfolgen-
den Arabern fast in die Hände fiel.
Der Verfasser vergißt keinen der dem afrikanischen kontinent eigen-
thümlichen Charakterzüge, noch die Gefahren, denen man dort begegnen kann.
Mehrere haben wir bereits angedeutet, fügen wir noch hinzu i Fieber, Wasser-
mangel in der Wüste und die Qualen des Durstes, Samoum, heftige G-^'
Witter mit entsetzlichen Tonnerschlägen, denen der Ballon nur entgeht, indem
er sich über dieselben erhebt. Die lang andauernde Windstille, welche das
Vorwärtskommen hindert und die Vorräthe erschöpft, die Hruschrockenwolken,
Brandtauben, deren glühenden Flug sie nur vermeiden, indem sie sich in die
höchsten Luftschichten erheben.
Die ernstesten Gefahren entstehen aber erst zu Ende der Reise, als
Fergusson und seine Begleiter in Timbuktu ankommen und Senegal
berühren. Dort werden sie von feindlichen Völkerschaften umgeben, durch ver-
schiedene Zufälligkeiten zerbricht das Löffrohr, das Gas wird kalt und der
Ballon sinkt schnell herab. Die Reisenden werfen nach und nach ihren Ballast,
seine Instrumente, ihre Vorräthe aus, durchschneiden endlich die Stricke der
Gondel und klammern sich an das Netz des Ballons an.
Sie halten sich für gerettet, denn sie haben nur noch den Niger zu kreuzen,
"in die französischen Besitzungen zu erreichen. Aber als sie an den Ufern des
Flusses und den Wasserfällen ankommen, ist der Ballon vollständig schlaff, er
ist unmöglich, den Fluß zu durchschwimmen, schon tauchen am Horizont ihre
Feinde ans und angesichts des Hafens sollen sie scheitern, als dem Doctor
eine geniale Idee kommt. Er erinnert sich, daß die ersten Ballons mit
warmer Luft gefüllt wurden». Sofort machen sich die drei Reisenden an's
Werk, indem sie unter dem Ballon brennbare Stoffe entzünden, und bevor
noch die Eingeborene» Zeit gehabt haben heranzukommen, ist der Ballon
genügend gefüllt, »m sie über den Fluß zu tragen.
Dort werde» sie vo» französischen Offizieren empfange» und alle zu-
sammen nehmen über die Ankunft der Engländer und des Ballons Protokoll
auf. Natürlich werden Tag und Stunde sorgfältig bezeichnet. Das ist
übrigens immer in Jules Vernes Erzählungen der Fall. Er ermagelt auch
nie Länge und Breite sehr genau zu notiren und die durchlaufenen Ent-
ferrungen mit mathematischer Genauigkeit zu messen. Er zählt die Namen
der Journale, Revüen und Gelehrte» auf, welche über die verschieden näheren
Umstände der Reise, ihre Ursache, ihren Zweck, ihre Bedingungen n. s. w.
irgend welche Außerung getha» habe».
Die Genormkeit dieser Details verleiht der Erzählung einen ganz be-
sondere» Zug vo» Wahrheit »nd Wirklichkeit.
Jules verne. 30

Die Analyse dieser ersten Reise genügt, um von dem Genie und den literarischen Eigenschaften Jules Vernes eine ganz genaue Vorstellung zu geben.

Neber die anderen Werke, die zu zahlreich sind, als daß man sie in allen ihren Einzelheiten prüfen sollte, wollen wir uns weniger breit auslassen.

III.


Die Werke, welche diesem ersten folgten, "Vor und Sonnenwind" (diese beiden letzteren sind nur zwei Thicile eines Werkes) versetzen die Leser nicht nur in unerforschte und unbekannte, sondern höchstens ans den Flügeln der Phantasie erreichbare Regionen; diese aber findet hier einen weiten Spielraum.

Wie ihre Titel besagen, besucht l. Verne in dem einen das Innere der Erde, das er von Island bis zum Stromboli erforscht; in dem anderen reist er nach dem Monde, kann aber nicht hinaufkommen, und so macht er nur die Runde und betrachtet ihn aus der Vogelperspective.

Ter „Reise in das Innere der Erde“, geht eine der heitersten und amüsantesten Prologe voran. Ein gelehrter Professor aus Hamburg, Dr. Lindnerbrock, entdeckt plötzlich in einem alten isländischen Manuscript, das vor fünf oder sechs Jahrhunderten geschrieben worden, eine mit Runen bedeckte Pergamentrolle, die auf den ersten Blick gar keinen Sinn hat.


Sofort will der Professor nach Island abreisen, denn, wie er seinem Neffen erklärte, der Snesiel ist ein erloschener Vulcan auf Island (Zocul bedeutet Vulcan in der Sprache des Landes) und der Sekataris ein benachbarter Pic.

Er rechnet darauf, Axel mit sich zu nehmen. Tiefer, dem es wenig darum zu thun ist nach dem Mittelpunkt der Erde zu gehen, versucht ihm...
3^l) eil,, Zeignodos in j?ais.
die Unmöglichkeit dieses Unternehmens auseinanderzusetzen, aber Lidenbrok
findet auf alles eine Antwort und gerade in diesen wissenschaftlichen, etwas
phantastischen Demonstrationen zeichnet sich Jules Verne ganz besonders aus.
Hier ist es besonders die innere Wärme, die ihn in Verlegenheit setzt, darum
leugnet sein Held sie auch einfach, indem er sich ans verschiedene Autoritäten
stützt; alle Augenblicke kommt er auf der Reise auf diese Frage zurück, aber
da er nicht ganz offen mit allen bisher funktionierten Ideen brechen lass, so
hält sich der Neffe des Professors in der Reserve und denkt, daß die
Theorie von der inneren Wärme mit Thatsachen, von denen er Zeuge gewesen
ist, durch andere Hypothesen versöhnen kann.
Als der Neste, besonders durch seine Cousine Grüben überzeugt ist, die
für ihn nach dem Ruhm des Gelehrten strebt, um ihn nach seiner Rückkehr
heirathen zu tonnen, fährt man also nach Kopenhagen und von dort nach
Island.
Dieser sehr kurze Theil der Reise wird in höchst malerischen Ausdrücken
erzählt, bietet aber sonst nichts besonders Interessantes. Bemerkenswerth ist
jedoch der geniale Zug, den der Autor dem Docteur Lidenbrock verliehen;
dieser nötigt nämlich seinen Neffen alle Tage auf die äußerste Spitze des
Mastbaumes zu steigen, um, nach seinen verschiedenen Ausdrücken „Abgrund-
Schluchten“ oder Schwindelstürmen zu nehmen“. Die Reise ans Island ist überreich an amüsanten Beobachtungen, aber
alles das ist nur ein Uoi-8 «œuvre, und man sehnt sich zum Krater des
alten Vulcans zu kommen, weil dort das Neue und Unbekannte beginnt.
Als jetzt waren nur zwei Personen vorhanden, der Ueberzeugte und der
Skeptiker, der eine mit Widersprüchen, der andere mit Antworten gerüstet:
jetzt kommt der Dritte, der ihnen, ohne zu raisouirn, überallhin folgt, und
zugleich mit allen materiellen Dingen und mit der Hinwegräum HG aller Schwierig-
keiten der Reise beauftragt wird. Es ist ein Führer, Hans Vjelke, bei es
übernommen hat, Lidenbrook überallhin zu führen unter der Bedingung, jeden
Sonntabend Abend eine gewisse Anzahl von Rixdaleni zu bekommen». Selbst in
der drohendsten Gefahr wanderet er mühig und kalt vor den Reisenden her, er
denkt garacht daran, irgendwelche Einwendung zu machen, nnd am Ende jeder
Woche läßt er sich seinen Lohn auszahlen, der für ihn eine Sache von großer
Wichtigkeit ist. Treu und gewissenhaft erfüllt er seinen Contract, alles übrige
ist ihm gleichgültig. Ihn sehnt keine Schwierigkeit in Erstaunen, keine Gefahr
cann ihn zurückhalten: er soll führen und dannm führt er.
Schon in der Reise im Ballon haben wir diesen Typus gesehen, ebenso
werden wir in einem anderen Werke einen Diener sehen, der sich in's Meer
stürzt, weil sein Herr hineingedrungen ist, und der ihm in die verzweifelsten,
Situationen folgt, weil er in seinem Dienste steht, und dieser ihm nicht ge-
stattet, sich von seinem Herrn zu entfernen. Jules Verne weiß diesen instinctiven
Eulius der professionellen Pflicht, diese spontane, natürliche, fast unbewußte
Ergebenheit mit großem Vorteil ausnutzen.
Jules verne, 3^-
Am Rande des Kraters beginnt die originelle Reise. Die oben sehr weite Öffnung bildet eine Art von kreisrundem Amphitheater, wie man sie in den erloschenen Kratern des Vivarais und der Auvergne sieht, allmählich verengt sie sich, die Neigung ist nur unbedeutend, so daß man leicht hinabsteigen kann.

Ist man aber auf dem Grunde des Trichters angelangt, so befindet man sich plötzlich vor zwei weiten gähnenden Öffnungen, die wie ein Pirc herausragen; das sind zwei Schornsteine des alten Vulcans. Welchen soll man wählen?

Man muß warten, bis der Schatten des Sekataris ihn bezeichnet. Jetzt hat sich die Sonne seit mehreren Tageln verborgen, soll man auf das Unternehmen verzichten? Plötzlich erscheint sie und der Schatten des Pirs streift den Rand eines der beiden Schornsteine; dort also muß man Hinabsteigen.

Natürlich ist der Doctor mit allen möglichen, unumgänglich notwendigen Instrumenten und Apparaten versehen, Chronometer, Barometer, Thermometer, Manometer, Magnetnadel u. s. w. Das ist bei allen Reisen der Fall, darum wiederholen wir es nicht. Die Reisenden haben auch für mehrere Monate Proviant bei sich, Wasser für einige Tage, Waffen, Pulver, Hacken, Beile, Hammer, Aexte,isenbeschlagene Stöcke, seidene Strickleitern, Stricke u. s. w. Was nicht gerade sehr zerbrechlich oder sehr kostbar ist, wird einfach in das Loch geworfen, unten wird man es schon wiederfinden. Das Übrige wird in drei Bündeln auf die Schultern der Reisenden geschnallt, so halten sie au und wiederholen die Operation.

Das Hinuntersteigen ist, wie man sich denken kann, sehr aufregend und dauert zehu Stunden, was einer Höhe von 2800 Fuß entspricht. Endlich steht man aus festem Boden. Axel glaubt schon das Ziel der Reise erreicht zu haben, als sein Onkel ihm beweist, daß sie erst am Fuß des Schiffs, also auf dem Niveau des Meeres angekommen sind, und daß darum die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde noch gar nicht angefangen hat.

Am nächsten Tage beginnen sie das wirkliche Hinabsteigen, durch eine Seitengallerie, einen unregelmäßigen, aber im Ganzen nicht steilen Abhang, welcher den unterirdischen Grotten in den Sevauen oder den Kärner Alpen entspricht. Nun treten wir mitten in die Geologie hinein, wir Wuhren der allmäßlichen Bildung der verschiedenen Schichten, Pflanzen Thiere n. s. w. bei, später sehen wir die Thiere aus der Urzeit selbst.

Die Gallerie sinkt, steigt, sinkt wieder hinab, hat man sich nicht verirrt? Der Wasservorrath geht zu Ende und kein Anzeichen ist vorhanden, daß man sich einem Terrain nähert, in dem man ihn erneuern könnte. Schon lange ist es erschöpft, der Muth ist gänzlich gesunken, da hören sie plötzlich ein fernes Brausen von fließendem Wasser, sie wenden sich dorthin, das Geräusch wird starker, der Strom steigt seitwärts, ist aber durch eine Granitwand von
ihnen getrennt. Hier legt sich der brave Hans in’s Mittel, dessen geschickte gehandhabte Hacke bald einen mächtigen Wasserstrahl herausspringen läßt — die Reisenden sind gerettet. Das Wasser hat eine Temperatur von 100° und schmeckt eisenhaltig, aber diese mineralische Beimischung macht es nur um so heilsamer, als die Reisenden sich ihm nähern glaubt, entfernt er sich nur immer weiter; er bemerkt, daß der Fluß verschwunden ist, seine Lampe ist erloschen, er ist verloren in dem Schweigen der Nacht, nichts antwortet seiner ruhenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tutors, der ihn ruft; er antwortet freundlich.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an. Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Angesicht der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tutors, der ihn ruft; er antwortet freundlich.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an. Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Angesicht der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tutors, der ihn ruft; er antwortet freundlich.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an. Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Angesicht der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tutors, der ihn ruft; er antwortet freundlich.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an. Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Angesicht der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tutors, der ihn ruft; er antwortet freundlich.
Jules verne. 5
Vulcan, der heiße Nassersäulen hoch hinaufwirft, weiterhin ein Gewitter, das viel ärger ist als die auf der Erde und das Floß zertrümmert an die Küste wirft. Aber auf dieser Küste findet der Toctor plötzlich in den Felsen ge-graben die runischen Schriftzüge wieder, welche den Namen Arne Saxmussen bilden, des gelehrten Isländers, dessen Anfangsbuchstaben ihm zu wiederholten Malen als Führer gedient und ihn ermutigt haben.

Endlich treten die Reisenden in eine neue Gallerie ein. Plötzlich wird ihnen der Weg durch einen ungeheuren Felsblock versperrt. Man muß ihn mit Pulver sprengen.

Hans hat das Floß wieder ausgebessert; sie flüchten sich auf dasselbe und man entfernt sich vom Ufer, um der furchtbaren Explosion zu entgehen, die den Felsen zu Staub zermalmen wird. Aber als die natürliche Mauer verschwunden ist, entdecken sie einen Abgrund, in den das Meer sich stürzt, indem es das Floß mit sich fortträgt.

Plötzlich aber hört es auf zu sinken, es beginnt sogar zu steigen und zwar in eine immer wärmer werdende Atmosphäre. Tucter Lidenbrock ent- lernt sie, mit einer unwiderstehlichen Gewalt werden sie in die Ncncöffnung eines eben im Ausbruch begriffenen Vulcans getrieben. Stoßweise steigen sie schnell empor, endlich befindet sich Axel, der Erzähler, der das Bewußtsein verloren hat, am Abhänge eines Berges auf dem Boden lyingend.

Sie sind am Rande eines Vulcans, aber welches? anscheinend in nördlichen Regionen, denn sie sind ja immer nach Norden gewandert. Sie treffen einen jungen Bauer, fragen ihn auf Isländisch, Dänisch, Deutsch, Englisch — er bleibt stumm; erst auf eine italienisch gestellte Frage antwortet er: Stromboli.

So befinden sich die Reisenden also im äußersten Süden Italiens und doch hat die Magnetnadel immer nach Norden gezeigt.

Als sie nach Hamburg zurückgekehrt waren, heirathete Axel Fräulein Grüben, Hans kehrte nach Island zurück, und der Professor würde vollkommen glücklich gewesen sein, wenn nicht der unbegreifliche Irrthum der Magnetnadel die Heiterkeit seiner Seele getrübt hätte. Eines schönen Tages bemerkte Axel, daß die Pole der Magnewadel vom Gewitter verschoben worden waren, die Nordnadel ist nach Süden gerichtet und umgekehrt, alles ist erklärt und der Toctor ist zufrieden gestellt.

IV.
Die Reise nach dem Monde ist nicht weniger phantastisch als die vorhergehende. Der erste Theil „vs 1a tsrr« il la lune“ ist gänzlich der Exposition des Planes gewidmet, den Widersprüchen, welche er hervorgerufen, den Polemiken, Wetten, Tuscissiounen der Gelehrten, der Untersuchung der zum Erfolg unvermeidlichen Bedingungen, endlich den Vorbereitungen zur Abreise,
LH. Zeignobos in Paris,
Dies Exposé ist wie immer lebhaft, malerisch, geistreich; amüsante
Scenen stellen gewisse originelle Seiten des amerikanischen Charakters in
Helles Licht.
Die Mitglieder des Gun-Club, eines nach dem amerikanischen Kriege
gegründeten Artillerie-Clubs, haben die Idee, sich mit dem Monde in Ver-
bindung zu sehen, indem sie ihm eine Kanonenkugel zusenden. Eine zu diesem
Zweck eröffnete Subscription ergiebt 30 Millionen.
Nach der Angabe des Conservatoriums zu Cambridge muß die Kanone
so aufgestellt werden, daß sie dem Mond im Zenith gegenübersteht, um ihn
gerade im Augenblick seiner Ernährung zu erreichen; die geographischen Punkte und
Taten sind auf das Genaueste angegeben, ebenso der Umfang der Kanone
und der Granate, die Quantität der Schießbaumwolle zur Ladung u. s. w.
Als die Kanone unter den Augen des Präsidenten des Clubs, Aar-
ticanie, des Majors Elphiston und des Secretairs Morton, gegossen ist,
kommt ein Franzose dazu, ein phantastischer Pariser, ein Künstler, ebens
geistreich als kühn, der um die Erlaubnis ersucht, in die Kanonenkugel eingeschlossen zu werden, um den Mond zu sehen und den Satelliten der Erde
lernen zu lernen. Michael Ardan wird mit Jœbel begrüßt, und im Triumph
herumgetragen; er versöhnt den Präsidenten Varbicane mit seinem Todfeinde,
dem Capitän Michell, und bestimmt sie, sich mit ihm in daß Geschoß ein-
schließen zu lassen.
Die Form der ilugel wird verändert, sie wird cylindrisch-conisch, und man
vermisst diese Art von Luftwagon mit mächtigen Federn und Wänden, welche
den zu erwartenden Stoß beim Abfeuern dämpfen sollen. Sie versorgen sich
mit Proviant auf ein Jahr, mit Waffer für einige Monate, mit Gas auf
einige Tage; ein automatischer Apparat soll den zur Erneuerung der Luft
notwendigen Sauerstoff hervorbringen.
Zur bestimmten Stunde schiffen sich die drei Reisenden in dem Geschoß
ein, welches nun in den Raum hinausgeschleudert wird und den Augen der
Zuschauer von Rauch umhüllt verschwindet. Trotz dem auf dem Felsengebirge
aufgestellten riesigen Teleskop verschließen ihnen Nebel in der Atmosphäre die
Aussicht, plötzlich aber verkündet ein Telegramm von dem neuen Observatorium,
daß das Geschoß in den Mondkreis eingedrungen ist und sich wie ein Trabant
um das Nachtgestirn bewegt. Natürlich beschäftigt man sich mit dem Schicksal der Reisenden, und alle
stehen ihre Vermuthungen auf und machen ihre Bemerkungen.
Ter zweite Theil des Buches „Um den Mond“ beginnt mit dem Ein-
tritt der Reisenden in die Granate und erzählt Alles, was sich in dem
„Aluminium-Waggon“, so nennt ihn Jules Verne, zugegessen hat. Der
Waggon ist sehr behaglich, gepolstert, mit kreisrunden Tivans möbirt und
mit Wasserschichten versehen, die sich zwischen den Wänden befinden, um den
Stoß beim Abfeuern abzuschwächen.
Jules verne. 313
Eine amüsante Unterhaltung geht dem Augenblick voran, in dem ein
elektrischer Funke eben die Schießbaumwolle in Brand stecken will, die Ex-
pllosion findet statt, was geschieht? — Die cyUndrisch-cunischen Wände wider-
stehen in bewunderungswürdiger Weise, nicht ein Riß, nicht eine Beule.
Unter dem gewaltig aufflammmenden Pulver hat sich die Granate nicht im
Geringsten verändert, sie hat sich nicht in einen Alumininm-Regen ausgelost,
wie man fürchtete.
Nur die bewegliche Scheibe ist bis zum Auguß hinuntergeglitten, nach-
dem die Wände zertrümmert sind, und das Wasser abgefllossen ist. Im
Innern ist nur geringe Unordnung entstanden, dir drei Reisenden haben aber
das Bewußtsein verloren und kommen erst allmählich zn sich.
Sind sie abgefahren? Sie haben nichts von der Explosion gehört, ein
Lichtloch wird geöffnet, man ist wirklich im Himmelsraum.
Michell, der drei Wetten zu 3000 Tollars jede mit Barbicane gewettet
hat, gibt zu, daß er sie verloren hat und zahlt sofort 9000 Dollars gegen
eine vorschriftsmäßige Quit tung von Barbicane aus.
Aber warum hat man den Knall nach einem fo furchtbaren Kanonen-
schuß nicht gehört? Barbicane findet den Grund: weil der Schall lang-
samer geht als die Granate.
Kaum sind sie abgeschossen, so begegnen sie einem Asteroiden, einem
unendlich kleinen Satelliten der Erde, den die Astronomen nicht kennen, und
den V?rue zu seinem Zwecke erfindet. Sie entgehen dem Schrecken einer
Eollision — denn sie hatten bereits die Folgen einer Pulverisierung oder des
Schmelzens infolge der Wärme berechnet, aber sie ahnen, wie gefährlich eine
solche Nachbarschaft für die Resultate ihrer Reise werden kann.
Für den Augenblick beschäftigen sie sich damit, den Himmel, die Sterne,
die immer kleiner werdende Erde, den sich rapid vergrößernden Mond zu be-
trachten. Selbstverständlich benutzt Jules Verne den Augenblick, um sehr
heitere astronome-Begriffe zu behandeln, er geht sogar noch weiter, und
widmet einer algebraischen Demonstration der für die Granate notwendigen
Schnelligkeit, um den Mond von der Kanone aus zu erreichen, ein ganzes
Eapitel.
Eine immer lebhafte, heitere, interessante Unterhaltung entspinnt sich
zwischen den Reisenden, in der sie alle möglichen auf Erde, Sonne, Mond,
Planet en, Sterne, Kometen, Licht, Wärme, auf centripetale und centrifugale
Kräfte bezügliche Fragen und Hypothesen berühren.
Verne hält eine sehr amüsante Vorlesung über Physik und Kosmographie,
sowie er in seiner Reise nach dem Mittelpunkt der Erde eine Vorlesung über
Geologie gehalten hat.
Er untermischt dieselben mit unvorgesehene n Zufälligkeiten: so eine Scene
der Trunkenheit, durch das Oxygen veranlaßt, dessen Hahn man unvorsichtig
genug offen gelassen hat, der Tod eines Hunders, deßen Leichnam in den Raum
geworfen wird und welcher der Granate wie ein Trabant folgt u. f. w.
3^6 LH. 3eignobo5 in Paris,
In der Zwischenzeit spielen die Reisenden Tumino oder Schach, und
Verne erklärt, warum sie', obgleich sie in dem Geschoß hinausgeschleudert
wurden sind, doch dessen rasenden Gang nicht wahrnehmen.
Als sie auf dem Punkt, wo die Anziehungskraft der Erde, und die des
Mondes zusammentreffen, ankommen sind, bemerken Varbicane und seine
Begleiter, das; sie ihr Gewicht verloren haben, denn in jeder Stellung schweben
sie in der Luft. Bald siegt die Anziehungskraft des Mondes, das Geschoss
fällt gegen den Mond zu, zuerst durch eine unmerkliche Bewegung, dann mit
immer beschleunigter Schnelligkeit.

Varbicane ist befriedigt: Die unglaubliche Schnelligkeit der Granate hat
ihn über die gefährliche Linie hinweggebrachte, nun zweifelt er nicht mehr, das;
der Luftwaggon nicht wieder auf die Erde zurückkehren und durch die Anziehung
unbeweglich gemacht werden konnte. Er muß also nur noch feine Vorsichts-
maßregeln mit Rücksicht auf seine Ankunft auf dem Mondglobus treffen.

Bald bemerkt er, daß das Geschoss nicht mehr den geraden Weg
fährt, sondern sich in schiefer Linie bewegt; nach laugen unfuchtbaren Nach-
Forschungen über die Ursache der Abweichung erinnert er sich plötzlich des
auf dem Wege angetroffenen Asteroids, dessen Anziehungskraft auf den Lauf
des Geschosses in solcher Weise gewirkt haben muß.

Jetzt werden sie in die Mondbahn hineingerissen, aber durch die Eentri-
fugalkraft vom Monde ferngehalten, werden sie nnn so im Räume schwebend
erhalten? 

Auf alle Fälle muß man aber darauf verzichten, den Mond selbst zu
erreichen, doch sehen die Reisenden ihn aus nächster Nähe, fahren um ihn
herum, und nun beginnt eine Forschung wie im Panorama, und in der
Vogelperspective zieheli Gebirge, Meere, Inseln und Continente des Mond-
globus an ihnen vorüber. Das Gemälde ist glänzend und interessant, und
des Tiefs stützt sich auf Beobachtungen einer wissenschaftlichen Autorität.
Indem Jules Berne die Mondlandschaften schildert, trägt er auch dafür
Sorge, die Eigentümlichkeiten der Atmosphäre zu beschreiben, den Truck der
Temperatur, die Länge der Tage und Nächte (354/> Stunde), welche unfern
Satelliten auszeichnen.

Nach dieser Untersuchung erklären die Reisenden, die sich zu einer wissen-
schaftlichen Eommission vereinigt haben, um das Protokoll sofort aufzunehmen,
einistimmig: 1. Taß der Mond nicht bewohnbar sei; 2. daß er in einer
früheren Eapoche bewohnt worden sei.

Las ist sehr schön, aber sie fangen jetzt an, sich über ihr Geschick zu
beunruhigen, und nun beginnen auch die amüsanten und originellen Gespräche
zwischen den immer unbewegten Amerikanern und dem immer heiteren Franzos
wieder, deren Schluß selbst in der ernstesten ^age unwiderruflich derselbe ist:
Ist es nicht Zeit zum frühstücken?
Man beschließt also alle Anstrengungen zu mache», um den Mund zu
erreichen und hofft dorthin in dem Augenblick gelangen zu können, wo das
Jules verne. 21.7


Jetzt wird die Erzählung unterbrochen, und der Autor versetzt uns nach den Vereinigten Staaten, wo eben ein Schiff damit beschäftigt ist, das Lug an einer außerordentlich tiefen Stelle auszuwerfen, da sehen die Seeleute plötzlich eine Feuerkugel vom Himmel fallen, die mit einem fürchterbaren Geräusch in das Meer stürzt.

Niemand zweifelt daran, daß dies die Granate der Reisenden sein müsse. Sogleich werden alle Schritte zu ihrer Rettung gethan, die I. Verne mit allen Einzelheiten der angewendeten Apparate beschreibt.

Nur durchsuchen die geschicktesten, kühnsten Taucher den Grund des Oceans an den durch Voyen bezeichneten Orten und deren Umgebung, nirgends eine Spur der Granate.

Sie verzichten ans die Rachforschungen. Ta plötzlich bemerken sie eine sonderbare Form auf dem Meere, das Geschoß. Sie nähern sich und hören, daß die Reisenden ruhig Tomino spielen.


Hier unterbrechen wir die chronologische Ordnung, um nicht aus dem Gebiet der Phantasie herauszutreten, und gehen zu den Jahren 1865—1870 über, in denen Jules Verne Vnt suspende unter 1s8i8 veröffent-

licht hat.

Bei der Eröffnung des Buches ist die ganze Welt mit einem merk-

würdigen Phänomen beschäftigt, das man auf dem Meere in den von ein-

ander entferntesten Gegenden beobachtet hat. Verschiedene Male hat man eine ungeheure, bald dunkle, bald leuchtende Masse gesehen, die sich mit fabel-

Dieser von einem amerikanischen Admiral befehlten Expedition schließt sich ein Professor des naturwissenschaftlichen Museums in Paris, M. Arounax, an, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist. Er wird von seinem Diener Eonseil begleitet, der zwar skeptisch und stets tadelsüchtig, ihm aber bis zum Heroismus ergeben, ihm seine Seele verbunden ist. Der Professor hat jedoch eine Faszination für das Unbekannte, das unbekannte und das merkwürdige. Dieser Mann, der sich selbst als denken des Seins bezeichnet, folgt seinem Herz und seiner Seele, auch wenn dies ihm das Leben kostet.

Die Theilnehmer an der Expedition zeigen zuerst sehr viel Eifer und Hingabe, aber soviel sie auch die Meere durchkreuzen, nirgends, selbst nicht einmal am fernen Horizont, bemerken sie den geheimnisvollen Narwal. Endlich sind sie entmutigt und im Begriff auf die Unternehmung zu verzichten, da wird das Ungeheuer plötzlich signalisiert. Sie stürzen auf dasselbe zu, wollen es Harpunieren, aber die Harpunen gleiten ab, man greift es mit Kanonschüssen an, die Kugeln aber verwunden es nicht und wie zum Spott spritzt es ungeheure Wasserstrahlen in die Luft. Bald bemerkt man, daß es kein Tier ist, sondern eine Art von Schiff, das sich ganz nach Belieben bewegt, bald auf die Oberfläche nähert, bald in die Fluten versinkt. Als wollte es die Reisenden nebst, kommt es heran, entfernt sich, macht die Runde um die Fregatte und fährt in bestimmter Entfernung vor ihr her.

Auf die Gefahr hin, in die Luft gesprengt zu werden, verfolgt der ungeduldige Capitän es mit vollem Dampf bis zu zehn Atmosphären, aber plötzlich wendet sich das Ungeheuer um und ein entsetzlicher Zusammenstoß erfolgt. Der Professor stürzt in's Meer, Eonseil springt ihm nach, da, wie er sagt, sein Dienst ihm nicht gestattet, seinen Herrn zu verlassen, und er rettet ihm durch seinen Muth und seine Ergebenheit das Leben.


Eiue geheimnisvolle Persönlichkeit ertheilt Allen Befehle. Die Reisenden versuchen englisch, deutsch, französisch, lateinisch n. s. w, zu sprechen. — Er scheint keine dieser Sprachen zu verstehen und hüllt sich in ein beunruhigendes Nebelgespinst.
Jules verne. 21,9
Schweigen, indem er seine Gäste mehrere Tage lang in vollständiger Ein-
samkeit läßt.
Endlich erscheint er wieder; in ausgezeichnetem Französisch — die anderen
Sprachen spricht er ebenso gut — sagt er, daß er das Recht hätte, sich
gewisser Personen zu entledigen, die nur gekommen wären, um seine Geheim-
nisse auszuspionieren, aber nach reiflicher Überlegung habe er es vorgezogen,
sie auf seinem Schiffe zu behalten unter der Bedingung, daß sie ihn nie ver-
lassen würden, für das letztere würde er übrigens selbst sorgen.
Er theilt seinen gezwungenen Gästen mit, daß sein Schiff der Nautilus
heiße und er Eapitän Nemo. Da er mit der Gesellschaft im Kriege lebe,
wo der Familie noch Vaterland besitzt, so habe er sich in den Schoß der
Meere geflüchtet, wo er in vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit lebe.
Er macht dem Professor Arouuar die Honneurs in seiner unterseeischen
Wohnung, zeigt ihn seine Salons, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek, sein
Piano und seine Partituren, seine Gemäldegallerie, seine Sammlungen, Appa-
rate, Maschinen, wissenschaftlichen Instrumente u. s. w. Mit der größten
Genauigkeits setzt er ihm das System seiner Einrichtung auseinander.
Das Schiff hat die Form einer Cigarie, heute weiß man, daß es die
Form der Torpedos ist. Der Eapitän Nemo erklärt dessen ganze Kon-
struktion, deren einzelne Stücke in den verschiedensten Werkstätten Europas
gearbeitet und dann auf einer wüsten Insel rasch zusammengesetzt worden sind,
um das Geheimnis der Unternehmung zu bewahren.
Was nun die Mittel betrifft, welche dem Eapitän die Verwirklichung
des Projekts gestattet haben und ihm dazu dienen, noch feiner seine außer-
ordentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so sagt er zuerst nicht, woher er sie
nimmt, im Verlaufe der Erzählung aber erklärt er, daß er die Münze aus dem
Goldhaufen der famosen Gallionen Vigos nimmt, die im Jahre 1502 Gold
ariss Amerika nach Spanien trugen.
Alles wird durch die Elektricität bewegt, die, wie der Eapitän sagt, Wärme,
Licht, Bewegung und Leben ist. Diese Elektricität wird mit Hilfe der
Bunsen'schen Elemente durch ein Amalgam von Natrium und Quecksilber er-
zeugt: das Quecksilber nützt sich nicht ab und das Natrium ist unerschöpflich,
weil das Meer soviel man will davon liefert. Auch an Steinkohle fehlt es
nicht, man findet sie in unendlichen Mengen.
Vermittelst äußerst genauer Berechnungen, die Jules Verne wiedergibt,
hat der Eapitän das Gleichgewicht seines Schisses und das Volumen des
Wassers, welches dieser deplaziert, mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet; er
kann also nach Belieben untertauchen und steigen, wozu er Pumpen von
außerordentlicher Kraft anwendet, die in einem Augenblick Reservoire, je
nachdem sie mit Wasser oder Luft gefüllt sind, füllen oder leeren, und dem
Schisse dadurch eine Bewegung nach oben oder nach unten mittheilen. Diese
Pumpen sind es auch, welche die schon erwähnten furchtbaren Wasserstrahlen
emporsenden. Ein System schiefer Ebenen bringt die anderen Bewegungen her-
Vor. Di! außerordentliche Kraft der Maschine aber erklärt Jules Verne

ich; er beschränkt sich darauf zu fragen, ob sie vielleicht „der außerordent-
lichen, durch Rollen eines neuen Systems erhaltenen Spannkraft“ entlehnt sein

tonnten, oder „der Transmission, welche ein System von unbekannten

Hebeln in’s Unendliche verstärken könnte“, und fährt fort ohne zu antworten.

Da dies angenommen ist, so geht alles Ucbrig von selbst: Die Elek-

trizität bringt Licht, Wärme und Bewegung hervor; sie hält eine Uhr in

Gang, die besser ist als ein Chronometer, und die Fahrgeschwindigkeit des

Schiffes, die leicht auf 50 Meilen pro Stunde gebracht werden kann, be-

rechnet, sie liefert auch alles Notwendige für Zimmer und Küche. Selbst-

verständlich wird die Luft immer durch Ventilatoren erneuert, die jede»

nur bei der Oberfläche des Meeres arbeiten.

Ein an dem Schiff befestigtes Canue dient zur Promenade, und in diesem

Falle bleibt es durch einen Telegraph mit dem Nautilus in Verbindung.

Hier ist Jules Verne nun schon etwas veraltet, heute würde er sagen durch

ein Telefon, auch manche andere Entdeckung hätte von ihm bereits ausge-

nutzt werden können.

Fenster ans Vergkreis, das durchsichtiger ist als Glas und härter als

Diamant, wodurch es den ungeheuren Druck des Wassers ertragen kann,

lassen das Auge sich in die Tiefe des Meeres versenken, die durch

mächtige Strahlen von elektrischem Licht erleuchtet werden.

Um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, liefern die Walsische eine

vortreffliche Milch, ohne von Muscheln, Fische, Crustaceen u. s. w. zu

sprechen, Schildkrötenfilets und Delphinleber ersehen vollkommen das Fleisch

des Schachtelhühnes, aus Algen extrahirt man Liqueure, Parfüms, aus Muscheln

Purpur und andere leuchtende Farben, mit geringen Kosten werden ausge-

ezeichnete Confitüren aus Meeresmuscheln hergestellt und endlich liefern gewisse

Algenarten selbst vorzügliche Cigarren. Die Stoffe werden aus dem Byssus

der Muscheln gewebt, aus den Walfischbärtchen werden Feder gezogen und

Tinte wird aus der Flüssigkeit bereitet, welche die Tiutenschnecke oder Sepia

absondert.

So mitten unter Büchern und naturwissenschaftlichen Sammlungen findet

der Professor endlich Geschmack an der Reise, Conseil classifiziert die Gegen-

stände, wie er es im Museum gethan hat, nur Ned Land sehul sich nach dem

Lande und träumt immer von einer Entweichung entweder durch List oder

durch Gewalt.

Eapitän Nemo führt de» Nautilus durch alle Meere der Welt. Das

gibt Jules Verne Gelegenheit, die unterseelische Wunder in einer Reihe

malerischer, lebhafter Bilder, durch heitere geistreiche Unterhaltungen unter-

brochen, zu zeigen und den Leser mitten unter die Thiere und Pflanzen,

welchen den Meeresgrund bewohnen, zu führen. Diese Gemälde sind sehr

zahlreich, aber da sie sehr verschieden sind und dramatische oder komische

Episoden sie unterbrechen, so lassen sie die Langeweile nicht aufkommen.
Jules verne. 32^v
So führt uns der Autor das Meer zwischen den Azoren, Canarischen Inseln
und dem Capverde vor und seine Blutfarbe, dann den Golfstrom und die
Meeresströmungen, Neu-Guinea und seine Klippen, des Pol und seinen
sechs Monate dauernden Tag, die submarinen vulkanischen Ausbruche, Korallen,
Sternkoralle, Pelen, die Wälder des Meeres, seine Flora und seine Fauna.
Manchmal läßt der Capitäns Nemo seine Reisenden auf wüsten Inseln
Polynesiens landen, um dort Paradiesvögel, Papageien und das wilde Schwein
tu jagen, und Kotunüsße nnd die Frucht des Brotaumes zu pflücken.
Zwischen läßt er selbst sie ein, ihn auf Jagdpartie in den unterseelichen
Wäldern in Schwimmwärmernmern und mit einer Provision von durch mehrere
Atmosphären comprimirter Luft und mit Apparaten, die ihnen das elek-
trische Licht liefern., zu begleiten, man jagt mit Windbüchsen, die tödlich
elektrische Kapseln auswerfen. Die Elektrizität schützt den Nautilus auch vor
Überraschungen während seines Aufenthaltes in der Nähe des Landes, so-
bald der Angreifende das Schiff berührt, wird er sofort von einer elektrischen
Ladung zerschmettert.
Es sind glänzende Beschreibungen in dem Buche. Mit wirtlicher poetischer
Glut erzählt Jules Verne von den Wundern des Meeres, dem wahren
Reservoir des Lebens. Es ist herzbewegend, wie er den Capitäns Nemo
einen der Seinigen in einem Wald von Polypengehäusern, dem Friedhof des
Nautilus, begraben läßt, wo sich bereits mehrere Bodenerhöhungen befinden,
die langsam von den Absonderungen der Sternkoraller bedeckt werden und
das Grab der Schiffsmannschaft unverletzlich machen.
Nnter den dramatischen Ereignissen, die besonders ergreifend erzählt
werden, wollen wir den Kampf mit Haifischen, Walfischen und Pott-
sischen und besonders mit der Riesen-Tintenschnecke hervorheben, und in
anderer Weise, die Fahrt unter den Eisbänken, bei ihrer Rückkehr vom Pol,
as sie ihren Luftvorrath nicht erneuern tonnen und die Mannschaft fast
erstickt.
Trotz den vielen Geheimnissen und manchen Eigenhümlichkeit hat man
bisher nichts an dem Capitäns auszusetzen gehabt, bis er eines Tages, als
er von einem ihm die Durchfahrt versperrenden Schisse angegriffen wird, fich
mit dem Ausdruck wütenden Hasses, in einem Wuthanfall entschließt, das
Schiff, dessen Nation ihm so viel Leid zugeführt hat, in den Grund zu bohren.
Eine schreckliche Scene folgt und die drei Reisenden wollen den Ver-
such machen, mit Hilfe des Canoes zu entfliehen. Im Augenblick aber, wo
fie daftelbe losmachen und sich vom Nautilus trennen, tritt dieser in den
Malstrom, den entsetzlichen Abgrund der skandinavischen Meere, ein.
Vor ihrem Augen verschwindet er in den Wellen, sie selbst aber werden
an die skandinavische Küste geworfen, wo Fischer sie aufnehmen und vou wo
aus fie nach Frankreich zurückkehren. Von dem geheimnißpolen Capitäns,
den sie mit dem Nautilus im Malstrom begraben glauben, haben sie nichts
mehr erfahren.
322 LH. 3eignol>c>s in Paris.
War dies für Jules Verne die endliche Lösung? oder wollte er seinen Helden, wie gewisse Romanschriftsteller unserer Tage, zu neuen Abenteuern auf einem anderen Schauplatz zu neuem Leben erwecken? 
Zuerst hat man iu den folgenden Werten des Autors vom Captitn Nemo gar nicht sprechen hören, obgleich seine schützende Thätigkeit sich unter einer geheimnißvollen, wunderbaren Form so sehr fühlbar macht, daß sie die Neugier auf's Lebhafteste erweckt.
So iu der 11s mM^risusc! (Geheimnißvollen Insel), einer Insel Lincoln, die von amerikanischen Proscriibirteu, welche dort in einem Ballon scheitern, in den Meeren Polynesiens entdeckt worden ist. Wie Robinson Crusoe und der robinson Suisse gelingt es ihnen, sich nach und nach alle Win Leubeu notwendigen Gegenstände zu verschaff' e, sie jagen, fischen, bauen sich eine luftige Wohnung, züchten Thiere, säen Getreide, bauen erst eine Pirogue, dann ein wirkliches Boot, werfen eine Zugbrücke über einen Fluß, richten einen Fahrstuhl ein, eine Mühle, einen Telegraphen, machen sich Stoffe aus gefilzter Wolle u. s. w.
Alles das wird in malerischer, lebhafter Weise erzählt und durch heitere amüsante Gespräche unterbrochen, die um so abwechselnder sind, als die zufällig auf der Insel versammelten Sprechenden sehr verschiedene Ge-
sellschaftsklassen angehören. Es sind hier ein Ingenieur, ein Seemann, ein Journalist, ein Student und ein Neger, zu denen man noch einen Hund und einen Affen rechnen muß, weil sie eine sehr interessante Rolle in der Geschichte spielen.
Alle diese Eroberungen werden aber nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht. Die Ansiedler müssen gegen die Elemente, gegen Thiere, Krankheiten und später gegen die in Piraten verwandelten Verbrecher kämpfen. Jedesmal, wenn die Hindernisse nüchterneiglich scheinen oder die Gefahr zu groß, tritt irgend ein geheimnißvoller, unerwarteter Zufall ein, der die Sache plötzlich ans einer Anhöhe, um den Verirrten als Führer zu dienen, gerade als einer der Ansiedler ans Mangel an der nothwendigen Medicin an einem gefährlichen Fieber sterben wird, langt plötzlich, man weiß nicht woher, ein Vorrath von schwefelsaurem Ehinin an, kostbare Mittheilungen und Rathschläge werden aus Flaschen herausgezogen, die sie am Ufer finden, wohin sie wunderbarerweise immer zur rechten Zeit gelangen, im Augenblick, als eine Piratcubrigg mit Kanonen auf die diesmal unwiderruflich verlorenen Ansiedler feuert, wird diese plötzlich wie durch eine Explosion emporgehoben und dann mit ihrer ganzen Mannschaft in das Meer gestürzt.
Die Colonisten können nicht mehr daran zweifeln, daß auf der Insel ein unbekannter Beschützer über ihnen wacht. Sie wünschen ihm ihre Tank- barkeit zu bezeigen und machen sich daran, ihn aufzusuchen; sie durchwandern
Jules veine. 223
die Insel nach allen Richtungen, durchwühlen alle Winkel und verzichten schon
darauf, das Geheimnis; zu entdecken, ja, sind schon geneigt, es zu lügncn,
as sie plötzlich eine Depesche erhalten, die sie an das äußerste Ende der
Telegraphenleitung ruft. Dort finden sie die Anweisung vor, dem Draht zu
folgen, und wirklich, eine ganz neuer errichtete Linie führt sie über Berg und
Thal, über stelle, an das Meer grenzende Felsen, bis in das Meer selbst,
aber der Draht zeigt ihnen bei der Ebbe eine Öffnung, durch welche sie zu
einer ungeheuren Höhle kommen, wie man sie ähnlich in verschiedenen Ländern
findet.
Im Hintergrunde dieser Höhle steht der Nautilus in seinem ganzen ehe-
maligen Glänze, er wird aber nur noch von Capitän Nemo bewohnt, der
seit drei Jahren den Colonisten als Vorsehung gedient und sie nie aus dem
Ange verloren hat; er war es auch, der mit einem Torpedo die Piraten-
brigg in die Luft gesprengt hat.
Vor seinen Tode möchte er noch seine Lebensgeschichte erzählen, und die
Colonisten erfahren Folgendes:
Der Capitän Nemo war der indische Prinz Dakkan, ein Neffe Tippu-
Sahibs. Sein Vater, der unermesslich reich war, hatte ihn, als er zehn
Jahre alt war, nach Europa geschickt, wo er in allen Zweigen der Wissen-
schaft, in Literatur und Kunst unterrichtet wurde und das er in allen seinen
Theilen, mit Ausnahme von England, kennen lernte. Diesem letzteren hatte
er einen nnverschulden Nationalhaß geschworen.
In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer reizenden
Indierin, die ihm zwei Kinder schenkte, er verließ sie, um sich an dem Auf-
stande von 1857 zu beteiligen, und erfuhr, daß seine Frau, seine Nichte,
seine Kinder getötet worden waren. Da Indien unterjocht war, Prinz
Dakkan weder Vaterland noch Familie besaß, so sagte er, der sich in die
Berge geflüchtet hatte, der Gesellschaft Lebewohl und wurde der Capitän
Nemo, „Zwanzigtaufend Meilen nnter dem Meer“ (Vin^-t Hüills Heues sous
Nach der Abreise der drei Passagiere war er noch einige Zeit umher-
geschiht; aber da seine Begleiter nach und nach gestorben waren, er selbst
allein, schon bejaht, müde und matt war, so hatte er sich in einen der
unterirdischen Häfen auf der Insel Lincoln zurückgezogen und hatte die An-
strengungen der Colonisten mit Interesse verfolgt.
Er will mit dem Nautilus auf dem Meeresgründe ruhen, den Colonisten
übergibt er eine mit Diamanten gefüllte Kassette und nimmt ihnen das Ver-
sprech ab, nach seinem Tode die Hähne, welche die Reservoir mit Wasser
füllen, zu öffnen. Dies geschieht auch schon am nächsten Tage, als der
Capitän den letzten Seufzer ausgestoßen hat; man sieht den Nautilus lang-
sam unter die Fluthen tauche», die er mit Phosphorglanze erleuchtet, bis er
in der Tiefe des Meeres verschwindet, wo er dem Capitän als Grab dient.
Nord und 2üd. XXXVIII. 114, 22
32H <^h. 3e>gnobos in Paris, Vor seinem Tode hat dieser dem Anführer der Colonisten noch Mittheilungen gemacht, die darauf hindeuten, daß eine unterseeische Eruption stattfinden wird, und ihnen auch Anweisungen gegeben, wie sie die schädliche Wirkung vermeiden können. Es gelingt den Amerikanern sich zu retten, aber die furchtbar verwüstete Insel ist nur eine öde Klippe und diesmal müssen sie zu Grunde gehen, weil sie keine Hilfsquelle haben, als eine Benachrichtigung, welche der Capitän Nemo auf einer benachbarten Insel zurückgelassen hat, die Brigg des Lords Glenarvan, des Retters der Familie des Capitäns Grant (wir werden bald zu dieser Geschichte kommen) herbeiführt. Sie kehren alle nach den Vereinigten Staaten zurück und sehen dort die auf der „Gehimnissvollen Insel“ begonnene Freundschaft fort.

Vs.
Nie Bücher, in denen der Einbildungskraft und Phantasie Jules Vernes freier Spielraum gelassen wird, sind immer auf wissenschaftliche Tatsachen gegründet und sind unserer Ansicht nach diejenigen, welche von dem durch Jules Verne mit so viel Erfolg geschaffenen, neuen Genre eine genaue Vorstellung geben.

Nie meistens seiner anderen Werke ähneln mehr oder weniger anderen vor und nach ihm abgefaßten Reisewerken, nur daß sie malerischer, belebter und schwungvoller geschrieben sind. Nicht etwa, daß diese Arbeiten weniger Erfolg gehabt hätten, mehrere von ihnen sind sogar mehr gelesen worden als alle diese und haben zahlreiche Auflagen erlebt, gerade weil die wissenschaftlichen Wunder eine minder große Rolle darin spielen, und die jungen Leser den Wechselfällen der Reise besser folgen konnten, während sie früher immer eine Vorlesung über Physik, Geologie oder Kosmographie mit in den Kauf nehmen mußten.

Jules Verne. 325
Capitän Hatteras, Die Kinder des Capitäns Grant, Das Land der Pelze
und Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer.

.1^,68 ontant «piwine Bratv" haben außerordentlich dazu beigetragen,
den Namen Jules Verne zu verbreiten. Zu der Zeit gab es in Frankreich
nicht eine Familie, in der man nicht den Namen dieses Capitäns aussprechen
hörte, ein Name, der damals so populär war, wie es selbst die bekanntesten
Helden Alexander Dumas, z. B. d'Artagnan und Monte-Christo, nicht ge-
wesen sind.

Ter Capitän Grant aus Glasgow, der nach Australien gegangen ist,
um sich dort ein neues schottisches Vaterland zu gründen, ist plötzlich spurlos
verschwunden.

Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, als man plötzlich im
Gauke eines in den Meeren Schottlands gefangenen Haifisches eine Flasche
findet, die ein Dokument enthält, von dem nur noch einige Bruchstücke übrig
sind, auf denen man die Worte liest: „Grant 137 —“

Die geographische Länge ist nicht bekannt, wohl aber die Breite und so
wird es sich darum handeln, dem Grad bis zum Ende zu folgen. Einige
ans den Fragmenten noch leserliche Buchstaben geben noch andere Fingerzeige,
so glaubte man den Namen Patagonien zu lesen, und erst nachdem man das
ganze Land nach allen Richtungen durchforscht, sah man, daß man sich ge-
täuscht hatte.

Da man es von der Admiralität nicht hatte erreichen tonnen, ein Schiff
zur Aufsuchung des Capitän Grant, der nicht im Dienste der englischen
Regierung gestanden, auszurüsten, so unternahm es ein Schotte, Lord
Göranvau, eine Expedition zu leiten, und er reiste mit den Kindern desselben
zur Aufsuchung ihres Vaters ab.

Die Reise wird durch die komische Lage eines französischen Gelehrten
sehr erheitert, der bei der Absfahrt in Eile herbeigestürzt kam, und zu spät
bemerkt, daß er sich im Pudampftcr geirrt hatte; Lord Göranvan bietet ihm
mehr als einmal an, ihn auszuschiffen, jedesmal aber findet er, daß das
Land schon zu sehr erforscht sei, und nach wiederholten Weigerungen kommt
er endlich dahin, die Expedition bis zum Ende mitzumachen.

Bevor die Reisenden den Capitän wiederfinden, durchforschen sie Poly-
nesiens, durchziehen sie Australien unter den grüßten Schwierigkeiten und ernst-
haften Gefahren, werden von einem Matrosen verrathen, der sie irre leitet
und den sie auf einer wüstten Insel verlassen. Dieser reuige Verräther
spielt in der II«« iM6i-i6u»o, deren glückliche Lösung wir bereits angegeben
haben, eine große Rolle. Diese Lösung dient übrigens zwei Werken zu
gleicher Zeit.

Jules Verne hat außerdem Sorge getragen, nicht nur das Genre seiner
Erzählungen, sondern auch ihren Schauplatz zu variiren.

Mit dem „Capitän Hatteras" reist man in die Polarländer, mit „Den
Kindeni des Capitän Grant" nach Australien, dann kehrt man im „Land
22"

Wie wir schon oben gesagt haben, ist das, was Inles Vernè vor anderen Schriftstellern, den Verfassern von Reiseerzählungen, auszeichnet, sein dramatisches Talent, seine Kunst der Inszenierung, die Schöpfung von Personen, welche seine Erzählung beleben, in Bewegung sehen und sie mit ihren Gesprächen erheben.

Nebrigens sind die Typen dieser Personen nicht sehr verschieden, denn sie reduzieren sich auf zwei oder drei, die unter verschiedenen Namen und Gestalten immer ziemlich dieselbe Rolle spielen.


Schon oben haben wir gesagt, daß Lord Eardigen das Document, welches ihn auf Capitän Grants Spur bringt, im Bauche eines Walfisches findet.

Im „Laude der Pelze“ erbaut ein Offizier im Tieustc der Hudsonsba-

Gesellschaft am äußersten Ende der Besitzungen der letzteren ein Fort. Ein Gelehrter, der dorthin gekommen ist, um eine totale Sonnenfinsternis zu be-

obachten, findet sie nicht total. Aber das Observatorium kann sich doch nicht in seine berechneten Berechnungen getäuscht haben, folglich kann das Fort nicht nütz dem angegebenen Breitegrade liegen. Und doch hat der Offizier sehr genau die Lage berechnet.

Was ist denn vorgegangen? Der nur durch Eis gebildete Boden hat sich nach und nach vom Contineute losgelöst und ist dadurch beträchtlich von der ursprünglichen Lage abgesehen. — Hier beginnt nun eine Reihe von Versuchen, um aus der Gefahr, der man entgegengeht, herauszukommen.

Bis zuletzt stehen eine englische Reisende, eine Frau, der es nie an guten Einfällen und gutem Rat fehlt, ihre ihr absolut ergebene schottische Dienerin und eine junge, durch einen Bären auf wunderbarer Art gerettete Eskimoscholle bei.

Nach tausend Fährlichkeiten gewahrt man das Land und schon winkt das Heil, als man bemerkt, daß das Inselchen nur noch eine Eischolle ist, daß es zusehends sich schmilzt und sich an seiner Oberfläche verringert, es muß im nächsten Augenblick mit den Reisenden, welche es trägt, im Meere verschwinden.

Plötzlich deutet der Gelehrte, der seit der Connenfinsterniß schweigend und theilnahmslos geblieben ist, ein Mittel zur Rettung an. Er läßt die

Aber in einem Augenblick, wo die Russen von Wilden angegriffen werden und in Gefahr sind, gesellen sich die Engländer zu ihnen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzustoßen, dann, als der Kampf vorüber ist, drückt man sich wieder die Hände und wird wieder Feind.


Die „Villo llotwnts“ (schwimmende Stadt) ist nur die Erzählung von einer Ueberfahrt des Great Eastern, die durch die Monomanie eines Reisenden, der durch einen Schiffbruch mitmachen will, erheitert, und durch eine romantische Episode dramatisch gemacht wird, die ziemlich gewöhnlich wäre, wenn nicht Inles Vern r eine Lösung durch ein sehr originelles Duell gefunden hätte. Die beiden Duellanten kämpfen auf dem Schiffe während eines Gewittersturmes; der eine hält an und läßt plötzlich seinen Degen fallen, der andere will ihn eben mit dem feinen durchbohren, als er wie vom Blitz getroffen niederstürzt; die Spitze des Degens hat das elektrische Fluidum angezogen und geleitet und ihn sofort getödtet.

Die „ForL6ur8 ds b1c“ ist auch eine romantische Periode aus dem amerikanischen Kriege. Es saß saß, ist die Erzählung einer abenteuerlichen, dramatischen Reise an den Ufern des Amazonenstroms, der „de huinze 2½“ (der 15jährige Kapitän) die Geschichte eines jungen Mannes, der von der ganzen Bemannung eines Walfischbootes allein übrig geblieben und dem es gelingt, dasselbe infolge feiner Entschlossenheit, seiner

Initiative und seines Muthes nach Hause zurückzuführen. Ter ..Chancellor”

ist das Journal eines Reisenden an Bord eines Schiffes, das mit einer

Labung Baumwolle und pikrinsaurem Kali von Charlestown nach Liverpool

fährt. Unterwegs fängt die Baumwolle Feuer und glimmt langsam fort;

voll aller Anstrengungen aber gelingt es ihnen nicht, den Brand zu löschen

oder auch nur zu begrenzen. Endlich scheitert das Schiff an einer Klippe,

dem die Flammen und der drohenden Explosion zu entgehen. Ein Fluß

wird erbaut, bald aber fangen die Schiffbrüchigen an wie auf der Medufa

Hungers zu sterben, bald sehen sie das schreckliche Ende vor sich, als plötzlich

einer von ihnen bemerkt, daß das Meerwasser an gewissen Stellen süß ist.

Nur ein großer Fluß kann so »das Meerwasser zurückdrängen; in der Thar

ist es der Amazonenstrom, an dessen Mündung sie denn auch bald landen.

Die „ridulation cl’un sssus «üllinio» en «Hin»“ ist ein philosophischer

Roman, dessen Schauplatz das himmlische Reich ist. Hier hat nun Jules

Verne wieder Gelegenheit, China, seine Bewohner, seine Sitten u. s. w. zu

beschreiben. Es handelt sich darin um einen jungen Chinesen, der mit allen

Gaben ausgestattet, mit Vermögen und allem möglichen Glück begabt, vom

Spleen befallen ist und sich totben will. Sein Lehrer, der Philosoph,

Wang, versöhnt ihn mit dem Leben, indem er ihn allen möglichen Gefahren

und Unglücksfällen aussetzt.

Die doppelte, weniger neue als wahre Schlußfolgerung ist die, daß das

Unglück nothwendig ist, um das Glück schätzen zu lernen, und das ganze

Geheimnis; Mensch zu sein ist, für Andere zu arbeiten.

Auch bei einigen anderen, wenig hervorragenden oder geradezu lang-

weiligen Werken wollen wir uns nicht aufhalten, wie die „On“LeutL millions
cis la LeSune“, eine sociale und politische Allegorie, in welcher der Autor

melodramatische Mittel verwendet, die sonst nur jenen populären Roman-

schriftstellern in Pfennig-Journalen eigen sind, denen es mehr um Geld als

um Ruhm zu thun ist.

Einigen seiner Werke — und es kann ja nicht anders sein — merkt man

schon die Ermüdung an. Aus derselben Mine kann man nicht zwanzig Jahre

lang einige fünfzig Bände ziehen, ohne daß man sich endlich erschöpft, und

ohne daß sich in die letzten Werke Wiederholungen oder Erinnerungen an

die früheren einschließen.

Aber die auf einen so langen Zeitraum ausgedehnten Publicatiouen, die

überdies durch den Wechsel der Länder und Ereignisse unterbrochen werden, habei

diesen unvermeidlichen Fehler kaum bemerkbar werden lassen und Jules Verne

hat es immer verstanden, sich die Gunst seines jungen, übrigens immer wieder

erneuerten Publikums zu erhalten.

VII.

Wir haben bisher zwei Werke bei Seite gelassen, um uns mit ihnen in

einem besonderen Capitel zu beschäftigen, zwei Werke, die einen doppelten
Jules Deine, 329

Erfolg gehabt haben, nämlich als Romane für die Lectüre und als Stücke auf der Vühne: „1^6 l'onr cln moMe-en 80 jours“ und „Alioliell Btic>8ol?“. Während mehrerer Jahre haben diese unter der Mitwirkung Dennörys, eines der geschicktesten dramatischen Autoren, für’s Theater bearbeiteten Stücke im ClMelet große Menschenmassen angezogen und nicht einen Tag lang hat der Erfolg abgenommen.


Eine andere tomische Person ist ein englischer Detective, der, durch eine falsche Spur irregeführt, auf das Schiff stürzt und Mr. Phogg, den er für den Urheber eines sehr beträchtlichen, kürzlich verübten Diebstahls hält, verfolgt. Durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie angeeifert, will er ihm so lange in einiger Entfernung folgen, bis es ihm gelingt, ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Der zwischen Passepartout und dem Detective ausgeliruchene Kampf wird von malerischen und häufig komischen Ereignissen unterbrochen. Die Hindernisse häufen sich auf dem Wege der Reisenden, manchmal verlieren sie Zeit, dann muß man sie mit verdoppelter Schnelligkeit wieder einholen, sie unterdrücken Entfernungen und erfinden unbekannte Transportmittel. Die Hindernisse sind verschiedener Art, manchmal sind Unglücksfälle, z. V. der Sioux im Felsengebirge, manchmal werden sie durch Gefühle der Menschlichkeit der Reisenden veranlaßt, so verlieren sie in Indien einen Tag, weil sie nicht zugeben wollen, daß man eine Witwe auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennt. Trotzdem der Verlust an Zeit wieder eingebracht wurde ist, so ist doch der festgesetzte Termin um einen Tag überschritten worden, und die Wette würde verloren gewesen sein, wenn nicht Jules Verne die geniale Idee gehabt hätte, den Unterschied der Stunden mit den Längengraden zwischen treten zu lassen.

Die Reisenden gingen nach Osten, d. h. der Sonne entgegen; in dem Maße, in dem sie vorwärts eilten, blieb die Stunde des Landes nach der von London zurück, auf der Mitte der Reise waren die neun Tagesstunden...
23) Ch. 3ieg nodos in Pailis.
der Nacht schon voraus, als es in London Mitternacht war, war es auf
den malayischen Inseln Mittag.

Als die Reife um den Globus beendet war, betrug der Unterschied
24 Stunden, d. h. einen ganzen Tag, der für die Wette festgesetzte Termin
ist also pro n = cw um ebenso viel verlängert, und Phileas Phogg kommt in
der letzten Minute, in dem Augenblick im Club an, wo seine Niederlage
bestätigt werden soll. Jetzt hört er seinen Triumph erschallen und empfängt
den Einsatz der Nette.

Michael Strogoff war von Anfang an bestimmt, einem anständigen
Volksdrama zum Nahnmen zu dienen, welches das Publikum ebenso Wohl
durch die überraschenden Abenteuer des Helden, als durch die malerische Aus-
stattung interessieren sollte. Die Handlung trägt sich in verschiedenen wenig
bekannten Ländern zu, von denen jedes ein Tableau liefern konnte, in dem
man seine malerischen Seiten, den allgemeinen Anblick, die ethnischen Typen,
Costümc u. s. w. finden konnte.

Das Haupthema, welches dann durch tausend dramatische Ereignisse
cumpliticirt wird, ist an sich sehr einfach. Michael Strogoff, ein Courier des
Czaren, wird von dem Kaiser beauftragt, dem in Irtutst und Sibirien
commandirenden Großfürsten eine wichtige Depesche zu überbringen. Die
Tartaren sind in die russischen Provinzen eingefallen, und die kaiserlich?

Votschaft kann einen großen Einfluß auf die Resultate der Campagne haben.

Strogoff fparke keine Anstrengung, keine i^pfer, um zur rechten Zeit zu
kommen. Aber ein Vnssc, ein Verräther, Namens Ogareff, hat sich an die
Tartaren verlauff, deren Führer und Hauptanführer er geworden ist. Er
fchlägt die Truppen seines eigenen Landes, macht eine große Zahl von Ge-
gangen, unter denen sich auch Michael Strogoff befindet, der zuerst unbekannt
bleibt, dann sich aber selbst verrähr, indem er sich auf Ogareff in dem
Augenblick errege, wo seine Mutter, der sich weigert, ihn zu erkennen, den
ersten Knotenstreich empfangen soll.

Ogareff ergreift den Courier, bemächtigt sich des Briefes des Zaren
und läßt Michael Strogoff mit einem glühenden Eisen, mit dem man ihm vor
den Angen vorbeifährt, blendet. Dann wendet er sich nach Irtust, wo er
zum Besten der Tartaren den kaiserlichen Courier, dessen Namen er ange-
nommen, spielen will.

Des Gesichts beraubt, findet dieser eine junge Russin, Namens Nadia,
die ihren nach Sibirien Verbannten Vater aufsuchen will, und er hofft,
Ogareff noch zu überholen. Neide erleben eine Reihe von Abenteuern, ent-
gelten unzähligen Gefahren, doch gelingt es Ogareff, vor ihnen zum Groß-
fürsten zu gelangen und sich ihm als Michael Strogoff vorzustellen.

Als dieser mit Nadia nach Irtust kommt, ist der Verräther gerade im
Vegriff, den T artaren die Stadt zu überliefern, und um die Sache zu er-
leichtern, hat er einen Theil der Stadt angezündet. Sofort werfen sie sich
Jules verne. 531. auf den gefrorenen Fluß und unter den lodermenden Flammen gelangen sie in den Palast. Tort, im heißen Kampfe mit Ogareff, der ihn immer für blind hält, zeigt Strogoff plötzlich, daß er sehend ist, denn er trifft ihn in's Herz. Er erklärt Nadia, daß der Anblick der schlechten Behandlung, die man seiner Mutter zu Theil war, ihm die Augen so mit Thränen gefüllt hatte, daß, als das glühende Eisen seine Augäpfel berühren wollte, die Thränen sich in Dampf verwandelten und so seine Augen bewahrten. Trotzdem hatte er alle an seine Blindheit glauben lassen, weil er daraus gegen die Feinde des Czaren hätte Vorteil ziehen können.

Michael Strogoff kommt zum Grußfürsten, wird erkannt, erzählt den Verrath Ogareffs, ertheilt Fingerzeige, wie man die Tartaren abwenden könne; als dann die Russen gesiegt haben, heirathet er Nadia, deren Vater begnadigt wird, findet seine Mutter wieder und Alle kehren nach St. Petersburg zurück.

Die Erzählung wird durch das Dazwischentreten zweier Journalisten belebt, der Eine, ein Engländer, Harry Blunt, der Andere, ein Franzose, Alcide Iolivet, die sich zuerst aus Brotneid hassen, dann aber intensive, unzertrennliche Freunde werden; die unzerstörbare Kaltblütigkeit des Ersteren, die sorglose, geistreiche Heiterkeit des Letzteren geben alle Augenblicke der Folge von dramatischen Ereignissen eine pikante Wendung.

Ch. 3eignobos i» Paris.
auctionierte Insel gekauft. Sein Sohn soll ein reizendes junges Mädchen
Heimchen, er will aber nicht eher, als bis er eine Reise um die Welt gemacht hat.
Da der Vater seinen Widerstand nicht besiegen kann, so geht er scheinbar
ans seine Ideen ein> und schifft ihn auf einem Schiffe ein, das erst nach
mehrjähriger Fahrt nach Harse zurückkehren soll. Aber der Capitän hat
seine Instruction empfangen, er scheitert geschickt an der von dem Amerikaner
gekannten Insel, und weis; es so einzurichten, daß nrr der junge Mann und
ein Tanzlehrer an's Land kommen, nnd sich für schifbrüchig halten.
Altes ist so vorbereitet, daß sie nach und nach die Gegenstände, wie sie
dieselben gebrauchen, nm Robinson Crusoe nachzuhauen, finden; zur rechten
Zeit erscheint auch sogar ein Neger, um die Rolle Freitags zu spielen.
Wilde Thiere, Tiger, Löwen erscheinen plötzlich auf den Felsen, aber der
Neger befreit sie aus der Entfernung durch ein paar schöne Flintenschüsse
von ihnen — die Thiere waren ausgestopft.
Alles geht gut, bis ein Überbotener Eichenrent, der auch gern die in
Frage stehende Insel erworben halte, sich für seine Niederlage rächen will,
indem er dieselbe unbewohnbar machen will. Zn diesem Zweck führt er
diesmal wirklich lebendige wilde Thiere ein. Tie Geschichte scheint sehr tragisch
zu werden, als der Vater dazwischen tritt, die Tiger und Löwen tötten läßt
nd den Sohn, der ans lange Zeit von den Reisen nm die Welt geheilt ist,
nach Hause zurückführt.
Das letzte Werx Jules Vernes ist „Mathias Sandroff". ein Roman, der
zu erst im Feuilleton des „Temps", wie früher die Reifen um die Welt, und
dann in drei Bänden erschien.
Tas ist der wirthliche Abenteuerroman, in dem sich die außergewöhn-
lichsten und dramatischsten Ereignisse häufen, und wo die Leser nnter den
erstaunlichsten Gefahren in die verschiedensten Länder geführt weiden. Hier
fehlt nichts, Weder die ungarischen, vorathenen, zum Tode verurthichte
Patrioten, die die Verräter (ein so kosmopolitisches Trio wie nur möglich,
denn es wird von einem Ungarn, einem Spanier und einem Tripolitaner
gebildet), welche sich verbinden, um die Lage einer jungen Waise auszubeuten,
noch Todte, die wieder auferstehen, noch Staaten, die umgestaltet werden, Mädchen,
welche ihre Väter und Namen wechseln, und Arme, die Millionäre werden.
Mathias Sandroff ist einer der ungarischen Patrioten, der alle seine
Gefährten umkommen sieht und selbst fünfzehn Jahre für todt gilt. Seine
Tochter, Sara Sandroff, wird von einem gewissen Silas Tholendal, dessen
Namen sie trägt, aufgenommen, ndn einer der drei Verräther, der Tripo-
litaner Sarcany, will sie heiratheu, um das Vermögen ihrer Familie zn
rechtohren. Aber das junge Mädchen widersteht, weil es dem Andenken eines
jungen Patrioten, Peter Büthany, der in Ragusa füsirt worden war. treu
bleiben will. Nm ihre Einwilligung zu erzwingen, läßt Sarcany sie ent-
führen und nach Tetuan in Marokko schassen ndn von dort nach Tripolis.
Jules verne. 233
Sandroff ist inzwischen der Doctor Antupirtt geworden, hat eine Flotte von elektrischen Schiffen erbaut, die sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit bewegt, hat allen Unterdrückten Asyl gegeben und hat unermüdlich nur ein Ziel im Auge, die Strafe der Verrather. Diese sollen eben füsilirt werden, als sie durch eine Explosion in die Luft geschleudert werden. Sara Tholendal ist wieder Sara Sandroff geworden, heirathet Peter Väthany, der nicht wirklich tot war, und der Doctor Antopirtt setzt sein philanthropisches Werk fort. Dieses letzte Werk, in dem man an vielen Stellen die brillanten Eigenschaften Jules Vernes wiederfindet, haben seinem Autorhume nichts hinzugefügt.

VIII.
Jules Verues Werte sind in alle Sprachen übersetzt worden und haben überall denselben Erfolg gehabt wie in Frankreich. Wie alle solche, die mehr durch Erfindung und Phantasie Wirten, als durch Originalität des Stils, haben sie in der Uebersetzung nichts verloren. Ich will aber damit durchaus nicht sagen, daß M. Jules Vernes Stil nicht seine unbestreitbaren guten Eigenschaften habe, wie Klarheit, Verständlichkeit, Lebhaftigkeit und zuweilen sogar Glanz und Pracht. Er läßt deutlich sehen, was der Autor, ohne Anmaßung, Manier, noch Ueberladung erzählt; er ist einfach, natürlich, zuweilen pikant und geistreich. Die Kritik fordert er nicht heraus; nur hat er in der Form nichts Eigenthümlichs, man tonnte ihm Alexander Dumas in feinen guten Tagen an die Seite stellen. Ein anderer Grund, warum Verue den Fremden gefallen konnte, ist der, daß keine seiner Erzählungen irgend welche nationale Eigenliebe verletzte, daß alle Völker durch sympathische Persönlichkeiten dargestellt würden, und das allgemeine Gefühl, welches aus denselben hervorleuchtet, ist der Wunsch, die Völker durch die immer wachsende Entwickelung der Wissenschaft einander zu nähern. Ebenso wie keine Nationalität sich verletzt fühlen konnte, so war es auch mit der Religion; oft tritt der Gedanke an Gott dazwischen, aber ohne daß die Einzelheiten eines Cultus sich besonders aufdrängten. Ueberall wird das religiöse Gefühl angeregt, allen Religionen die höchste Achtung bezeigt; vergebens würde man in den fünfzig Bänden Vernes ein Wort, einen Scherz, eine Anspielung finden, welche irgend einen Gläubigen verletzen tonnten. Freilich hat diese Unparteilichkeit, diese Art von Neutralität bei dem, was man das Gute und das Böse, die Wahrheit und den Irrthum nennt, die ultra-kathulische Presse im höchsten Grade erregt, aber dieser Protest der ultramontanen Unduldsamkeit lohnt kaum der Beachtung.
Die Wede Jules Vernes haben noch eine andere unbestreitbare und für Familien unschätzbare Eigenschaft, sowohl im Auslande, wie in Frankreich; daß man sie nämlich ohne Ausnahme von der ersten bis zur letzten Seite von jungen Mädchen lesen lassen kann, ohne daß ihre Schamhaftigkeit auch nur im Geringsten verletzt würde.

Hetzel las Wort für Wort alles, was im "

Das ist seit Jahren in der französischen Literatur etwas sehr Seltenes geworden; kaum wird es Wohl euer Roman geben, den man einem jungen Mädchen in die Hände geben könnte. Selbst die ernsthafte Nczuo ck?« «aux innàs» kann nicht mehr im Salon, wo sich die Familie versammelt, aufliegen, diese kann die darin veröffentlichten Romane nicht mehr ohne vorhergehende Sichtung gemessen lesen.

Die meisten heutigen Schriftsteller denken von dieser Keuschheit der Feder, die sie gern Heuchelei oder Ohnmacht nennen, sehr gering. Aber man ist nicht böse, unter dieser „gewürzten und zerrissenen“ Literatur, welche sich überall in den Schaufenstern der Buchhändler breit macht, einen Autor zu finden, dessen Rame schon allein eine Garantie für die Anständigkeit ist, und dessen Bücher man ohne die Befürchtung, auch nur ein unpassendes Wort darin zu finden, taufen kann.

Wie viele unserer heutigen Schriftsteller verdanken nicht den Erfolg ihrer Werte dem ungesunden Reiz skandalöser Enthüllungen oder ausschweifender Gemälde, welche den Instincten der menschlichen Natur am meisten schmeicheln. Anderen ist es gelungen, indem sie auf die politischen Leidenschaften, an den socialen Haß aufbellten und zum Klasseuttriege auftrieben.

Iulez verne. 335
In reizender Weise hat sein Bruder eine unter solchen Bedingungen an
der Küste Norwegens stattgefunden Reise erzählt.
Uebrigens hat Jules Verne nie den Versuch gemacht, die Welt mit seiner
Person zu beschäftigen, noch von sich sprechen zu machen, nie hat er es ver-
sucht, indem er den populären Leidenschaften schmeichelte, eine politische
Stellung zu erringen, die seinen Ehrgeiz hätte befriedigen können.
Wie die Bücher, so der Mensch: sie gebieten Achtung und flößen Symp-
pathie ein, mit ihnen lebt man gem wie mit Freunden, die man immer mit
Vergnügen wiedersieht, besonders wenn man das Verlangen spürt, einen
Augenblick die Langeweile und die traurige Wirklichkeit des Lebens zu verlassen.
Gewiß kann Jules Verne — und er selbst würde am meisten über diese
Zumutung erstaunt sein — nicht zu den ersten unserer modernen Roman-
schriftsteller gezählt werden, er begnügt sich mit einem bescheidenen, sehr schönen
Platze. Als Souverän aber herrscht er in einem Reiche, das er selbst
geschaffen und das kein anderer wagen dürfte ihm streitig zu machen. Er
hat lebhaftes Enthusiasmus erregt, hat glühende Bewunderer gefunden, die
Académie Fran<e> und der Staat selbst haben ihm die schmeichelhafteste
Auszeichnung zu Theil werden lassen, ein würdig erworbenes Vermögen hat
ihm die Behaglichkeit und Unabhängigkeit seines Lebens gesichert. Ist das
nicht ein wohlgebildeter Lebenslauf, der Vielen als Beispiel dienen und Viele
ermuthigen kann?
Das Fernsprechwesen.
von
L. Dennicke.*)
— Veilin.—

Die Telegraphie in Berlin. 337
auch in diesem Falle ein Samenkorn deutscher Entlarbeit auf den unfruchtbaren Boden einer gelehrten Gesellschaft gefallen- in der Fremde, namentlich von amerikanischen Physikern aufgenommen und sorgsam weiter entwickelt; wurde 16 Jahre später die ursprünglich deutsche Erfindung Ulon amerikanischen, Boden nach Deutschland zurückverpflanzt.


Wie bei der Telegraphie, so werden auch bei der Telephonie große Wirkungen durch die einfachsten Mittel hervorgebracht. Dort liefern einige dünne Platten von Kupfer und Zink, die in einer Säure stehen, genügende Kraft, unsere Gedanken in fast unmeßbarer Zeit Tausende von Meilen weit fortzutragen, hier erzeugt eine dünne Schale aus Eisenblech, die durch Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, elektrische Ströme, durch Welche unsere Stimme deutlich erkennbar entfernten Freunden hörbar wird; fürwahr, daß solche wunderbare Erfolge mit so einfachen Mitteln erreicht werden, das ist einer der größten Triumphe moderner Wissenschaft!

Gleich nachdem durch amerikanische Fachzeitschriften über die neue Erfindung Näheres bekannt geworden war, richtete die deutsche oberste Telegraphenbehörde an den Ingenieur der Western Union Telegraph Company, Herrn George N. Prescott in New-iorl, das Ersuchen um Überlassung einiger Nachbildungen des beim Patentamt in Washington hinterlegten Telephons. Noch ehe eine Antwort hierauf erfolgen konnte, überreichte der Vorsteher des Londoner Central-Telegraphen-Amtcs, Herr Fischer, der zufällig nach Berlin gekommen war, dem General-Postmeister Herrn Dr. Stephan zwei Bellsche Telephons als Geschenk. Die mit denselben angestellten Versuche ergaben die Verwendungsfähigkeit der Instrumente bis auf 61 Kilometer; die an den Apparaten später angebrachten Verbesserungen haben die Grenzen ihrer Verwendung erheblich erweitert; innenhalb der zunächst ermitteltten Grenzen aber den neuen Apparat dem öffentlichen und privaten Verkehre binnen kürzester Frist im vollsten Umfange dienstbar gemacht zu haben i dieses Verdienst fügt sich als ein neues Blatt dem Ehrenkranze ein, den die Anerkennung der Mit-
338 F. Hennicke in Veilin.

Welt um den Namen des genialen Leiters der deutschen Post- und Telegraphen-
Verwaltung, des General-Postmeisters Tr. von Stephan, geschlungen hat.
Am 9. November 1877 erstattete er dem Reichskanzler Fürsten Nismarck
über das Telephon, das später im amtlichen Stil „Fernsprecher“ genannt
wurde, einen Bericht, der nach Darstellung der angestellten Versuche folgender-
maßen schließt: „Weiter ist es die Absicht, Telephonen auf allen denjenigen
Postorten aufzustellen, an welchen noch keine Telegraphen-Anstalten sich
befinden, um von dort die aufgegebenen Tapeschen an die nächste Telegraphen-
station hinüberzurufen zu lassen, während bisher stets ein Bote geschickt werde-
rinnt. Wenn diese Maßregel, welche schon in den nächsten Tagen um Berlin
und Potsdam in’s Werk gesetzt werden soll, gelingt, dann würden wir, da
die Kosten sehr gering sind, die Zahl der Reichs-Telegraphen-Aemter ganz
erheblich vermehren können."

Nachdem der Fürst mit dem aufgestellten Plane sich einverstanden erklärt
hatte, erfolgte schon am 12. November die Eröffnung des ersten Fernsprech-
Amtes für den öffentlichen Verkehr in Friedrichsberg bei Berlin, Hiermit
war der Fernsprecher als Telegraphen-Apparat endgültig anerkannt: der Erlaß
einer „Instranweisung für den Betrieb von Telegraphenlinien mit Fernsprechern“
folgte (am 28. November) auf dem Fuße, und bis Ende dieses denkwürdigen
Monats wurde die Einrichtung von weiteren 18 Fernsprech-Aemtern ange-
donnt. Inzwischen war der Apparat am 25. November auch dem Kaiser
vorgeführt worden und hatte das lebhafteste Interesse nicht allein des hohen
Herrn, sondern auch der ganzen kaiserlichen Familie erregt.

Von da ab wandte sich die allgemeine Theilnahme dem neuen Apparate
in einem Maße zu, wie dies in der Geschichte der Telegraphie ohne Beispiel
ist. Gelehrte und Ungelehrte, Beamte und Private, kurz alle Welt bemächtigte
sich der neuen Erfindung, zunächst natürlich um sie zu verbessern, und bald
brachte jeder Tag der Telegraphen-Behörde Vorschläge zu Verbesserungen, die
oft von den direkten Mangel an Verständnis; zeugen, während
die Väter der neuen, recht oft nachgeründeten Ideen in herrlichen Träumen
von Ruhm und klingendem Lohn schwelgten. Die Erfindungswuth hat wahre
Ungethürme von Apparaten erzeugt, die freilich zumeist bald in den wohlver-
dienten Ruhestand der Rumpelkammer eingetreten sind; die Geschichte des
Verkehrswesens ist über sie zur Tagesordnung übergegangen: möge der Staub
ihnen leicht sein!

Lobenswerther waren jedenfalls die Bemühungen, die ihren Ausdruck in
dem Bestreben fanden, das Fremdwort „Telephon“, ehe man sich an maß-
gebender Stelle für „Fernsprecher“ entschieden hatte, durch einen deutschen
Ausdruck zu ersetzen. Was kam da nicht Alles zum Vorschein! Sirene,
Nlangstab, Tonleiter, Tonträger, Tonformer, Trahttöner, Beller (nach dem
Erfinder Bell, oder hat der Verdeutscher gewußt, daß „belleu“ im Alt-Friesischen
soviel wie „aufrufen“ bedeutete?) mögen als Musterproben aus der Legion
von Vorschlägen genügen; „Sütük en nd Ochrten“ nannte ein plattdeutscher
Die Celegraphie in Berlin, 339

Landsmann recht sinnig das neue Instrument; die mehr drastische als elegante Bezeichnung „Quasselstrippe“ lebt als Ergebnis; der spezifisch Verlinder Versuchs-Versuch im Munde des Volkes fort.

Tic Zahl der seit November 1877 neu eingerichteten Telegraphen-Anstalten mit Fernsprechbetrieb beläuft sich zur Zeit auf über 3000, und Deutschland kann sich rühmen, mit diesem Vorgehen vor allen anderen Nationen genommen zu haben.


Die Telegraphie in Berlin. 2H,

die hinteren Hebelarm gegen eine unterhalb angebrachte Kontaktschranke und stellt damit die Sprechleitung her: die Unterhaltung kann beginnen. Eine kleine in einem Schränken aufgestellte, aus Lecanths-Elementen bestehende elektrische Batterie für die Neckerleitung vervollständigt die in der Behausung eines jeden Theilnehmers nützige Einrichtung. Die Vermittlungs- des Verkehrs auf den Fernsprechleitungen sollten zunächst zwei Centralstellen (Fernsprech-Vermittlungsämter) in der Französischen Straße 33 und in der Mauerstraße 74a dienen, in welche die oberirdisch über die Dacher der Häuser hinweg gespannten Drahtleitungen eingeführt wurden. Jede dieser Centralstellen wurde, neben den erforderlichen Fernsprechsystemen, mit einer Vorrichtung angerüstet, die für jeden Theilnehmer einen besonderen Signalapparat enthält.


Knüp zu drücken, zum Zeiche«, daß die Vermittlungs-Anstalt die Verbindung wieder aufheben kann. Tic Vernachlässigung dieser scheinbaren Kleinigkeiten rächt sich bitter an dem Schuldigen. Ter Fernsprechverkehr ist für ihn nur eine Quelle reichlicher Ärgers und geringen Nutzens,

„Tu aber cmgeschwss'nel Mmm, Bist allermeist selbst Schuld damm!“

wie der Volksdichter Queva singt.


So war also am 12. Januar 1881 in Verlin die Stadt-Fernsprech anlage mit 94 Theilnehmern und 193 Fernsprechstellen, die, auf zwei Vermitteluugsämter vertheilt, durch 1320 Kilometer Trahtleitung nuter einander verbunden waren, in die Erscheinung getreten.

Die uclegraphie in Verlin. 3^3

Mit dem nächsten Jahre (1882) nahm die Vetheiligung an der Fernsprech-Einrichtung in Berlin eine ganz ungeahnte Ausdehnung an, und es war für die Behörde keine leichte Aufgabe, allen an sie herantretenden Wünschen gerecht zu werden. Die Stützpunkte auf den Dachfirsten wurden verdoppelt, verdreifacht, die aufgebrachten Leitungen zählten bald nach Hunderten, das Linienetz verdichtete sich immer mehr und zog in der Nähe der (jetzt ans sieben vermehrten) Vermittlungs-Amter seine Maschen schließlich so dicht zusammen, daß des Himmels Blau nur noch in schmalen Streifen durch das dicke Spinnengewebe hindurchblickte; da mußte auch derjenige, der sich der neuen Einrichtung gegenüber lange fröde verhalten hatte, die Ueberzeugung gewinnen, daß mit ihr ein vollberechtigter Faktor in den großstädtischen Verkehr eingeführt worden war.


Für den Netrieb dieser umfangreichen Anlage, der bis Ende 1885 vom Haupt-Telegraphen-Amte mit besorgt worden war, ist vom 1. Januar 1886 ab eine besondere Verkehrs-Anstalt neu geschaffen worden, das Stadt-Fernsprechamt in der Heiligegeiststraße 30/31, das, von einem Direktor verwaltet, ein Personal von 53 Beamten und 175 Hilfsarbeiten beschäftigt, und zwar ganz und voll beschäftigt, denn auf den sieben Vermittlungsämtern Berlins werden täglich im Durchschnitt rund 80000 Verbindungen hergestellt, d. h. 5714 in der Stunde, 95 in der Minute. Auf jeden Teilnehmer kommen durchschnittlich täglich 15 Verbindungen, das macht für eine Verbindung noch nicht ganz 3 Pf.

Hiermit sind wir bei der Gebührenfrage angelangt, die seiner Zeit für Berufene und Unberufene, Kenner und Nichtkenner, in der Presse vielfach
Das Thema von meist wenig wohlwollenden Besprechungen abgegeben hat. Das geringe Interesse, das anfänglich seitens des Publikums der Stadt-Fernsprech-Einrichtung entgegengebracht wurde und das in der ersten Zeit seinen Ausdruck in der geringen Teilnehmerzahl fand, diente als Folie für die Angriffe, die unmittelbar gegen die vom Reiche in Anspruch genommene Regalität des Fernsprechwesens, mittelbar gegen die Höhe der Gebühren gerichtet waren. Es fehlte nicht an Hinweisen auf ausländische Staaten, England, Frankreich u. a., in deren Hauptstädten Privat-Gesellschaften schon großartige Fernsprech-Anlagen hergestellt hätten, für deren Benutzung bedeutend mäßigere Gebühren als in Deutschland erhoben würden.

Was den Vorwurf eines zu hohen Tarifes betrifft, so ist darauf zu erwidern, daß die deutsche Verwaltung, unter Befolgung der maßgebenden wirtschaftlichen Interessen, die Gebühren derart bemessen hat, daß nicht nur die Selbstkosten der Einrichtung Deckung finden, sondern auch ein mäßiger Überschuß erzielt wird. Würde damit, fragen wir, eine Privat-Gesellschaft sich begnügen, die auf Gewerbeprofit angewiesen ist, deren Existenzbedingung fette Dividenden sind! Oder hat man je von einer Aktien-Gesellschaft gehört, die um der schönen Augen des Publikums willen unter den Selbstkosten gearbeitet hätte? Was den Hinweis auf das Ausland anlangt, so macht die nachstehend abgedruckte Uebersicht Jedermann den Vergleich und ein eigenes Urtheil möglich.

Für die Benutzung einer Fernsprechleitung bis zur Länge von zwei Kilometer wird erhoben:

<table>
<thead>
<tr>
<th>Land</th>
<th>Deutschland</th>
<th>Belgien</th>
<th>Frankreich</th>
<th>England</th>
<th>Frankreich</th>
<th>France</th>
<th>England</th>
<th>Frankreich</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td></td>
<td>150</td>
<td>200</td>
<td>480</td>
<td>120</td>
<td>160—200</td>
<td>120</td>
<td>160</td>
<td>136—160</td>
</tr>
<tr>
<td>Privatgesellschaften erheben in Paris</td>
<td>480</td>
<td>120—160</td>
<td>136—160</td>
<td>120</td>
<td>160—200</td>
<td>120</td>
<td>160</td>
<td>136—160</td>
</tr>
<tr>
<td>Privatgesellschaften erheben in London</td>
<td>220</td>
<td>200—400</td>
<td>165</td>
<td>220</td>
<td>200—400</td>
<td>165</td>
<td>200—400</td>
<td>165</td>
</tr>
<tr>
<td>Privatgesellschaften erheben in den übrigen Orten</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
<td>165</td>
</tr>
<tr>
<td>Staat erhebt in London (nur Privat-Gesellschaften)</td>
<td>100—140</td>
<td>136—204</td>
<td>100—140</td>
<td>100—140</td>
<td>136—204</td>
<td>100—140</td>
<td>136—204</td>
<td>100—140</td>
</tr>
</tbody>
</table>

*) Diese Gebühren erhöhen sich noch dadurch, daß die Teilnehmer die Herstellungskosten der Einrichtung ringen und die Apparate selbst beschaffen müssen.

**) Auch zu den hierunter angegebenen Tatzen tritt noch die Miete für die nötigen Apparate re.
Die Celegraphie in Vcrlin, ^— 3^5
Mark,
in Oefterreich-Ungaru 160—300
- Rußland 560
- Schweden 128—216
- Spanien 200
- der Schweiz 120—200

Die Frage, ob die Berliner Anlage unterirdisch durch Kabelleitungen, oder oberirdisch unter Verwendung von blankem Draht herzustellen sei, war zu Gunsten der oberirdischen Führung vornehmlich durch die Erwägung entschieden worden, daß jene ungleich höhere Anlagekosten erfordere, und daß eine spätere, voraussichtlich doch unvermeidliche Erweiterung des ursprünglich angelegten Leitungsnetzes nicht nur technische Schwierigkeiten bieten, sondern auch, z. B. durch wiederholtes Aufreißen des Straßenpflasters, weitere bedeutende Unkosten verursachen würde. Als Stützpunkte für die Drahtleitung wählte man eiserne Nohrständer mit Querträgern, an denen die Isolirköpfe befestigt wurden. Der Draht war 2,2 Millimeter starker verzinkter Stahldraht.

Auf Grund der ersten Anmeldungen, die sich über die ganze Stadt erstreckten, war der Bauplan in allen Einzelheiten festgestellt worden, und nun begannen die Telegraphen-Beamten, denen die Bau-Ausführung übertragen war — wie überhaupt die Telegraphen-Verwaltung alle ihre Bauten von
eigenen Beamten herstellen läßt — ihre Thätigkeit damit, die Einwilligungen
derjenigen Eigenthümer einzuholen, deren Häuser oder Grundstücke für die
Anbringung von Stützpunkten dienen sollten. Die Reichs-, Landes- und Stadt-
Nehörden hatten zu demselben Zwecke vorher schou mit der grüßten Vereit-
willigung die öffentlichen Gebäude zur Verfügung gestellt.
Da es sich um eine Einrichtung handelte, die den Einwohnern in ähn-
licher Weise zu Gute kommt, wie die Gas- und Wasser-Anlagen, insofern,
as die Wohnungen solcher Häuser, über welche die Fernsprechlinien geführt
sind, leicht an das Netz angeschlossen werden tonnen, so war bei dem Gemein-
sinne der Berliner Hansigenthümer von vornherein anzunehmen, daß sie die
Anbringung der Stützpunkte auf ihren Grundstücken bereitwillig gestatten
würden, eine Erwartung, die auch im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist.
Im Besonderen freilich ab und zu. Wenn aber in einem Linicnzuge
30 Stützpunkte vorgesehen sind, so kann das Widerstreben eines einzigen
Hausraschs sehr unangenehm werden, ja unter Umständen, wenn z. B. sein
sechsstöckiges Heim sich weit über die bescheidenen Behausungen seiner Nach-
barn erhebt und ein Ueberspannen unmöglich macht, zu einer kostspieligen,
weitläufigen Aenderung des ganzen Planes nöthigen. In der ersten Zeit,
as die Sache noch neu war, hatten die Leiter der Bau-Ausführung manchen
harten Straß zu bestehen, und es mußte mitunter eine demosthenische Beredt-
samkeit aufgewendet werden, um einen widcrwilligen Eigenthümer zum Nach-
geben zu bewegen. Ter Eine fürchtete für sein Dach, der Andere mußte erst
seinen Nchtsbeistand zu Nathe ziehen, der Dritte weigerte sich, die Drähte
über his Haus hinwegspannen zu lassen, indem er, gleich dem Staate, der,
an das Meer grenzen, sein Hoheitsrecht 2 Meilen in die See hinein in
Anspruch nimmt, die Luftsaule über seinem Grnnd und Boden auf 2 Meilen
als sein Eigentum betrachtete. Auch Bedenken, die in das Gewand der
Menschenfreundlichkeit gekleidet waren, wurden geltend gemacht. So, wenn
man in seinen Bezirken als einflußreich bekannter ehrenfester Vürger, der sich
aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und städtischen Ehrenämter» empor-
gearbeitet hatte, es ablehnte, der Sache förderlich zu sein, weil die Fern-
sprech-Einrichtung dazu angehau sei, den Dienstrännern und Anderen, die
Votengänge errichteten, ihren Verdenst zu verkümmern. — Noch naiver war
jene alte Frau da draußen, wo die letzten Häuser sind, die lange nicht
bewogen werden tonute, ihr Haus, das, einsam in Gemüsegärten stehend,
as das Zwischenglied zwischen der eigentlichen Stadt und einem der Vororte
zum Zweck der Anbringung eines Stützpunktes geradezu unentbehrlich war,
dazu hergeben, weil in der obersten „Hammer, unmittelbar unter den pro-
jektirten Drähten, ihre Töchter (auch schon älteren Jahrgangs) wohnten, die
ann gezwungen wären. Alles, was gesprochen würde, mit anzuhören, und,
so schloß sie, „wer bürgt dafür, daß nicht auch mitunter unanständige Ge-
spräche geführt werden!“ Ter Beamte hatte ungünstlicher Weise um Erlaubnis;
gebeten, den „Sprechdraht“ an dem Hause anbringen zu dürfen. Erst nach
Die Telegraphie in Berlin, 3H?
langem Zögern und nachdem sie die bestimmte Erklärung erhalten hatte, daß
der Sprechdraht das gesprochene Wort nur Demjenigen zutrage, für den es
bestimmt sei, ließ sie von ihrem Widerstände ab.
Nachdem solcherart die Bahn für den ersten Linienzug überall freige
gemacht war, begann die eigentliche Arbeit im Spätherbst 1880 mit Befestigung
der Stützpunkte auf den Dächern und Aufbringung der Drähte, und wenige
Monate später wurde die Berliner Fersprech-Einrichtung aus der Taufe
gehoben: gerade kein sehr kräftiges Kind, aber entwicklungs- und wider-
standsfähig gegen die ersten Kinderkrankheiten, die sich in Form mancher
Widerwärtigkeiten komischer und ernster Art bald einstellten. Das findige Mädchen
für Alles machte die willkommene Entdeckung, daß die verzinkten Drähte
keinen Rost absetzten und sparte sich in dem wirtschaftlichen Drama „Große
Wäsche“ das Ziehen der Leinen: sie hing die nasse Wäsche einfach über die
Leitungen und bewirkte dadurch die allerschönste Verwirrung, denn die durch
die feuchten Wäschestücke in leitende Verbindung gesetzten Drähte übertrugen
die elektrischen Strömungen auf einander, und aus der Unterhaltung, die auf
diesen Leitungen geführt ward, wurde ein Tohuwabohu bester Art. Bitte
Klagen über mangenhafte Verständigung erreichten die Vermittlungs-Aemter,
eine Arbeiter-Eolonne wurde mobil gemacht, suchte, fand und beseitigte das
Hinderniß, und der Führer, ein bärtiger Leitungs-Nevisor, hielt der Hausfee
eine ernste Standrede, die indes erst dann einen Eindruck auf Jene hervor-
brachte, als der Mann des Gesetzes in Gegenwart der Herrschaft an der
Hand der einschlägigen HF des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich über-
zeugend dargethan hatte, daß für diese Art der Betheiligung an der Fers-
prech-Einrichtung die Abfizierung der Kosten nicht nur gestattet, sondern
sogar obrigkeitlich verordnet sei. — Dann wieder wurde durch wissenschaft-
lichen Unstand ein Sturm im Waserglase erregt. In einer Fachzeitschrift
für das Bauwesen erschien ei Artikel, in welchem ausgeführt ward, daß die
Drähte der Fernsprech-Anlage die atmosphärische Elektricität anzogen, und
daß jedes mit einem Stützpunkte versehene Haus in Gefahr schwebe, vom
Blitze getroffen zu werden, es sei denn, daß es durch einen Blitzableiter
geschützt würde. Gezeichnet war der Artikel mit einem Namen, dessen Träger,
vermöge seiner hervorzügenden Leistungen auf dem Gebiete der Physik in der
gesamten wissenschaftlichen Welt, speziell in telegraphischen Kreisen wegen
der von ihm aufgestellten und nach ihm benannten Gesetze über Strom-
verzweigungen, in hohem Ansehen steht. Die Tagespresse, selbst diejenige des
Auslandes, bemächtigte sich des Artikels, schlichtete ihn aus und machte die
Herzen der Unglücklichen, über deren Häuptern die Telephondrähte hingen,
erzittern. Die Behörde, die mit Anträgen auf Entfernung der Leitungen
überflutet wurde, war der Sache schon näher getreten und konnte den
Gelängstigten bald mittheilen, daß der Verfasser des Artikels nicht der
berühmte Professor K., sondern ein Berliner Blitzableiter-Fabrikant gleichen
Namens sei, der für sein Geschäft nur die große Trommel gerührt hatte.
Riznini t6NQ2t>8 amici! Die Gemüther beruhigten sich, zumal bekannt wurde, daß jedes Haus, auf dem ein Stützpunkt angebracht wird, zugleich mit diesem ein metallenes Erdseil erhält, Welches etwaige Blitzschläge zur Erde abzuleiten bestimmt ist. Nachdem während einer Reihe von Jahren die stärksten Gewitter über Berlin niedergegangen sind, ohne Schaden zu thun, ist jedes Haus, was den Kundigen längst kein Geheimnis; mehr war, davon überzeugt, daß die über den Häusern hinziehenden Drähte gerade den besten Schutz gegen Entladungen der atmosphärischen Elektricität bilden. — Kurz, das Satyrspiel hat der ernsten Arbeit nicht gefehlt, sie aber nicht aufgehalten, denn schon jetzt, nach fünf Jahren seit der ersten Einrichtung der Fernsprech-Anlage, hängt über Berlin eine solche Masse Draht, daß eine weitere Vermehrung der oberirdischen Leitungen nicht gut angängig ist, und daß, um alle diejenigen, die sich noch zur Theilnahme gemeldet haben und noch melden werden, zu befriedigen, auf eine andere Art des Anschlusses, entweder durch Erd- oder durch Luftstabe Bedacht zu nehmen sein wird.

Hack von Staffeltt, ein deutsch-dänischer Dichter, von
Georg Brandes.
— Copenhagen. —

II.

n- entscheidende Grundzüge in Schuck Staffeldts Dichterpersönlichkeit
ist der: er war ein Idealist.
Jene Auffassung vom Wesen der Dichtkunst, die sich selbst
als Idealismus bezeichnet und noch heutzutage die Sympathien Vieler besitzt,
obgleich sie nur noch kraft- und principiell los auftritt, beherrschte in der ersten
Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Poesie. Gegenwärtig pflegt sie in
der nordischen Literatur nicht mehr in Dichterwerken, sondern als richtende
und verdammende Kritik an den Tag zu treten. Sie ereifert sich über Worte
und Einzelheiten. Stattet ein Schriftsteller seinen Dialog mit einigen nöthigen
oder unnöthigen groben Neben aus, berührt ein Dichter ein Laster oder eine
Krankheit, die bisher als aus dem Gebiet der Kunst verbannt galten, so
läßt der Idealismus von sich hören und ruft den Irrenden zu seinen
Pflichten gegen das Schöne und das Ideal zurück.
Das Principielle dieses Standpunktes wird indessen nie mehr berührt.
Man scheint die Grundanschauung, aus der diese Urteile und Warnungen
entspringen, vergessen zu haben, eine Ansicht, die noch vor einem Menschen-
alter Allen vertraut war und die dänische Literatur insofern beherrschte,
as sie keinen bewußten Gegner fand. Wie uneinig Oehlenschläger und
Baggesen, oder Oehlenschläger und Heiberg, oder Heiberg und Ingemann,
ohne Heiberg und Hauch auch sein mögen — in ihrer Grundanschauung als
poetische Idealisten verstehen sie sich vollständig. Huldigt dieser oder jener
Dichter (wie Vlicher in seinen Novellen) anscheinend einer anderen Poetik, so
geschieht das unbewußt; er hält sich für ganz eben solch einen Idealisten wie

Erstens carikierte er seinen Gegner; er übersah, daß es unter den Anhängern des Natnrstndiums nicht Wenige gab, die das Prinzip keineswegs so erfaßen, als handle es sich bloß um einen zufälligen, ruhen Abguß eines Stückes Wirklichkeit, sondern die der Individualität des Künstlers das weitest-mögliche Recht einräumten, den Stoff mit seinem Geist und seiner Gemüths-stimmung zu durchdringen.

Zweitens überschätzte der Idealismus die dichterische Phantasie. Er sah in der Einbildungskraft, die nichts vermag, als die Erscheinungen der Wirklichkeit umzubilden und weiter zu entwickeln, eine göttliche, aus dem Nichts schaffende Kraft. Er bezweifelte nicht, daß man das Studium der Wirklichkeit ruhig überspringen könne, die innere Quelle der Phantasie sprichelte ja unaufhörlich.

Schack von Staffeldt, 35

Frau Gyllembourg. Freilich, es war Tamenarbeit, hübsch und fein, in seiner Art ja auch idealistisch und es verurtheilte die Gegenwart — aber es schilderte sie und das war schlimm; an diesen vierzigjährigen edlen Herren in weißer Weste, an diesen ritterlichen, leidenschaftlichen Legationsattachos, an diesen jungen, feinfühlenden Frauen entdeckte man ein beginnendes Wirklichkeitstündum, das den Vertretern des älteren Geschlechtes zuwider war und das erst später von so verschieden gearbeiteten Schriftstellern wie Saint-Aubain, Karl Bagger, M. Goldschmidt, je nach ihrer Eigenthümlichkeit aufgenommen wurde.


Schack Staffeldt ist der einzige unter den dänischen Dichtern dieses Jahrhunderts, an dem man den strengen Idealismus unverfälscht und ungeschwächt in seinem Wesen und seinen Konsequenzen studiren, und in seinem Kampf mit einer kräftigen Individualität beobachten kann. Ihm war der Idealismus begeisterter Ernst.

Der Idealismus ist in dieser Gestalt eine deutsche Erscheinung. Nie hat er durch eine Reihe von Jahren eine andere Philosophie und Poesie als die deutsche beherrscht; er war zu der dänischen Poesie unbekannt, so lange sie unter Holberg von deutschem Einfluß unberührt blieb, er blüht in dem Augenblick auf, da Klopstock durch Ewald auf sie einzuwirken beginnt, da Gähnenschläger von Schiller und Tieck, Hauch von Tieck und Schelling, Heiberg von Hegel beeinflußt wird, und er tritt am durchsichtigsten und reinsten in Schack Staffeldt hervor, der deutsch von Geburt und dessen Muttersprache die deutsche war.

Es gibt keinen tieferen germanischen Geist in der dänischen Literatur. Bei all seiner Vaterlandsliebe war er seiner ganzen Anlage nach ein Deutscher und das hiess damals soviel wie ein geborener Nitra-Idealist.

Man bemerkt es bereits in jener schon angeführten Broschüre gegen Pallini an der Aknnerung, die seine Auffassung vom Verhältnis des Romanichters zur Wirklichkeit darlegt. Nach seinem eigenen Geständniss glaubte er ursprünglich die Wirtschaft in den Romanen und der Poesie seiner Zeit
252 Georg Vrandes in Kopenhagen.
zufinde». Auf einmal geht es ihm auf, wie ganz anders die Wirklichkeit
beschaffen ist, als in jenen Romanen. Er ging, wie er zu Naggeseen schrieb, daraus aus, seine idealistische Weltkugel so hoch um ihre
Achse zu rollen, daß sie mit keinem irdischen Planeten zusammenstoßen tonne; das heißt: erließ alles Nichtpoetische, das ihn als Menschen interessirte, zurück, sobald er seinen poetischen Ballon bestieg.
Er vermochte trotz seiner vielseitigen Begabung weder seine realen
Studien, noch seine vielen Kenntnisse seiner Poesie zu Gute kommen zu lassen; er gestattete seiner antikirchlichen Leidenschaft nicht in ihr das Wort, er schloß seine politischen Ideen, seine Fortschrittsbegeisterung vor ihr aus, wie er seinen Sensualismus von ihr auszuschließen bemüht war. Kein Wunder, daß das Verhältnis zu einer so eingeschnürten, eng umgrenzten Poesie einen so reich begabten, vielseitigen Geist nicht zu befriedigen vermochte.
Er konnte und wollte sich nicht damit begnügen, allein Dichter zu sein. Er strebte beständig in das, was er Prosa nannte, hinaus, suchte und erlangte verschiedene Aemter und saß zuletzt bis an den Hals in „Prosa“. Prosa, das heißt Wirklichkeit, war der Stoff, dessen er bedurfte, fein tägliches Brot daraus zu kneten, das Material, das er begehrte, seinen Einfluß, sein bürgerliches Ansehen daraus zu formen; an und für sich aber, ohne Rücksicht auf die Sättigung, die es seinen Bedürfnissen und seinem Ehrgeiz gewährte, hegte er einen wahren Abscheu davor. Die Prosa war ihm das Grobe und Gemeine; ein Kennzeichen hoher Seelen war es, sich darüber zu erheben; in der Poesie, das hatte sie ganz und gar nichts zu schaffen. Es ist leicht zu verstehen, daß Etaffeldt mit diesem Naturlell jede noch so hyperidealistiche Theorie der Poesie mit Leidenschaft einsaugen und bereit sein mußte, derselben in seinen Gedichten Ausdruck zu verleihen, selbst wenn die Dichter, in denen er sie zu finden glaubte, wie Schiller z. B., der Wirklichkeit in ihren Werken weit mehr Raum gaben, als man aus ihren Theorien schließen konnte. Er ging dabei von einer ästhetischen Vorstellung aus, die man ohne Übertreibung die unglückseligste nennen kann, auf die ein Dichter verfallen könnte: Der Künstler, Wiedergabe, Erfassung und Gestaltung der Wirklichkeit seien etwas dem Wesen der Dichtkunst Widerstreitendes, ja seien selbst als Grundlage einer Dichtung unannehmbar. Er hegte die Ueberzeugung und huldigte dem Satz: das Leben als solches sei kein Gegenstand für die Poesie, der wahre Dichter nähre sich nur von Träumen, starre nur nach dem Unficht-
Zchack von staffeldt, 353
bar, ringe nur nach dem Unerreichbaren, bane nur Luftschlösser und habe
das Material, aus dem er sie errichte, gerade so gut zur Hand, ob er
in einer Wüste zu Hause oder von dem vollen Menschenleben umgeben sei.
Wenn er trotzdem einer der ausgezeichnetsten Lyriker der nordischen
Literaturen geworden ist, so geschah es trotz seiner verderblichen Poetik kraft
seiner seltenen poetischen Begabung. Und es ist äußerst interessant zu verfolgen,
wie er, nachdem er von der Wirklichkeit raduln. iÅBl gemacht, aus seinem
Innern eine eigene Poesie zu erschaffen sucht. Es gelingt ihm und wir
sehen ein ganzes poetisch - philosophisches System sich vor unseren Augeu
erbauen.
Wenn die ganze äußere Wirklichkeit geschleift ist, was bleibt dann für
den Tichter übrig? Nichts anderes als seine poetische Sehnsucht. Schack
staffeldt war ein sehnder Geist und seine Poesie war die Dichtung der
Sehnsucht. Wir sehnen uns Alle nach dem Glück, der Unterschied beruht
nur auf der Vorstellung, die wir je nach unserer Natur uns von ihm machen.
Schack staffeldt war ein hochstrebernder Geist; er strebte nach idealer Voll-
kommenheit. Damit erhebt er sich über die Masse schmachender, sehnder
NATUREN. Er war zugleich ein durchaus rationeller Geist, dessen Voll-
kommheitsbegriff sich nicht aus positiv religiösen, supranaturalistischen Voraus-
sehungen gebildet hatte. Seine Schwärmerei war die eines Philosophen, sein
Widerwille gegen die Wirklichkeit der eines Metaphysikers oder metaphysischen
Romantikers, nicht der eines Gläubigen oder Theologen. Dadurch unterscheidet
er sich von der Masse der weichen oder unklaren nordischen Schwärmer wie
Ingemann oder Hauch. Er stammt in gerader Linie von Ewald ab, aber
er war nicht ein großes, krankes, liebenswürdiges Kind wie er, nicht wie er
Tichter dnrch nnd durch, «icht »nie er reiner Genius. Seine Schwärmerei
war die eines Jünglings, doch sie hatte kein freies Spiel in feiner Seele, sie
ward bewacht und gewissermaßen eingeschlossen von der harten Festigkeit
eines Mannes. Sie sprudelte nicht friedlich wie eine Quelle, sie stieg mit
gewaltsamem Schwung in die Luft wie ein Springbrunnen, den von allen
Seiten eine Steineinfassung von steifem, etwas abstoßendem Charakter nm-
gibt. Nur in seiner Poesie durfte sie zum Ausbruch kommen und deshalb
bemächtigte fie sich ihrer fast ganz. 
Hätte man indessen Schuck Staffeldt gesagt, das, wanoch er sich im
Grunde sehne, sei gar nichts Anderes als die Wirklichkeit, so hätte er
das sehr übel aufgenommen, denn mit der wollte er eben nichts zu
schaffen haben.
In dem Gedicht „Höheres Leben“ heißt es-
Wer auf das Wirkliche Kunst und Künstlerleben will gründen,
Gleicht jenem Gärtnerscmnm (sicher von Tinnen er war),
Ter mit dem Gipfel gepflanzt ins (lrdreich die sprossenden Pflanzen
Und sie verdorren sah, ohne den Grund zu versteh«.
Ist doch das Bild der Wurzel des Dings im ewigen Lebe»,
Während die Körper selbst fallen wie wechselndes Laub.
35H Georg Vrauc in Kopenhagen.
Es verbirgt sich in diesem warmen Erguß, der den Denker Schlick
Staffeldt alle Ehre macht, eine Lebensauschauung, die dein Dichter höchst
gefährlich werden mußte. Denn dieser, meint Schack Staffeldt, solle seinen
Blick auf das ewige platonische Urbild der Dinge, nicht auf das einzelne
Ding selbst heften; er solle sich einzig und allein in das Ich vertiefen, das
wie in lichtes „Anweisung zu einem seligen Leben“ aufgefaßt wird. Wie aber
soll das bunte Leben der Erde dann seine Dichtung durchdringen können?
Im „Dichterbekenutuisi“ heißt es noch ausdrücklicher:
Auf, Tichter, werft das Irdische von Luch,
Eu wird das Himmlische Euch aufwärts NM»,
In's Reich der illust, wie in d«? Glaubens Ncich
Trinnt unbefleckter Sinn nur durch lintmiilen.
Es handelt sich also nach seiner Meinung für den Dichter darum, sich
jeder Berührung mit dem, was irdisch ist, zu enthalten. Ja das Irdische
würde seine Poesie „beflecken“. Sie scheint sich dann nur um sich selbst
drehen und ganz an sich selbst zehru zu nüssee — eine Vermuthung, in
der mau sich durch die „Tichterprobe“ bestärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es
heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geheilt hat,
an den Busen der Wüste fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu schlagen,
dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.
Der arme Staffeldt, dessen poetischer Genius seine Jugendjahre nicht
überlebte und nicht einmal die Einsamkeit von Cismar und Schleswig ertrug,
würde die Wüstenprobe schlecht bestanden haben, wie günstig ein so oder Auf-
enthalt für eine Poesie der Sehnsucht auch sonst scheinen möchte.
Denn sich sehnen, das ist er. Er sehnte sich wie der Durstende, der
sich einen kühlenden Trunk vorspiegelt, wie der Liebende, der die Geliebte
brünstig entbehrt. Scheint sich dann nur um sich selbst
drehen und ganz an sich selbst zehru zu nüssee — eine Vermuthung, in
der mau sich durch die „Tichterprobe“ bestärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es
heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geheilt hat,
an den Busen der Wüste fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu schlagen,
dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.
Der arme Staffeldt, dessen poetischer Genius seine Jugendjahre nicht
überlebte und nicht einmal die Einsamkeit von Cismar und Schleswig ertrug,
würde die Wüstenprobe schlecht bestanden haben, wie günstig ein so oder Auf-
enthalt für eine Poesie der Sehnsucht auch sonst scheinen möchte.
Denn sich sehnen, das ist er. Er sehnte sich wie der Durstende, der
sich einen kühlenden Trunk vorspiegelt, wie der Liebende, der die Geliebte
brünstig entbehrt. Scheint sich dann nur um sich selbst
drehen und ganz an sich selbst zehru zu nüssee — eine Vermuthung, in
der mau sich durch die „Tichterprobe“ bestärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es
heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geheilt hat,
an den Busen der Wüste fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu schlagen,
dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.
philosophische» Hang war und wie er noch in jungen Jahren verstummte. Ich meine Hölderlin, der genau ein Jahr nach Stlffeldt (März 1770) geboren wurde und 32 Jahr alt in Wahnsinn verfiel. Auch Hölderlins Gedichte sind von Sehnsuchtsstimmung getragen, auch sie sind gedankenreich und durchaus wirklichkeitsfremd, aber bei Hölderlin kann man kurz und bestimmt angeben, wonach er sich sehnte und zwar von seinem ersten Gedicht bis zu seinem letzten bewussten Seufzer es war das alte Hellas, wie er es sich träumte, mit seiner herrlichen Sonne, seinem Schönhheitsleben, seinem vollendetem Freisinn. Hölderlin entspricht in der deutschen Literatur dem, was André Chenier in der französischen ist. Aber während dieser Jünger des Theokritos und des "socrates kraft seiner hellenisch - französischen Abstammung besonders das Scharfbegrenzte, Fein-Sinnliche des Atticismus verstand, dasselbe, was ein Catullus sich aus ihm aneignete, verhält sich Hölderlin religiös zum Griechenthum und von seinen Lippen steigen deutsch-griechische Hymnen empor. Sein Ideal ist ein bestimmtes, quasi - historisches: es ist leichter zu bezeichnen, als das Schack Staffeldts, aber es ist enger und minder interessant, das Ideal eines ärmeren und weniger tiefseeligen Geistes.

Auch bei Staffeldt kann es ausnahmsweise den Anschein haben, als gälte seine Sehnsucht der Vorzeit, besonders dem nordischen Mittelalter: das ist indessen nur in den Gedichten der Fall, wo er nicht ganz er selbst ist, sondern sich unter Oehlenschlägers Einwirkung einen ihm fremden Geist aneignete („Die Vorfahren“, „Künstlersehnsucht“). Gewöhnlich ist es etwas Jenseitiges, wonach er sich sehnt, und um sich diesen Drang zu erklären, verweilt er in seinem Gedanken- und Traumleben mit Vorliebe bei der Vorstellung einer himmlischen Präexistenz. So heißt es im „Platonismus“: — unser Geschlecht aus der Gemeinschaft der Geister in das Gefängniß der Sinne verstoßen ward, folgte uns das Gedächtniß unserer Heimat hinab in den Sstand der Knechtschaft und wurde am Nande des Grabes zu Ahnung und Sehnsucht. Alles, was uns auf Erde eine Weile fesselten und gewirkt tonne, sei n r eine Mahnung, ein Schimmer der verlorenen Seligkeit unseres früheren Daseins. Die Bedeutung der Phantasie und Dichtkunst beruhe darauf, daß sie dieses Bild vor uns herauber. — Auf dem Grund dieses, zum poetischen Gebrauch festgehaltenen Glaubens erbaut Staffeldt seine Meta-
physik der Liebe. Überall kommt er in den verschiedensten Gleichnissen darauf zurück, daß die Liebenden ursprünglich Eins waren. Die „zwei Tropfen" fallen vom Himmel als einer und werden auf Erden wieder zu einem. An „Lina“ singt er:

Hälfte meines ersten Wesen, eh'
Wir hernn mis bessern Welten sanken.
Schön und tief heißt es in dem Gedicht „Erinnerung an Lilla" nach der Schilderung des Abends und der Vlumenlaube, in der die Liebenden sich fanden:

Nord und Lud. XXXVIII., 114, 24
356 Georg Vrandes in Kopenhagen.
Ta strömte eine Lebenswelle,
O Weltenherz, aus dir hervor,
Hin durch der hülsen Wesen Lhor
An unseres Wewusztseins Schwelle.
Und wie im Doppelblüh umschlannaen
Im Kusse uns're Seelen sich
Und Iwillinssknsopen gleich unfanssen
Listlichfnd uns're Sinne sich.
Es ist diese ursprüngliche Gemeinschaft, die die Sehnsucht der Seeleu
»ach einander erklärt, und diese Sehnsucht selbst ist höherer Natur als ihre
Befriedigung. Denn das ist das tief Eigenthümliche an Staffeldts Erotit:
wie brennend feine Begierde auch ist, er vermag durchaus nicht zu besitzen,
kaum einen flüchtigen Augenblick lang das Glück des Besitzes zu genießen, ehe
er es durch tausend nagende, zehrende Reflexionen zu untergraben beginnt.
In der „Erinnerung an Lilla“ und im „Sonettentränz“ „den zwei Gedichtcylen,
in denen er mit größtem Erfolg, augenscheinlich auf Grundlage eigener Er-
lebnisse, den Lebenslauf einer erotischen Leidenschaft geschildert hat, erreicht
der Liebende kaum das angestrebte Ziel seiner zehrenden Sehnsucht, so reißt
er sich los aus den Armen der Geliebten und stürzt sich kopfüber in quali-
volle Netrachtungen, wie rasch die Zeit erteilt, wie bald das Alter kommt,
die Leidenschaft abkühlt und die Freude unmöglich macht; denn, heißt es, nur
die Begierde der Götter ist ewig: rund um uns herum vergehen die größten
Werke, noch größer aber ist der Untergang in unserem Innern. Im letzteren
Gedicht begründet er sich mit diesem wahren, seinem Wesen entsprechenden
Schluß; im ersten verdirt er sich die Wirkung durch einen überflüssiger Weise
hinzugedichten Abschnitt von Lillas Treulosigkeit, der als gemacht, nicht
erlebt empfunden wird und jedenfalls mit dem Plan oder der Idee des
Gedichts nichts zu schaffen hat.
Bei dieser Unfähigkeit, dauernd zu besitzen und wirklich zu genießen,
müßte das Phantafiebild der Ersehnten ihm heiliger und schöner sein, als
sie selbst, eben weil es ungreißer und luftig ist. Deshalb verweilt er lange
mit Genuß beim Abdruk der geliebten Gestalt im Grase („Lina“) oder in
der Kissen ihres Lagers („Sonettenkranz“), deshalb malt er sich ihren Besitz
in der Phantasie aus („Au Seraphim!“).
Im Gedicht „Am See“ heißt es analog von seiner Freude über eine
schöne Gegent: In den bilderreichen See niederstarrend möchte ich vergehen
vor seltsamer Sehnsucht. Tief in dem stillen Azur winkt mir eine andere
Natur, ein anderer Himmel; Alles ist hier ätherisch und idealisch wie
die erste Gestalt der Dinge.
Wie die deutschen Romantiker verweilt Staffeldt mit Vorliebe bei dem
Spiegelbild der Landschaft im Wasser; es ist als Bild idealer als die wirkliche
Landschaft.
Unendlich charakteristisch ist es daher auch, daß er, der selbst so viel von

Schack von Staffeldt, 33?

Endymion hat, nicht nur drei Mal die Endymionsmythe behandelt („Der zweite Endymion“, „Die Nachtigall und das Nachtvöglein“, »Andie Phantasie"), sondern sich die Endymionsage so vorstellt, daß Luna sich dem Geliebten nicht wirklich hingibt; er besitzt sie nur im Traum, nachdem die Göttin, über ihn gebeugt, einen Kuß auf seine Lippen gedrückt hat.

Bei einer solchen Scheu vor der Wirklichkeit, einer solchen Furcht vor dem Besitz muhte die Sehnsucht nach dem „Idealen und Aetherischen“ als solchem ihm heilig, ja das einzige Heilige sein.


Tas Weltall streb’ ich zu „majaieu:
Nur ew’ge Schönheit mich besslücrt.

Und eine ähnliche Antwort giebt auch bei Staffeldt der vom Himmel gefallene Thautrofen seiner irdischen Anbeterin („Die Lilie und der Thautropfen“).

Nichts wirkt daher so berauschend, so bezaubernd aus diesen Dichter, wie der Ausdruck himmelanstrebender Sehnsucht. Sein Gedicht „An die nächtliche Sängerin“ beweist es.

Darum bezeichnet er in dem Gedicht „Ter Kranz“ die Sehnsucht als den Kern seines eigenen Wesens und daraus heißt es als erschöpfender Ausdruck für Staffeldts Lebensansicht in dem philosophischen Gedicht: „Das Eine“, alles Schöne vergehe, damit der Geist sich nicht mit der Erniedrigung hier begnüge, sondern in ewiger Sehnsucht glühe. „Der höchste Aufschwung des Geistes ist Sehnsucht.“

Aus diesem Grunde offenbart auch in Oehlenschlägers „Vaul undurö Sage“ Eigel, der augenscheinlich in Schuck Staffeldts Bild geschaffen ist, in folgendem Erguß sein Wesen:

„Ich habe keine Hoffnung und werde nur von einem bangen Sehnen weit, weit in die Welt hinaus getrieben. Deshalb bin ich auf Reisen gegangen, deshalb starrt mein Blick stundenlang in den leeren blauen Himmel, deshalb ist der Stein in meinem Helm blau und deshalb war das Gewand meiner Gattin blau; die kraftlose, dunkle, zehrende Sehnsucht ist meine Walküre." Dennoch that Oehlenschläger Staffeldt Unrecht, wenn er nichts weiter in ihm zu finden glaubte, als unklare, Ungewisse, irrende Sehnsucht, die

24
Georg Vrandes in Kopenhagen.

selbst nicht weiß, was sie will, und weder Tag nach Nacht Nutze hat, sondern beständiger Bewegung und Veränderung unterworfen ist wie das Nasser, und ohne Ende und Ziel ist wie der weite Himmelsromm." (Vaulundurs Sage.)

Denn diese Sehnsucht war trotz ihrer Namenlosigkeit weder pfadlos, noch zielslos. Sie war sich indessen nur ausnahmsweise ihres Ziels bewuβt.

Für sich begehrte Schack Staffeldt die volle, ideale Entwicklung seines Wesens als Mensch und Künstler, die vollständige Entfaltung aller Gaben, die er nur fragmentarisch besaß. Alles Stückwerk war ihm ein Kummer, innere Zerrissenheit ein Greuel, und er fühlte sein Inneres getheilt und seine Gaben in Bruchstücke zersplittert.


In dem vollendet schönen Gedicht „Die Weihe“ erzählt er, wie er eines Abends am Sund sehnsuchtsvoll in die Tiefe starnte, da stieg bei Sonnenuntergang die Muse vom Himmel und reichte ihm mit brennendem Kniß die Harfe. Und plötzlich verwandelte sich ringsum ihr die Natur. Die Winde begannen zu reden; aus den bleichen Wolken riefen die Geister; ein liebendes, warmes Herz schlug im All — aus Allem winkte ihm sein eigenes Wesen.


vor ihrem Gotte entfaltet zu haben. In „Künstlersehnsucht“ giebt der Dichter seinem Schmachten nach den Herrlichkeiten der Vorwelt Ausdruck und schließt mit den Worten - „Der Himmel selbst mit seinem Sternengold auf lichtblauem Grunde scheine ihm ein grenzenloses Vergißmeinnicht. In dem tiefen und leidenschaftlichen Gedicht „Verwandlungen“, das eine weit bedeutungsvollere Idee hat, ist das Bild wieder aufgenommen und folgendermaßen erweitert:

Ei ist der Miebc Vergissmeinnicht,
Das sich aus dem Ganzen anludet,
Zum Becher wölbt sich des Arthurs Licht,
Nns Kreuz ist aus Sternen anerundet,
Juni Stengel bebt sich die Erde empor,
Als Tust entströmt ihm der Seelen Enm,

Toch diese Bildersprache, die, wenn auch nicht genau so von Anderen angewendet, doch an Andere erinnert, ist es nicht, worin Staffeldt am originellsten ist. Wo seine Individualität sich am freiesten und ursprünglichsten entfaltet, da schildert und preist er die unsichtbare mit den Sinnen zu erfassende All-Einheit, die er entbehrt und nach der er sich sehnt, unter Symbolen, unter denen ein Anderer (je) angebetet. Man darf sagen, er hat sich nach und nach selbst seine Religion gebildet. Ihm war die All-Einheit genau das, was der Gläubige unter Gott versteht, und sein brennendes Verlangen nach dem All-Einen, seine Verehrung für dasselbe, so oft er einen Schimmer von ihm in irdischer Form, einen Klang von ihm in irdischen Tönen zu erfassen glaubt, ist ein (leugnisch) des Hen-ki-pa-Fanatismus, der seine Seele erfüllte und der, weit entfernt, blies poetischer Cultus zu sein, sich seiner augenscheinlich ganz bemächtigt hat und deshalb bei den verschiedensten Veranlassungen in seiner Poesie aufleuchtet.

560 — Georg Vrandes in Kopenhagen.

sie zu besingen, wo sie am furchtbarsten und erhabensten ist — wie am Krater des Aetna, oder während eines Gewitters in den Alpen — fühlt er vor ihr nur die Andacht in seiner Brust, die ihn über Todesangst und Feigheit erhebt. 

Weit entfernt mit der Natur zu verschmelzen, behauptet er in solchen Gedichten nur seine Menschengrüße ihr gegenüber. In der „Dichterphantasie“ heißt es z. B.: „In die rothe Höllenlohe des Aetna schaust Nu mit heroischer Apathie wie ein Kind auf glühende Kohlen."

Doch in weit zahlreicheren und bedeutenderen Gedichten, die Staffeldts definitive Gefühls- und Denkart bezeichnen, stellt er sich ganz auf den Standpunkt Schellings. Die Einheit des Alls unter scheinbarer Verschiedenartigkeit, das Ineinandergleiten und Ineinanderschmelzen aller Phänomene, die große Harmonie in der Natur hört nicht auf seine Reflexion und seine Einbildungskraft zu beschäftigen.

Eine Landschaft spricht ihn nur an, wenn sie die ganze Fülle der All-natur oder der Zeit in ihrem engen Rahmen zu umschließen scheint. So heißt es z. B. in dem Gedicht: „Aussicht über das Arnothal“, wo die Gegend einem „Ocean von Fruchtbarkeit gleichend“, ihm wie die „verborgene Werkstatt“ der Natur erscheint:

Heilige Allmutter, Du bist hier. 
Diese Hügel, Deine Brüste heben 
Mit Genüge sich für alles Leben. 
Und parallel hinsichtlich der Zeit heißt es in „Abendfeier“, dem heiligen Frieden der Abendlandschaft gegenüber sehe die Phantasie die uugeborne Zukunft vom Himmel herabsteigen und die begrabene Vorzeit sich aus der Erde erheben. 

Und wie ihn die Landschaft auf's Höchste entzückt, wo sie phantastisch aufgetaßt, ihm das All zu umspannen scheint, so erfreut er sich an den einzelnen Erscheinungen in der Natur in demselben Maße, wie sie getrennte Gegensätze zu schmelzen und ein Bild des Ganzen zu geben scheinen. So reißt ihn in den „Erinnerungen“ der Anblick einer Frucht, die zugleich einer Pomeranze und einem Pfirsich gleich, ihm eine Verschmelzung von Kunst und Natur zu sein scheint, zu ehrfurchtsvoller Bewunderung hin. 

So begeistert ihn ein ungewöhnlich milder September, der in seinen Augen den Zauber des Frühlings mit der eigenen herbstlichen Schönheit vereinigt, zu einem Wunneerguß („An den Septembermonat“). So entzückt ihn auch der Anblick eines Apfelbaums, der zugleich Blüthen und Früchte trägt s „An einen Apfelbaum“) zu folgendem ekstatischen Flug:

Schönes Hespericus Bild, Verschmelzung von Anfang und Ende, 
Nicht blus Hespericns Bild — Wichtigkeitshornbild bist Du. 
O vergönne es mir mit schunendcm Druck Dich zu pflücken, 
Das, ein Hesperie« ich halte in glücklicher Hand. 
Tast mein Auge in Dir das ewige Eine beschaue, 
Denn das Herrlichste nur senket im Bild sich herab.
Und in seiner Freude über diese seltene Erscheinung fragt er die Natur:
Vrach aus der Kette der Ring, c»> dem du den Winter befestigt?
Bot de» beladenen Korb über die Schulter von Eis
Lächelnd dem Frühlings Herbst, und werden die üppige» Träume,
Welche die Sehnsucht empfing und im Gesänge gebar,
Körper gewinnen und hier sichtbarlich unter uns wandeln?
Dir unmöglich ist nichts, o Geist, der in Weltengestaltung
Ewig ein anderer scheint, ewig sich gleich osfeubart.
Tiefe für Staffeldt so eigenthümliche, philosophisch-poetische Glückselig-
keit, sobald er den polaren Gegensätzen des Alis, wie Frühling und Herbst,
oder den verschiedenen Entwicklungslagen der Natur wie Blume und Frucht
vereinigt begegnet, erklärt auch eine Seltsamkeit, die sonst an den strengen
Moralisten und leidenschaftlichen Hassers des Katholizismus besonders anstößig und
sonderbar erscheinen müste. Ich meine Schack Staffelots Maß und Ziel über-
schreitende Begeisterung für den Kastratengesang in den katholischen Kirchen.
Den Gesang des Kastraten Crescentini stellt er auf dieselbe künstlerische Höhe
mit Naphaels sixtinischer Madonna. Er bricht dabei in die Worte aus:
„Es ist nicht wahr, solche Töne kommen nicht aus den Lungen, sie entstehen
in des Herzens innerstem Heiligthum. So müssen die Engel singen, oder
sie müssen es von Crescentini lernen."
Man versteht die Staffeldt selbst augenscheinlich unbewußte Ursache,
wen man in seinem Sonett an einen anderen Kastraten Marchesi („Nach
einer schmelzenden Arie“) liest:
Frauenrast und Manneshoheit klang
Ideal aus deinen Himmelsliedern:
Es war der Berein von Männlichem und Weiblichem in einer Menschen-
stimme, das Incinanderschmelzen der zwei stets getrennten Geschlechter zu
melodischer Einheit, was ihn bezauberte und ihm nicht blos das geistige
Gleichgewicht, sondern die künstlerische Urtheilkraft raubte. Er vergleicht selbst
den Eindruck mit dem der harmonischen Berbindung männlicher und weib-
lcher Formen in der Vacchusgestalt. Und wirklich finden wir ihn von der
plötzlichen Verschmelzung der Geschlechtsgegensätze eben so entzückt wie von
jener musitischen, Ter Hermaphroditismus war eines der Symbole, in
den er das All-Eine sich entgegentreten fühlte. Ein großes Zwitterwesen
war ihm jene nawi-a nawiÅN«, das Ziel der Sehnsucht, in dem die
Sehnsucht gestillt wird. Leshalb heißt es in dem Gedicht „In Eanovas
Werkstatt“:

**seeliges Zwiegeleichchent, Hermaphrodit=»,
Sehnsucherlösstes Bild
Ewiger Einheit.**
362 Georg Viandes in Aopenhagen,
Und darum nennt er in „Dichterbekennniß“ das Naturell als solches
ohne Weiteres „den großen Nilhermaphroditen“.
Daß aber der Tichter solchermaßen beständig jenem großen Zwitter der
Naturgottheit, entgegenmachenden muß, vermag Staffeldt zum Schluß — und
das ist die Krönung seines eigenthümlichen poetisch-metaphysischen Systems —
sehr gut zu erklären. Des Dichters Sehnsucht nach dem Gott ist nämlich
nichts anderes als der Drang der Gottheit, im Geist des Dichters sich ihrer
selbst bewußt zu werden.
In dem „Genius“ heißt es kurz und bündig: Poesie ist eingeschränkte
Ewigkeit, Alles im Einen: die Gottheit ist Poesie, die Zeit der Rahmen.
Das Gedicht „In Canovas Werkstatt“ culminirt in dem Erguß:
Heilige Kunst!
Denn Selbsterkenntnis!
In dem endliche
Strahlend der unendlichen
Selbstliebe,
Die das Ganze zusammennährt.
Und im „Dichterbekennniß“ ist der Gedanke, högelisch -speculativ vor
Hegel, in seiner Nadtheit so ausgedrückt: Wie konnten Millionen Lorbeer-
spendender Hände die Kunst dafür belohnen, daß in ihren hohen Werken der
große Allgeist sich in uns erkennt und wir uns in ihm erkennen. Durch die Kunst
funkelt der Blick des Nilgeistes, in unserm Innern tagt er zum Bewußtsein.
Was ist das Andere, als der Hegel'sche Satz: Der Mensch der Bewußt'
sein von Gott sei Gottes Selbstbewußtsein! Das Vorhgcelsche, Romantische,
Schelling-Staffeld'tsche darin ist nur, daß die Phantasie, nicht der Gedanke
das Medium dieses Gottesbewußtseins ist.
Schon mit Fichte hatte in der deutschen Philosophie die Vergötterung
der Phantasie angefangen. Erst durch die Einbildungskraft, behauptete Fichte, würde die
Wirklichkeit, die wir erfassen, für uns zu einer realen Welt; von der
schöpferischen Einbildungskraft ging nach seiner Lehre die ganze Wirksam-
keit des menschlichen Geistes, sein Erkennen und sein Wollen aus; denn die
Einbildungskraft ist, als das sich selbst hervorbringende Streben des Ichs in
das Unendliche, der Trieb, der von Fichte als die innere Kraft des strebenden
Ichs bezeichnet wird. Schon von Fichte wurde es übersehen, daß die Phantasie
keineswegs, wie Staffeldt sie beständig nennt, ein „Gestaltungsvermögen“ ist,
sondern nur ein Vermögen der Umbildung und Umgestaltung. Ihre Thätig-
keit hat ja nur die Form, nicht den Inhalt der Vorstellungen zum Gegen-
stand. Von Schelling wurde die Überschätzung der Phantasie erst recht in
Schellings Naturphilosophie war ja in Wirklichkeit nicht
Naturerkenntniß und Naturwissenschaft, sondern Naturpoesie, eine von der
Einbildungskraft geschaffene, später in Begriffe umgesetzte Naturtheorie.
Novalis verrät das Geheimniß in dem romantisch - parodaxalen Sah: Die
Physik sei die Lehre von der Phantasie.
Für Staffeldt hat die dichterische Phantasie die Bedeutung, daß sie in geistiger Weise die Verschmelzung der Extreme des Alls, der Materie und des Geistes bewerkstelligt; denn die Phantasie ist es, die in der Bildhauerkunst den toben Stein zum lebenden Idealbild verwandelt, durch die Liebe den Menschen mit dem Menschen und durch die Andacht den Menschen mit dem All vereint. Von ihr heißt es in dem Gedicht: „An die Phantasie“: Aus der Versteinerung der Formen und über die Ufer der Einzelwesen strebe der Drang der Liebe: Andacht allein sei Allleben, Allvereinigung und ewige Altselbstliebe!

Und wie es diese Beseelung, dieses Aufthaueu alles erstarrten Egoismus und Einzeldaseins ist, was der Phantasie ihren hohen Rang giebt, so hat alles Mächtigste in der Natur: der Frühling unter den Jahreszeiten, das Wasser unter den Elementen, das Gesetz der Metamorphose unter den Naturgesetzen, keine andere Bedeutung; denn der Frühling thaut alles Erstarrte auf, das Wasser läßt sich in keiner Einzelform binden und die großen, gesetzmäßigen Formveränderungen in der Natur weisen deutlich auf die Gleichartigkeit alles Stoffs und die Einheit aller Formen hin. In Staffeldts „Frühlingshymne“ heißt es: An dem Himmelsfeuer des Frühlings berauschen sich brünstig alle Wesen und die ganze Natur strebt, sich aus der erstarrten Umräumung der Form zu befreien.

Die im Norden berühmte „Hymne an das Wasser“, mit deren Analyse sich Heiberg ein Verdienst erworben, enthält denselben Gedanken über dieses Element, das alle Tropfen zum Meer vereint und wenn es eine Weile zu Eis erstarrt gewesen, mit der Sonne im Norden die Versteinerung bekämpft und der „Allvereinigung“ zustrebt.

36H — Georg Vrandes in Kopenhagen. —
Alles in Einem, Eins im AU,
Der Pulsschlag des Einen klopft überall,
In allen Lebenskreislinien.
Der Athem der Liebe ist stark genug
Zu sprengen selbst die Versteinern»«,
Und Leben nur ibi zu entfalte».

In Schuck Staffeldts Naturaufassung ist ein leimendes, wissenschaftliches
Element. Jedem Naturschmausstel gegenüber, bei dem er verweilt, gedenkt er
des natürlichen Werdens durch die lange Reihe der Formveränderungen. Selbst
die Schönheit der Blumen, die äußerlichste, die Sinne am meisten durch-
dringende in der Natur, erinnert ihn an das Naturgesetz, das hinter ihr
liegt. In einem Gedicht: „An die Natur“ läßt er die Blumen zur Sonne
sagen: „Nie du rns ausgestrahlt, nimm uns wieder zu dir. Strahlen von
dir stiegen wir nieder zur Erde und hüllten uns zu farbigen Blumen ein.“
Was ist das anders, als das Naturgesetz vom liebenden der Wärme in
Kraft, der Kraft in Wanne, nur in dem vierten, asclepiadeischen Metrum,
statt in einer mathematischen Formel ausgedrückt!

Aber diese Eigentümlichkeit an Staffeldts Blick für die äußere Natur
ist auch die Ursache, daß das Schauspiel, das vorzugsweise auf ihn wirkt,
ein ganz anderes ist, als die Acker und Hügel, die Wälder und Belle
Dänemarks. Was ihn an der Natur fesselt, das sind die seltenen Erschei-
nungen, die er auf Neisen trifft, die sonderbaren Naturbildungen, welche
seinem äußeren Auge jene All-Einheit in der Allverwandlung, jenes Auf-
thauen des Versteinerten gleichsam verwirklichen, auf das sein inneres Auge
beständig geheftet war. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen ich
in früher Ingend bei der Beschäftigung mit Tchack Staffeldt nach der Lectüre
des Sonetts: „In einer Tropfsteinhöhle“ auf ein zweites „In einer Tropf-
steinhöhle“ und dann darauf auf ein drittes „In einer Tropfsteinhöhle“ stieß.
Nicht sagen das kein Ende? dachte ich. Aber nein! Das nächste hieß:
„In einer Tropfsteinhöhle mit einem Naturtempel“ und dann folgte: „Das
Neich des Wahnsinns. In einer Tropfsteinhöhle.“ Jetzt wundere ich mich
nicht mehr. Nie Tropfsteinhöhle ist Staffeldt das handgreifliche Symbol
des All-Einen; hier, wo der Stein im Begriff ist, sich in Thau und Dunst
zu verwandeln und wo der Tropfen zur Architektur erstarrt erscheint, hier
hat der grübelnde Dichter sich heimischer, gehobener gefühlt, als in den
dänischen Buchenwäldern oder am Strand des Sundes. In einem dieser
Sonette bricht er ergriffen auö:
Immer scheide? sichs im Untergehe!!,
und vereint 2> inem Leben sich.

Im anderen staunt er über den Bereit von Zufall und Vernunft,
der hier den Teig des Steins geknetet, in einem dritten spricht er die Ahnung
aus, daß Geister, das harmonische Fallen dieser Steinthautropfen belauschend,
366 Georg Viands in Kopenhagen,
Zu dem vergänglichen Theile von Schack Staffeldts Production rechne
ich vor allem jene seiner Gedichte, deren Sprachform durch viele fremde
Elemente, oder durch des Dichters Kampf mit dem Material undurchsichtig
geworden ist. Sein merkwürdiges Verhältnis, zur dänischen Sprache, als
einer angeeigneten, mit der er sich stets zum Experimentieren versucht fühlte —
bald durch die Trennung zusammengeschöpfter Worte, bald durch Anwendung
unbrauchbarer schwedischer Ausdrücke, überhaupt durch stilistische und grammati-
kalische Willkürlichkeiten — bietet ein Seitenstück zu Baggesens genialer, aber
rücksichtsloser und unländerischer Sprachbildnerci. Staffeldt hatte die Sprache
sozusagen außer sich als sein Material: er grämte sich wie ein Philolog über
verlorene wirkungsvolle Wortformen, und ärgerte sich wie ein in einer fremden
Sprache wandernder Ausländer über schleppende und klanglose Endungen. Es
ist höchst bezeichnend, daß er als junger Mann auf Abrahamsons Aufforderung
„unserer Sprache verlorenen Dativ sang“, in einem „Der Dativ“ betitelten
Gedicht und daß er später in einem kleinen scherzhaften Poem „An Else“
eine der schwerlichsten Endsilben der dänischen Sprache brandmarkt. Wie
wenig er doch im Grunde in der dänischen Sprache heimisch war, wird am
besten durch den Umstand bewiesen, daß er trotz seines Abschusses vor „Else“ doch
dieselbe Endung in einer Reihe von Worten, wo sie nicht gehörte, gebrauchte. Nicht viel weniger als seine ausländische Geburt hat seine Hang zu
abstracten und mythologischen Ausdrücken, seine Neigung, eine oft nur wenig
gefestigte Gelehrtsamkeit an den Tag zu legen, dazu beigetragen, die Wirkung
vieler seiner Gedichte abzuschwächen. Er konnte nur wenig Latein und gar
kein Griechisch, nichtsdestoweniger wimmeln besonders seine Jugendgedichte von
klassischen Redensarten, deren bloßer Accent zuweilen die Unwissenheit des
Schreibenden verrät. Staffeldt betont z. V. Evöe, Orgie, und verwechselt
possirich genug Druiden und Dryaden.
Ein längeres Leben kann ich meines Theils zunächst jener Gruppe
Staffeldtscher Gedichte nicht prophezeien, die man mit einem Elollectivnamen
seine Balladen nennen konnte, nicht bloß weil sie häufig bestimmte Vorbilder,
bald bei Oehlenschläger, bald bei Goethe haben, sondern weil die ganze Kunst-
richtung Staffeldt fremd war und er sie sich nur aneignete, um den Mode-
geschmack der Zeit zu befriedigen. Fast lächerlich wird der ultrarationalistische
Staffeldt, wenn er in Balladen wie „Der achte Sohn“, oder „St. Jürgen
vom See“ sich mit dem Hexenglanzen und Helligcuczus der Romantiker
einsätt, oder in Gedichten wie „Die Zeiten“ sich einer Verherrlichung der
Romanzia, des Mittelalters, der Ncuzzüge in Schlegel’schem Stil ergibt,
so daß er — Josephs des Zweiten leidenschaftlicher Bewunderer — sich in
der Vorrede zu den „Neuen Gedichten“ gegen „eine Tendenz zum Katho-
lizmus“ vorheiden muß. Hin und wieder gelingt ihm zwar ein Gedicht
in Romanzen- oder Balladenform, wie der von Goethes „Sänger“ stark
beeinflußte „Troubadour“, aber was er Originales und Bleibendes hervor-
gebracht hat, ist rein lyrischer Natur.

O tciisches Licht der Nacht,
In d'Im'm Engelhrin
Sprichen di>> Blum«! der Phantasie
;"tu rinn»» (tdr».

endntcr Plastik treten z. B. solche Personifikationen, wie „Erinnerung“ und „Vergessen“ hervor. Von der ersteren heißt es:
Im Mondschein sasz Erinnerung am Ter,
Und welche Vlätter warf sie in die Wellen.
Die andere wird in den meisterlichen Zeilen gemalt:
Stummes Vergessen mit dem Nesselkranz
Und einem Spinnweb als Schmuck und Schleier,
In diesem Punkte erhebt sich Staffeldt weit über die Deutschen, besonders über Schiller, dem er sonst so nahe steht und von dem er so viel gelernt hat, und nähert sich seinen Zeitgenossen unter den Engländern, die er nicht gekannt haben kann. An Keats erinnert z. B. der Anfang des Gedichtes „Aufforderung“ mit der folgenden Allegorie:
Mit einem Kranz von dürrem Stroh um's Haupt,
Das Mäher in den Furchen liegen ließen.
Verfalscht’ Gewicht und Was, in schlaffer Hand,
So schwebt zur Erde mit geknickten Schwingen
Die Mittelmälslichkeit in trägem Flug.
Dieselbe Stimmung kommt mit gleicher Energie in einem Fragment zum Ausdruck, das auf die Dänen gemünzt scheint und so beginnt:
Mit Schrifmuth prahlest dn, gesimtnes Volt,
Prahlst mit dem stcmb'gen Kranz des Mittelwegs,
Der schwer, gleich einem Eisen ring sich schliefft
Um deine matten Schläfen? Wache auf!
Erröthc über deiner Kraft Verlust,
Es ist der Mittelweg das wahre Wchts,
Und fahter Tod das Gleichgewicht der Kräfte.
Ein anderes reflectirendes Gedicht „An das Glück“ erinnert in Stil und Rhythmus auffallend an Shelley.
Schack von Staaffeldt. —— 36y

ein Mauseloch zu jagen. Entsetzlich ist es schon, eine Reihe Titel wie die
folgenden zu lesen: Dichterbekenntniss, Dichterprobe, Dichterwerth, die Dichter,
Dichterfantasie, Tichterglübde. An einen jungen Dichter, Des jungen Dichters
Klage u. s. w. Wir befinden uns, wo in diesen Productionen das allgemeine
Selbstgefühl zu Worte kommt, beständig an der Grenze des Größenwahnsinns,
ja in einem hinterlassenen Bruchstück, wo die Selbstanbetung der Dichter durch
die allgemein menschliche Fähigkeit, sich selbst im Spiegel der Natur zu
betrachten, begründet wird, schlägt dieser Wahnwitz in helle Flammen aus.
Der Dichter brauche nur zu wollen — heißt es — und die Pracht der
Natur verdorre auf den ersterbenden Hügeln und Wiesen. Er wolle wieder,
und der ewige Frühling mit Unschuld und Frieden gehe über die Erde.

Nein, ich denke an jene Stellen in Schack Staffeldts Gedichten, wo
sein wahres, sein menschliches und gebrechliches Wesen an den Tag tritt mit
seinen Täuschungen, seinem Sehnen und Streben. So an einer Stelle im
„Dichtergelöbniss“, wo er sich augenscheinlich gegen die Beschuldigung vertheidigt,
Oehlenschläger nachzuahmen, und sich selbst eine minder glänzende, aber ebenso
eigenthümliche Begabung zuerkennen.

Persönlicher und bescheidener sind die Schlußverse in „Des jungen
Dichters Klage“:
Schwöre zwei Welten nicht mein Reich zusammen?
War mein Leben herrlich nicht sedacht?
hier der Dienst der Kunst vor reien Flammen,
Dort die Pflicht, die uns zum Bürger macht.
Zwischen Nilpässlast und Dichterwohn,
Zwischen Erd und Himmel seiner, die Nah».
Aber bis zum Reihen überspannte
Meines Lebens zarten Faden ich.
Altarflammeausgleich mein Geist verbrannte
Und mein Mark verzehr't in Thänen sich.
Wiss' es, Sterblicher, mit bitter Wehen
NIW es, wer der Schönheit Reich gesehen.

In diesen Zeilen ist des Dichters doppeltes Unglück, die Spaltung seines
Lebens zwischen bürgerlichem und dichterischem Streben und die Unzulänglichkeit
seiner künstlerischen Mittel, ausgesprochen. Dasselbe Gefühl kommt mit gleich
großer, gleich poetischer Wehmuth in dem Gedicht „An den Frühling“ zum
Ausdruck, am schönsten aber doch vielleicht in der zwischen 1815 und 1817
gedichteten Reihe deutscher Sonette. Namentlich sind zwei vom 15. Januar
1817 datirt, die den Titel „Selbstprüfung“ führen, eigentümlich und gefühlt.
Sie lauten:
1.
Nerblübt ist's Nilmielie und das Lied occlrunssen,
Mein Lenz ist schon, mein Sommer bald dahin,
Dort kommt der Herbst mit neburch trübem Sin» —
Was ist es nun? Was Hab ich denn errungen?

3?» Georg Alandes in Kopenhagen.
Verschmähend der Gemeinheit Huldigungen,
Klang ich von tüheni Liedern im Beginn,
Und bin als Man», «ich! mir nicht zum Gewinn,
Mit Recht und Wahrheit mutbig durchgedrungen.
Toch blühet drangen nicht, was ich gesä't,
Was i'ml' ich deeu im innersten Gemüthe
Rechheit an Lebeusnicht und Hosfunugi'blüthe?
Ward endlich mir Genüsse, wenn auch spat?
Wie? oder Hab' an Zukunft ich gewonnen,
Was, ach! mir au Vergangenheit zerronnen?

II.
Was ist mir an Vergangenheit zerronnen,
?a meine Luateu nicht da drauneu blühen?
?ns wundersusle innre Regen, Glühe»,
Des Blütheualters wundervoller Vronncn,
Und all die unaussprechlich süszeu Wonnen:
Ter Kunst und i',ebe seliges Bemühen,
?er Glaub' an Freund und Menschheit, und die srübeu,
?ie zarteu Ahuuugen, eh' was begonnen!
?as Alles ist nicht mehr, nur da gewesen,
Besinnung hat sich klar und schal enfaltet,
Und von mir i'elber grausam mich gespaltet.
Run sehe' ich mich nach meinem Zwillingswesen,
Gleich Polin; in dem Schattenreich danieden,
Von seine! tagumsinhibten Freude geschieden.
Es finde' sich Zeilen darin, die an Heines damals noch ungboieceu
Stil heranklingen. Schade nur, daß steife Tanismcn hier die Wirkung ab-
beschämen, wie Germanismen so oft seine dänische Sprachform steckten.
So kam seine Lebens letzte Periode, in welcher die Worte, die er einst
in Italien unter einer augenblicklichen Verstimmung schrieb, zu bleibender
Wahrheit wurden, nämlich daß er in jedem erschlafften Neru den Tod empfinde.
Es kamen Augenblicke, wo er die Natur anflehte, jeden unnützen Wunsch,
Jede Erinnerung an entschwundene Tage von ihm zu nehmen, sein »Nerven-
saitenspiel“ zu brechen, — bis endlich der Tag erschien, da er wie „der
Sterbende“ in feinem Gedicht ausbrach:
Heiliger Allgeist!
Hier draußen will ich
Empfangen des letzten,
Verathmen des letzten
Lebensshauchs Wehen,
Einmal noch iriuteu
Aus deinem blauen,
Ziels umgeworndtcu,
Grundlosen Becher,
Aus welchem du spendest
Tagslicht und Thau.


Man denke an eine jener Mondscheinnächte, wie der dänische Sommer deren jährlich fünf oder sechs hat, eine Sommernacht am Sund, entzückend mit ihrem rothen Schimmer über dem Meer im Norden, hell von Mondensätzen, dufterfüllt und noch warm von der Sonne des Tages, mit ihrer reinen blonden Luft, die die Lungen erquickt und süßer, inniger als Wein berauscht, eine der Nächte, in denen das Weib Sehnen, der Mann Begierde fühlt, und in denen das Herz weit mehr als die Sinne schmachtet. So oft ich an Schack Staffeldt denke, fällt eine solche Nacht mir ein. Ihre Schönheit ist die Schönheit bei ihm, denn ihm war Schönheit nicht so sehr die von innen ausgeprägte Form, als der äußere, über Gestalten und Formen geworfene Schimmer, jener überirdische Schimmer, der verklärend, leicht Färbend, wie Silberglanz auf der Natur liegt. Ihre Stimmung ist feine Stimmung, eine mystische Schwärmerei, die das Irdische und Ueberirdische in einer Brautnacht der Schönheit in eins verschmolzen schaut, und ihr Verlangen ist sein Verlangen — eine Sehnsucht, die in einem norischen Mondenstrahl schmettert und zittert.

Nord und Sud, XXXVIII., 1, 4, 2b
Unschuldig verurteilt.
Eine «Urinalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert.
von
Marl Vraun-Wiesbaden.
— Leipzig,—

I. Der Thatbestand.

liegt bekanntlich in der
französische Grafschaft Mongommery
Normandie.

Durch Johanna von Harcourt, Gräfin von Mongommery,
die letzte Erbtochter des edlen Hauses, welche an den Herzog Nenatils II.
von Lothringen verheirathet war, nachgehends aber geschieden wurde, kam
Mongommery an die Herrn de Lorge, welche sich in Folge dessen Grafen
von Mongommery nannten und während des sechszehnten Jahrhunderts eine
große Rolle spielen in der Geschichte von Frankreich. Gabriel de Lorge,
Graf von Mongommery, welcher u.A.auch 1545 an der Spitze eines französischen
Hülfscorps Verwöhnt König Maria Stuart tapfern Beistand und Widerstand
wider die Engländer geleistet hatte, war die unschuldige Ursache des Todes
des Königs Heinrichs II. von Frankreich.

Als nämlich 1559 der König von Spanien Philipp II. mit der Prinzeß
Elisabeth, Tochter des Königs Heinrich II. von Frankreich, in Paris mit
großen Pomp das eheliche Veilager abhielt, forderte der königliche Brautvater
den Grafen Gabriel zum Turnier heraus. Der Graf weigerte sich, wider
seinen Königlichen Herrn zu reiten. Als aber der König befahl, mußte er
gehORchen. Ta sie nnn wider einander ritten, zerbrach der Grafen Lanze an
dem Harnisch des Königs dergestalt, daß ein Splitter derselben in das rechte
Auge des Königs eindrang, der König sofort sprachlos zur Erde fiel und
nach elf Tagen seinen Geist aufgeben mußte: denn seine Ärzte vermochten
Unschuldig vorurteilt, 373
ihm nicht zu helfen; und man verstand damals besser Wunden zu schlagen, als sie zu heilen.
Obgleich der Graf sich nichts vorzuwerfen hatte, fand er es doch räthlich, sich nach England zurückzuziehen, von wo er nur, um den Hugenotten zur Hülfe zu eilen, nach Frankreich zurückkehrte, was selbst er Gelegenheit hatte, in Nouen, in der Normandie, in Navarra, im Languedoc u. s. w. sich militärisch auszuziehen, und kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht zu entgehen im Stande war. Auch bemühte er sich, wiewohl vergeblich, ihm England Hülfe zu werben für die Stadt und Festung Rochelle, welche der Herzog von Anjou belagerte. Als nun ein Waffenstillstand zwischen dem König und den Hugenotten und eine Amnestie für die Letzteren zu Stande kam, stellte er sich der Königin Maria von Medici in Erwartung ritterlicher Behandlung zur Verfügung. Diese aber ließ ihn in ein elendes Gefängnis; werfen und ihm den Prozeß machen wegen des Todes des Königs Heinrichs II.
Montag, den 22. September 1687, war der Graf mit seiner Gemahlin und mit seinem Almosenier, dem Abbs Franz Gagnard, und mit seiner Dienerschaft nach seinem Landsitze Ville-Nousiu in der Nähe von Paris gegangen in der Absicht, dort bis zum Freitag zu bleiben. Sie kehrte aber schon einen Tag früher wieder. Der Graf hatte nämlich irgendwo am Weißzeug rothe Flecke wahrgenommen, die er für Blut hielt; und da er sehr abergläubisch war, so hatte ihm dies einen solchen Schrecken eingeflößt, daß er 35>
Hals über Kopf wieder zurückkehrte. Der Graf und die Gräfin kamen in

Gericht. (Line Stunde darauf kamen der Almosenier, der Page und der

kamen in

Kammerdiener des Grafen. Letztere waren geritten. Nach Ankunft der

Leute schließen, offen stand und die Thür nur angelehnt war, obgleich

sonst während der Abwesenheit des Grafen und seiner Leute dieser Raum

verschlossen war, und der Abbé und Almosenier Gagnard versicherte, den

Schlüssel zweimal umgedreht und dann mitgenommen zu haben.

Das war am Donnerstag den 25. September 1687.

Am folgenden Tag, am Freitag, machte der Graf dem Herrn Deffita, dem

obersten Criminalbeamten in Paris, welcher den Titel „Lieutenant Erminel
du Ehütelet“ führte, die Anzeige, während seiner, des Grafen, dreitägiger

Abwesenheit auf dem Lande habe man in seiner Wohnung einen Neisekoffer

gewalt erbrochen und daraus 13 000 Livres in Silber, 11500 Livres

in Gold, in fpcmischen Toppistolen nämlich, ferner 100 Stück neu geprägte

scharf geränderte Louisd’ors, fowic endlich eine Halsschnur von Perlen, im

Werthe von 4000 Livres, gestohlen.

Der „Lieutenant Criminal“ gerieth in Aufregung über einen so großen

Diebstahl bei einem so hochstehenden Manne. Er beschloß, die Sache mit

dem grüßten Eifer in die Hand zu nehmen und nicht eher zu ruhen, als bis

er den Dieb ermittelt und dem Grafen Mongommery wieder zu seinen Sachen

verhulten habe. Er begab sich sofort mit dem Procurator des Königs

(krooiu-Lur ckn Loi) und einem Polizei-Commissar zum Zweck der Unter-
suchung

der Wohnung des Grafen,

Ich schreibe nicht, um Sensation zu erregen oder die Neugierde und

Ungeduld des geneigten Lesers auf die Folter zu spannen, sondern um die

Schwäche uud Hülflosigkeit menschlicher Gerechtigkeit in das richtige Licht zu

setzen, damit man die nöthigen Lehren daraus ziehe und die Justiz besser

mache.

Deshalb will ich hier gleich vorausschicken, daß der Criminal-Lieutenant

sich dnrch seinen Feuereifer und durch die Sucht, sich einem großen Herrn mit

Erfolg dientbar zu erweisen, auf eine falsche Spur führen ließ, welche er mit

eben so viel Unverstand als Hartnäckigkeit festhielt, dergestalt, daß er gegen

alle Lebende in Todesfall ward und die wichtigsten Untersuchungshandlungcu ver-

säumte. Dies führte dazu, daß man einen Unschuldigen folterte und auf die

Galeereu schickte, wo er alsbald iu Folge der grausamen Mißhandlungen seinen

Tod fand; daß man eine unbescholtene Familie ihres Oberhauutes, ihres

Vermögens und ihrer Ehre beraubte; und daß die wirklich Schuldigen

erst nach fünf Jahren — weniger durch die Thätigkeit der Untersuchungs-

richter, als durch eine Reihe eigenthümlicher Zufälle, in deren Zusammen-

treffen man das Werl der zwar verspätet aber gerecht waltenden Vorsehung

erblickte — ermittelt und bestraft wurden — zu einer Zeit, wo es schon zu

spät war, die früheren Mißgriffe der Richter alle wieder gut zu machen.
Unschuldig verurteilt. 375
Ter wirkliche Dieb und Anstifter des Diebstahls war nämlich der Abbü
Gagnard, auf welchen nicht der geringste Verdacht fiel, weil er im Vertrauen
des Grafen viel zu hoch stand, und weil er ja auch abwesend war, während
die Sachen gestohlen wurden. Die Ausführung des Diebstahls hatte er einem
schlechten Subject übertragen, einem ehemaligen Soldaten, Abenteurer und
Verbrecher, Namens Belestre, mit welchem ihm die Neigung zu geheimen
Orgien zusammengeführt hatte. Dieser Mensch hatte nach Anleitung des
Abbs, während dieser mit dem Grafen auf dem Lande war, den Diebstahl
ausgeführt, war aber durch die verfrühte Rückkunft gestört worden, bevor er
noch Alles aus dem Haus geschafft hatte. Ein Theil der Beute steckte im
Nette des Nbb; und der Dieb hatte, als er die Ankunft des gräflichen Ehe-
paares vernahm, schleunigst seine Person in Sicherheit gebracht, unter Zurück-
lassung des Geldes. Auch hatte er in der Eile der Flucht die Stubenthüre,
welche er mit einem Nachschlüssel geöffnet hatte, nicht wieder geschlossen.
Deshalb fand man, wie ich bereits bemerkt habe, die Thüre bei der Rückkehr
offen. Man hat auch die Geldsäcke in diesem Zimmer vorgefunden; und der
Abbö Gagnard, welcher später Alles gestanden, versicherte, er würde damals,
wein man ihn bei der Visitation gleichsam in tla^mi ergriffen und zur
Verantwortung gezogen hätte, nicht die Stirne gehabt haben, zu leugnen.
Ich werde darauf wieder zurückkommen, wenn ich die späteren Ereig-
nisse erzähle. Zunächst muß ich die Hergänge vom September 1687 darstellen
und wodurch man auf die falschen Spuren gerathen.
Dazu muß ich im folgenden Capitel eine kurze Schilderung des damalige«
Paris, des Hauses in der alten Rue Noyale, in der Nähe der im Jahre
1789 — etwa hundert Jahre später — niedergerissenen Bastille und der
Bewohner des Hauses geben.
II. Der Schauplatz der That.
Das Paris von 1687 war himmelweit von dem heutigen unterschieden.
Schön waren ja auch damals schon die Paläste des Königs nebst den
dazu gehörigen Ziergärten, Parks und Promenaden. Schön war eine Anzahl
von öffentlichen Gebäuden und Kirchen. Schön war die Seine-Insel sowie
die beiden Ufer des Flusses im Mittelpunkt der Stadt.
Aber das Uebrige war häßlich, namentlich derjenige Theil der Stadt,
wo das eigentliche Volk wohnt. Da sah man lange, enge und winkelige
Straßen; elende Häuser von Holz, Fachwerk und Stroh, die eine, im Ver-
gleich zu ihrer schlechten Beschaffenheit ganz unverhältnißmäßige Höhe hatten,
und zum Theil recht baufällig waren; schlecht genährte Menschen; Unglück-
liche mit Beulen und Wunden, und eine Menge kleiner Kinder, welche außer
dem Schmutze, der sie bedeckte, fast nichts auf dem Leibe trugen.
Um es kurz zu sagen, wie Berlin erst seit 1866, so ist Paris erst seit
1789 eine schöne Stadt geworden. Damals, 1687, war Paris hübsch für
37> — Karl Nraunwiesbade» i» leipzig, 
die winzige Minorität der Privilegirten, aber ein übeler Aufenthalt für die 
übigen Menschen. 
Auch die nächste Umgebung des stattlichen Haufes der Rue Rovale 
bestand aus biisen Spelunken. Dort trieb der Abbö Gagnard sein licht-
scheues Wesen, von dem man natürlich in der Wohnung des Grafen Mon-
gommery nichts wußte. Na galt er für heilig, und man kannte nicht fein 
Verhältnis; zu dem Verbrecher Belestre. 
Das Haus Rue Rovale hatte ein Erdgeschoß und darüber drei Stock-
waite. Es gehörte einem reichen Grundbes cher, der nicht darin wohnte. 
Früher war das ganze Haus an einen Herrn Lorenz Guillemot d’Anglade 
vermietet. Da derselbe aber Vermögensverluste erlitten und dadurch genöthigt 
war, sich einzuschränken, so hatte er sich auf die beiden obere» Stockwerte 
rückgezogen! Erdgeschoß und erster Stock waren seitdem zuerst an einen 
Herrn Grimaudet und nachdem dieser ausgezogen, an den Grafen Mon-
gommery vermietet. Während Grimaudet hier wohnte, war ihm fein Tafel-
filber gestohlen worden. Ter Dieb hatte, wie man vermutete, den Schlüs sel 
zum Haupthoseingang mitgenommen, welcher seitdem fehlte. Es war nicht 
gelungen, den Dieb zu ermitteln. Auf die Hausgenossen einen Verdacht zu 
erwerfen, war Niemand eingefallen. 
Das Erdgeschoß bestand aus drei Abteilungen, deren jede einen befondereu 
Eingang nach einer Gallerie hatte, welche zu dem Thor des Hofes führte. 
Die eine dieser Abteilungen hatten Gagnard, der Almosenier des Grafen, 
der Page und der Kammerdiener zu ihrem Quartier; die beiden andern 
dienten zu verschiedenem häuslichen Gebrauche. Diesen drei Eingängen gegen-
über, auf der linken Seite der Gallerie, war eine Treppe, die zu den Zimmern 
des Grafen und der Gräfin, eine Treppe hoch, führte. Hier kam man znerst 
in ein Vorzimmer, auf dieses folgte ein Wohnzimmer, an welchem ein Cabinet 
war, worin Geld und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. 
In diesem Eabinet lagen gerade damals verschiedene Säcke mit Geld, 
was der Graf kurz vorher eingenommen hatte, nämlich 115 Säcke von je 
1000 Livres in Silbcrgeld, ein Sack mit 11 500 Livres in spanischem 
Gold, und ein Sack mit 100 Nand-Louis’ors, in den Jahren 1686 und 
1687 geprägt. Alles dies war, nebst einem Perlenhalsbande, zu einem Reise-
loffer verschlossen. 
Im zweiten und dritte» Stocke des Hauses wohnte also Lorenz Guille-
mot von Auglade mit seiner Gattin, Franziska von Saint-Martin. — In 
einem Nebengebäude auf der anderen Seite des Hofes waren noch einige 
Zimmer, in welchen die Schwester des Herrn von Anglade, eine Schwägerin 
der Gräfin, einige Sticknerinnen, die für den Grafen arbeiteten, und die 
Kammerfrau der Gräfin ihre Wohnung hatten. 
So viel von den Räumen. 
Von den Bewohnern derselben kommen der Graf von Mongommery 
und Sieur d’Anglade in erster Linie in Betracht.
Unschuldig verurteilt. 37?
Ter Graf Franz hatte alle Fehler eines Grand-Seigneur, aber nicht
die Tugenden eines solchen. Er war weder Gelehrter noch Soldat, sondern
lebte von den Einkünften seiner Güter. Er liebte namentlich nicht heroische
Thaten. War doch sein berühmter Ahn Gabriel um solcher willen auf das
Rad geflochten worden. Dies ließ sich Franz zur Abschreckung dienen. Er
zog einen geschäftigen Müßiggang vor.
Er hatte einen sehr ungleichen Eharakter. Sehr verschwenderisch für
sein eigenes Vergnügen, war er sparsam für Andere. Zuweilen sogar geizig
und ohne Telicatesse in Geldangelegenheiten. Er legte den größten Werth
auf feine Stellung bei Hof und in der Gesellschaft und entfaltete, um letztere
ter wahren, einen erheblichen Luxus, auch in Betreff der Dienerschaft.
Da er für sehr fromm und gläubig gelten wollte, hielt er sich sogar einen
Abb6 als „Almosenier“, obwohl man von seiner Mildthätigkeit nicht viel wußte.
Dieser Abb6 Gagnard war dem Grafen geistig überlegen. Er übte einen
großen Einfluß auf denselben. Der Abb6 galt für das Muster eines glaubens-
strengen und sittenreinen Priesters. Inseheim aber huldigte er der Liber-
tinage.
Der Graf pflegte jedem Alles zu versprechen und Keinem irgend Etwas
to halten. Seine Vermögensverhältnisse hätten glänzend sein tonnen, aber
sie waren schlecht geregelt. Denn der Graf neigte allzu sehr zur Indolenz
und Unordnung. Nur zuweilen wurde er heftig und dann kannte sein blinder Eifer
keine Grenzen.
Die Gräfin war gnmtüchtig und leichtsinnig. Ihr Sinne» und Trachten
war nur darauf gerichtet, sich nach Kräften zu amüsiren. Den Launen und
den Eigenheiten ihres Mannes pflegte sie sich mit Resignation unterzuordnen
weil sie ihm keine Kinder zu schenken vermochte.
Sprechen wir nun von dem Sieur d'Anglade. Er galt für einen Edel-
mann und für einen Mann von großem Vermögen. In Wirtlichkeit war
er was der Sinne noch das Andere. Er war ein Mann von niederer Her-
kunft und befaß mir ein bescheidenes Vermögen, aus dem er jedoch eine
hübische Rente herauszuschlagen wußte. Er war kaum im Stande, über seine
Eltern befriedigende Nachricht zu geben, geschweige denn sechzehn Quartiere
nachzuweisen. Er besaß einen alten Steinhaufen, den man das „ImtLln
<1H 14c" namnte, und danach hatte er sich, oder man ihn „Sieur
d'Anglade" betitelt. Er verhielt sich dagegen nicht abwehrend. Denn, sagte
er sich im Stillen, eine adelige Familie des Namens Anglade giebt es nicht
in ganz Frankreich; und wenn ich mir diesen Namen aneigne oder gefallen
lasse, so begehe ich an Niemanden ein Unrecht. Ter berühmte Abenteurer
und Memorienschreiber Jacob Casanova, in Vielem ein Prototyp des acht-
zehnten Jahrhunderts, bediente sich derselben Entschuldigung, als man ihn
fragte, mit welchem Rechte er sich Sieur de Seingalt nenne. Man nahm
es früher nicht so genau mit dergleichen und unser Sieur d'Anglade würde
unangefochten als Edelmann gelebt haben» und gestorben fein, wenn er nicht
unschuldiger Unreise zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden wäre, in welcher man darauf aus war, sein Herz und seine Nieren zu erforschen, ohne daß man, abgesehen von jener Schwäche der Eitelkeit, irgend etwas Unehrenhaftes an ihm oder an seiner Familie zu entdecken vermochte. Bis dahin, d. h. bis zum September 1687, herrschte nicht der geringste Zweifel darüber, daß Herr von Anglade ein Edelmann sei so gut wie jeder Andere. Er hatte die Umgangsformen eines solchen und dabei stolze, sogar hochfahrende Manieren, was dem alten Parlamentsadvocaten Gayot de Pataval, der selber ein vornehmer Herr war, als er 1733 diesen Fall zum ersten Mal juristisch darstellte, veranlasste, eine sinnreiche Bemerkung einzutefechten: „Wirklich von Geburt vornehme Leute haben das Bewußtsein dieser Stellung und fühlen daher durchaus kein Bedürfnis, sich durch Äußerlichkeiten und Eitelkeiten noch höher hinaufzuschrauben. Aber ein Mann, dem das Schicksal diese Stellung versagt hat und der vom Ehrgeiz verzehrt wird, ist hochmütig bis zur Dummheit. Seine falsche Größe ist eine wirkliche Kleinheit. („Ca Kui88o Flucre z¢ e †v t i-s †t ite-z e.”)

Unschuldig verurteilt, 39


III. Die falsche Spur.

Als der Lieutenant Criminal durch den Grafen von den Umständen unterrichtet worden war, welche ich in den früheren Kapiteln erzählt habe, als er vernahm, daß die Kammer, in welcher der gewaltsam geöffnete Koffer sich vorfand, nach wie vor wohl verschlossen gefunden worden war, daß Herr und Frau von Anglade die Einladung nach dem Landsitzte des Grafen, welche sie zuerst angenommen, nachträglich abgelehnt hatten; daß Herr von Anglade, der sonst jeden Abend ausgegangen, während der Abwesenheit des Grafen zu Hause geblieben und ganz gegen seine Gewohnheit auch zu Hause souviert hatte; daß Herr von Anglade wußte, daß der Graf Mongommery diese großen Summen Geldes eingenommen und da liegen hatte (denn der Graf hatte dies selber dem Sieur d'Anglade berichtet und Tiefer hatte sogar Jemem versprochen, ihm behülflich zu sein bei deren anderweitiger Placirung); daß endlich bei dem Herrn Grimaudet, dem früheren Aftermüther des Herrn von Anglade, ein großer Diebstahl verübt worden war, ohne daß es gelang, den Dieb zu entdecken: richtete der Criminal-Lieutenant seinen Verdacht sofort ausschließlich gegen die Anglades. Diese Schlußfolgerung, welche ihn von allen weiteren Nachforschungen, die sich nicht in derselben Richtung bewegten, abhielt, war eine übereilte. Denn wenn man, was nicht geschah, den Verdächtigten über alle diese Verdachtsgründe gehört hätte, so ließ sich ein jeder derselben bis zu einem gewissen Grade entkräften.

Allerdings muß es prima visw auffallend erscheinen, daß Anglade die Einladung des Grafen zuerst annimmt und dann ablehnt. Indessen, wenn er stehlen wollte, würde er sofort abgelehnt haben, und außerdem gab es einen besonderen Grund für die Aenderung der Entschließung. Nämlich folgenden:

280 Karl Vr^ünwiesbade,, in leipzig.
I^Uti!,^-, und dies Mal sollte seine falsche Ambition verhängnißvoll für ihn werden.
Endlich wegen des früheren Diebstahls hatte weder der Bestohlene, Herr Grimaudet, noch sonst irgend jemand einen Verdacht gegen die Familie Anglade.
Der Criminal-Lieutenant beschloß, eine allgemeine Haussuchung in allen Räumen und bei Allen, welche in dem Hause wohnten und sich aufhielten, zu halten. Dieser Beschluß war nicht zu tadeln; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Hausgenosse bei dem Diebstahl mitgewirkt habe. Allein, wie wir sehen, vollzog der Beamte seinen Beschluß nur theilweise.
Unschuldig verurtheilt. 381,
Statt alles Das zu untersuchen, begnügte man sich mit der übereilte»
Versicherung des Grafen.
Der Criminal-Lieutenant erklärte:
„Da diese Münzen und dieses Papier nach der Versicherung des Grafen
gestohlen sind, so muß ich Beides mit Beschlag belegen. Mein Herr, zählen
Sie selbst die Münzen nach, bevor ich sie an mich nehme.“
Herr von Anglade kam dieser Aufforderung nach. Er zählte die Münzen
in großer Aufregung und sagte dabei: „Ich zittere.“
Die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das
Geld rühre, und verwirkelten sich in einige Widersprüche, indem der eine
die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem
Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am
Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys
seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen
Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Karl Vranz Wiesbaden in Leipzig.


Ter Graf bestärkte den Criminalbeamten in dieser vorgefaßten Meinung. „Meine Leute, der Abbö, der Page und der Kammerdiener, sind während der drei Tage nicht aus meinen Augen gekommen. Ihre Rückkehr erfolgte später als die meine. Wann hätten sie also Zeit, einen Diebstahl zu begehen? Nein, nein, ich richte meine Anklage nur gegen die Anglades und behaupte, daß sie es geltan haben. Ich stehe für meine Leute, daß sie mit dem Diebstahl nichts zu thun haben."


Ter Criminalbeamte hob die letzternannte Münze triumphirend in die Höhe. „Da haben wir,” so rief er, „nunmehr auch dieses Oorpu» dsliori! Tie geränderten Louis'd'ors haben wir auf dem Speicher, die silbernen Livres unter dem Bette gefunden. Es fehlten nur noch die spanischen Doppelpistolen. Nun haben wir auch eine von diesen. Huoä srat âsmoiiztrilluîun!”

Ter edle Graf von Mongommery verstand zwar kein Latein. Aber er nickte lebhaften Beifall.

IV. Ter Justizmord.

Unschuldig verurtheilt. — 383
Mangel an Schulden fand der Eriminal-Lieutenant einen wichtigen Verdachtsgrund. Gleichwohl aber bemühte er sich auf der anderen Seite festzustellen, Herr von Anglade sei dem Spiel und dem Wucher ergeben, was dann wieder das Vorhandensein anderer Einnahmequellen und den Mangel an Schulden erklärt haben würde.

Die Untersuchung drehte sich beinahe gar nicht mehr um den Diebstahl in der Rue Royale, sondern um das ganze Leben, um die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung des Ehepaares Anglade und dergleichen. Daß irgend ein Anderer den Diebstahl begangen habe könne, galt für unmöglich.

Der Graf von Mongommery verstärkte den Verdacht dadurch, daß er, wie dies das damalige französische Recht gestattete, sich in den Registern des Gerichtes als Ankläger gegen die Anglades einschreiben ließ, womit er eine Art Bekräftigung der Anklage und eine Verantwortung dafür übernahm, indem er sich als Eivilpartei und Nebenkläger legitimte.

Inzwischen schmachteten die Anglades im Gefängnis; er im "<ÜIu>to1ct^" und sie im Jort "1\'N^ue". Herr von Anglade führt die beweglichsten Klagen: Er sitze in einem dumpfen unterirdischen Räume, zu welchem die Luft keinen Zutritt habe; und obgleich er von Natur schwach und seit Jahren schon tränt sei, habe er doch kein Lager, als etwas halb verfaultes Stroh, und keine Nahrung als harten schwarzen Brot, von welchem er jedoch nicht einmal so viel erhalte, als nötig sei, um seinen Hunger zu stillen.

Seine Frau liege in einem ähnlichen Loche. Man habe keinerlei Rücksicht darauf genommen, daß sie guter Hoffnung war, als die Verhaftung erfolgte. Die Folge sei eine verfrühte Niederkunft gewesen, welche sie an den Rand des Grabes gebracht habe.


Karl Nraüü-wiosbaKen in leipzig,

ejede Beistandes und Verkehrs mit der Außenwelt beraubte Gefangene gegen
seinen mächtig«! Ankläger Mongommery und gegen den Criminalrichter Daffita,
welchem alle Behörden zur Verfügung standen und dessen Versicherungen das
Parlament Glauben schenken mußte, — kurz, der Alles in einer Persun war:
Ankläger, Untersuchungsrichter, Richter und Gefängnisdirector, und der
namentlich in seiner leitgedachten Eigenschaft die Gefangenen unter feinem
Griffe hatte.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Parlament
die Beschwerden des Herrn von Anglade verwarf und Herrn Daffita als
Nichter bestätigte. Daffita machte nun sofort Gebrauch von seiner neu be-
festigten Stellung. Er erkannte gegen Anglade „die peinliche Frage",
d. h. die Folter. Anglade ergriff auch hiergegen Beschwerde. Allein das
Parlament bestätigte nicht nur die Verfügung, sondern verschärfte auch noch
dieselbe durch den Zusatz: „m2uentibu8 inäionL."

Diese verhängnissvolle Clause! hatte folgende Bedeutung: In der Regel
unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, nm von ihm seine
Mitschuldigen zu erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um
die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst da-
durch eine Verurtheilung möglich zu machen. Nebenstand er die Folter ohne
zu gestehen, dann ließ man ihn laufen.

Diese Clause! aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts
helfen, cmch wenn er die Folter überstehe, sondern es soll in diesen« Falle
weiter gegen ihn proeedirt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden
„vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise“. Das war die Folter in ihrer
ganzen blutigen Härte, ohne den kleinen Schimmer einer möglichen Rechts-
wohntat, welcher sich sonst daran knüpfte.

Herr von Anglade wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten
Graden unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht
schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Anglade verließ nach
die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst da-
durch eine Verurtheilung möglich zu machen. Nebenstand er die Folter ohne
zu gestehen, dann ließ man ihn laufen.

Diese verhängnissvolle Clause! hatte folgende Bedeutung: In der Regel
unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, nm von ihm seine
Mitschuldigen zu erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um
die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst da-
durch eine Verurtheilung möglich zu machen. Nebenstand er die Folter ohne
zu gestehen, dann ließ man ihn laufen.

Diese Clause! aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts
helfen, cmch wenn er die Folter überstehe, sondern es soll in diesen« Falle
weiter gegen ihn proeedirt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden
„vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise“. Das war die Folter in ihrer
ganzen blutigen Härte, ohne den kleinen Schimmer einer möglichen Rechts-
wohntat, welcher sich sonst daran knüpfte.

Herr von Anglade wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten
Graden unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht
schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Anglade verließ nach
achtätigten Martern die Folterkammer mit blutenden, verrenkten und gebrochenen
Gliedern, aber mit dem Bewußtsein der Unschuld, welches ihm die Kraft gab,
allen Qualen zu widerstehen, ohne ein Geständniß zu machen, d. h. ohne
die Unwahrheit, wie man es von ihm verlauft, zu sagen.

Es ging dahin:
„Der Gerichtshof verwirft alle Beschwerden und Appellationen gegen die
Verfügungen des Chütelet und erkennt zu Recht:
„Anglade wird verurtheilt, ergriffen und geführt zu werden nach der
Galeere des Königs, um deselbst während des Zeitraumes von neun Jahren
als Nnderknecht der gedachten Majestät zu dienen; die Saint-Martin aber
(damit war die Frau Anglade gemeint) wird auf nenn Jahre verbannt aus
der Haupt- und Residenzstadt Paris und ihr auferlegt, diesen Bann zu
wahren, bei Meldung der durch die Declaration des Königs angedrohten
Unschuldig veluthcil, 385> Strafen; zugleich wird sie vernrtheilt, 30<(<) Livres Buße an den König zu bezahlen. Sie, in solidarischer Gemeinschaft mit Anglade, wird ferner ver-
urtheilt, dem Grafen von Montgomery 25 673 Livre zu bezahlen; des-
gleichen ihm zurückzugeben das Perlen-Halsband oder ihm statt dessen die Summe von 4000 Livres zu zahlen; Alles jedoch abzüglich der Summe von
5730 Livres (in den Säcke»), welche sofort dem edlen Herrn von Mon-
gommery sind ausgehändigt worden, der 70 geränderten Louis'd'ors, die bei Gericht hinterlegt sind, der spanischen Toppelpistole und der 17 gewöhnlichen Louis'd'ors, welche laut Protokoll am 26. September 1687 dem Anglade im Gefängnis abgenommen wurde». Endlich werden der Anglade und die Saint-
Marten in alle Untersuchungs- und Gefängniskosten verpflichtet, auch in die-
jenigen, welche gegen Massin und Robert erwachsen." (So hießen nämlich die Bedienten des Herrn von Anglade, welche man ebenfalls in das Gefängnis; geworfen hatte.)

Damit der edle Herr und Graf von Montgomery, der die Verur-
theilung der Anglades so eifrig betrieb, seinen Zweck ganz sicher erreiche,
wurde noch sorgfältig hervorgehoben, daß seine Echtschädigungsforderung an
dem Gut nicht nur, sondern auch an dem Leib der Verurtheilten (b. i. durch
Schuldhaft) zu vollstrecken sei, und daß dieser Gläubiger den Vortritt habe
auch vor der an den König zu leistenden Strafe.

Ter höchste Gerichtshof erkannte an, daß in Ermangelung eines Ge-
ständnisses auf die ordentliche Strafe, welche das Gesetz für einen so großen
und so raffinierten Diebstahl androht, nämlich auf den Strick, nicht erkannt
werden könne; dazu reichte die Beweise doch nicht aus: wohl aber reichten sie aus, »m auf eine außerordentliche Bestrafung uach Maßgabe des Beweises — "pono extraordinaril! i"ro mockn prbletionis" — zu erkuenu. Davon,
daß, wenn die Beweise nicht ausreichen, man überhaupt auf gar keine Strafe
— weder auf eine ordentliche noch auf eine außerordentliche, weder auf den
Strick noch auf die Galeeren — erkennen dürfe, davon waren damals die
Juristen noch nicht zu überzeugen. Sie würden diese Meinung, an deren
Nichtigkeit heute Niemand mehr zweifelt, für ein höchst gefährliches und revolu-
tionäres Hirngesinnst erklärt und in ihrer Verwirklichung den unfehlbaren
Untergang von Thron und Altar, von Recht und Gerechtigkeit erblickt haben.

Herr von Anglade war auf der Folter so fürchterlich zugerichtet worden,
die Sterbefacramente und forderte ihn auf zu einem reuigen Bekenntniß seiner
Sünden. Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr von Anglade, im Angesicht
des Nichterstuhls Gottes, auf das Feierlichste mündlich und schriftlich, er sei
unschuldig an dem Diebstahl, er wolle aber nach dem Beispiele des Erlösers

V. Die richtige Spur.


Unschuldig verurteilt. 28?

Die Nachforschungen nach Belestre und Gagnard ergaben Folgendes:


Man vernahm nun auch die in den anonymen Briefen genannte Frau La Comble, welche früher mit Nelestre gelebt und dann dem Abbé Gagnard als Kupplerin gedient, sonst aber keinerlei Gemeinschaft mit deren verbrecherischem Treiben gehabt hatte:

Dieselbe sagte aus: „Unmittelbar vor dem Diebstahle bei dem Grafen Mongommery beauftragte mich Belestre, in seine Wohnung zu gehen und dort seine Papiere und was sonst ihn verrathen könne, wegzunehmen und bei mir zu verwahren. Er sagte: Ich habe mit dem Abbé Gagnard einen großen Coup vor und

N»» und Lud. XXXVIII. 1K, 26
388 Karl Vraun wiesbaden in leipzig.
muß, Wenn da was schief geht, eine Zeit lang verschwinden. Als bald nach
dem Diebstahl aber zeigte er mir einen Haufen Gold- und Silber-Münzen
und ein sehr tastbares Perlenhalsband. „Seihest Tu/ sagte er lachend, „das
ist all für uns/ Auf meine Fragen, woher er das habe, sagte er: ge-
wonnen im Spiel/ An demselben Tage mußte ich ihm hundert Stück funtel-
neue geränderte Louisd'ors in einen lederen Gürtel einnähen. Ich sagte ihm
dabei: „Wem Du all das abgewonnen, den hast Du doch gewiß recht un-
glücklich gemacht/ „AH bah/ erwiderte er, „diese Leute haben auch ohne das
genug; und überhaupt ist doch eigentlich alles Vermögen gemeinsam, und
man muß es nur verstehen, sich sein Theil davon anzueignen/ „Eines Tages später ging ich mit ihm im Luxemburg-Garten spazieren.
Plötzlich sagte er: „Jetzt geh fort, denn jetzt kommt jemand, mit dem ich
abzutheilen habe/ Ich war neugierig, wer das sei, und sah mich noch ein-
mal um, als ich wegging. Es war der Abbé Gagnard.“ So die La Comble.
Die beiden Verdächtigen, hierüber befragt, widersprachen einander.
Belestre erklärte, es habe sich um einen gemeinsamen Spielgewinn gehandelt,
Tir Abbé leugnete, jemals irgend eine solche Gemeinschaft mit Belestre ge-
habt zu haben.
Weiteres Beweismaterial ergab sich durch einen glücklichen Zufall.
In der Untersuchung gegen Belestre wegen jenes an einem Kaufmann
verübten Diebstahls wurde der Anschuldigte confrontirt mit einem Zegen.
Er hatte die Unklugheit, sich mit diesem Zeugen zu zanken, wobei er unter
Anderem auch bemerkte, er habe den Zeugen in verdächtiger Gesellschaft ge-
sehen, nämlich in der des Abbé de Fontpieire, sowie der Herren Giraut,
de la Noque und la Fonds.
Der Procurator des Königs ließ diese Leute ermitteln und laden. Sie
lieferten die schwersten Nelaßungsbeweise in Bezug auf den Diebstahl bei dem
Grafen von Mungommery.
Der Abbé von Fontpicrrc bekannte, er sei der Urheber der erwähnten
anonymen Briefe, er habe Umgang gepflogen mit dem Abbé Gagnard und
durch diesen auch Belestre kennen gelernt, Belestre habe ihm mit ziemlich
deutlichen Worten den Diebstahl bei Mongommery eingestanden und ihm das
gestohlene Geld gezeigt, namentlich die hundert Stück neugeprägten Rand-
Louisd'ors; eines Tages habe er den Abbé Gagnard besuchen wollen, Belestre
sei bei demselben gewesen; deshalb habe er ein wenig gezögert einzutreten, zu-
mal da die Herren zu Tafel gesessen. So habe er deren Unterhaltung gehört,
ohne gesehen zu werden.
„Nun, mein Freund/ habe Belestre zu Gagnard gesagt, „nur gegessen,
nur getrunken, wir haben den Genuß davon, daß der Marquis auf der
Galeere ist/“
Gagnard habe geseufzt und erwidert:
„Wie ich ihn bedauere: er war ein braver Mann und hat mir viel
Freundschaft erwiesen/“
Unschuldig oerurtheilt, — 389

„Immerhin," habe darauf Belestre gesagt, „aber haben denn gerade wir
Ursache, einen Menschen zu beklagen, dessen Unglück unser Glück ist?"

Gagnard habe auch den Belestre gewarnt, dem Abbé Fontpierre zu viel
Pertrauen zu schenken, „derselbe wäre im Stande zu schwätze—".


Dafer sei die La Comble gekommen, um Wein zu bringen. Mit
dieser sei er hineingegangen. Die Zwei seien anfangs betreten gewesen aus
Furcht, daß er etwas gehurt habe; dann aber habe sich die Unterhaltung um
andere Dinge gedreht. Später habe ihm Belestre auch den Nachschlüssel
gewählt, womit er bei Mongommery die Räume geöffnet.

Durch die anderen Zeugen wurde ermittelt, daß Belestre aus der An-
fertigung falscher Schlüssel ein Gewerbe gemacht hat. Er hatte verschiedenen
Personen gesagt, Schlüssel in Wachs abdrücken und dann nachmachen, das
sei das beste Mittel, reich zu werden. Einem Zeugen hatte er einen Haufen
Gold- und Silber-Münzen gezeigt und dann einen Schlüssel mit den Worten:
„Dieser Schlüssel hat mir zu all diesen Schätzen verholfen. Das ist der
goldene Schlüssel."

Kurz, jede Vernehmung ergab eine neue Belastung für Belestre und
Gagnard. Zugleich lieferte sie den Beweis, wie leicht es gewesen wäre, schou
im September 1687 oder bald danach den wahren Sachverhalt zu entdecken,
wen nicht der Untersuchungsrichter mit unbegreiflicher Verblendung einer
falschen Spur gefolgt wäre, während das Auffinden der gestohlenen Säcke
mit Geld unter dem Bett des Abbé Gagnard einen klaren Fingerzeig gab,
wo der Thäter zu suchen.

Merkwürdiger Weise ergab es sich nämlich, daß schon während man
hartnäckig gegen die Anglades procedirte, es in der Verbrecherwelt und den
mit ihr in Berührung kommenden Kreisen vollständig notorisch war, daß
Belestre und Gagnard den Diebstahl bei Mongommery verübt hatten. Selbst
bis nach Mans drang dieses Gerücht, und es ist schwer zu begreifen, wie ganz
allein dem Polizei-Lieutenant des Königs das unbekannt bleiben konnte, was
in dem Kreise, wo man hätte nachforschen müssen, Jedermann wußte.

Die beiden Verbrecher waren anfangs sehr dreist. Sie stellten sich auf
den formellen Standpunkt: „Was man denn wolle, die Sache sei ja rechts-
kräftig entschieden."

Frau von Anglade intervenierte jedoch und verlangte in ihrem und ihrer
Tochter Namen Revision des ergangenen Urtheils.

Dagegen circulirte eine gedruckte Denkschrift zu Gunsten von Gagnard
und Belestre, welche von dem Grafen von Mongommery inspirirt glaubte. Dazu
griff das Gericht zu dem damals so beliebten Auskunftsmittel: es
spannte Beide auf die Folter. Belestre widerstand derselben. Gagnard legte
ein unumwundenes Geständnis ab: er habe von dem vorhandenen Gelde und
dem Ort der Aufbewahrung durch den Grafen selber, der ihm Alles anver-
traute, Kenntnis) erhalten; er habe in Folge seiner heimlichen Ausschweifungen

26
390 Rall Vrauii\wiesbaden in Leipzig,
Schulden gehabt, auch nicht ewig in einer dienenden Stellung verbleiben wollen,
seinen Umgang mit Belestre, der die hohe Schule des Verbrechens hinter sich
hatte, habe ihm das bequeme Mittel geboten, durch diesen das Verbrechen
tanz zu lassen zu einer Zeit, wo ihn, den Abbö, sein Aufenthalt auf dem
Lande vor jedem Verdacht hätte schützen müssen; er habe dem Belestre die
Schlüssel gegeben, dieser habe Wachabdrücke gemacht und danach die Nach-
schlüsse gefertigt und den Diebstahl begangen; den Ertrag hätten sie gleich-
heitlich getheilt, nur die Perlenschnur habe Belestre als Vorantheil erhalten.
Dieser, Belestre, habe auch durch seine Renommierterei und Geschwätzigkeit die
Sache an den Tag gebracht: Er, der Abbö, habe keine ruhige Stunde mehr
gehabt. Schon als man das gestohlene Geld unter seinem Bette gefunden,
habe er geglaubt, nun sei er verloren. Wenn man ihn damals gefaßt hätte,
wäre er ein Geständnis; abgelegt und den armen Anglades ihr hardes
Schicksal erspart haben. Nunmehr füge er sich mit Ergebung in sein Schicksal
und tröstete sich mit der Hoffnung, daß er, wenn auch zu spät und nur zum
Theil, ihnen könne Genugthuung verschaff en. Er betrachtete seinen Tod als
eine unzureichende Sühne für den Tod des armen, unglücklichen und braven
Herrn von Anglade.
Als man dieses Geständnis; dem Belestre mittheilte nnd den Gagnard
mit ihm confrontirte, sah Belestre ein, daß keine Rettung mehr für ihn
war, und bestätigte die Angaben des Abbö auch seiner Seits durch ein un-
umwundenes Geständnis;.
Das Erteintniß, welches darauf erging, verurtheilte den Gagnard und
Belestre wegen des am 25. September 1687 bei dem Grafen von Mon-
gommery begangenen Diebstahls zum Tode, und Beide wurden gehangen.
VI. Die Sühne.
Nachdem die Gerechtigkeit endlich die wahren Schuldigen in der Person
des Gauners und Vagabunden Belestre und des Abbö Gagnard getroffen,
beantragte die unschuldig Verurtheilte, Frau von Anglade, in ihrem und ihrer
Tochter Namen Revision des gegen sie und ihren verstorbeneu Gemahl
ergangenen ungerechten Urtheils. Der Staatsrath, der für die Vorfrage
competent war, verfügte die Revision und trug dieselbe dem Parlamant auf.
Bei diesem beantragte Frau von Anglade, es möge jenes Urtheil auf-
hoben, das Andenken ihres seligen Gemahls von den auf demselben ruhenden
Makel befreien und den Grafen von Mongommery wegen seiner grundlosen
und entweder aus Bosheit oder doch mit äußerster Fahrlässigkeit, Frivolität
und Gewinnsucht erhobenen Anklage und der daraus erwachsenen schrecklichen
Folgen zu voller Schadloshaltung verurthcilen.
Diese Schadloshaltung habe stattzufinden-
1. wegen Tödtuug des Oberhauptes und des Ernährers der Familie
Anglade;
2. wegen rechtswidriger Aneignung des Vermögens derselben und wegen
Unschuldig reruitheilt, 39^ Verschleuderung der Mobilien und der Güter durch die von dem Grafen erwirktten Zwangsversteigerungen;
3. wegen der der Frau von Anglade und deren Tochter zugezogenen Verhaftung und der in einem abscheulichen Gefängnisse erduldeten Qualen und Entbehrungen;
4. wegen der elrittenen Verbannung, verbunden mit Störung und Ver- richtung der bürgerlichen und wirthschaftlichen Stellung;
5. wegen erduldeuter Armuth und unverschuldeten Elends;
6. wegen Kränkung der Ehre einer schuldlosen Familie.
Was den letzten Punkt anlangt, so kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch unserer heutigen Gesetzgebung noch nicht gelungen ist, für eine solche Kränkung der idealsten Güter des menschlichen Lebens die strenge Würdigung und einen Maßstab für die hiergegen aufzuerlegende, an den Verletzten zu zahlende Buße zu finden.
Es war der Frau von Anglade nicht schwer, die Rechthaberei und Selbstüberschätzung des Lieutenant Criminel nachzuweisen, und wie derselbe lediglich aus Connivenz gegen den vornehmen Grafen gehandelt, welcher durch die hochfahrende Erklärung: „Für meine Leute stehe ich ein,“ die Untersuchung die falsche Richtung gegeben.
Eben so leicht war es, die Fahrlässigkeit, die Frivolität, die Hab- und die Rachsucht des Grafen nachzuweisen, der sich ganz seinen bösen Leidenschaften überlassen habe und deshalb haftbar sei für alle schlimmen Folgen, die daraus erwachsen.
Der Graf hatte die Stirn, jede Schadloshaltung zu verweigern und sich hinter den Untersuchungsbeamten und die Richter zu verschanzen. Möge das Urtheil falsch sein, so habe doch nicht er, sonderi das Gericht hierfür aufzukommen; er habe nichts gethan, als Anzeige von dem Diebstahl gemacht und seine Vermuthungen ausgesprochen; wenn das bestraft werde, dann werde man die Leute abschrecken, einen Diebstahl anzuzeigen, und die Verbrecher würden sich voller Straflosigkeit erfreuen.
Die Frau von Anglade wies nach, daß der Graf weit mehr gethan, als Anzeige machen; er habe den Untersuchungsbeamten geflissentlich auf eine falsche Spur geleitet; und wenn solche Anzeigen nicht bestraft würden, so werde man frivole Anklagen hervorrufen, indem man deren Urheber einer jeden Verantwortlichkeit überhebe.
Am 17. Juni 1693 sprach das Parlament folgendes Urtheil: „Wir erklären den Herrn von Anglade für unschuldig an dem Dieb-
12 Aar! Vraun'wiesbade» in teipzig.
stahl, dessen er vor seinem Tode beschuldigt worden war, und sprechen zugleich seine Ehegattin von der Wider sie vormals erhobenen Anklage völlig frei.


„Zu Bezahlung aller dieser Summen, an Capital und Interessen, wird also der Graf von Mongommery, bei Vermeidung persönlichen Arrestes, hierdurch angeordnet. Es wird ihm aber zur Berichtigung derselben eine zweijährige Frist erstattet, so daß er die eine Hälfte mit Interessen nach Verfluß des ersten, die zweite Hälfte, auch mit Interessen, am Ende des zweiten Jahres abtragen kann. Während dieser Frist soll die Frau von Anglade alles Klagen wider den Grafen, falls sie die Bezahlung gehörig entrichtet, sich enthalten. Sollte aber der Graf nach Versuße des ersten Jahres die gebührende Zahlung nicht entrichten, so ist sie berechtigt, sogleich auf Schuldfahrt anzutreten, und auch gegen seine Gemahlin sich aller Rechtsmittel zu bedienen.

„Indes soll der Graf von Mongommery und seine Gemahlin gehalten
Unschuldig verurteilt. 2H3
sein, der Frau von Anglade binnen einem Monat, von der Eröffnung dieses
Urtheils an gerechnet, 3000 Livres zu ihrem Unterhalt zu bezahlen. Doch
soll diese Summe bei der Hauptzahlung des ersten Termins wieder abge-
rechnet werden. Die Frau von Anglade behält aber das Recht, im Fall
diese Alimentengelder nach Verfluss eines Monats nicht ausbezahl Wären,
den Grafen und seine Gemahlin durch gehurige Rechtsmittel dazu anhalten
tzu lassen.
"Den weiteren Anträgen wird nicht statt gegeben.
"Uebrigens ist der Graf von Mongomery schuldig, alle sowohl durch
den Criminalproceß beim Chütelet, als auch in der Appellationsinstanz ver-
ursachten Kosten zu bezahlen und zu erstatten.
"Endlich verordnen wir auch, daß dieses Urtheil überall, wo es ge-
wöhnlich und erforderlich ist, vorgelesen, bekannt gemacht und öffentlich ange-
schlagen, und der Inhalt desselben in die Register der Gefängnisse, wo die
Namen des Herrn von Anglade und seiner Gattin verzeichnet waren, einge-
tragen werden."
Der schwer gekränkten Frau Uuu Anglade und ihrer Tochter wurden
also ihre Hauptansprüche aberkannt.
Wie konnten auch die nämlichen Richter, welche sich zu Mitschuldigen
des Grafen Mongomery gemacht hatten, denselben verurtheilen?
"Wird nicht," fragt ein alter französischer Rechtsgelehrter „der Schutz der
Unschuld und die Schadlos haltung unschuldig Verurthelten, sei es durch den
Staat, sei es durch den ungerechten Ankläger, so lange eine Chimäre bleiben,
so lange es für diese Fragen nicht eine besondere Instanz giebt, welche auch
die Frage prüft, ob nicht auch den Richter, welcher Unschuldige verurtheilt,
eine Schuld und eine Strafe zu treffen hat? Würde nicht eine solche Ein-
richtung dem sonst vollkommen unabhängigen Richter ein größeres Gefühl
feiner Würde geben, und seiner Verantwortlichkeit gegenüber, dem Staat, der
Gesellschaft und seinen Mitbürgern?"
Für die Tochter des Opfers einer falschen Rechtsprechung, für Fräulein
von Anglade, wurde bei Hof eine Collecte veranstaltet, welche mehr als
100 000 Livres eintrug. Sie heimthete in der Folge einen Herrn von
Effart.
Anstatt Gerechtigkeit, gewährte man Gnade. Statt einen Wirksam
Rechtsanspruch gegen den falschen Ankläger zu statuiren, beschränkte man sich
darauf, ihn zu zwingen, das rechtswidrig Verschluckte wieder auszuspeien.
Statt der Genugthuung durch ein Urtheil erfolgte eine Bettel-Collecte; und
obgleich die Procedur die scandalösensten Mißstände enthülite hatte, nahm
man doch daraus keine Veranlassung, die Gesetzgebung und die Rechtsprechung
zu reformiren.
Auf die Unthaten von 1689 folgte die Revolution von 1789.
Hypnotismus in England und Frankreich.

von

Alfons Aistner.

— Röntgenblitz. —

ine der angesehensten und zugleich besonnensten englischen Zei
chriften, die „The Art ist U/Nsvev v“, brachte vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Die

Inenschlief Persönlichkeit“ einen Aufsaft, der nach den darin mitgeteilten

Thatsachen wie nach der Perspective, welche diese eröffnen, geeignet ist, sensationelles

Aufsehen zu erregen. Was nns der Verfasser — Frederic W. H. Myers, eines der führungsten Mitglieder der Gesellschaft für psychische Forschungen (8c ior ?3vol>ir=t Retouren) — dort berichtet, und noch mehr die Folgerungen, zu welchen die angeführten

Facta leiten, dürfte in der That für viele Leseer so neu und von so verblüffender

Wirkung — BArt.1lv.3 — sei, wie Moers halb zaghaft in der Einleitung es ausspricht,

Nac Gabiet, auf welches wir geführt werden, ist durch spiritistische Schwindeltricks
durch den gerade in England blühenden Geisterhumbug — über den jüngst der

Leinenser Physiolog Preyer in der „Deutschen Rundschau“ sich näher verbreitet hat —
in Mincred gekommen und Alles, was mit Tomnambulismus, Hypnotismus u. dgl.
in Zusammenhang steht, sehen wir einstweilen mit gerechtem Mißtrauen an. Andererseits
hat die Wissenschaft das gute Recht und nachgerade, nachdem durch thatsächliches
Material eine gewisse sichere Basis gewonnen ist, geradezu die Pflicht, im Hinblick auf
die Erkenntnis“ des Seelenlebens räthselhafte Erscheinungen, soweit sie beglaubigt sind,
nicht mehr unerkannt zu igorieren, sondern ihnen näher auf den Leib zu rücken, etwaigen
Humbug schonungslos zu enthüllen, für nicht wegzuleugnende Thatsachen dagegen eine
Erklärung zu suchen. Die rechte Methode hierzu bietet nun — nach Myers und seine

Genossen — die Experimentalpsychologie, es gilt jetz, die groffene Probleme unserer
Taseins nicht sowohl durch metaphysische Argumenttrug in Angriff zu nehmen, als
durch sorgfältiges, genaues Tatalstudium all der einzelnen Erscheinungen, die zugleich
in das psychische und das physische Bereich gehoren. In erster Linie würden Gegen-
stand einer solchen Wissenschaft die natürlichen und die abnormen geistigen-physischen
Zustände jeder Art sein: Schlaf und Traum, Lchlfwache, hysterie, alternirende

Bewusstseins, Epilepsie, Wahnsinn; sodann parallel mit diesen von selbst sich ergebenden
Zuständen die künstlich herbeigeführten: Narkotismus, hypnotisches Schlafwachen n. s. w.,
Hypnotismus in England und Frankreich. 3H2

die gleichsam durch eine schmerz- und harmlose psychische Vivisection wunderbares Licht in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfe». Von solchen Streiflichtern läßt der Verfasser darauf im Verfolg seines eigentlichen Themas — Kritik einiger herrschenden metaphysischen Ansichten über die Merkmale des Begriffs der menschlichen Persönlichkeit — einige aufblitze und sie sind es, die uns hier vor Allein interessiren. In die philosophische Streitfrage einzugehen würde uns zu weit führen.

Drei Merkmale menschlicher Persönlichkeit, freier Willen, zusammenhängende Erinnerung und „homogener Charakter“ werden auf Kraft gegenüber einem analytischen Experiment geprüft. Und zwar betrachtet der Verfasser nur eine Untersuchungsform, den hypnotischen Zustand, „viventera vivorum mortis“ — nach dem Ausdruck eines französischen Gelehrten, des Professor Veaunis — aber eine Vivisection, die dem Betroffenen nicht nur nicht schadet, sondern, was wir dem Verfasser glauben, oft sogar allerlei heilsame Wirkung bringt, wie wir nachher sehen werden.

Eine Frage drängt sich aus, ehe wir zu den Ergebnissen der Experimente selbst kommen, die Frage: sind die dabei Beteiligten glaubwürdig? Waren die Untersuchenden verläßliche Gelehrte? Haben wir nicht etwa Simulation seitens der Untersuchten zu argwöhnen? Myers selbst erhebt diese Fragen und beruhigt kritische Gemüther durch den Nachweis, das, erster die meisten jener Untersuchungen von namhaften Männern der Wissenschaft, zumeist französischen Nerzlen und Professoren der Universität Nancy ausgegange, daß zweitens selbständige eigene Experimente ganz analoge Resultate ergaben, desgleichen Untersuchungen, welche die englische Gesellschaft für psychische Forschungen anstellen ließ: das, feiner er — Myers — als Augezuge des von den „erfahrensten aller lebenden Hypnotiseuren, Prof. Dr. Lisbault in Nancy, der seit fünfzehn Jahren an mehreren tausend Personen den hypnotismus praktisch ausgeübt hat, im Nürherhospital zu Nancy und in Dr. Liobeaults Privatpraxis beigewohnte, wobei ihm gestattet war, an den hauptsächlichsten „Subiecten“ <den der Prüfung unterworfenen Personen> eigene Untersuchungen anzustellen, die ihre Bestätigung durch weitere Experimente in der Salpethrie zu Poziis fanden. Dies im Verein mit dem Umstand, das, keine einzige kompetente, bei den Untersuchungen gegenwärtige Person Zweifel gegen Glaubwürdigkeit der Beteiligten erhoben hat, berechtigt den Verfasser, wie er sagt, „die erzielten Resultate als positive Errungenschaften für die Wissenschaft hinzustellen“.

Nunmehr können wir uns zu den Experimenten selbst wenden. Es handelt sich zunächst um solche, welche den menschlichen freien Willen beleuchten. Ein Individuum wird nur teilweise eingeschlafert, worauf Myers zu ihm sagt: „Jetzt können Sie Ihre Augen nicht öffnen.“ Die Augen bleiben geschlossen. „Lachen Sie jetzt!“ Er lacht, „Jetzt heißen Sie Nebucadnezar. Also wie heißen Sie?“ „Nebucadnezar.“


Hierin erkennt Myers eine Trübung des Willens: der Hypnotisirte mußte die vorgezeichnete Antwort geben, fühlte, wie des Hypnotiseurs Wille Kraft über ihn gewann und behielt nur gerade noch eine kuriose Art Halbglücks in feine eigene Wohlwolle, Schwieriger war solche Willensbeziehung gegenüber eium wohlerzogene und an Selbst-
IHl) Alfons Ristner in Königsberg. 

Lypnotismus in England und Frankreich, 32?
nach der hypnotisch! Anregung oder Einredung, mag für Ausfiihning der That bestimmt
weiden: Professor Liegeois gab einem anderen Subjekt ein Papier mit weissem Pulver,
welches er als Arsenik bezeichnete, und hieß ihn dasselbe nach der Rückkehr zu Hause
in Wasser aufgelöst seiner Tante geben. Abends kam die Nachricht von dieser Tante,
das ihr Neffe in der That das Pulver ihr gereicht habe. Ter Thäter hatte in diesem
Falle dm Vorgang vergessen und wollte nicht glauben, das; er auf eine geliebte Ver-
wandte einen Mordversuch gemacht habe.

Jeder Leser — falls er dem hier Berichteten (Klauben schenkt — wird hier nun
zunächst eine Regung der Empörung fühlen). Zugestanden, jene Kraft des Hypnotiseurs
erflehte, ist es erlaubt, solche verbrecherische Vorstellungen in eine andere, mehr oder
minder krankhafte Seele zu senken? Ist nicht vielleicht schon die Thattsache des erhaltenen
Anreizes zum Verbrechen genügend, die moralische Natur des „Subjectcs“ zu asficirc? 
Ferner: Liegt nicht die Gefahr nahe, einen so von hohes und weizes, auf übben
Zwecken gebraucht zu sehn? Obue diese Nedeueich in Abrede zuzustellen, beruhigt Müss
etwaige ängstliche Landsleute mit den: Hinweise, dass jene „Subjectcs“ des Professor
Lögeois erlebte Specimina einer sensiven Nation gewesen wären; Angehörige des
robusten englischen Stammes würde vielleicht einen so weit gehenden Einflust des
Hypnotiseurs nicht erfahren haben. Zudem, so bemerkt er, gibt es eine wirksame,
von den sranzöstsclien Gelehrten empfohlene Vorsichtsmastregel: fühlt ein Subject sich allzu
seufitiv, fo lase es sich vou einem zuverlässigen Freunde hypuolifire«, welcher ihm ein
schärben muß, dass tuk Anderer nach ihm dies zu thun im Stande sein soll. Damit
hat die magnetische Kraft ihr Gegengift gegen fuch selbst gegeben. 

Die eminent juristische Bedeutung der Möglichkeit solcher Fälle, wie sie oben erzählt
sind, ist zu dem Professor zu Nancu nachdrücklich hervorgehoben worden: der Richter wird
cüfige angefühgt irgend welcher «aufgeklärte» oder unnottiuirten Vergehe» sich die
Frage vorzulegen habe, ob nicht nur Ende jene Thaten im somnambulen Zustand be-
gangen sind. Die Hunalc-ü. «<i'en-p"Nk<e«<e=7e von 1888« rnd die|:eu=8<e=7e von Ende 1/s83 berichten vou zwei Fällen, in welchen angeklagte Personen als un-
schuldig entlassen wurden, weil sie hypnotisiert worden waren und der Richter die» 
Beweis als gegeben ansah, dass die That im unbewustes» Zustand geschehen war.

Unter den weiteren Mittheilungeu des Engländeru sind nur noch einige, welche
die Möglichkeit, dass die Ausführung einer hypnotischen „Eiugebuug“ mich Belieben
auf Tage und selbst Monate aufgeschoben werde» kann, dthinw sollen. Hier
weder die Beschreibung der Fälle habe — die unbedingt stärksten Zumuthungen gemacht? 
Mau vernehme solgendue vou Professor Nernheim — ebenfalls einem Mitglieds der psychische»
Schule zu Nancy — herrührenden Bericht (in seiner Schrift „D€© 8u"<«««<t,ian
6<cm l'etat n°pnot'us, 1884): „In Monat August fragte ich S., einen alten 
Soldaten, während des hypnotische» Zustaudes: „Au welchem Tage der erste» October-
woche werden Sie frei sein?“ — „Am Mittwoch/ Mit, an diesen: Tagen werden Tic 
bei Dr. Lißbault versprechen: dort finden Sie den Präsidenten der Republik, der Sie
mit einer Medaille und einer Pension beschenken wird,” Vector sagte ich ihm Nichts
und nach dem Erwache» war ihm jede Erinnern heimwien. Am 3. October schrieb
mir Dr. Lißbault Folgendes: „S. ist soeben bei mir gewesen, er ging gerade ans
meinen Bücherschrank zu und machte eine respectuelle Verbeugung: dann hörte ich ihn
das Wort „Excellenz‘ nusspruhen. Bald darauf erhob er seine rechte Hand und
antwortete: „Lorni lixxelleou!“ Er wandte sich wieder nach dem Bücherschrank, grüsste
und entfernt sich. Tic Zeugen dieses Auftrittes fragten mich natürlich, was das für ein
Tollhäusler sei. Ich antwortete ihnen, er sei durchaus kein Tollhäusler, sondern» so
vernünftig wie sie oder wie ich: nur eine fremde Person in ihm habe gehandelt.‘‘

So unerhört diese Darstellung klingen mag, so ist es nicht der erste derartige Fall,
welchen die „Psychiker“ verzeichnen, Ter Münchener Philosoph !<r. Karl Du Prei
— allerdings ein Glaubiger, der in seinem vor wenigen Monate» erschienenen, mich
Typtnotismus in England und Frankreich. 3H9
kommen kann, die wir für freie Entschlüsse halten; denn zunächst hinter der Handlung liegt
der Wille des Magnetisierten, dem Versprechen »achzukommen, und es ist erst ein zweites «
Problem, dass dieser durch eine» übermächtige» srenideu Wille» herurgenifen wurde, «
Wen durch die bisher angeführte» Ergebnisse hypnotischer Experimente da»
Problem der Willensfreiheit eine neue Beleuchtung erhält, so bedroht das von Myers
weiter Berichtete noch andere hergebrachte metaphysische Anschauungen, Ein Hnnpl-
argument für die Identität der menfchliche» Perfönlichkeit ist immer die Eontiuulität
des Gedächtnisses gewese», 3cm gegenüber soll durch de» Hypnotismus — wie schon
zum Theil aus obige» Beispielen hervorzuzeigen schien —die Thatsache des al temrende
Gedächtnisses beleisten, die früher nur für gewisse Kranchheitzustände zu
belegen war. Wieder stehen die Experimente der Schule von Nancy im Vordergrund,
Professor Brauus berichtet SMe vuc pbInZ. ^illet 1885): »Fräulein A. E. war
gerade bei Professor Löbanlt erschienen, sofort bei ihrem Eintritte sagte ich:
Innerhalb einer Minute werden Sis dort die beiden Büsten (Thiers und Beranger)
vertauschen! Es geschah, und einen Augenblick darauf Halle die junge Dame den
ganzen Vorgang vergessen. Frau H. A., die mit ihr gekommen war, bemerkte:
»Wahhaftig, ich hätte das nicht gethan.« Sehr wohl, sagte ich, »in einer Minute
werden Sis einen Suu aus meiner Westentasche »ehmen und in Ihre Tasche stecken,»
Nach Ablauf der Minute erob sich Frau H. A., zögemd, nahm einen So» aus meiner
Westentasche und steckte ihn ein. Gleich daraus sagte ich zu ihr: »Leere« Sie Ihre
Tasche.« Sie sah mich überrascht au, lhat es aber und fand beim Ausbreiten des
Inhaltes den Sc», den fie einen Nugeublick betrachtete und dann in ihre Börse steckte,
»Ter So» gehört nicht Ihnen,« sagte ein Anwesender, »Sie haben ihn eben von Herrn
Neaulis genommen.« Sie konnte sich auf Mchts besinnen und war durchaus nicht
überzeugt, »dast der Sou ihr nicht doch gehörte.«
Nach der Behauptung der englischen und französischen Psychiker kehrte die
Erinnerung an solche Handlungen», die unter dem Einfluß der von einer vorhergehenden
Hypnotisierung noch angegriffenen Nerven unubwusst begangen worden sind, in nach-
folgenden hypnotischen Zuständen zurück, auch sonstige vermeintliche Erlebnisse, deren
Vorstellung durch die Magnetisimung hervorgerufen worden ist, kehr» iu der Ernnuung
bei »achfolgeuer Hypnotisierung zurück. Myers selbst uah, wie er erzählt, ein auf
die Feststellung dieser Thnitsache zielendes Experiment am 31. August 1885 an der
genannte» Frau H. N. vor, nachdem Professor Lisbnul diese hypnotisirv hatte, »Ich
ersuchte den Professor,« berichtet er, »Ihr zn sagen, dass sie im sieben Uhr dieses
Abends mich in ihrem Salon erscheinen scheu und von mir einige Complimeute hören
würde, sowie den Wunsch, Herrn A, — falls dieser anzweesend — vorgestellt zu werden,
Sie wurde sodann aufgeweckt und erinnerte fich an Nichts von dem, was ihr gesagt
war. Am 1. September schickte man unter irgend einem Vorwand Prof, Löbaulls
Dienstmädchen zu Frau A., welche sogleich sagen liest, einer der englischen Herren —
sie beschrieb mich — habe Abends vorher um ? Uhr vorgesprochen. Am 2. September
lam Frau A, wieder zu Li«bault. Ich spielte auf meinen vermeintlichen Besuch an,
ivorauf sie sehr erstaunt dreinschaute und bemerkte, sie hätte mich sicherlich nicht gesehen.
Wir fragten sie sodann ob sie des Dienstmädchens, das am 1. September den Gang
gethan hatte, sich erinnerte; allein obwohl deren Verweilen einige Zeit gedauert hatte
und durch einen oder zwei unbedeutende Zwischenfälle morlirt war, hatte so gut wie
Nichts iu Iran A,s Gedächtnis, gehaftet. Es war noch als ob es eine Verlängerung
des „Traumes" wäre; das Gespräch, welches ihre Gedanken eine Zeitlang dem Vor-
gang der Hnlluciuntiun zugewendet hatte, gehörte thalsächlich mehr zu dem hypnotischen
13 dem normalen Strom ihres Daseins. Ich hypnotisirte sodann selbst Fran A. und
fragte: »Haben Sie mich gesehen, seitdem ich Ihnen zuletzt bei Professor Lisbnul!
begegnete? « — Gewi; Sie sprachen am 31. August um sieben Uhr bei mir vor, —
»Führte mich jemand in's Zimmer oder daraus heraus? « — »Nei«, Sie traten allein herein.
400 ?llfo»3 Uistner in Königsberg.
Kein Tiener oder sonst jemand war für die hallucination nugegcbe worden, daher wurde »ilr meine Gestalt gesehen.

Was sagte ich? — Sie dankten mir eher hoffäh für mein Erscheinen bei Prof. Lwbanlt. — Wissen Sie, das, Sie sehe noch meinen Besuch in Abrede gestellt habe? — Unmöglich; ich entinne mich Ihres Besuches sehr deutlich.'— Ter Hali- 
ninationobesuch, wie man sieht, war im hypnotischen Zustand vorgeschrieben, 
onbloh in Nane warer hervorgerufen wurden. Er gehörte also eigentlich zum 
Traumgdcächtis; und schwand bald aus derwachen Erinnerung wie ein Traum.'

Noclich wunderbarer läßt sich ein Bericht nn, welchen Professor Nrawinis nn die 
ohnlängst gegründete „Loriete „8^L!nuIc>~siss!<ss1quL' erstattete ss. Il»?u< 
plito.!, 8-p. 1885): „Am 1. Iul 1884 richtete ich an das hypnottisierte Fräulein A. E, 
folgende „~ in meinem Tagebuch damals wörtlich verzeichnete — Einschärfung: „Am 
1. Januar 1885, früh 10 Uhr, werde Sie mich sehen. Ich werde Ihnen ein glückliches 
Neujahr wünschen und dann verschwinden.'

Einschärfung gesprochen. Au demselben Tage erzählte Fräulein A. E. zu Nancy einer 
Freundin — sie hat es nachher auch Professur Lisaull und mir erzählt — folgendes 
Erlebnis: Um 10 Uhr Vormittag befand sie sich in ihrem Zimmer, als sie ein Klopfen 
auf der Thür hörte. Sie rief „Herein“ und zu ihrer grunen Überraschung sah sie 
mich eintreten und hörte mich ihr ein glückliches Neujahr wünschen. Ich entfernte mich 
fast augenblicklich und obwohl sie aus dem Fenster sah, um mich gehen zu sehen, erblickte 
sie mich nicht. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie auch, das, ich einen Sommerauzug 
trug, in der That denselben, den ich währeud der Einschärfung angehabt hatte, die so 
nach einer Zwischenzeit von huererzueuursiebzig Tagen sich herausarbeitete."

Hieran ankniipfend erzählt nun Myers selbst: „Ich war begierig zu erfahren, wie 
weit Fräulein E.‘s Erinnerung zu der eingebildeten Besuch dem Beweis, das; derselbe 
nimt statteufunden, widerstanden hätte. Am 2. September fragte ich sie: Glauben 
die immer noch, daß Professor Nrawinis „nnm 1. Januar zu Ihnen kam?‘ Gewiß ist 
er jenen Morgen zu mir gekomme": Aber Sic wissen doch recht gut, das; er Ihnen 
Halluchinationsheu hervorruft, und das; dies eine solche war: das, er überhaupt zu jener Zeit 
zu Nancy war?‘ erblickt die Antwort: diesmal war es keine Einbildung. U Ummäß ihr es auszureden. Tic Hallueinationsvorstellung 
halte durch eine» sso langen Zeiträume der Ineubatiou fortbestanden, das; da« wachende 
Gehirn, wen- ich mich so ausdruckte! darf, schließlich sie annahm und sich assimiliert.

Nachdem so die Erinnerung ebenso wenig wie die Willensfreiheit für 
Myers zum Beweis der menschlichen Persönlichkeit sich ausreichend gezeigt hat, unter- 
sucht er — nicht ganz streng logicu fortschreitend, wie er selbst zugesteht — die Wirkung 
der Hypnotisation ans die Eharatterbildung, eine Wirkung, „die nicht länger als 
ein Gegenstand der Speculation, sondern als einer von prakstischer Wichtiglie! anzu- 
erkennen ist”. Von dem Zache ausgehend, das; der Hivusmus ebenso wie die 
oralische Erziehung, im Wesentlichen eine hemmende Proeedur (vrullssg ol inhibitiou) 
ist, gelaugt er zu dem Schlüsse, das; wir die hemmende Kraft des Gehirns durch de» 
Hhiplvismus stärken köuueu, „ungefähre wie wir fle durch Opium oder Alkohol schwächen. 
Neu wird dem Leser dabei „nnm vor Allem auch die folgende „entschieden Be- 
hauptung“ sein, das; der Hypnotische Zustand nicht psr «e eine kranksche Erscheinung 
ist. Er ist ebenso wenig krankhaft, wie der Schlaf krankhaft ist und es kann gezeigt 
werden — Myers beabsichtigt dies noch zu thn — das; er in gewissem Sinne sogar 
ein höherer Znstand ist als der gewöhnliche Zustand des Schlafes oder des Wachens. 
Air müssen ferner auf eine Seite die grotesken Anekdoten stellen, die angeführt wurden,
Hypnotismus in England und Frankreich. HOI.
iini zu beweisen«, wie weit hypnotische Empfänglichkeit gehen mag. Sie gleichen den Experiments mit einem neuen Heilmittel, die seine gefährlichen Eigenschaften in's Licht setzen und seine zu verwendende Dosis feststellen sollen, bevor es in die gewöhnliche tlinische Praxis eingeführt wird.

Zur Stütze dieser Ansicht wird man der „moralische Ton“ des Somnambulen angeführt, wie er sich ergibt, wenn man letzteren ungestört, ohne hypnotische Einschärfung läßt. „In einigen wichtigen Punkten zeigt sich das gerade Gegenteil von Trunkenheit, Alkohol — offenbar weil es die höheren hemmenden Centren lähmte — macht den Menschen prahlerisch, sinnlich, zänkisch, Hypnotisierung hat eine entgegengesetzte Wirkung. (Es ist eine streitige Frage, ob ein „Schlafwandler“ jemals eine Unwahrheit gesagt hat“ n. s. w.

Nachdem wir so vorbereitet sind, kommt Myers zum Hauptpunkt seiner Ausführungen, der moralfördernden Kraft des Hypnotismus! Nichts Geringeres vermag nach ihm eine richtige Behandlung diefes Zinsinandes, als zur moralischen Besserung beizutragen! Kurzum, der Hypnotismus ist in den Stande, den Menschen tugendhaft zu machen.


Nach dem, was Myers als Augenzeuge beobachtet hat, glaubt er die hypnotische Eingebung als „nähezu unfehlbar“ für derartige Zwecke bezeichnen zu dürfen und zögert, ihrer Kraft eine Schranke zuzuerkennen: „Wir halten den Hermesstab,“ meint er, „den wir nur noch nicht zu schwigen gelernt haben."

So glaubt er, daß viele Fragen, welche die religiöse Welt in einem Sinn, die materialistischc Welt in einem anderen für gelöst hält, erst jetzt eigentlich anfangen zu den Gesichtsstreis der Wissenschaft zu treten. Er behauptet, erst jetzt beginnen wir de eerste Elementen gewisser Probleme näher zu treten, „welche so manche Geistliche mit einer Predigt, so manche Philosophen mit einer Formel, so manche Physiologen mit einem Lächeln oder Achselzucken gelöst haben.“
Die gleichen unliebsamen Anzeichen des Wegentheils von innern Befriedigung und Zustimmung hat, so fürchte ich, mancher Leser inzwischen kundgegeben, als er sich der Zumuthung gegenüber snh, den bisher gemeldeten hochst wunderbarlichen Experimenten und Ergebnissen der jungen Wissenschaft „Experimetalpsychologie“ Glauben zu schenken. Die Einwendungen, die sich zu Tugenden gegen das Gemeldete aufdrangen, sollen hier nicht erhoben werden. Es ist klar, daß der Werth jener Nusfühningen unseres Engländers steigt und fällt mit der beglaubigten Eicherheil aller die Experimente begleitenden Umstände. Erst wenn über alle und jeden Zweifel hinaus festgestellt sein wird, daß lediglich comveteute vorurtheilsfreie Männer der Wissenschaft als Handelnde und Zeugen bei den Experimenten dethetigt gewesen sind, das die Möglichkeit des Betrugs, der Selbsttäuschung von dieser oder jener Seite als absolut ausgeschlossen bezeichnet werde nim, erst dann wird das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts Darlegungen ein aufmerksam Ohr fchckrm, welche eine so fundamentale Umwälzung in unsere gewohnten Anschauungen versprechen und Perspectiven eröffnen, die uns schwindeln machen tonnen.


Von hier bis zur magnetischen Erziehung ist nur ein Schritt, Da der somnambule Zustand verbünde ist mit Unterdrückung des sinnlichen Lebens, so können die aus dieser Sinnenheit beruhenden Lustinete und Neigungen durch häusige Anwendung des Magnetismus und durch Unterwerfung des fremden Vorstcllungsvermögens unterdrückt werden. Eharapignon behandelte eine Somnambule, welche Kaffee im Uebermaß zu trinken pflegte und diese Gewohnheit nicht entsgagen mochte, trotzdem ihre Krankheit sich darauf zurückführen lie. Er brachte sie dab von ab durch ein energisches in der Krise erhichetes Verbot und den festen Willen, das; sie wachend eine förmliche Abneigung gegen dieses Getränk fassen sollte. . . Der Einfluß des Magnetismus auf die Sinne wie auf die Gedanken des Somnambulen ist nicht zu leugnen und dieser Einfluß kann im schlimmen wie im guten Sinne benutzt werden. Derselbe Eharapignon kannte ein Mädchen, das; ein ungeregeltes Leben mit ihrem Magnetiseur führte und das es „uf bessere Wege zu bringe“ beschloß. Im Somnambulismus ging sie auf seine Wünsche ein, empfand, was bis dahin „ich der Fall war, heftige Neue über ihre Lebensweise und faßte die besten Vorsätze. Erwacht war sie ausgellassen wie immer.
Hypnotismus in England und Frankreich. H03


Ein Wort, welches der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, jüngst geäußert hat, — allerdings in Beziehung auf ein anderes Gebiet, den Spiritismus, mit dem die von uns betrachteten Fälle nichts zu thun haben — scheint mir hier am Platze zu sein. „Ich bin außer Stande,“ sagt er in seinem neuesten Buch, einer Echtheit über den Spiritismus, „über die ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die bis jetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhang für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen giebt, als die bisherige, exakte Wissenschaft erforscht und erkannt hat, und sù eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exakte Untersuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben: denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das thatsächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Inductionen sich von den exakten Wissenschaften liefern lassen muß.“ Das ist wohl auch der Standpunkt, welchen der Denkende unter den Laien bis auf Weiteres den aus Frankreich und England gemeldeten sensationellen Erscheinungen und den Gebieten des Hypnotismus gegenüber einnehmen wird.
Illustrirte Bibliographie.


In derselben Richtung wie diese Unternehmungen will auch die neue Publikation der genannten Gesellschaft wirken. Sic hat sich ein umfassendes, bestimmtes Ziel gesetzt: „Die Veröffentlichung der hervorragenden Gemälde jener kleineren Gemälde-

Diesen Weg zeichnet die Geschichte der Kunst, oder was in diesem Fall damit zusammentritt, die politische Geschichte Teutschlands vor, denn hervorragende Sammlungen befanden sich in früherer Zeit fast nur an den Höfen der deutschen Fürsten. Erst in unserem Jahrhundert haben auch größere Stadtgemeinden das Sammeln von Kunstwerken zu ihrer Aufgabe gemacht.

Peters Nachfolger, Herzog August, hatte mehr Interesse für die Naturwissenschaften als für die Kunstsammlungen. Erst dessen Sohn, der regierende Großherr, hat seine Aufmerksamkeit wieder der Kunstsammlung zugewandt, einen Neubau für die Ballone aufgeführt und bei der Versteigerung der grünten deutsche... PrwrtNcric, der...
HW Uord und Süd. —

Die Sammlung ist hauptsächlich Werken aus der Niederzeit holländischer Malerei gewidmet, schließt aber auch die anderen Schulen nicht aus und besitzt von allen Werken erstens Ranges. Wir nennen nur David Teniers, Frans Snyders, Frans Hals, Ruysdael, viele Werke Rembrandts und seiner Schüler u. s. w.


Der Tert von Wilhelm Bode vereinigt meisterhaft die Bedürfnisse des größeren kunstfreundlichen Publikums und die Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Methode — eine Leistung, der uneingeschränktes Lob gezollt werden muß.

Die Vilderlese ist das erste Werk, welches die reproduzierenden Künste in dieser systematischen Weise verwerthet, und verdient die Anerkennung und das Interesse aller Freunde der Kunst. H., V.

Zur Toloniafrage.

Bei der Aktualität der Colonialfrage war es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, eine neue, dritte Auflage von Roschers „Kolonien“ zu veranstalten, da die früheren, lediglich für die Gelehrtenwelt bestimmt und auch nur in dieser verbreitet, heute wenig zugänglich, zudem von den Fortschritten der Wissenschaft und der Ereignisse des letzten Menschenalters überholt und insofern einigermaßen veraltet sind. Um das Werk auf die jetzigen Züge zu heben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge entspricht, hat sich Röschers nicht begnügt, seine eigene, historisch-theoretische Arbeit mit wesentlichen Berichtigungen und Bereicherungen auszustatten, sondern sich überdies veranlaßt gesehen, noch einen ebenbürtigen Mitarbeiter heranzuziehen und diesem die Behandlung unserer heutigen Stellung zu den unmittelbaren praktischen Problemen in einem ganz neuen Abschnitt zuzuweisen. So zerfällt das Buch nunmehr in zwei selbständige, nur vcr°

mittelst der Einheit des Gegenstandes zusammenhängende Theile von wesentlich verschiedener Tendenz, welche wiederum eine entsprechende Abweichung der Darstellung bedingt — der eine hat einen descriptiven, methodisch dogmatischen, der andere einen mehr analytischen und so zu sagen programmatischen Charakter.

Vibliographie. — Hdy
englisch-französische, die stricte Durchführung des Merkantilismus: das der Handels-
compagnien das freie Kolonialtystem in Nord-Amerika und die deutsche Auswanderung.
Die eigenartigen Vorzüge von Roschers wissenschaftlicher Methode und Schreibart
sind hinlänglich gekannt und geschätzt. Aus der quellenden Fülle detaillirten thatsäch-
lichen Stoffes, welchen er auf Grund seiner stémmenswerthen Belesenheit beherrscht und
in gesichteter Auswahl und gewissermaßen künstlicher Anordnung vor dem Leser
außergewöhnlich entwickelt er im Wege ungezwungener Abstraktion und vorsichtiger Generali-
sierung eine geschlossene Reihe wissenschaftlicher Lehrrsätze und praktischer Grundsätze,
welche so in dem doppelt gefugten Unterbau reichster Lebenserscheinung und strenger
Darrtheberung unerschütterlich zu wurzen scheinen. Die Mannigfaltigkeit, der fremd-
artige Reiz und das populäre Interesse des Stoffes erhöhen den Werth eines Buches,
das, getreu dem Horazischen: «t proäes» et äßleotar! gleichermäßen angelegt ist, den
Laien belehrend zu unterhalten, wie den Fachmann unterhaltend zu belehren.
Der letzte neue Abschnitt „Die deutschen Aufgaben der Gegenwart“ stammt ans
der Feder von Dr. Jur. et ptm. Robert Lannsch, einem Schüler des Leipziger
Altmeisters, der als Verfasser zahlreicher, zum Theil preisgekrönter theorisierischer
und statistischer Schriften, als Vorsitzender der Berliner handelsgeographischen Gesellschaft,
als Gründer Leiter der Wochenchrift „Export“, des handelsgeographischen Museums
und der deutschen Exportbank zu Berlin, sowie Angesichts seiner hervorragenden Ver-
dienste um die deutschen Ausstellung in Australien und Brasilien und die brasilianische
Ausstellung in Berlin, wie kaum ein Zweiter berufen erscheint, auf diesen« seinem Special-
gbiet seine maßgebende Stimme laut werden zu lassen und die Ergebnisse seiner
Studien und Erfahrungen mit denen seines früheren Lehrers zu vereinigen.
Mit Wärme befürwortet Lannsch den Eintritt des Reichs in eine deutsche
Eolonialpolitit und überhaupt energischere und systematische Nethaltung durch Staat
und Private an den Aufgaben einer extensiven Wirthschafts- und Culturpolitit als
eine historische Nothwendigkeit. Die bisherige deutsche Auswanderung und Ackerbau-
Eolonisation wird von ihm nicht auf Lebervülterung, sondern hauptsächlich auf agrarische
Uebelstände zurückgeführt, und sollte staatlich überwacht, nach deutschen, thunlichst selbst-
ständig zu legierenden Colonien geleitet, und durch öffentliche Organe und private Ge-
sellschaften organirt weiden. In zweiter Linie empfiehlt er die Handelscolonien durch
gleitene Maßregeln zu fördern, in deren sachliche Würdigung einzugehen sich hier ver-
bietet. Es genüge, auch diesen Abschnitt des Buches, der auf den gründlichsten, den
ganz Erkreis umfassender Forschungen in der neuesten Geschichte und Statistik ruht
wiederholt der allgemeinsten Beachtung angelegenheit zu empfehlen. ?. U. Wr
Rehrbach5 „Monumenta Laedagogica.“
diouumsut» Nermuani»« V»«ä2ßossi<!2. Schulordnungen, Schulbücher und
pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer
Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I, Braun-
Schon im Augustheft 1884 wurden die Leser dieser Monatsschrift auf ein lite-
arrisches Unternehmen aufmerksam gemacht, welches durch seine vortrefflichen Aus-
gaben von Kant, Fichte und Herbart berühmt gewordenen Gelehrten Karl Kehrbach
>et länger als zehn jahren andauernd beschäftigt, nämlich auf die Begründung eines
Nationllwerkes, welches die Vergangenheit des ganzen deutschen Erziehungs- und Unter-
richtsweans aus den Quellen selbst erstehen lassen soll“. Die schwierige Aufgabe, welche
sich Kehrbach gestellt hat, und die er mit einer großen Zahl von Fachgelehrten zu lösen
hofft, besteht also darin, von dem gesammten pädagogischen Leben des Mittelalters und
der Neuzeit ein möglichst ausführliches Bild zu geben. Zu diesem Zwecke gedenkt er
alle wesentlichen Urkunden, welche sich auf diese gewiss höchst bedeutsame Erscheinung
des deutschen Volkslebens beziehen und größtentheils noch handschriftlich oder in seltenen
Drucken in den Archiven und Bibliotheken verborgen liegen, ans Tageslicht zu fördern
Hl. Nord und Süd,

und dadurch für die Entstehung einer wahrhaft gediegenen Schulgeschichte nutzbar zu machen. Das herbeizuschaffende Material wird um so großartigere Dimensionen annehmen, als nicht bloß Schulordnungen, Schulgesetze, Visitationen, Besoldungsprobleme, Schulbücher u. a. betrachtet werden, sondern auch pädagogische Miscellaneen, d. h. Aufzeichnungen der Pädagoge, Schulreden, Acten über Erziehung einzelner Personen, z. V. der Fürsten, sowie zusammenfassende Darstellungen ganzer Perioden und Monographien bedeutender Pädagogen zur Veröffentlichung gelangen werden. Wir haben es hier demnach mit einem Werke zu thun, welches an genialer Weitsichtigkeit hinter dem vom Freiherrn vom Stein begründeten, von Pertz u. a. fortgesetzten und durch die so genannten „Honsuimata giáois“ auf eine solche Weise überdacht u. a. fortgeführt wird, daß nicht nur das Schulwesen der Stadt, sondern die Geschichte der deutschen Schulverhältnisse nachhaltig beeinflußt werden wird.


Wir empfehlen zum Schluß das großartige und von Kehrbach mit der selbstlosesten Hingabe übernommene und geleistete Nationalwerk auf's Angelegentlichste! II. ?

Das Helldunkel in der Malerei.

Vibliographische Notizen,

weniger äußerliche Manier der Lichtgcbung und Farbenwahl, sondern eine durchaus notur-
nothwendige und im Wesen der Malerei begründete Richtung der Kunst zu denken habe,
welche für ihre auf den Zauber von Licht- und Farbenstimmung gegründete Schöpfungen
eine gleich prinzipielle Würdigung zu beanspruchen habe, wie die auf lineare und plastische
Schönheit gerichtete KunNweise. Die Vereinigung beider Richtungen in ihrer voll-
kommensten Ausbildung kann daher in der Präzis nie erreicht, und sollte also auch in
der Theorie nicht gefordert werde. Raphael auf der einen, Correggio und Rembrandt
auf der andern Seite bezeichnen in gewissem Sinne unvererbliche Gegensätze! Die Ge-
schichte des Helldunkels nun wird im ersten Heft von der Malerei des Alterthums bis
to Correggio geführt, dessen Genie jenen Ideen mit einem Schlage zum überwältigenden
Ausdruck verhalf, welche in der Theorie am glänzendsten vor ihm Lionardo ausge-
sprochen hatte, dessen Praxis durch den lrmweg des Realismus von der Erreichung
des ihm selbst vorschwebenden Ideals abgelenkt worden war. Die zweite Abhandlung
ist einem der interessantesten Vertreter des Helldunkels, dem Frankfurter Maler Adam
Elsheimer, gewidmet. Elsheimer, der eigentliche Vorläufer Rembrandts, als Künstler
wie als Mensch eine gleich anziehende Persönlichkeit, ist in seiner hohen Bedeutung für
die Kunstartwicklung zuerst von Wilhelm Nodie (Jahrh. d. preuß. Kunstsammlung 1.1880.)
erkannt und eingehend gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift werden die
Umstände seines Lebens mit kritischer Genauigkeit geprüft und die zum Theil haltlosen
Aufstellungen Nodcs mannfach berichtigt. Zugleich weiden auch die nachweisbaren
Daten über die mit Elsheimer im Zusammenhang stehenden Frankfurter Künstler
Hans Glümbrer, Philipp Uffenbach, Johann Elsheimer (seinen Bruder) und seinen hint-
gebauten Freund Hendrik Goudt von Utrecht sichergestellt.

Möchten die liebevollen Untersuchungen Seibts, denen man gelegentliche Weit-
schweifigkeiten gern nachsieht, bald ihre weitere Fortsetzung finden. >l. 8.

Bibliographische Notizen.

Teutsches Ueben und deutsche (lustänVe
von der Hohenstllufenzeit bis in's Re-
formationszeitaltie dargestellt von Karl
Fischer. Gotha, Friedrich Andreas.
Perthes.

Das vorliegende Vuch gehört zu der
Reihe polemischer Schriften, welche lanßns
darstellung der Reformation in seiner Ge-
schichte des deutschen Volkes hervorgerufen
hat. „Die gewaltige Geistesbewegung
(sagt Fischer), welche im 16. Jahrhundert
die christliche, insbesondere die deutsche
Welt erschüttert hat, hat lange Zeit bei
vielen als eine weltgeschichtliche Wunder»
erscheinung gegolten, welche geheimnisvoll
in ihren Ursachen, überirdisch rein in ihren
Trägern, unermesslich groß in ihren Wir-
kungen gewesen sei. Es konnte nicht fehlen,
dafs ein Rückschlag gegen diese Auffassung
und Darstellung eintrat, indem man nun
jene Erscheinung nicht blvs ihres himm-
lischen Gewandes entkleide, sondern sie in
niedriger Knochigkeit hienieden wandeln
ließ." Gegen beide Auffassungen wendet
sich Fischer. Er sieht in der Reformation
das Resultat einer ZOOsährigen Arbeit,
welche iu der Hohenstauzenzeit begonnen
und sich über alle Gebiete des deutschen
Lebens, des wirtschaftlichen, socialen,
kirchlichen und politischen ausgebrettet hat.
Damit ist zugleich die Tendenz und die
Anlage des Buches gekennzeichnet. In
einer Reihe anziehend geschriebener Capitel
behandelt er die entscheidenden/ACuBerungen
des öffentlichen und privaten Lebens,
Handel und Verkehr, Rechts- und Ge-
richtswesen, Stände und Berufe, Uni-
versitäten und Schulen, Literatur und
Wissenschaft u. a. m. Es wäre zu
wünschen gewesen, daß der Verfasser seine
Befohungen oder die vorgebrachten Bei-
spiele durch Quellenangaben belegt hätte;
das Fehlen derselben legt die Vermuthung
nahe, daß vielfach nur Quellen zweiter
und dritter Hand benutzt sind. 1.

Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernem».
Knapp ein Lustrum ist es her, daß
die wissenschaftliche Welt demselben Verfasser
für sein durch unerschöpfende Gründlichkeit
wie durch reichste Mannigfaltigkeit gleich
ausgezeichnetes Werk über „Das Kind in
1884 einmütig Dank gewußt hat, und
schon überreicht er ihr ein neues Denkmal
staunenswerthcn Fleißes, unermüdlichen
Sammlens. Ein Denkmal! Denn in-
zwischen ist der bescheidene Leipziger Arzt
von seinem Arbeitfelde abberufen worden!
Ploß' Bedeutung für die Ethnologie unserer
Tage darf nicht unterschätzt, sie kann viel-
leicht nicht noch genug geschätzt werden:
ein so reiches Material haben nur Wenige
zusammengetragen, und die liebevolle Ver-
tiefung, mit der er es unter strengen Ge-
sichtspunkte und mit vergleichender Methode
concentrirt hat, ist einzig in ihrer Art.
Nie schon in seinem Werke über „das
Kind“ finden wir auch in dem vorliegen-
den über „das Weib“ das ganze anthropo-
socio-, ethnologische Wissen der frühere»
und der gegenwärtigen Forchungseuochen
Vibliogiaphische Notizen.


NuS dem Kleinleben. Erzählungen von H. Villinger. Lahr, M. Schauenburg. (Mit dein Porträt der Verfasserin.) Mit herzlicher Freude muß es jedes Mal begrüßt werden, wenn schriftstellernde Frauen sich nicht an hohe philosophische oder literarische Probleme wagen, sondern
in dem ihnen von der Natur zunächst ange-...
Nord und Süd. will und deshalb lieber mit eigener zitternder Hand Briefe fälscht, in denen jener als guter Sohn und getreuer Bräutigam erscheint. Das Neste steht hier, was "uch nicht gerade häufig vorkommt, am Schluß: Die beiden Geschichten "Das beilig Dimdi" und "Die Narren-Rosci" sind Musterstücke, eitlere für das Studium des Volkes und seines Seelenlebens, letztere als psychologisches Gemäde. Hoffentlich bietet die Verfasserin noch recht viele solche

Sitten aus "dem Kleinenleben." tv.

\[\text{4<4} \]

\[\text{Nord und Süd. will und deshalb lieber mit eigener zitternder Hand Briefe fälscht, in denen jener als guter Sohn und getreuer Bräutigam erscheint. Das Neste steht hier, was "uch nicht gerade häufig vorkommt, am Schluß: Die beiden Geschichten "Das beilig Dimdi" und "Die Narren-Rosci" sind Musterstücke, eitlere für das Studium des Volkes und seines Seelenlebens, letztere als psychologisches Gemäde. Hoffentlich bietet die Verfasserin noch recht viele solche} \]